

# Barbara Tuchman

## August 1914



Geschichte  
Fischer



In ihrem bekanntesten Buch verzeichnet Barbara Tuchman all die Fehleinschätzungen und Verblendungen, mit denen die Staatsmänner und Generale in den Ersten Weltkrieg marschierten.

# Geschichte Fischer



9 783596 244409 DM 19.80  
ISBN 3-596-24440-4

*Über dieses Buch* Jahrelang haben sich die prospektiven kriegführenden Parteien auf den Krieg vorbereitet, Kriegsziele definiert, über Kontributionen für die Zeit danach nachgedacht – und auf einmal ist der Krieg wirklich da. Unaufhaltbar, wie ein Räderwerk, schnurrt der Kriegsapparat ab. Besonnene Beamte in den verschiedenen Ministerien in den verschiedenen Ländern stehen auf verlorenen Posten. Der Krieg war nicht mehr zu verhindern. Denn jede Macht war selbstverständlich von ihrem Sieg überzeugt und von ihrem Zugewinn. Barbara Tuchman schreibt an den Fakten und Dokumenten entlang und kommt zu der unwiderlegbaren Feststellung, soweit es sich um den Ersten Weltkrieg handelt: Wer sich auf den Krieg als politisches Mittel einlässt, kommt darin um. In Europa gingen, nach dem berühmten Diktum, im August 1914 die Lichter aus. Mit ihrem bekanntesten Buch lieferte Barbara Tuchman ein grandioses Stück narrativer Geschichtsschreibung. Auch nach rund fünfundzwanzig Jahren seit dem Ersterscheinen der Originalausgabe ist das Buch weder überholt noch überboten. John F. Kennedy las gerade ‚The Guns of August‘, als sich die Konfrontation von Kuba zusammenbraute. Kennedy lernte aus dem Buch: «Tuchmans eindringliche Geschichtserzählung bewog JFK zum Verzicht auf blutige Militäraktionen, mit denen Pentagon-Generäle die Sowjetraketen vernichten wollten – ohne Rücksicht auf die Konsequenzen. So betrachtet, hat kein Historiker seit Thukydides (der auch schon – vergebens – vor den Ungewissheiten des Krieges warnte) der Menschheit eine grössere Wohltat erwiesen als die Wall-Street-Bankierstochter Tuchman, die gar keine gelernte Historikerin war.» (,Der Spiegel)

*Die Autorin* Barbara Tuchman, 1912 in New York geboren, studierte am renommierten Radcliff College und arbeitete anschliessend als Journalistin, entdeckte dabei ihre Begabung für Historiographie – und verfasste einschlägige Bücher, von denen zwei mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet wurden. Ihre besondere Spezialität war es, auch komplizierte Zusammenhänge einleuchtend darstellen zu können, ohne sie zu versimpeln. Zahlreiche akademische Ehrungen, darunter ein Doktorat der Harvard University. Barbara Tuchman starb im Januar 1989.

Von derselben Autorin sind im Fischer Taschenbuch Programm lieferbar: ‚In Geschichte denken‘ (Bd. 4304), ‚Sand gegen den Wind‘ (Bd. 4388) und ‚Die Torheit der Regierenden‘ (Band 4438).

Barbara Tuchman

# August 1914

Aus dem Amerikanischen von  
Grete und Karl-Eberhardt Felten

Fischer  
Taschenbuch  
Verlag

Ungekürzte Ausgabe

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main, Februar 1990

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des Scherz Verlags AG, Bern und  
München

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel ‚[The Guns of August](#)‘ bei

Macmillan Inc. in New York © 1962 by Barbara Tuchman

Umschlaggestaltung: Buchholz/Hinsch/Hensinger

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-24440-4

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

## Inhalt

1	Ein Begräbnis .....	7
---	---------------------	---

### Pläne

2	Der rechte Flügelmann streift den Kanal .....	25
3	Der Schatten von Sedan .....	36
4	«Ein einziger britischer Soldat...» .....	52
5	Die russische Dampfwalze .....	64

### Kriegsausbruch

6	Der 1. August in Berlin .....	81
7	Der 1. August in Paris und London .....	94
8	Ultimatum an Brüssel .....	110
9	«Wieder zu Hause, ehe das Laub fällt» .....	124

### Kämpfe

10	«Goeben... ein Feind auf der Flucht» .....	151
11	Lüttich und Elsass .....	175
12	Das englische Expeditionskorps landet .....	208
13	Sambre und Maas .....	221
14	Zusammenbruch – Lothringen, Ardennen, Charleroi, Mons	247
15	«Die Kosaken kommen!» .....	280
16	Tannenberg .....	308
17	Der Brand von Löwen .....	327
18	Das weite Meer, Blockade und der grosse Neutrale .....	341
19	Rückzug .....	359
20	Die Front heisst Paris .....	392
21	Von Klucks Schwenkung .....	415
22	«Meine Herren, wir kämpfen an der Marne» .....	434
	Hernach .....	457

## **Anhang**

Literaturverzeichnis .....	465
Kartenverzeichnis .....	478
Anmerkungen.....	479
Namen- und Sachregister .....	520

## 1 Ein Begräbnis

Die neun Majestäten, die an dem Maimorgen des Jahres 1910 hoch zu Ross dem Sarge Eduards VII. von England folgten, boten ein so überwältigendes Bild, dass ein Seufzer der Bewunderung durch die schwarzgekleidete Menge ging, die sich in ehrfurchtsvollem Schweigen drängte. Scharlachfarben, blau, grün und purpurrot ritten die Herrscher jeweils zu dreien nebeneinander durch das Schlosstor, mit nickenden Helmbüschchen, goldenen Tressen, karmesinroten Schärpen und juwelenbesetzten Orden, die in der Sonne aufblitzten. Ihnen folgten fünf Thronerben, dann weitere vierzig kaiserliche oder königliche Hoheiten, sieben Königinnen – davon drei regierende und vier Königinwitwen – und eine Schar von Sondergesandten aus Ländern, deren Herren keine Krone trugen. Insgesamt waren siebzig Nationen vertreten in dieser grössten Versammlung von Königen und Würdenträgern, die sich je an einer Stelle zusammengefunden hat und die in ihrer Art die letzte sein sollte. Gedämpften Klanges verkündete Big Ben die neunte Stunde, als der Trauerzug den Palast verliess; die Uhr der Weltgeschichte aber zeigte auf Sonnenuntergang, und das Licht der alten Welt versank in einem Todesglanz ohnegleichen.

Vorn in der Mitte ritt der neue König, Georg V, zu seiner Linken der Herzog von Connaught, der einzige noch lebende Bruder des verstorbenen Königs, zu seiner Rechten aber der Mann, dem nach den Worten der *Times* «der erste Platz unter allen nichtenglischen Leidtragenden gebührte» und der «selbst bei gespanntesten Beziehungen seine Volkstümlichkeit in England nie verlor» – Wilhelm II., deutscher Kaiser. Auf seinem Grauschimmel, in der scharlachroten Uniform eines britischen Feldmarschalls, den seinem Rang zukommenden Marschallstab in der Hand, hatte er seinen Zügen hinter dem berühmten aufwärts gewirbelten Schnurrbart einen Ausdruck «tiefen, ja strengen Ernstes» gegeben. Wie wenig ruhig es in seinem so leicht erregbaren Herzen aussah, verraten hier und dort seine Briefe. «Ich bin stolz, diesen Ort meine zweite Heimat zu nennen und ein Mitglied dieser königlichen Familie zu sein», schrieb er nach Hause, als er die Nacht im Schloss Windsor in den früheren Räumen seiner Mutter verbracht hatte. Empfindsamkeit und Sehnsucht, die diese von Trauer überschattete Begegnung mit seinen englischen Verwandten in ihm auslöste, mischten sich mit dem Stolz auf seinen



Vorrang vor den anderen anwesenden Herrschern und einer spürbaren Erleichterung darüber, dass sein Onkel nun die europäische Bühne verlassen hatte. Er war gekommen, um Eduard, den bösen Geist, zu begraben; Eduard, der in Wilhelms Augen Anstifter der Einkreisung Deutschlands war; Eduard, den Bruder seiner Mutter, dem er weder befehlen noch imponieren konnte und dessen dicke Gestalt ihren Schatten erkältend auf Deutschland warf. «Er ist ein Satan! Man glaubt gar nicht, was für ein Satan er ist.»

Dieser Ausspruch des Kaisers fiel 1907 in Berlin bei einem Essen vor dreihundert Gästen; Eduard war nämlich wieder einmal auf dem Kontinent unterwegs, offensichtlich mit dem teuflischen Ziel, seine Einkreisungspläne zu fördern. Er hatte demonstrativ eine Woche in Paris verbracht, hatte dann ohne jeden Anlass den König von Spanien besucht (der gerade seine Nichte geheiratet hatte) und schliesslich dem König von Italien eine Visite gemacht, augenscheinlich in der Absicht, ihn zum Austritt aus dem Dreibund mit Deutschland und Österreich zu verführen. Der Kaiser, dem die Zunge leichter als sonst jemandem in Europa durchging, hatte sich so in Zorn gesteigert, dass schliesslich wieder einmal einer jener Aussprüche fällig war, die während der zwanzig Jahre seiner Regierung immer von Neuem die Nerven seiner Diplomaten strapazierten.

Zum Glück war nun der Einkreiser tot, und an seiner Stelle stand Georg, der, wie der Kaiser ein paar Tage vor dem Begräbnis zu Theodore Roosevelt sagte, ein «sehr netter Junge» (von fünfundvierzig Jahren, sechs Jahre jünger als der Kaiser) war. «Er ist Engländer durch und durch und hasst alle Ausländer, aber das macht mir nichts aus, solange er die Deutschen nicht mehr hasst als andere Fremde.» So ritt nun Wilhelm zuversichtlich an der Seite Georgs und grüsste im Vorbeireiten die Regimentsfahne der I. Royal Dragoons, deren Ehrenoberst er war. Früher einmal hatte er Fotografien verteilt, auf denen er die Uniform dieses Regiments trug, mit den rätselhaften Worten über seinem Namenszug: «Meine Zeit wird kommen.» Nun war seine Zeit gekommen; er war der erste Mann in Europa.

Hinter Wilhelm II. ritten die zwei Brüder der verwitweten Königin Alexandra, König Friedrich von Dänemark und König Georg von Griechenland; ihr Neffe, König Haakon von Norwegen, und drei Könige, die ihre Krone verlieren sollten: Alfons von Spanien, Manuel von Portugal und, mit einem seidenen Turban geschmückt, König Ferdinand von Bulgarien, der seine königlichen Vettern damit ärgerte, dass er sich Zar nannte und in einer Truhe die kompletten Krönungsinsignien eines byzantinischen Kaisers aufbewahrte. Sie stammten aus einem Theaterfundus und wurden für den Tag bereitgehalten, an dem er die byzantinischen Herrschaftsgebiete unter seinem Zepter wieder vereinigen würde.

Geblendet vom Glanz dieser «prachtvoll berittenen Fürsten», wie die *Times* sie nannte, hatten nur wenige Zuschauer Augen für den neunten König, der als einziger wirkliches Format beweisen sollte. Trotz seines hohen Wuchses und seiner tadellosen Haltung im Sattel brachte es Albert, der König der Belgier, der dem

Pomp höfischer Zeremonien gänzlich abhold war, zuwege, in dieser Umgebung verlegen und doch gleichzeitig unbeteiligt zu wirken. Er war fünfunddreissig Jahre alt und trug die Krone kaum ein Jahr. Selbst später, als sein Antlitz zum Symbol tragischen Heldentums wurde, zeigte es noch immer diesen zerstreuten Zug, als dächte der König an ganz andere Dinge.

Der Mann, von dem das Unglück seinen Ausgang nehmen sollte, Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich, Thronfolger des Kaisers Franz Joseph, ritt mit wehendem grünem Federbusch an Alberts rechter Seite, hochgewachsen und wegen seiner Fülle stramm geschnürt; zu seiner Linken hatte der Belgier einen anderen Kronprinzen, der niemals seinen Thron besteigen sollte, Prinz Jussuf, den Erben des türkischen Sultans. Den Königen folgten die königlichen Hoheiten: Prinz Fushimi, der Bruder des Kaisers von Japan; Grossfürst Michael, der Bruder des Zaren von Russland; der Herzog von Aosta, lichtblau mit grünen Federn, der Bruder des Königs von Italien; Prinz Karl, der Bruder des Königs von Schweden; Heinrich, Prinzgemahl der Königin von Holland, und die Kronprinzen von Serbien, Rumänien und Montenegro. Der letztgenannte, Prinz Danilo, «ein liebenswürdiger, ausserordentlich hübscher junger Mann von höchst angenehmen Manieren», glich dem Liebhaber der Lustigen Witwe nicht nur dem Namen nach, denn er war zur Bestürzung des britischen Empfangskomitees am Vorabend in Begleitung einer «reizenden jungen Dame von grossem persönlichen Charme» eingetroffen, die er als Hofdame seiner Frau vorstellte; sie sei nach London gekommen, um einige Einkäufe zu machen.

Ein ganzes Regiment kleinerer deutscher Fürstlichkeiten folgte: von Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Waldeck-Pyrmont, von Coburg, Sachsen-Coburg und Sachsen-Coburg-Gotha, von Sachsen, Hessen, Württemberg und Baden. Aus Bayern war Kronprinz Rupprecht da, der bald eine deutsche Armee in die Schlacht führen sollte. Dann kamen ein Prinz von Siam, ein persischer Prinz, fünf Prinzen des früheren französischen Königshauses der Orléans; ein Bruder des Khediven von Ägypten, der einen Fez mit goldener Quaste trug; in besticktem lichtblauen Gewand Prinz Tsia-tao von China, dessen altherwürdige Dynastie zwei Jahre später stürzen sollte, und der Bruder des Kaisers, Prinz Heinrich von Preussen, als Repräsentant der deutschen Flotte, deren Oberbefehlshaber er war. In dieser glänzenden Gesellschaft befanden sich drei Herren in Zivil, Gaston-Charlin aus der Schweiz, Pichon, Aussenminister von Frankreich, und der frühere Präsident Theodore Roosevelt als Sondergesandter der Vereinigten Staaten.

Man hatte Eduard, dem diese einmalige internationale Parade galt, oft den «Onkel Europas» genannt, und dieser Titel konnte, soweit es sich um die regierenden Häuser Europas handelte, ganz wörtlich genommen werden. Er war der Onkel nicht nur Kaiser Wilhelms, sondern durch die Schwester seiner Frau, die Kaiserinwitwe Maria von Russland, auch des Zaren Nikolaus II. Seine Nichte Alix war

die Zarin, seine Tochter Maud Königin von Norwegen; eine andere Nichte, Ena, war Königin von Spanien, eine dritte, Marie, sollte bald Königin von Rumänien werden. Die Familie seiner Frau war nicht nur im Besitz des dänischen Thrones, sondern hatte auch Russland die Zarinmutter und Griechenland und Norwegen ihre Könige geschenkt. Andere Verwandte, die ebenfalls irgendwie von den neun Söhnen und Töchtern der Königin Viktoria abstammten, waren allenthalben an den europäischen Höfen zu finden.

Doch es lag nicht nur am Familiensinn oder gar am Schrecken über den plötzlichen Tod Eduards – für die Öffentlichkeit sah es aus, als wäre er von einem Tag zum anderen erkrankt und gestorben –, dass Beileidsbezeugungen bei seinem Hingang in so unerwarteter Menge eintrafen. Sie galten vielmehr der ausserordentlichen Kontaktfähigkeit dieses Herrschers, die sich für sein Land als von unschätzbarem Wert erwiesen hatte. In den neun kurzen Jahren seiner Regierung hatte England notgedrungen seine *splendid isolation* aufgegeben; an ihre Stelle war, da die englische Politik seit je wenig zu regelrechten Bündnissen neigte, eine Reihe von «Abkommen» und Vereinbarungen mit zwei alten Feinden getreten, nämlich Frankreich und Russland, und mit einer vielversprechenden neuen Macht: Japan. Die daraus resultierende Veränderung des Gleichgewichts war in der ganzen Welt zu spüren und wirkte sich in den wechselseitigen Beziehungen aller Staaten aus. Obwohl Eduard den politischen Kurs seines Landes weder bestimmte noch beeinflusste, gab sein persönliches diplomatisches Geschick bei dieser Umstellung doch den Ausschlag.

Als Kind hatte er während eines Besuchs in Frankreich zu Napoleon III. gesagt: «Sie haben ein schönes Land. Ich wäre gern Ihr Sohn.» Diese Vorliebe für alles Französische, die im Gegensatz oder vielleicht auch im Widerspruch zu den deutschen Neigungen seiner Mutter stand, hielt an und wurde nach ihrem Tode nutzbar gemacht. Als England über die Herausforderung, die im deutschen Flottenprogramm vom Jahre 1900 lag, verstimmt war und sich entschloss, seine alten Differenzen mit Frankreich zu bereinigen, ebnete Eduards Talent als *roi charmeur* den Weg. Im Jahre 1903 ging er nach Paris, ohne sich um die Warnung zu kümmern, dass er bei einem offiziellen Staatsbesuch mit einer kühlen Aufnahme rechnen müsse. Bei seiner Ankunft verhielten sich die Massen abweisend und schweigsam, nur vereinzelte herausfordernde Rufe wurden laut – «*Vivent les Boers!*» «*Vive Fashoda!*» –, die der König unbeachtet liess. Einem Adjutanten, der ihm bestürzt zuflüsterte: «Die Franzosen mögen uns nicht», erwiderte er: «Warum sollten sie auch?» und fuhr fort, sich zu verneigen und aus seinem Wagen zu lächeln.

Vier Tage zeigte er sich immer wieder, bei einer Parade in Vincennes, beim Rennen in Longchamps; er besuchte eine Galavorstellung in der Oper, erschien zu einem Staatsbankett im Elysée und einem Frühstück am Quai d'Orsay; im Theater verwandelte er eine frostige Stimmung in Lächeln, indem er sich während

der Pause unter die Besucher mischte und einer berühmten Schauspielerin im Foyer Liebenswürdigkeiten in französischer Sprache sagte. Er hielt überall taktvolle Ansprachen, in denen von seiner Freundschaft und Bewunderung für die Franzosen die Rede war, von ihren «ruhmreichen Traditionen», ihrer «wunderschönen Hauptstadt», für die er «wegen so vieler glücklicher Erinnerungen» eine besondere Schwäche habe, von seiner «aufrichtigen Freude» über den Besuch und seiner Zuversicht, dass alte Missverständnisse «nun glücklich vorbei und vergessen» seien, dass das Wohlergehen Frankreichs und Englands eng miteinander verknüpft und die Freundschaft beider Länder ihm «beständiges Anliegen» sei. Als er dann abreiste, schrie die Menge: «*Vive notre Roi!*» Ein belgischer Diplomat berichtete: «Man hat selten einen so völligen Wandel der Einstellung gesehen wie jetzt hier in Frankreich. Eduard hat die Herzen aller Franzosen gewonnen.» Der deutsche Gesandte hielt den Besuch des Königs für eine «höchst seltsame Angelegenheit» und vermutete, dass die englisch-französische Annäherung die Folge einer «allgemeinen Abneigung gegen Deutschland» sei. Und nachdem die Staatsmänner in harter Arbeit die strittigen Punkte beseitigt hatten, wurde innerhalb eines Jahres aus der «Annäherung» die im April 1904 unterzeichnete englisch-französische Entente.

Deutschland hätte selbst vielleicht schon ein Bündnis mit England haben können, wenn nicht seine Führung aus Misstrauen gegen die englischen Motive die Vorschläge des Kolonialministers Joseph Chamberlain im Jahre 1899 und dann wieder im Jahre 1901 zurückgewiesen hätte. Weder der undurchsichtige Holstein, der die Aussenpolitik leitete, noch Fürst Bülow, der elegante und gebildete Kanzler, oder gar der Kaiser selbst wussten genau, was sie von England eigentlich befürchteten, aber dass da Heimtücke im Spiel war, dessen waren sie gewiss. Der Kaiser wünschte von jeher ein Abkommen mit England, sofern er es erreichen könnte, ohne diesen Wunsch eingestehen zu müssen. Einmal, beim Begräbnis der Königin Viktoria, hatte er unter dem Einfluss der englischen Umgebung und der Familiengefühle Eduard gegenüber diesen Wunsch zugegeben. «Nicht einmal eine Maus könnte sich in Europa ohne unsere Erlaubnis rühren» – so sah er ein englisch-deutsches Bündnis. Doch sowie die Engländer ihre Bereitwilligkeit erkennen liessen, zuckten er und seine Minister zurück, weil sie irgendeinen Trick argwöhnten. Aus Furcht, dass sie am Konferenztisch ins Hintertreffen geraten könnten, zogen sie es vor, sich gänzlich fernzuhalten und sich darauf zu verlassen, dass man mit Hilfe einer stets wachsenden Flotte den Engländern schliesslich die Bedingungen werde diktieren können.

Bismarck hatte gemahnt, Deutschland möge sich mit seiner Geltung als Landmacht begnügen; aber seine Nachfolger ergaben alle miteinander noch keinen Bismarck. Er hatte, ohne je den Kurs zu ändern, Ziele verfolgt, die klar vor ihm standen; sie suchten tastend ihren Weg zu weiteren Horizonten, ohne genau zu wissen, was sie wollten. Holstein war ein Machiavelli ohne politische Konzeption,

dessen einziger Grundsatz Misstrauen gegen jedermann hiess. Bülow war ein Mann ohne Grundsätze; er erschien so glatt, klagte sein Kollege Grossadmiral Tirpitz, dass ein Aal im Vergleich mit ihm ein Blutegel war. Der impulsive, un-stete und immer neu begeisterte Kaiser wechselte seine Ziele von Stunde zu Stunde und sah seine diplomatische Betätigung lediglich als Übung an, ständig in Bewegung zu bleiben.

Keiner von ihnen glaubte, dass England sich je mit Frankreich verständigen könne, und Holstein tat alle Warnungen in dieser Richtung als «naiv» ab, selbst jenen ausführlichen Bericht, der von seinem Vertrauensmann in London, dem Freiherrn von Eckardstein, stammte. Bei einem Essen im Marlborough House im Jahre 1902 hatte dieser beobachtet, wie Paul Cambon, der französische Botschaf-ter, mit Joseph Chamberlain im Billardzimmer verschwand, wo sie sich achtund-zwanzig Minuten lang angeregt unterhielten. Von dem Gespräch konnte er nichts weiter hören (ob die Tür offen war oder ob er am Schlüsselloch horchte, verraten uns Eckardsteins Memoiren nicht) als die Worte «Ägypten» und «Marokko». Spä-ter wurde er in das Arbeitszimmer des Königs gebeten, wo Eduard ihm eine Up-man 1888 anbot und mitteilte, dass England im Begriff sei, mit Frankreich ein Übereinkommen in allen strittigen Kolonialfragen zu treffen.

Als die Entente Wirklichkeit wurde, war Wilhelms Zorn furchtbar. Aber noch mehr erbitterte ihn Eduards Triumph in Paris. Für den Reisekaiser – so nannte man ihn seiner häufigen Reisen wegen – war es ein Genuss, mit allem Zeremoniell seinen Einzug in die Hauptstädte anderer Länder halten zu können, und gerade die Stadt, die er am liebsten besucht hätte, Paris, war für ihn unerreichbar. Überall war er gewesen, sogar in Jerusalem, wo das Jaffator hatte erweitert werden müs-sen, damit er hoch zu Ross einziehen konnte; nur Paris, der Inbegriff alles Schönen und Begehrten, alles dessen, was Berlin fehlte – Paris blieb ihm verschlos-sen. Er wollte von den Parisern umjubelt werden, er wünschte, dass man ihm den Grand Cordon der Ehrenlegion verleihe, und er hatte die Franzosen zweimal die-sen kaiserlichen Wunsch wissen lassen. Doch die Einladung blieb aus. Er konnte ins Elsass gehen und Reden halten, in denen er den Sieg von 1870 feierte; er konnte in Lothringen Paraden durch Metz führen; aber es ist vielleicht eines der tragischsten Fakten im Leben eines gekrönten Hauptes, dass der Kaiser zweiund-dachtzig Jahre alt wurde und starb, ohne Paris gesehen zu haben.

Neid auf die älteren Nationen liess ihn nicht ruhen. Theodore Roosevelt gegen-über beklagte er sich, dass der englische Adel auf seinen Reisen durch den Konti-nent niemals Berlin besuche, dagegen stets nach Paris gehe. Er fühlte sich nicht genügend beachtet. Reichskanzler von Bülow berichtet über ein Gespräch des Kaisers mit dem König von Italien: «Während seiner langen Regierung habe er die Erfahrung machen müssen, dass seine Kollegen, die anderen Souveräne, seine Reden und Worte zuwenig beachteten. Eine möglichst starke deutsche Flotte werde in Zukunft dazu beitragen, dass man den Worten des deutschen Kaisers

mehr Gehör schenke.» Ebenso fühlte die ganze Nation, die wie der Kaiser ein enormes Bedürfnis nach Anerkennung empfand. Mit Energie und Ehrgeiz geladen, ihrer Stärke bewusst und mit den Gedanken Nietzsches und Treitschkes gross geworden, fühlte sie sich zur Herrschaft berufen und glaubte sich betrogen, weil die Welt dieses Recht nicht anerkannte. Man müsse, schrieb Friedrich von Bernhardi, der Wortführer des Militarismus, «deutschem Wesen und deutschem Geist überall auf dem Erdenrund die Beachtung wahren... die ihm seinem inneren Wert nach zukommt» und die ihr bisher vorenthalten worden sei. Er gab ganz offen zu, dass er nur eine einzige Methode zur Erreichung dieses Zieles kenne; andere – und dazu gehörte auch der Kaiser – suchten sich die erwünschte Achtung auf primitivere Art zu sichern, nämlich durch Drohungen und durch Demonstration der Macht. Sie schüttelten die «eiserne Faust», forderten ihren «Platz an der Sonne» und verherrlichten die Schwerttugenden in Hymnen auf «Blut und Eisen» und die «schimmernde Wehr». Theodore Roosevelts bekanntes Rezept für ein freundnachbarliches Verhältnis wurde abgewandelt in: «Sprich laut und schwinge ein grosses Gewehr.» Als die Deutschen es schwangen, als der Kaiser seinen Truppen, die zum Boxeraufstand nach China entsandt wurden, in einer Rede empfahl, sie sollten fechten «wie die Hunnen unter König Etzel» (die Wahl dieses Vorbildes für die Deutschen stammte von ihm selbst), als alldeutsche Bünde und Flottenvereine immer zahlreicher wurden und auf Kongressen die Anerkennung ihres «rechtmässigen Dranges» nach Expansion durch die anderen Nationen forderten, da antworteten diese mit Bündnissen, und daraufhin schrie wiederum Deutschland «Einkreisung!». «Deutschland gänzlich einzukreisen» wurde der misstönende Kehrreim des Jahrzehnts.

Eduard setzte seine Auslandsreisen fort und besuchte in Rom, Wien, Lissabon und Madrid keineswegs nur gekrönte Häupter. Jedes Jahr machte er seine Kur in Marienbad, wo er einen Meinungs austausch mit dem Tiger von Frankreich hatte, der ebenso alt war wie er und während der Regierungszeit Eduards vier Jahre lang das Amt des Ministerpräsidenten innehatte. Eduard, der zweierlei vor allem liebte, korrekte Kleidung und unkonventionelle Gesellschaft, drückte hier in Bezug auf Kleidung ein Auge zu und bewunderte Clemenceau. Der Tiger teilte Napoleons Meinung, dass Preussen «aus einer Kanonenkugel ausgebrütet» sei, und sah diese Kanonenkugel auf sich zukommen. Er arbeitete, plante und lavierte im Schatten der einen beherrschenden Idee: «Die deutsche Machtgier... hat sich die Vernichtung Frankreichs zum Ziel gesetzt.» Wenn die Zeit komme, da Frankreich Hilfe brauche, erklärte er Eduard, werde Englands Seemacht nicht ausreichen, und er erinnerte ihn daran, dass Napoleon nicht bei Trafalgar, sondern bei Waterloo geschlagen worden sei.

Im Jahre 1908 stattete Eduard zum Missvergnügen der englischen Öffentlichkeit dem Zaren an Bord der kaiserlichen Jacht zu Reval einen Staatsbesuch ab.

Die englischen Imperialisten sahen in Russland den alten Feind aus dem Krimkrieg und neuerdings eine Gefahr, die Indien bedrohte, während die Liberalen und die Labour-Abgeordneten es als das Land der Knute, des Pogroms und der dahingeschlachteten Revolutionäre von 1905 betrachteten und den Zaren mit MacDonalds Worten einen «gemeinen Mörder» nannten. Die Abneigung war gegenseitig. Russland verabscheute Englands Bündnis mit Japan und hasste Grossbritannien als die Macht, die Russlands historisches Streben nach Konstantinopel und der Strasse von Malakka nicht zum Ziele kommen liess. Nikolaus II. verband einst zwei beliebte Vorurteile in der einfachen Feststellung: «Ein Engländer ist ein *zhid* (Jude).»

Aber die alte Feindschaft war nicht so stark wie die neue Gefahr, und auf Drängen der Franzosen, denen daran lag, dass ihre beiden Verbündeten sich arrangierten, wurde im Jahre 1907 die angiorussische Verständigung unterzeichnet. Man hatte den Eindruck, dass eine freundschaftliche Geste des Königs selbst notwendig sei, um auch den letzten Rest eines etwa noch vorhandenen Misstrauens zu beseitigen, und so schiffte sich Eduard nach Reval ein. Er führte lange Gespräche mit dem russischen Aussenminister Iswolski und tanzte mit der Zarin den Walzer aus der «Lustigen Witwe» mit dem Erfolg, dass er sie zum Lachen brachte – er war der erste, dem das gelang, seit die unglückliche Frau die Krone der Romanows trug. Und das bedeutete mehr, als es scheinen mochte, denn wenn man schon nicht sagen konnte, dass der Zar Russland im eigentlichen Sinne «regiert» hätte, so herrschte er doch als Autokrat und wurde seinerseits wieder von seiner Frau beherrscht, die mit ihrem starken Willen allerdings nur einen schwachen Verstand verband. Schön, hysterisch und krankhaft misstrauisch, hasste sie jedermann ausser ihrer engsten Familie und einer Reihe fanatischer oder wahnsinniger Scharlatane, die ihrer verzweifelten Seele Trost boten. Der Zar, der weder mit Geistesgaben gesegnet war noch eine besonders gute Bildung besass, konnte nach Meinung des deutschen Kaisers «nichts anderes, als auf dem Lande leben und Zwiebeln bauen».

Der Kaiser rechnete Russland zu seiner Einflussphäre und versuchte, den Zaren durch raffinierte Schachzüge aus dem französischen Bündnis herauszulocken, das er durch eigene Ungeschicklichkeit verschuldet hatte. Mit Bismark selbst hatte Wilhelm auch dessen Grundsatz «Freundschaft mit Russland» und den daraus resultierenden Rückversicherungsvertrag fallengelassen – der erste und schlimmste Fehler, den er nach seinem Regierungsantritt beging. Alexander, der hochgewachsene, unnachgiebige Zar jener Tage, hatte im Jahre 1892 prompt eine Kehrtwendung vollzogen und war ein Bündnis mit dem republikanischen Frankreich eingegangen, selbst um den Preis, der Marseillaise seine Ehrenbezeugung leisten zu müssen. Ausserdem wollte er von Wilhelm, den er für einen «*garçon mal élevé*» hielt, nicht viel wissen und liess sich in kein Gespräch mit ihm ein. Seit Nikolaus den Thron bestiegen hatte, versuchte Wilhelm unentwegt, seinen Fehler wiedergutzumachen, indem er dem Zaren lange (englische) Briefe schrieb

mit Ratschlägen, Klatsch und politischen Auslassungen. Er redete ihn «*Dearest Nicky*» an und unterzeichnete «*Your affectionate friend, Willy*». Eine gottlose Republik, die sich mit dem Blut ihrer Monarchen befleckt habe, sei nicht die passende Gesellschaft für ihn, meinte er. «Nicky, ich sage Dir, der Fluch Gottes liegt für immer auf diesem Volke.» Nikolaus' wahre Interessen lägen, so behauptete Wilhelm, in einem Drei-Kaiser-Bund zwischen Russland, Österreich und Deutschland. Dennoch konnte er es im Gedenken an die Unfreundlichkeiten des alten Zaren nicht unterlassen, dessen Sohn zu begünstigen. So pflegte er etwa Nikolaus auf die Schulter zu klopfen und zu sagen: «Mein Rat ist: mehr Ansprachen und mehr Paraden, mehr Ansprachen, mehr Paraden», und er erbot sich, deutsche Truppen zu senden, die Nikolaus vor seinen rebellischen Untertanen beschützen sollten – ein Vorschlag, der die Zarin wütend machte, die Wilhelm nach jedem Besuch mehr hasste.

Als es dem Kaiser unter den gegebenen Umständen nicht gelang, Russland von Frankreich zu trennen, setzte er einen kunstvollen Vertrag auf, der Russland und Deutschland zur gegenseitigen Hilfeleistung verpflichtete, wenn sie angegriffen würden. Der Zar sollte nach der Unterzeichnung die Franzosen davon verständigen und sie zum Beitritt auffordern. Nach Russlands Niederlage im Krieg mit Japan (in den es der Kaiser rastlos hineingetrieben hatte) und den inneren Unruhen, die darauf gefolgt waren, also in einer äusserst prekären Situation des Regimes, lud er den Zaren zu einem Geheimgespräch ohne Minister nach Björkö im Finnischen Meerbusen. Wilhelm wusste recht gut, dass Russland diesem Vertrag nicht beitreten konnte, ohne den Franzosen die Treue zu brechen, aber er gläubte, die Unterschriften der Herrscher genügen, um diese Schwierigkeit zu beheben. Nikolaus unterzeichnete.

Wilhelm war begeistert. Er hatte den verhängnisvollen Missgriff wiedergutmacht, hatte Deutschlands Hintertür gesichert und die Einkreisung durchbrochen. «Die hellen Tränen standen mir in den Augen», schrieb er an Bülow, und er glaubte fest, dass sein Grossvater (Wilhelm I., der in der Furcht vor einem Zweifrontenkrieg gestorben war) auf ihn herabblickte. Er hielt seinen Vertrag für das Meisterstück jeder deutschen Diplomatie, was er tatsächlich auch war oder gewesen wäre, wenn die Sache nicht einen Haken gehabt hätte. Als der Zar den Vertrag heimbrachte, warfen seine Minister einen einzigen erschrockenen Blick darauf und erklärten dann, er habe durch die Verpflichtung, Deutschland in einem eventuellen Krieg beizustehen, sein Bündnis mit Frankreich verleugnet – «diese Details sind Seiner Majestät bei all dem Geschwätz Kaiser Wilhelms entfallen». So lebte der Vertrag von Björkö seinen kurzen, glänzenden Tag, um dann sein Leben auszuhauchen.

Nun kam Eduard nach Reval und war mit dem Zaren ein Herz und eine Seele. Als der Kaiser den Bericht des deutschen Botschafters über diese Begegnung las, worin die Vermutung ausgesprochen war, dass Eduard wirklich den Frieden wün-



sche, kitzelte er wütend an den Rand: «Lügen. Er will Krieg. Aber ich soll ihn anfangen, damit das Odium nicht auf ihn kommt.»

Das Jahr schloss mit dem schlimmsten Fauxpas seiner kaiserlichen Laufbahn, einem Interview, das er dem *Daily Telegraph* gewährte und in dem er seine derzeitigen Vorstellungen darüber kundtat, wer gegen wen kämpfen sollte. Damit brachte er diesmal nicht nur seine Nachbarn, sondern auch seine Landsleute auf. Die öffentliche Missbilligung war so unüberhörbar, dass der Kaiser sich ins Bett legte, drei Wochen lang krank war und noch eine ganze Weile verhältnismässig schweigsam blieb.

Seit damals hatte es keine neuen Aufregungen gegeben. Die zwei letzten Jahre des Dezenniums, das Europa wie einen gesegneten Sommernachmittag genoss, waren die ruhigsten. Neunzehnhundertzehn blieb friedlich und glücklich, die zweite Runde der Marokkokrise und der Balkankrise stand noch bevor. Ein neues Buch, «*Die grosse Illusion*» von Norman Angell, war eben erschienen, in dem bewiesen wurde, dass ein Krieg unmöglich sei. Angell zeigte an eindrucksvollen Beispielen und mit unwiderlegbaren Beweisen, dass bei der herrschenden finanziellen und wirtschaftlichen Verflechtung der Nationen der Sieger nicht weniger als der Besiegte leiden würde; Krieg sei daher unrentabel geworden, und keine Nation werde so törricht sein, einen zu beginnen. Bereits in elf Sprachen übersetzt, war «*Die grosse Illusion*» ein regelrechter Kult geworden. An den Universitäten in Manchester, Glasgow und anderen Industriestädten fanden sich mehr als vierzig Studiengruppen aufrichtiger Anhänger, die sich das Ziel gesetzt hatten, dieses Dogma zu verbreiten. Angells ernsthaftester Jünger war ein Mann, der grossen Einfluss auf die Militärpolitik ausübte: der Freund und Berater des Königs, Viscount Esher, Präsident des *War Committee*, das die Aufgabe hatte, die britische Armee nach dem Schock des Burenkriegs zu reorganisieren. Lord Esher hielt in Cambridge und an der Sorbonne Vorträge über die These der grossen Illusion, in denen er erläuterte, wie unwiderleglich «neue Wirtschaftsfaktoren die Sinnlosigkeit von Angriffskriegen beweisen». Nach seiner Auffassung musste ein Krieg im zwanzigsten Jahrhundert solche Ausmasse annehmen, dass die «wirtschaftlichen Katastrophen, die finanziellen Zusammenbrüche und das individuelle Leid» als seine unvermeidlichen Folgen genügend retardierende Elemente in sich trügen, um einen Krieg undenkbar zu machen. Er erklärte einem Auditorium von Offizieren im *United Service Club*, dem Sir John French, der Chef des Generalstabes, präsiidierte, dass ein Krieg infolge der Verflochtenheit der Nationen «von Tag zu Tag schwieriger und unwahrscheinlicher» werde.

Lord Esher zweifelte nicht daran, dass «Deutschland der Doktrin Norman Angells ebenso aufgeschlossen gegenüberstand wie Grossbritannien». Wieweit das auf den Kaiser und den Kronprinzen zutraf, denen er Exemplare seines Buches überreichte oder überreichen liess, ist nicht überliefert. Es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, dass General von Bernhardt eines erhalten hätte, der im Jahre 1910 an seinem Buch «*Deutschland und der nächste Krieg*» arbeitete. Es erschien im

*Krieg*» arbeitete. Es erschien im folgenden Jahr und sollte nicht weniger Einfluss ausüben als das Buch Angells – allerdings vom entgegengesetzten Gesichtspunkt her. Drei seiner Kapitelüberschriften zeigen, wohin es zielte: «*Das Recht Krieg zu führen*», «*Die Pflicht Krieg zu führen*» und «*Weltmacht oder Untergang*».

Als einundzwanzigjähriger Kavallerieoffizier war Bernhardi im Jahre 1871 als erster Deutscher durch den Arc de Triomphe geritten, als die Deutschen in Paris einzogen. Später hatte sich dann sein Interesse vom Glanz des Soldatenlebens abgewandt, und er beschäftigte sich mit der Theorie, Philosophie und Wissenschaft des Krieges, soweit diese sich auf «*Deutschlands historische Mission*» bezogen, wie er ein weiteres Kapitel überschrieb. Er hatte als Chef der militärgeschichtlichen Abteilung des Generalstabs gedient, gehörte zur intellektuellen Elite dieser scharf denkenden und hart arbeitenden Gruppe und hatte ein klassisches Werk über die Kavallerie verfasst, ehe er seine eingehenden Studien über Clausewitz, Treitschke und Darwin zusammenfasste und in das Buch einschmolz, das seinem Namen einen martialischen Klang verleihen sollte.

Der Krieg bedeutet nach Bernhardi eine biologische Notwendigkeit; er stellt die Verwirklichung des obersten Naturgesetzes innerhalb der Menschheit dar, nämlich des Gesetzes vom Kampf ums Dasein. Für die Nationen gibt es nur Fortschritt oder Verfall, niemals aber Stillstand, und so muss Deutschland Weltmacht oder Untergang wählen. Unter den Nationen steht Deutschland für Bernhardi in sozialpolitischer Hinsicht an der Spitze allen kulturellen Fortschritts, doch sieht er es in enge unnatürliche Grenzen eingezwängt. Es kann seine grossen moralischen Ziele ohne Vermehrung seiner politischen Macht, ohne die Ausdehnung seiner Einflussphäre und ohne neue Gebiete nicht erreichen. Ein Machtzuwachs, wie er Deutschlands Bedeutung entspricht und wie es ihn zu recht fordern darf, galt Bernhardi als politische Notwendigkeit und erste und oberste Pflicht des Staates. Durch Kursivschrift liess er hervorheben, dass «erkämpft» werden müsse, was erreicht werden soll, und so kam er rasch zu der abschliessenden Folgerung, dass Eroberung also zum Gesetz der Notwendigkeit wird.

Nachdem er so die «Notwendigkeit» (das Lieblingswort deutscher Militärtheoretiker) bewiesen hatte, wandte sich Bernhardi der Methode zu. Hat man erst einmal die Pflicht zum Kriegführen erkannt, so folgt daraus die weitere Pflicht, ihn erfolgreich zu führen. Um aber Erfolg zu haben, muss ein Staat den Krieg im günstigsten Augenblick beginnen und diesen selbst bestimmen. Bernhardi spricht von dem unbestrittenen Recht des Staates, sich das stolze Privileg einer solchen Initiative zu sichern. Der Angriffskrieg wird also zur weiteren Notwendigkeit, zur weiteren unausweichlich logischen Folge: Deutschland müsse die Offensive ergreifen und den ersten Schlag führen. Des Kaisers Bedenken wegen des Odiums, das dem Aggressor anhafte, teilte Bernhardi nicht. Ebensowenig liess er einen Zweifel darüber, wo der Schlag fallen würde. Es sei undenkbar, schrieb er, dass

Deutschland und Frankreich je ihre Schwierigkeiten durch Verhandlungen bereinigen könnten. Frankreich müsse so vollkommen zerschmettert werden, dass es niemals wieder Deutschlands Weg kreuzen könne; es sei ein für allemal als Grossmacht zu vernichten.

König Eduard erlebte das Buch Bernhardis nicht mehr. Im Januar 1910 schickte er dem deutschen Kaiser die üblichen Geburtstagsgrüsse und als Geschenk einen Spazierstock, ehe er nach Marienbad und Biarritz abreiste. Ein paar Monate später war er tot.

«Wir haben die Hauptstütze unserer Aussenpolitik verloren», sagte Iswolski, als er die Todesnachricht erhielt. Das war eine Übertreibung, denn Eduard war nur ein Handlanger, nicht der Initiator der neuen Richtung. In Frankreich rief der Tod des Königs laut *Figaro* «tiefe Bewegung» und «echte Bestürzung» hervor. Paris empfinde den Verlust seines «grossen Freundes» nicht weniger schmerzlich als London, hiess es in dieser Zeitung. Laternenpfähle und Schaufenster in der Rue de la Paix trugen schwarzen Flor genau wie Piccadilly; Droschkenkutscher banden Kreppschleifen an ihre Peitschen, schwarzdrapierte Porträts des verstorbenen Königs erschienen sogar in den Provinzstädten, als wäre ein berühmter Franzose gestorben. In Tokio zeigten die Häuser im Gedenken an das englisch-japanische Bündnis die gekreuzten Flaggen Englands und Japans mit schwarzverhüllten Schäften. In Deutschland wurde, was immer man auch empfinden mochte, die Form durchaus gewahrt. Allen Offizieren des Heeres und der Flotte wurde befohlen, acht Tage lang Trauer zu tragen, und die Flotte in den heimischen Gewässern feuerte Salutschüsse ab und setzte die Flagge aufhalbmast. Der Reichstag hörte stehend eine vom Präsidenten verlesene Trauerbotschaft an, und der Kaiser statete dem britischen Botschafter einen persönlichen Besuch ab, der anderthalb Stunden dauerte.

In London hatte die königliche Familie in der folgenden Woche genug damit zu tun, königliche Gäste am Viktoria-Bahnhof zu empfangen. Der Kaiser kam auf seiner von vier britischen Zerstörern geleiteten Jacht *Hohenzollern*. Er ging in der Themsemündung vor Anker und legte den restlichen Weg nach London per Eisenbahn zurück, wo er dann wie die anderen Fürstlichkeiten am Viktoria-Bahnhof eintraf. Auf dem Bahnsteig wurde ein Purpurteppich ausgelegt, und dort, wo sein Wagen halten musste, stellte man mit roten Läufern belegte Stufen auf. Als der Zug Schlag zwölf Uhr mittags einlief, stieg die bekannte Gestalt des deutschen Kaisers diese Stufen herab und wurde von dem Vetter, König Georg, begrüsst, den er auf beide Wangen küsste. Nach dem Essen begaben sie sich gemeinsam nach Westminster Hall, wo die Leiche Eduards aufgebahrt lag. Weder ein Gewitter, das in der Nacht niedergegangen war, noch der Regen, der während des ganzen Vormittags strömte, hatte die in tiefem Schweigen geduldig wartende Menge vertreiben können, die gekommen war, um am Sarg vorbeizudefilieren. An diesem 19. Mai, einem Donnerstag, war der Zug fast acht Kilometer lang. Es war der Tag, an dem die Erde den Schweif des Halleyschen Kometen passieren musste, ein Um-

stand, der die Erinnerung wachrief, dass dieser Komet immer ein Unglücksbote gewesen war – hatte er nicht einst die normannische Eroberung angekündigt? – und Zeitungen mit literarisch gebildeten Herausgebern dazu anregte, die Verse aus «*Julius Caesar*» zu zitieren:

«Kometen sieht man nicht, wenn Bettler sterben;  
Der Himmel selbst flammt Fürstentod herab.»

In der grossen Halle stand die Bahre in ernster Majestät, mit Krone, Reichsapfel und Zepter darauf, an den vier Ecken von Offizieren bewacht, deren jeder einem anderen Regiment des Empire angehörte. Sie standen in der traditionellen Trauerhaltung mit gesenktem Haupt, die Hände in weissen Handschuhen über dem Degengriff gekreuzt. Der Kaiser musterte alle die Bräuche einer königlichen Aufbahrung mit fachmännischem Interesse. Sie machte ihm tiefen Eindruck, und noch nach Jahren konnte er sich an jede Einzelheit dieses «in seinem wunderbaren mittelalterlichen Rahmen tief ergreifenden Bildes» erinnern. Er sah, wie die Sonnenstrahlen durch die schmalen gotischen Fenster fielen und die Kronjuwelen aufleuchten liessen; er beobachtete die Ablösung der Wachen an der Bahre, wie die vier neuen Posten mit gezogenen Degen heranmarschierten und sie abwärts kehrten, sobald sie ihre Plätze erreicht hatten, während die abgelösten Wachen sich mit gemessenem Schritt entfernten und durch einen unsichtbaren Ausgang im Schatten verschwanden. Er legte seinen Kranz aus roten und weissen Blumen auf den Sarg und kniete mit König Georg in stillem Gebet, und als er sich erhob, fasste er die Hand des Veters in einem männlichen und teilnahmevollen Händedruck. Diese Geste wurde weithin berichtet und rief viele freundliche Kommentare hervor.

Nach aussen war die Haltung des Kaisers ohne Tadel; privatim aber konnte er es sich nicht versagen, diese Gelegenheit für neue Pläne auszunützen. Bei einem Essen, das der König an jenem Abend im Buckingham-Palast für die siebenzig fürstlichen Leidtragenden und Sondergesandten gab, nahm er den Vertreter Frankreichs, Pichon, beiseite und schlug ihm vor, Frankreich solle sich auf die Seite Deutschlands stellen, falls dieses in einen Konflikt mit England verwickelt werde. Im Hinblick auf Ort und Anlass des Zusammentreffens verursachte dieser neueste Lapsus des Kaisers die gleiche Verwirrung, die einst Sir Edward Grey, Englands geplagtem Aussenminister, den kummervollen Seufzer entlockt hatte: «Die anderen Herrscher sind so viel *stiller*.» Der Kaiser leugnete später, derartiges gesagt zu haben; er habe nur über Marokko und «einige andere politische Fragen» gesprochen. Pichon äusserte sich zurückhaltend: des Kaisers Sprache sei «liebenswert und friedlich» gewesen.

Am nächsten Morgen, im Trauerzug, wo der Kaiser keine Gelegenheit zu irgendwelchen Äusserungen hatte, war sein Verhalten vorbildlich. Er hielt sein

Pferd fest an der Kandare, eine Kopflänge hinter dem König Georgs, und machte auf Conan Doyle, der einen Auftrag als Sonderberichterstatte hatte, einen so guten Eindruck, dass dieser schrieb: «England muss etwas von seiner alten Güte verlieren haben, wenn es ihn heute nicht von Neuem in sein Herz schliesst.» Vor Westminster Hall war Wilhelm der erste, der vom Pferd sprang und, als der Wagen der Königin Alexandra vorfuhr, «so behend an den Schlag eilte, dass er vor den königlichen Dienern dort stand», allerdings nur um festzustellen, dass die Königin gerade auf der anderen Seite auszusteigen im Begriff war. Wilhelm lief gewandt um den Wagen herum, immer noch rascher als die Dienerschaft, erreichte als erster den Schlag, half der Witwe heraus und küsste sie mit der Zärtlichkeit des trauernden Neffen. In diesem Augenblick erschien glücklicherweise König Georg zur Rettung und zum Geleit seiner Mutter, die den Kaiser – nicht nur Schleswig-Holsteins wegen – keineswegs schätzte. Obwohl er erst acht Jahre alt gewesen war, als die Deutschen den Dänen die Herzogtümer Wegnahmen, hatte sie das ihm und seinem Lande nie verziehen. Als ihr Sohn bei einem Besuch in Berlin 1890 zum Ehrenoberst eines preussischen Regiments ernannt wurde, schrieb sie ihm: «So ist also mein Georgie boy tatsächlich ein leibhaftiger schmutziger deutscher Pickelhaubensoldat im blauen Rock geworden!!! Dass ich das noch mal erleben würde, hätte ich auch nicht gedacht! Aber lass gut sein – es war Dein Pech und nicht Deine Schuld.»

Bei gedämpftem Trommelschlag und unter klagenden Dudelsackklängen wurde der mit der Königsstandarte bedeckte Sarg von zwanzig Blaujacken mit Strohüten aus dem Kirschenschiff getragen. Säbel blitzten in der Sonne auf, als die Kavallerie salutierte. Auf ein Signal von vier scharfen Piffen hoben die Matrosen den Sarg auf die purpurn, rot und weiss drapierte Lafette. Der Leichenzug bewegte sich zwischen reglosen Reihen von Grenadiern dahin, die wie rote Mauern die schweigsamen, dichtgedrängten schwarzen Menschenmassen einsäumten. Nie hatte man London so voller Menschen gesehen und nie so still. Neben und hinter der von der königlichen berittenen Artillerie gezogenen Lafette schritten die dreiundsechzig Adjutanten der verstorbenen Majestät, sämtlich Oberst oder Flottenkapitän und jeder ein Peer, darunter fünf Herzöge, vier Marquis und vierzehn Grafen. Englands drei Feldmarschälle, Lord Kitchener, Lord Roberts und Lord Evelyn Wood, ritten nebeneinander. Zwei Admiräle folgten, und hinter ihnen schritt ganz allein Eduards grosser Freund, Sir John Fisher, der impulsive, exzentrische ehemalige Erste Seelord mit seinem seltsam unenglischen Mandaringesicht. Dann kamen Abordnungen aller berühmten Regimenter, die Coldstreaips, die Gordon Highlanders, Gardekavallerie und Linienkavallerie, die Horse Guards, Lancers und Royal Fusiliers, strahlende Husaren aus deutschen, russischen, österreichischen und anderen ausländischen Kavallerieregimentern, in denen Eduard Ehrenoffizier gewesen war, Admirale der deutschen Flotte – fast war es, für einen

kritischen Betrachter, zu viel militärischer Prunk bei dem Begräbnis eines Mannes, den man den «Friedensmacher» genannt hatte.

Sein Pferd mit leerem Sattel und den in den Bügeln umgekehrten Stiefeln, das von zwei Reitknechten geführt wurde, und dahinter Caesar, der Drahthaarterrier Eduards, fügten eine zu Herzen gehende persönliche Note bei. Dann kam der ganze zeremonielle Pomp von England: Wappenherolde in gesticktem mittelalterlichen Wams, Kapitäne der königlichen Schlossgarde, Stallmeister, schottische Bogenschützen, Richter in Perücken und schwarzen Roben, der Lordoberrichter im scharlachfarbenen Talar, Bischöfe im Kirchenpurpur, königliche Leibgardisten in schwarzen Samthüten und elisabethanischen Halskrausen, ein Trompeterkorps, und dann die Parade der Könige, der eine Glaskutsche folgte, in der die verwitwete Königin sass mit ihrer Schwester, der Kaiserinwitwe von Russland, und zwölf weitere Kutschen mit Königinnen, adeligen Damen und orientalischen Potentaten.

Die Prozession bewegte sich an Whitehall vorüber, die Mall, Piccadilly und den Park entlang zum Bahnhof Paddington, von wo der Tote mit dem Zug nach Windsor zum Begräbnis gebracht werden sollte. Die Kapelle der Royal Horse Guards spielte den Trauermarsch aus «*Saul*». In dem getragenen Tempo des Zuges und in der feierlichen Musik empfanden die Menschen etwas Endgültiges. Lord Esher schrieb nach dem Begräbnis in sein Tagebuch: «So ist noch nie eine Epoche zugrunde gegangen. Alle Wegmarken, die uns den Kurs im Leben wiesen, scheinen weggeschwemmt zu sein.»

## 2 Der rechte Flügelmann streift den Kanal

Graf Alfred von Schlieffen, der Chef des deutschen Generalstabes von 1891 bis 1906, glaubte wie alle deutschen Offiziere an den Clausewitzschen Satz, dass «die Herzgrube Frankreichs zwischen Brüssel und Paris» liege. Das war ein verhängnisvolles Axiom, weil der Weg, den es wies, durch die belgische Neutralität verbaut war, und die hatte Deutschland zugleich mit den anderen vier europäischen Grossmächten für ewige Zeiten garantiert. Da Schlieffen den Krieg für unvermeidbar hielt und zu seinen Maximen gehörte, dass Deutschland unter den ausichtsreichsten Bedingungen in ihn eintreten müsse, kam er zu dem Schluss, das belgische Hindernis auf dem Wege Deutschlands als nicht existent zu betrachten.

Es gab preussische Offiziere mit Stiernacken und solche mit Wespentaille; Schlieffen gehörte zu den letzteren. Er trug Monokel, wirkte gebrechlich, gab sich kalt und distanziert und war so einseitig auf seinen Beruf konzentriert, dass er einem Adjutanten, der ihn nach einem nächtlichen Stabsritt in Ostpreussen darauf aufmerksam machte, wie schön sich die aufgehende Sonne im Pregel spiegele, nach einem kurzen, strengen Blick zur Antwort gab: «Als Hindernis ohne jede Bedeutung.» So dachte er auch über die belgische Neutralität.

Die Entstehung eines neutralen und unabhängigen Belgien ging auf England zurück, oder besser auf Englands fähigsten Aussenminister Lord Palmerston. Belgiens Küste war Englands Grenze; auf den belgischen Ebenen hatte Wellington den gefährlichsten Feind geschlagen, der seit der Armada England bedroht hatte. Danach hatte sich England entschlossen, dieses offene und leicht zu überquerende Gebiet zur neutralen Zone zu machen, und auf dem Wiener Kongress mit den anderen Mächten vereinbart, es dem Königreich der Niederlande anzuschliessen.

Da die Belgier die Vereinigung mit einer protestantischen Macht unerträglich fanden und dazu dem nationalistischen Fieber des 19. Jahrhunderts erlagen, empörten sie sich im Jahre 1830 und lösten damit internationale Verwicklungen aus. Die Holländer kämpften um die Erhaltung ihrer Provinz; die Franzosen marschierten ein, bereit, sich wieder einzuverleiben, was sie schon einmal beherrscht hatten; die Staaten der Heiligen Allianz – Russland, Preussen und Österreich – wollten Europa in der Klemme des Schraubstocks von Wien halten und standen

Gewehr bei Fuss, um einzugreifen, sobald sich irgendwo auch nur ein erstes Anzeichen aufständischer Gesinnung kundtat.

Lord Palmerston setzte sie alle matt. Er wusste, dass eine unterworfenen Provinz für den einen oder anderen Nachbarn eine ständige Versuchung darstellen würde und dass nur eine unabhängige Nation mit dem festen Willen, ihre Integrität zu wahren, als Sicherheitszone überdauern konnte. Indem er neun Jahre lang dieses Ziel mit Kraft und List unbeirrt verfolgte und, wenn notwendig, die britische Flotte zu Hilfe rief, überspielte er alle Konkurrenten und brachte einen internationalen Vertrag zustande, der Belgien als einen «unabhängigen und für immer neutralen Staat» garantierte. Der Vertrag wurde 1839 von England, Frankreich, Russland, Preussen und Österreich unterzeichnet.

Seit 1892, dem Jahr, in dem Frankreich und Russland ein Militärbündnis eingegangen waren, hatte nie ein Zweifel bestanden, dass vier von den fünf Signatarmächten des belgischen Vertrages automatisch – zwei gegen zwei – in den Krieg verwickelt sein würden, für den Schlieffen seine Pläne machte. Europa war ein Haufen von Schwertern, die wie Mikadostäbchen übereinanderlagen; keines konnte herausgezogen werden, ohne dass die anderen sich bewegten. Nach den Bestimmungen des deutsch-österreichischen Bündnisses war Deutschland verpflichtet, Österreich in jedem Konflikt mit Russland zu unterstützen. Die Vertragsbedingungen zwischen Frankreich und Russland enthielten für beide Partner die Forderung, gegen Deutschland zu marschieren, falls einer von beiden in einen Defensivkrieg mit Deutschland verwickelt würde. Diese Absprachen machten es unvermeidlich, dass Deutschland in jedem Krieg, in den es sich einliess, auf zwei Fronten würde kämpfen müssen: gegen Russland und gegen Frankreich.

Welche Rolle England spielen würde, war ungewiss; es konnte neutral bleiben, es konnte sich aber auch, bei gegebenem Anlass, gegen Deutschland stellen. Dass Belgien möglicherweise dieser Anlass wurde, war kein Geheimnis. Im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, als Deutschland noch eine aufsteigende Macht war, hatte Bismarck, auf einen Wink von England hin, mit glücklicher Hand die Unverletzbarkeit Belgiens erneut bestätigt. Gladstone hatte von den beiden kriegführenden Mächten einen Vertrag erlangt, der vorsah, dass England bei Verletzung der belgischen Neutralität durch einen der beiden Gegner mit dem anderen so weit zusammenarbeitete, wie es die Verteidigung Belgiens erforderte, sich aber nicht an den allgemeinen Kriegsoperationen beteiligte. Obwohl die Schlussklausel dieser Gladstoneschen Formel nicht gerade praktikabel war, hatten die Deutschen keinen Grund zu der Annahme, dass das ursächliche Motiv 1914 weniger wirksam sein sollte als im Jahre 1870. Trotzdem beschloss Schlieffen, Frankreich im Kriegsfall von Belgien aus anzugreifen. Seine Begründung war «militärische Notwendigkeit». Seine Überlegungen für einen Zweifrontenkrieg lauteten: «Ganz



Deutschland muss sich auf *einen* Gegner werfen, auf denjenigen, der der stärkste, mächtigste und gefährlichste ist, und das kann nur Frankreich-England sein.»

Der Plan, den Schlieffen für 1906 ausgearbeitet hatte – das Jahr, in dem er den Abschied nahm – sah für die Niederwerfung Frankreichs sechs Wochen vor und sieben Achtel der deutschen Streitkräfte, während ein Achtel die Ostgrenze gegen Russland halten sollte, bis die Hauptmasse der deutschen Armee zurückgeholt werden konnte, um dem zweiten Feind gegenüberzutreten. Er stellte Frankreich voran, weil Russland in der Lage war, dadurch einen raschen Sieg zu vereiteln, dass es bei seiner unendlichen Ausdehnung seine Truppen einfach zurückweichen liess und so Deutschland, wie einst Napoleon, in einen endlosen Feldzug verwickelte. Frankreich lag erstens näher und war zweitens rascher zu mobilisieren. Wie die deutsche brauchte auch die französische Armee zwei Wochen zur vollständigen Mobilmachung, ehe am fünfzehnten Tag eine grössere Schlacht beginnen konnte. Russland würde nach deutscher Rechnung wegen seiner riesigen Entfernungen, seiner ungeheuren Menschenmassen und seines lückenhaften Bahnnetzes sechs Wochen brauchen, ehe es eine grössere Offensive antreten konnte, und bis dahin wäre Frankreich schon geschlagen.

Das Wagnis, Ostpreussen, die Bastion des Junkertums und der Hohenzollern, dem Schutz von nur neun Divisionen anzuvertrauen, war schwer hinzunehmen; doch Friedrich der Grosse hatte gesagt, es sei besser, eine Provinz zu opfern, «als die Armee, mit der man siegen will, zu teilen»; und der militärische Geist fühlt sich ja durch nichts so sehr getröstet wie durch die Maxime eines grossen Generals, selbst wenn er tot ist. Nur wenn man die grösstmögliche Anzahl von Truppen nach Westen warf, konnte Frankreich rasch erledigt werden. Allein durch die Strategie der Überflügelung und die Einbeziehung Belgiens in den Aufmarschplan konnten die deutschen Armeen nach Schlieffens Meinung Frankreich erfolgreich angreifen. Vom rein militärischen Standpunkt aus gesehen schien seine Beweisführung fehlerlos.

Die deutsche Armee mit ihren anderthalb Millionen Soldaten, die gegen Frankreich eingesetzt werden sollten, war jetzt sechsmal so stark wie im Jahre 1870 und brauchte Raum, sich zu entfalten. Die französischen Festungen, die nach 1870/71 entlang der elsässischen und lothringischen Grenze errichtet worden waren, verwehrten den deutschen Truppen einen Frontalangriff über die gemeinsame Grenze. Eine langwierige Belagerung, die die französischen Linien nach rückwärts offen liesse, gab keine Gelegenheit, den Feind rasch in eine Vernichtungsschlacht hineinzuziehen. Nur durch Überflügelung konnten die Franzosen von hinten gepackt und vernichtet werden. Doch beiderseits der französischen Linie lag neutrales Gebiet – die Schweiz und Belgien. Die riesige deutsche Armee hatte nicht genug Raum, die französischen Linien zu umgehen und doch noch auf deutschem Boden zu bleiben. Im Jahre 1870, als beide Armeen klein waren, hatten die Deutschen zwar so verfahren können, aber jetzt handelte es sich um ein Millionen-

heer, mit dem man die Flanken eines anderen Millionenheeres umgehen musste. Raum, Strassen und Eisenbahnlinien waren wesentliche Voraussetzungen dafür. Das alles fand sich in den Ebenen Flanderns. Belgien bot sowohl Raum für das Überflügelungsmanöver, in dem Schlieffens Erfolgsrezept bestand, wie auch eine Möglichkeit, den Frontalangriff zu vermeiden, der nach Schlieffen zum Desaster führen musste.

Clausewitz, das Orakel der deutschen Kriegstheoretiker, hatte den schnellen Sieg durch eine «Entscheidungsschlacht» als erstes Ziel im Angriffskrieg gefordert. Die Besetzung des feindlichen Gebietes und die Kontrolle seiner Hilfsquellen kamen erst in zweiter Linie. Eine frühzeitige Entscheidung zu beschleunigen war wesentlich. Zeit zählte mehr als alles andere. Clausewitz verurteilte alles, was einen Feldzug verlängerte. «Allmähliche Dezimierung» des Feindes oder einen Zermürbungskrieg fürchtete er wie die Hölle. Er hatte im Jahrzehnt von Waterloo geschrieben, und seither galten seine Werke als Bibel der Strategie.

Um diesen entscheidenden Sieg zu erzielen, setzte Schlieffen auf eine Kriegstaktik, die sich von Hannibal und der Schlacht bei Cannae herleitete. Der «tote General», der Schlieffen in Bann schlug, war nun schon sehr lange tot. Zweitausend Jahre waren seit seiner klassischen doppelten Überflügelung vergangen. Feldgeschütz und Maschinengewehr hätten zwar Pfeil und Bogen und Schleuder ersetzt, schrieb Schlieffen, aber die Grundlagen der Strategie seien unverändert geblieben. Nicht die Front des Feindes sei das Ziel. Es komme vielmehr darauf an, die Flanken des Feindes zu zerschmettern und die Vernichtung durch einen Angriff aus dem Rücken zu vollenden. Unter Schlieffen wurde die Überflügelung der Fetisch, während der Frontalangriff das Anathema des deutschen Generalstabes war.

Den ersten Plan, der die Verletzung der Neutralität Belgiens einbezog, stellte Schlieffen im Jahre 1890 auf. Er sah eine Abkürzung des Marschweges quer durch den belgischen Zipfel östlich der Maas vor. In jedem folgenden Jahr wurde dieser Plan erweitert und war 1905 zu einer riesigen Zangenbewegung des rechten Flügels ausgewachsen. Mit ihr sollten die deutschen Armeen Belgien von Lüttich bis Brüssel durchqueren, ehe sie sich nach Süden wandten, wo ihnen für ihren Marsch gegen Frankreich die offene flandrische Ebene zustatten kam. Alles hing in diesem Krieg gegen Frankreich von einer schnellen Entscheidung ab, und selbst der grosse Umweg durch Flandern würde noch weniger Zeit erfordern als die Belagerung des Festungsgürtels an der gemeinsamen Grenze.

Schlieffen hatte jedoch nicht genug Divisionen, um Frankreich nach dem Muster von Cannae beiderseits umfassen zu können. Statt dessen machte er den rechten Flügel ganz besonders stark; auf beiden Seiten der Maas sollten seine Armeen sich durch ganz Belgien ergiessen und wie ein ungeheurer Besen über die französisch-belgische Grenze in ihrer ganzen Breite hinwegfegen, um danach dem Oisetal folgend auf Paris vorzustossen. Die Masse des deutschen Heeres befände sich dann

zwischen der Hauptstadt und den französischen Armeen, die, zur Abwendung der Gefahr herbeigezogen, fern von ihrem Festungsgelände in einer entscheidenden Vernichtungsschlacht gestellt würden. Wesentlich für den Plan war ein bewusst schwach gehaltener linker deutscher Flügel an der elsässisch-lothringischen Front, der die Franzosen hier in einen «Sack» zwischen Metz und den Vogesen locken sollte. Man erwartete, dass die Franzosen in dem Wunsch, ihre verlorenen Provinzen zu befreien, hier angreifen würden; ein solcher Angriff würde dem deutschen Plan nur entgegenkommen, da die Franzosen so vom deutschen linken Flügel in diesem Sack festgehalten werden konnten, während in ihrem Rücken der Hauptsieg errungen wurde. Im Grunde seines Herzens hegte Schlieffen stets die Hoffnung, dass im Laufe der Schlacht ein Gegenangriff seines linken Flügels inszeniert und auf diese Weise eine echte doppelte Umfassung – das kolossale Cannae seiner Träume – herbeigeführt werden könne. Er selbst erlag bei der Ausarbeitung seines Planes nicht hemmungslosem Ehrgeiz, sondern hielt eisern seine stärksten Kräfte für den rechten Flügel frei. Für seine Nachfolger aber blieb die Verlockung des linken Flügels eine Versuchung.

So kamen also die Deutschen auf Belgien. Eine entscheidende Schlacht verlangte gebieterisch die Umfassung, und die Umfassung wiederum machte die Benutzung belgischen Gebiets erforderlich. Der deutsche Generalstab verkündete das als militärische Notwendigkeit; Kaiser und Kanzler nahmen es mit mehr oder weniger Gleichmut hin. Ob es ratsam oder überhaupt nützlich war im Hinblick auf den Eindruck, den es auf die Welt und insbesondere auf die Neutralen machen würde, blieb unberück-; sichtigt. Es genügte vollauf, dass es für den Triumph der deutschen Waffen notwendig schien. Seit 1870 hatten sich die Deutschen den Satz zu eigen gemacht, dass Waffen und Krieg der einzige Ursprung deutscher Grösse seien. Aus dem Buch Feldmarschalls von der Goltz, *«Die Nation der Waffen»*, hatten sie gelernt, dass Deutschland seine Stellung durch die Schärfe seines Schwertes, nicht aber durch die seines Geistes erobert hatte. Daraus ergab sich ganz von selbst der Entschluss, die belgische Neutralität zu verletzen.

Die Griechen glaubten, Charakter sei Schicksal. Hundert Jahre deutscher Philosophie jedoch hatten diese Entscheidung vorbereitet, in der die Saat der Selbstzerstörung eingebettet lag und ihrer Stunde harrete. Zwar war es Schlieffens Stimme, die hier sprach – doch die eigentlichen Urheber waren andere: Fichte, der das deutsche Volk als von der Vorsehung dazu auserwählt ansah, den obersten Platz in der Weltgeschichte einzunehmen; Hegel, für den die Deutschen Schrittmacher auf dem Wege der Völker zu dem glorreichen Ziel einer Weltkultur waren; Nietzsche, nach dessen Lehre der Übermensch jenseits von Gut und Böse stand; Treitschke, der den Machtzuwachs zur höchsten moralischen Pflicht des Staates erklärte, und schliesslich das

ganze deutsche Volk, das seinen Herrscher den «Allerhöchsten» nannte. Nicht Clausewitz und die Schlacht von Cannae liessen den Schlieffenplan entstehen, sondern der üppig wuchernde Egoismus, der das deutsche Volk durchsetzte und es zu einer Nation machte, die aus der «verzweifelten Täuschung» des Willens, der sich selbst absolut wähnt, ihre Kraft zog.

Das Ziel, die Entscheidungsschlacht, war ein Ergebnis der Siege über Österreich und Frankreich in den Jahren 1866 und 1870. Geschlagene Schlachten üben ebenso wie tote Generale einen gespenstischen Zwang auf das militärische Denken aus, und die Deutschen rüsteten nicht anders als andere Völker auch, für den letzten Krieg. Sie setzten alles auf eine entscheidende Schlacht im Geiste Hannibals; aber gerade beim Gedanken an Hannibal hätte Schlieffen sich erinnern müssen, dass Karthago zwar bei Cannae siegte, Rom aber doch den Krieg gewann.

Der alte Feldmarschall Moltke sagte im Jahre 1890 voraus, dass der nächste Krieg vielleicht sieben – oder auch dreissig – Jahre dauern könne; die Kraftreserven eines modernen Staates seien so bedeutend, dass dieser nach einer einzigen verlorenen Schlacht noch gar nicht zu übersehen vermöge, ob er geschlagen sei, und deshalb nicht aufgeben werde. Sein Neffe gleichen Namens, der Schlieffen als Stabschef nachfolgte, hatte Momente, in denen er die Wahrheit ebenso deutlich erkannte. In einem Augenblick ketzerischen Widerspruchs zu Clausewitz sagte er 1905 zum Kaiser: «Es wird ein Volkskrieg werden, der nicht mit einer entscheidenden Schlacht abzumachen sein wird, sondern ein langes, mühevolleres Ringen mit einem Lande sein wird, das sich nicht eher überwunden geben wird, als bis seine ganze Volkskraft gebrochen ist, und der auch unser Volk, selbst wenn wir Sieger sein sollten, bis aufs Äusserste erschöpfen wird.» Es wäre jedoch wider die menschliche Natur – und gegen die der Generalstäbe – gegangen, hätte er aus dieser seiner eigenen Prophezeiung die Konsequenz gezogen. Es lag im Wesen der Sache, dass ein langer Krieg nicht in der Weise wissenschaftlich vorausgeplant werden konnte wie die orthodoxe, berechenbare und daher einfache Lösung einer Entscheidungsschlacht und eines kurzen Krieges. Der jüngere Moltke war bereits Generalstabschef, als er diese Prophezeiung aussprach, aber weder er noch sein Generalstab oder der irgendeines anderen Landes hat sich jemals darum bemüht, einen langen Krieg zu planen. Ausser den beiden Moltkes, von denen der eine tot und der andere willensschwach war, fassten zwar auch einige Strategen anderer Länder gelegentlich die Möglichkeit eines längeren Krieges ins Auge, aber alle zogen es im Verein mit den Bankiers und den Industriellen vor zu glauben, dass ein allgemeiner europäischer Krieg wegen der Störung des Wirtschaftslebens nicht länger als drei oder vier Monate dauern könne. Die einzige Konstante unter all den Faktoren im Jahre 1914 war – wie übrigens in jeder anderen Epoche auch – die allgemeine Tendenz, sich nicht auf die schwierige Alternative vorzubereiten und bösen Ahnungen keinen Einfluss auf das eigene Handeln zuzugestehen.

Nachdem Schlieffen sich einmal für die Strategie der «Entscheidungsschlacht» entschlossen hatte, legte er Deutschlands Schicksal darauf fest. Er erwartete, dass Frankreich Belgiens Grenzen verletzen werde, sobald Deutschland mit seinem Aufmarsch an der belgischen Grenze seine Kriegstaktik enthüllte, und sah deshalb einen raschen Gegenschlag vor. «Die belgische Neutralität *muss* in einem Kriege wie dem vorliegenden von der einen oder andern Seite gebrochen werden», lautete seine These. «Wer zuerst zfasst, Brüssel besetzt, einige Milliarden Kriegskontribution auferlegt, hat die Vorhand.»

Entschädigung, die es einem Staat ermöglicht, Krieg auf Kosten des Feindes statt mit eigenem Geld zu führen, war ein weiteres Thema bei Clausewitz. Ein dritter Punkt behandelte die Art, wie man sich der öffentlichen Meinung versicherte: durch grosse Siege und die «Einnahme der feindlichen Hauptstadt». Auf diese Weise werde der innere Widerstand am raschesten gebrochen. Clausewitz wusste, wie günstig materielle Erfolge die öffentliche Meinung beeinflussen, vergass jedoch, dass moralisches Versagen höchst ungünstig wirken kann und dass auch hier ein Risiko lag.

Gerade dieses Risiko liessen die Franzosen nie ausser Acht und fassten deshalb einen Entschluss, der genau das Gegenteil von dem war, was Schlieffen erwartete. Auch für sie lag Belgien in der Stossrichtung, sie mussten durch die Ardennen oder sogar durch Flandern; aber ihr Feldzugsplan verbot den Armeen diesen Weg, solange nicht die Deutschen als erste die belgische Grenze verletzten. Für sie lag der Fall logisch absolut klar. Belgien bot nach beiden Richtungen freien Weg; ob Deutschland oder Frankreich davon Gebrauch machte, hing von der Frage ab, wer von beiden den Krieg mehr wünschte. Oder wie ein französischer General es ausdrückte: «Derjenige, der den Krieg stärker wünschte als der andere, musste die belgische Neutralität notgedrungen verletzen.»

Schlieffen und sein Stab glaubten nicht, dass Belgien kämpfen und seine sechs Divisionen mit den französischen Streitkräften vereinigen würde. Als Reichskanzler Bülow 1904 diesen Punkt mit Schlieffen besprach und ihn an Bismarcks Warnung erinnerte, dass es «gegen den gesunden Menschenverstand» verstosse, wenn man den gegen Deutschland gerichteten Streitkräften noch einen weiteren Feind hinzufüge, hantierte Schlieffen, wie es seine Gewohnheit war, mit seinem Monokel und sagte: «Natürlich! .. Wir sind seitdem nicht dümmer geworden.» Aber Belgien werde nicht mit Waffengewalt widerstehen, meinte er, sondern es bei einem Protest bewenden lassen.

Deutschlands Zuversicht in diesem Punkte beruhte darauf, dass man die sprichwörtliche Habsucht Leopolds II., der zu Schlieffens Zeit König der Belgier war, zu hoch einschätzte. Leopold mit seiner grossen, imposanten Erscheinung, dem schwarzen Bart und dem Hauch von Lasterhaftigkeit, der ihn umgab und sich aus Weiberaffären, Geldgeschäften, den Kongogreueln und anderen Skandalge-

schichten herleitete, war in den Augen des Kaisers Franz Joseph ein «durch und durch schlechter Mensch». Es gebe nur wenige Menschen, von denen man das sagen könne, meinte der österreichische Monarch, aber der König von Belgien gehöre dazu. Weil zu Leopolds anderen Lastern auch noch die Habsucht kam, nahm der deutsche Kaiser an, diese Eigenschaft werde über seine Vernunft siegen, und entwarf einen geschickten Plan, um Leopold mit der Aussicht auf Gebietszuwachs auf Kosten Frankreichs zu einem Bündnis zu verlocken. Jedesmal, wenn der Kaiser sich für ein Projekt begeisterte, versuchte er auch sofort, es durchzuführen; und gewöhnlich war er dann erstaunt und verärgert, wenn nicht alles so lief, wie er wollte. Im Jahre 1904 lud er Leopold ein, ihn in Berlin zu besuchen, sprach «in denkbar gütigster Weise» mit ihm über seine stolzen Vorgänger, die Herzöge von Burgund, und bot ihm an, das alte Herzogtum von Burgund aus Artois, Französisch-Flandern und den französischen Ardennen für ihn neu zu bilden. Leopold «glotzte ihn verständnislos an» und versuchte dann, die Sache ins Scherzhafte zu wenden, indem er ihn daran erinnerte, dass sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert doch viel geändert habe. Seine Minister und sein Parlament würden jedenfalls einen derartigen Vorschlag niemals in Erwägung ziehen, erklärte er.

Das hätte er nun gerade nicht sagen dürfen; denn der Kaiser steigerte sich in einen seiner Wutanfälle und warf dem König vor, er stelle die Rücksicht auf Minister und Parlament über die Achtung vor dem Finger Gottes (mit dem Wilhelm sich selbst manchmal verwechselte). «Ich sagte dem König», berichtete Wilhelm dem Kanzler von Bülow, «dass ich nicht mit mir spassen liesse. Wer im Falle eines europäischen Krieges nicht für mich sei, der sei gegen mich.» Er sei ein Soldat aus der Schule Napoleons und Friedrichs des Grossen, rief er aus; diese hätten ihre Kriege begonnen, indem sie ihren Feinden zuvorgekommen seien, und «so würde ich, sofern Belgien nicht mit mir geht, mich nur von strategischen Erwägungen leiten lassen.»

Diese erklärte Absicht, die erste ausgesprochene Drohung, den Vertrag zu brechen, verschlug König Leopold die Sprache. Mit verkehrt aufgesetztem Helm fuhr er zum Bahnhof, und der Adjutant, der ihn begleitete, hatte den Eindruck, als habe der König «irgendeinen Schock erlitten».

Obwohl der Plan des Kaisers fehlschlug, erwartete man doch, dass Leopold Belgiens Neutralität gegen einen Beutel mit zwei Millionen Pfund Sterling in Tausch geben würde. Als ein Offizier vom französischen Nachrichtendienst, dem ein deutscher Offizier nach dem Krieg diese Summe nannte, sein Erstaunen über ein so grosszügiges Angebot äusserte, wurde ihm bedeutet, dass ja «die Franzosen dafür hätten zahlen müssen». Selbst als 1909 König Albert seinem Onkel auf dem Thron nachfolgte, ein Mann von ganz anderen Qualitäten, erwarteten die Nachfolger Schlieffens noch, dass Belgien nur formell Widerstand leisten würde. Er werde sich, vermutete ein deutscher Diplomat im Jahre 1911, etwa in der Form äussern, dass man «die Truppen entlang des Weges aufstellte, den die deutschen Armeen nähmen».

Schlieffen bestimmte für den Stoss durch Belgien vierunddreissig Divisionen; diese sollten sich unterwegs der sechs belgischen Divisionen entledigen, falls sie sich allen Erwartungen zum Trotz doch zum Widerstand entschliessen würden. Den Deutschen lag unendlich viel daran, einen solchen Widerstand zu vermeiden, weil er zwangsläufig die Zerstörung von Eisenbahnen und Brücken und infolgedessen auch eine Verschiebung der Termine bedeutete, an denen der deutsche Generalstab so leidenschaftlich hing. Wenn andererseits Belgien ruhig blieb, so erübrigte sich damit die Bindung von Divisionen durch die Belagerung der belgischen Festungen; und ausserdem wäre es leichter, die öffentliche Missbilligung des deutschen Vorgehens verstummen zu lassen. Um Belgien von einem nutzlosen Widerstand abzubringen, sah Schlieffen ein Ultimatum vor, in dem vor der Invasion die Übergabe «sämtlicher Festungen, Eisenbahnen und Truppen» verlangt werden sollte, wenn man nicht die befestigten Städte der Bombardierung aussetzen wolle. Schwere Artillerie stehe bereit, diese Drohung, wenn notwendig, zu verwirklichen. Im weiteren Verlauf des Feldzuges, schrieb Schlieffen im Jahre 1912, werde man die schweren Geschütze ohnehin gebrauchen. «Schon die grosse Industriestadt Lille wird sich als vorzügliches Objekt für ein Bombardement erweisen.»

Schlieffen wollte, dass sein rechter Flügel im Westen bis Lille reiche, um so die Umfassung der Franzosen vollständig zu machen. «Wenn Sie nach Frankreich einmarschieren», sagte er, «dann lassen Sie den rechten Flügelmann den Kanal mit seinem Ärmel streifen.» Da er ferner mit dem Kriegseintritt Englands rechnete, wollte er den Bogen weit genug schlagen, um ein britisches Expeditionskorps gleichzeitig mit den Franzosen in die Zange zu nehmen. Er schätzte das Blockadepotential der britischen Seemacht höher ein als die Schlagkraft der britischen Armee und war deshalb entschlossen, durch einen schnellen Sieg über die französischen und britischen Landstreitkräfte die Kriegsentscheidung so frühzeitig zu erzielen, dass sich die wirtschaftlichen Folgen der britischen Feindschaft nicht bemerkbar machen konnten. Darum musste alles der Stärkung des rechten Flügels dienen. Er musste ihn zahlenmässig stark machen, weil die Truppendichte pro Kilometer das Ausmass des Gebietes entschied, das besetzt werden konnte.

Wenn Schlieffen sich nur der aktiven Armee bediente, würden seine Divisionen nicht ausreichen, um einerseits die Ostgrenze gegen einen russischen Durchbruch zu schützen und andererseits die zahlenmässige Überlegenheit gegenüber Frankreich zu erzielen, die er für einen raschen Sieg brauchte. Seine Lösung war ebenso einfach wie revolutionär. Er beschloss, Reserveeinheiten an die Front zu bringen. Nach der herrschenden militärischen Lehrmeinung waren nur die jüngsten Soldaten, die eben erst die strenge Disziplin und den Drill der Kaserne hinter sich hatten, richtige Kämpfer; Reservisten dagegen, die ihre militärische Dienstzeit absolviert hatten und ins Zivilleben zurückgekehrt waren, galten als weich und waren in der vordersten Linie nicht erwünscht. Abgesehen von den Männern unter sechsund-

zwanzig, die auf die aktiven Einheiten aufgeteilt wurden, fasste man die Reservisten in eigenen Divisionen zusammen, die man als Besatzungstruppen und für andere Etappenaufgaben vorsah. Schlieffen änderte das alles. Er fügte etwa zwanzig Reservedivisionen (die Zahl variierte je nach dem Jahr des Planes) den fünfzig oder mehr aktiven Divisionen hinzu. Mit diesem zahlenmässigen Zuwachs wurde seine vielgeliebte Umfassung möglich.

Nachdem er im Jahre 1906 seinen Abschied genommen hatte, verbrachte er seine letzten Jahre noch mit Arbeiten über Cannae, der Vervollkommnung seines Planes und mit der Abfassung von Memoranden zur Anleitung seiner Nachfolger, bis er achtzigjährig im Jahre 1913 starb. Seine letzten Worte waren: «Es muss zu einem Kampf kommen. Macht mir nur den rechten Flügel stark.»

Sein Nachfolger, der melancholische General von Moltke, neigte zum Pessimismus; ihm fehlte Schlieffens Bereitschaft, alle seine Kraft auf ein Manöver zu konzentrieren. War Schlieffens Motto «Sei kühn, sei kühn», so fügte Moltke hinzu: «Aber nicht zu sehr.» Er machte sich ebenso über die Schwäche seines linken Flügels gegen Frankreich Sorgen wie über die Schwäche der Streitkräfte, die für die Verteidigung Ostpreussens gegen die Russen übrigblieben. Mit seinem Stab erörterte er sogar, ob es ratsam sei, gegen Frankreich einen Verteidigungskrieg zu führen, verwarf diesen Gedanken jedoch, weil damit jede Möglichkeit, «den Feind im eigenen Land zu stellen», entfiel. Der Generalstab war sich darüber einig, dass die Invasion in Belgien «militärisch durchaus berechtigt und notwendig» sei, da es in diesem Krieg um «die Verteidigung und die Existenz Deutschlands» gehen werde. Schlieffens Plan wurde beibehalten, und Moltke tröstete sich mit dem Gedanken, man müsse, wie er sich 1913 ausdrückte, alle Redereien über die Verantwortlichkeit des Angreifers ausser Acht lassen... «allein der Erfolg rechtfertigt den Krieg». Um sich aber nach jeder Richtung hin zu sichern, handelte er gerade dem letzten Vermächtnis Schlieffens zuwider, indem er jedes Jahr dem rechten Flügel Kräfte entzog, die er dem linken hinzufügte.

Moltkes Plan sah einen deutschen linken Flügel von acht Korps vor, also etwa 320'000 Mann, der die Front im Elsass und in Lothringen südlich von Metz halten sollte. Die deutsche Mitte von elf Korps mit etwa 400'000 Mann würde durch Luxemburg und die Ardennen nach Frankreich einmarschieren. Der deutsche rechte Flügel mit sechzehn Korps, etwa 700'000 Mann, sollte auf dem Wege über Belgien angreifen, die berühmten Sperrfestungen Lüttich und Namur brechen, die die Maas schützten, und über den Fluss vorstossen, um das ebene Land und die direkten Strassen am jenseitigen Ufer zu erreichen. Das Marschpensum war für jeden Tag im Voraus festgelegt. Man nahm nicht an, dass die Belgier Widerstand leisteten; für den Fall, dass sie es doch wagten, rechnete man mit einer raschen Kapitulation vor der Wucht des deutschen Anpralls. Der Plan verlangte, dass die



Strassen über Lüttich bis zum 12. Tag nach der Mobilisierung offen waren; Brüssel würde dann bis zum 19. Tag genommen, die französische Grenze am 22. Tag überschritten, die Linie Thionville-St. Quentin am 31. Tag, Paris und der endgültige Sieg bis zum 39. Tag nach der Mobilisierung erreicht sein.

Der Feldzugsplan war so genau und vollständig wie die technische Zeichnung für ein Schlachtschiff. Eingedenk der Warnung Clausewitz', dass strategische Pläne ohne Spielraum für Unvorhergesehenes zur Katastrophe führen können, hatten die Deutschen mit unendlicher Sorgfalt versucht, für alle Eventualitäten vorzusorgen. Von den Generalstabsoffizieren, die in Manövern und Kriegsschulen gelernt hatten, in jeder Situation die richtige Lösung zu finden, wurde erwartet, dass sie mit dem Unvorhergesehenen fertig würden. Gegen diese so schwer zu fassende, schillernde und gefährliche Grösse hatte man jede nur mögliche Vorsorge getroffen – es fehlte nur die Wendigkeit.

Während der Plan sich verfestigte, die Hauptkraft gegen Frankreich einzusetzen, verringerte sich allmählich Moltkes Furcht vor Russland, da sein Generalstab ein Credo prägte, das auf einer sorgfältigen Berechnung des russischen Eisenbahnnetzes beruhte und besagte, Russland werde vor 1916 nicht «kriegsbereit» sein. Berichte von Agenten über russische Bemerkungen, «dass es 1916 losginge», bekräftigten diese deutsche Meinung.

Im Jahre 1914 trieben zwei Ereignisse die deutsche Bereitschaft auf die Spitze. Im April hatten die englisch-russischen Flottenverhandlungen begonnen, und im Juni hatte Deutschland selbst die Verbreiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals vollendet, die seinen neuen Kriegsschiffen direkten Zugang von der Nordsee zur Ostsee erlaubte. Als Moltke von den englischrussischen Gesprächen hörte, sagte er im Mai während eines Besuches bei seinem österreichischen Kollegen Franz Conrad von Hötzendorff, von nun an bedeute «jedes Zu warten eine Verminderung unserer Chancen». Zwei Wochen danach, am 1. Juni, sagte er zu Freiherr von Eckardstein: «Wir sind bereit, und je eher, desto besser für uns.»

### 3 Der Schatten von Sedan

General de Castelnau, Vizechef des französischen Generalstabes, empfing im Jahre 1913 eines Tages im Kriegsministerium den Besuch von General Lebas, dem Generalgouverneur von Lille, der Beschwerde einlegen wollte gegen den Beschluss des Generalstabes, Lille nicht länger als befestigte Stadt zu führen. Fünfzehn Kilometer von der belgischen Grenze und keine siebenzig Kilometer von der Kanalküste entfernt, liege Lille dicht am Wege, den eine über Flandern vorgehende Invasionsarmee einschlagen werde. General de Castelnau beantwortete General Lebas' Bitte um Verteidigung der Stadt damit, dass er eine Karte ausbreitete und mit einem Lineal die Entfernung von der deutschen Grenze bis Lille durch Belgien hindurch abmass. Die normale Truppendichte, die man für einen wirkungsvollen Angriff brauche, bedeutete er seinem Besucher, seien fünf bis sechs Mann pro Meter. Wenn die Deutschen ihre Front nach Westen bis Lille ausdehnten, hätten sie nur noch zwei Mann pro Meter, errechnete de Castelnau.

«Wir werden sie halbieren!» erklärte er. Die deutsche aktive Truppe könne an der Westfront über fünfundzwanzig Korps, etwa eine Million Mann, verfügen. «Hier, rechnen Sie es doch selbst aus», sagte er und gab Lebas das Lineal. «Wenn sie wirklich bis Lille kommen, so kann uns das nur recht sein», wiederholte er mit höhnischer Genugtuung.

Die französischen Strategen übersahen keineswegs die Möglichkeit einer drohenden Umfassung durch einen deutschen rechten Flügel. Im Gegenteil, der französische Generalstab glaubte, die forcierte Stärkung des deutschen rechten Flügels müsse eine entsprechende Schwächung der Mitte und des linken Flügels zur Folge haben, wo die französischen Armeen durchzubringen planten. Die französische Strategie wandte Belgien den Rücken und blickte auf den Rhein. Während die Deutschen den grossen Bogen schlugen, um den Franzosen in die Flanke zu fallen, sahen diese eine Offensive vor, die die deutsche Mitte und den linken Flügel auf beiden Seiten des deutschen Festungsgürtels bei Metz durchstossen und durch einen Sieg an diesem Punkt den deutschen rechten Flügel von seiner Basis trennen und damit unschädlich machen sollte. Es war ein kühner Plan, dem eine ganz bestimmte Idee zugrunde lag – eine Idee, die mit dem Wiedererstarken Frankreichs nach der Demütigung von Sedan zusammenhing.

Infolge der deutschen Friedensbedingungen von 1871 hatte Frankreich Ge-

bietsverluste, Kriegsschädigung und Besetzung hinnehmen müssen. Sogar ein Triumphzug des deutschen Heeres über die Champs-Élysées gehörte dazu. Er bewegte sich über eine stille, schwarzverhangene, von Zuschauern leere Strasse. Als in Bordeaux die französische Nationalversammlung die Friedensbedingungen ratifizierte, verliessen die Abgeordneten Elsass-Lothringens weinend den Saal; ihr Protest lautete: «Wir fordern für immer das Recht der Elsässer und Lothringer, Glieder der französischen Nation zu bleiben. Wir schwören für uns, unsere Wähler, unsere Kinder und Kindeskinde, dass wir dem Usurpator gegenüber dieses Recht für alle Zukunft und mit allen Mitteln fordern werden.»

Die Annexion wurde vom älteren Moltke und seinem Stab gegen den Willen Bismarcks verlangt, der sie als Achillesferse des neuen deutschen Reiches bezeichnete. Doch Moltke und seine Anhänger gaben nicht nach und überzeugten den Kaiser, dass man die Grenzprovinzen mit Metz, Strassburg und dem Vogesenkamm abtrennen müsse, um Frankreich geographisch für immer in die Defensive zu drängen. Dazu kam eine erdrückende Entschädigungssumme von fünf Milliarden Francs, die Frankreich für ein Menschenalter bewegungsunfähig machen sollte, und bis zur Bezahlung dieser Summe die Besetzung. Mit ungeheurer Anstrengung brachten die Franzosen das Geld auf und bezahlten es innerhalb von drei Jahren, und damit begann ihr Wiederaufstieg.

Die Erinnerung an Sedan lag wie ein ständiger dunkler Schatten über dem Bewusstsein der Franzosen. «*N'en parlez jamais; pensez-y toujours*» (Niemals davon sprechen, immer daran denken), hatte Gambetta geraten. Über vierzig Jahre lang war der Gedanke der Revanche der einzige grundlegende Faktor der französischen Politik. In den Jahren unmittelbar nach 1870 diktierten Instinkt und militärische Schwäche eine Verteidigungsstrategie. Frankreich verschanzte sich hinter einem System von Feldbefestigungen, die durch Forts miteinander verbunden waren. Zwei befestigte Linien, Belfort-Epinal und Toul-Verdun, schützten die Ostgrenze, und eine, Maubeuge-Valenciennes-Lille, die westliche Hälfte der belgischen Grenze; die Lücken dazwischen sollten den eindringenden Streitkräften gewissermassen die Stossrichtung aufzwingen.

Hinter dieser Mauer würde Frankreich, wie Victor Hugo höchst pathetisch forderte, «nur einen Gedanken hegen: seine Streitkräfte wieder aufzubauen, Energie zu sammeln, seinen heiligen Zorn zu nähren, unablässig zu arbeiten, die Methoden und Kenntnisse der Feinde zu studieren, wieder ein grosses Frankreich zu werden, das Frankreich von 1792, das Frankreich einer Idee mit einem Schwert. Dann wird es eines Tages unwiderstehlich sein. Dann wird es sich Elsass-Lothringen zurückholen.»

Den wiederkehrenden Wohlstand und das Aufblühen der Republik, alle die unablässigen inneren Streitigkeiten – Royalismus, Boulangismus, Klerikalismus, Streiks und zu alledem schliesslich auch noch die verheerende Dreyfusaffäre – durchglühte doch immer noch der heilige Zorn, vor allem in der Armee. Das

Band, das alle ihre Elemente zusammenhielt, ob sie nun monarchistisch oder republikanisch, jesuitisch oder freimaurerisch waren, blieb das «Mysterium Elsass». Aller Augen waren auf die blaue Gipfelinie der Vogesen gerichtet. Ein Infanteriehauptmann gestand 1912, dass er die Männer seiner Kompanie in geheimen Spähtrupps zu zweien oder dreien durch die dunklen Fichtenwälder auf die Berggipfel zu führen pflegte, von wo sie auf Kolmar hinabschauen konnten. «Wenn wir von diesen geheimen Unternehmen zurückkamen, formierten sich unsere Kolonnen wieder, bedrückt und stumm vor Bewegung.»

Ursprünglich weder deutsch noch französisch, war das Elsass bald von den Deutschen, bald von den Franzosen in Besitz genommen worden, bis es unter Ludwig XIV. im Westfälischen Frieden 1648 Frankreich zugesprochen wurde. Nachdem Deutschland 1871 das Elsass und einen Teil von Lothringen annektiert hatte, riet Bismarck, den Bewohnern die grösstmögliche Autonomie zuzugestehen und ihren Partikularismus zu unterstützen; denn sie würden sich, meinte er, um so weniger als Franzosen fühlen, je mehr sie Elsässer sein dürften. Seine Nachfolger sahen hierfür keine Notwendigkeit. Sie nahmen keine Rücksicht auf die Wünsche ihrer neuen Untertanen, gaben sich keine Mühe, sie für sich zu gewinnen, und verwalteten die Provinz als Reichsland mit deutschen Beamten unter praktisch denselben Bedingungen wie ihre afrikanischen Kolonien. So gelang es ihnen nur, die Bevölkerung aufzubringen und sich zu entfremden, bis im Jahre 1911 eine Verfassung garantiert wurde. Aber da war es schon zu spät. Die deutsche Herrschaft überschlug sich in der Zabernaffäre im Jahre 1913, die nach einem Austausch von Beleidigungen zwischen Stadtbevölkerung und Garnison damit begann, dass ein deutscher Offizier einen verkrüppelten Schuster mit seinem Säbel schlug. Sie endete mit der vollständigen öffentlichen Blossstellung der deutschen Politik in den Reichslanden, mit einer Welle der Deutschfeindlichkeit über die ganze Welt hin und gleichzeitig mit dem Triumph des Militarismus in Berlin, wo der deutsche Offizier von Zabern zum Helden gestempelt wurde und die Glückwünsche des Kronprinzen empfing.

Für Deutschland bedeutete 1870/71 noch nicht die Erfüllung aller seiner Wünsche. Der deutsche Tag in Europa, dessen Dämmerung man zu sehen glaubte, als das Deutsche Reich im Spiegelsaal von Versailles proklamiert wurde, liess noch immer auf sich warten. Frankreich war nicht zerschmettert; es dehnte sich vielmehr in Nordafrika und Indochina aus. Die Welt der Kunst, der Schönheit und der Mode opferte noch immer auf den Altären von Paris. An den Deutschen frass der Neid auf das Land, das sie besiegt hatten. «Leben wie Gott in Frankreich» war eine Redensart in Deutschland. Gleichzeitig hielt man Frankreich für dekadent in seiner Kultur und für geschwächt durch seine Demokratie. «Ein Land, das in dreiundvierzig Jahren zweiundvierzig Kriegsminister gehabt hat, kann unmöglich im Krieg etwas erreichen», verkündete Hans Delbrück, Deutschlands führen-

der Historiker. Da die Deutschen sich an Gemüt, Stärke, Enei und nationaler Tüchtigkeit überlegen glaubten, waren sie überze' sie die Herrschaft in Europa verdienten. Das Werk von Sedan mustt endet werden.

Frankreich, das im Schatten dieser unbeglichenen Rechnung lebte u doch an Mut und Kraft wieder zunahm, wurde es müde, ewig auf der Hut z sein und ewig von seinen Führern zur Defensive ermahnt zu werden. Um die Jahrhundertwende rebellierte der französische Geist gegen die dreissig Jahre Defensive, die ja das Geständnis der Unterlegenheit einschloss. Frankreich wusste, dass es physisch schwächer war als Deutschland. Seine Bevölkerung war geringer, die Geburtenziffer niedriger. Es brauchte eine Waffe, die Deutschland nicht hatte, um sich selbst im Vertrauen auf sein Fortdauern zu bestärken. Die «Idee mit einem Schwert» erfüllte dieses Bedürfnis. In der Sprache Bergsons hiess sie *élan vital*, der alles besiegende Wille. Der Glaube an seine Macht gab Frankreich die Überzeugung, dass der menschliche Geist sich schliesslich doch nicht den vorherbestimmten Kräften der Evolution zu beugen brauche, die Schopenhauer und Hegel als unwiderstehlich hingestellt hatten. Der Geist Frankreichs würde den ausgleichenden Faktor darstellen. Sein Wille zum Sieg, sein *élan*, würde Frankreich befähigen, den Feind zu schlagen. Sein Genius wohnte in diesem *élan*, der Geist der *gloire*, der Geist von 1792, der Geist der unvergleichlichen «Marseillaise», der Geist des heldenhaften Kavallerieangriffes General Marguerittes vor Sedan, der selbst Wilhelm I. bei der Beobachtung der Schlacht zu dem Ausruf veranlasste: «Oh, die tapferen Burschen!»

Der Glaube an den französischen Feuergeist, an *den furor Gallicus*, belebte Frankreichs Selbstvertrauen in der Generation nach 1871. Dieses Feuer war es, das Frankreichs Banner entrollte, seine Hörner erschallen liess, seine Soldaten bewaffnete und das Land zum Sieg führen würde, wenn der Tag der Revanche kam.

In die militärische Begriffswelt übertragen wurde Bergsons *élan vital* zur Doktrin der Offensive. In demselben Masse, in dem die Strategie der Defensive sich in ihr Gegenteil verkehrte, begann sich die Aufmerksamkeit von der belgischen Grenze weg immer mehr nach Osten zu richten auf den Punkt hin, von dem aus eine französische Offensive mit dem Ziele des Durchbruchs zum Rhein angesetzt werden könnte. Für die Deutschen führte der Umweg über Flandern nach Paris; für die Franzosen dagegen gab es keinen. Sie konnten nur auf dem kürzesten Weg nach Berlin kommen. Je mehr sich der französische Generalstab mit dem Gedanken einer Offensive vertraut machte, desto grösser wurden die Streitkräfte, die man am Angriffspunkt zusammenzog, und desto weniger liess man zur Verteidigung der belgischen Grenze übrig.

Die Doktrin der Offensive hatte ihren Ursprung in der *Ecole Supérieure de la Guerre*, der Kriegsschule, dem Hort der intellektuellen Elite der Armee, deren Direktor, General Ferdinand Foch, die Militärtheorie seiner Zeit formte. Fochs

Mentalität hatte – wie ein Herz – zwei Ventile: das eine pumpte Geist in die Strategie, das andere setzte gesunden Menschenverstand in Bewegung. Einerseits predigte Foch eine *Mystik* des Willens, wie sie sich in seinen berühmten Aphorismen aussprach: «Der Wille zur Eroberung ist die erste Bedingung des Sieges», oder noch prägnanter: «*Victoire c'est la volonté*», und andererseits verkündete er: «Eine gewonnene Schlacht ist eine Schlacht, in der man sich nicht geschlagen bekennt.»

In der Praxis sollte das der berühmte Angriffsbefehl an der Marne werden, als die Lage den Rückzug forderte. Seine damaligen Offiziere erinnern sich noch, wie er mit leidenschaftlichen, weit ausholenden Gesten «Angreifen! Angreifen!» brüllte, während er in kurzen Sätzen umherraste, als wäre er elektrisch geladen. Später fragte man ihn, warum er an der Marne angegriffen habe, obwohl er doch praktisch geschlagen gewesen sei. «Warum? Das weiss ich nicht. Wegen meiner Männer, weil ich einen Willen hatte. Und dann – Gott war dabei.»

Obwohl Foch eingehend Clausewitz studiert hatte, glaubte er nicht, wie dessen deutsche Nachfolger, an ein im Voraus ausgearbeitetes narrensicheres Schlachtenschema. Vielmehr lehrte er, es sei notwendig, sich dauernd anzupassen und zu improvisieren, um der Situation gerecht zu werden. «Vorschriften», pflegte er zu sagen, «mögen gut sein für den Drill, aber in der Stunde der Gefahr haben sie keinen Sinn mehr... Sie müssen denken lernen.» Denken bedeutete, dass der freien Initiative Raum geschaffen wurde, dass das Unwägbar den Sieg über das Materielle davontrug, dass der Wille seine Macht über die Umstände bewies.

Dennoch warnte Foch davor zu glauben, Moral allein könne zum Sieg führen: das sei eine kindliche Vorstellung. Nach Exkursen in die Metaphysik konnte er in seinen Vorträgen und den Vorkriegsbüchern «*Les Principes de la Guerre*» und «*La Conduite de la Guerre*» unmittelbar auf die Erde herabsteigen und taktische Themen behandeln wie die Aufstellung von Vorposten, die Notwendigkeit von Sicherungs- und Schutzmassnahmen, die Hauptfaktoren der Feuerkraft, die Notwendigkeit von Gehorsam und Disziplin. Diese realistische Seite seines Denkens drückte sich in einem anderen Aphorismus aus, der während des Krieges sprichwörtlich wurde: «*De quoi s'agit-il?*» («Was ist der springende Punkt des Problems?»)

Bei all seiner Beredsamkeit in taktischen Fragen faszinierte Foch seine Anhänger doch in erster Linie durch seine *Mystik*. Als Clemenceau im Jahre 1908 Foch, der damals Professor war, für den Posten eines Direktors der Kriegsschule in Erwägung zog, berichtete ihm ein Geheimagent, den er in eine seiner Vorlesungen geschickt hatte, ganz bestürzt: «Dieser Offizier lehrt eine Metaphysik, die so abstrus ist, dass er alle seine Schüler zu Idioten machen wird.» Clemenceau ernannte Foch zwar trotzdem, aber dennoch war in gewissem Sinne etwas Wahres an diesem Bericht. Fochs Grundsätze stellten Frankreich eine Falle – nicht, weil sie so abstrus waren, sondern weil sie allzuviel Anziehungskraft besaßen.

Besonders begeistert nahm Oberst Grandmaison sie auf, «ein feuriger und glänzender Offizier», der Direktor des *Troisième Bureau* war, des Büros für militärische Operationen, und 1911 an der Kriegsschule zwei Vorlesungen hielt, die durchschlagende Wirkung hatten.

Oberst Grandmaison fasste nur den Kopf, nicht aber die Füße von Fochs Prinzipien. Indem er ihren *élan* ohne die *sûreté* darlegte, gab er einer Kriegsphilosophie Ausdruck, die seine Zuhörerschaft elektrisierte. Er schwenkte vor ihren geblendeten Augen eine «Idee mit einem Schwert», die ihnen zeigte, wie Frankreich gewinnen könne. Ihr Kern war die *offensive à outrance*, eine Offensive bis zum Äussersten. Nur sie könne die Clausewitzsche Entscheidungsschlacht erzielen, die, «bis zum letzten ausgenutzt, die Sublimierung des Krieges darstellt» und die, «einmal begonnen, durchgeführt werden muss, ohne jedes Schwanken bis zur äussersten Grenze der menschlichen Belastungsfähigkeit». Die Initiative zu ergreifen sei dabei die *Conditio sine qua non*. Im Voraus konzipierte Anordnungen, die auf einem dogmatischen Urteil über die zukünftigen Handlungen des Feindes beruhen, seien übereilt. Freiheit des Handelns sei nur dadurch zu erreichen, dass man dem Feind den eigenen Willen aufzwingt. «Alle Entscheidungen, die zu Befehlen führen, müssen von dem Willen inspiriert sein, die Initiative zu ergreifen und festzuhalten.» Die Defensive ist vergessen, preisgegeben, abgelegt; ihre einzige mögliche Rechtfertigung ist ein gelegentliches «Einsparen von Kräften an gewissen Punkten, sofern sie zur Verstärkung des Angriffes dienen sollen».

Der Eindruck auf den Generalstab war gross und schlug sich während der nächsten zwei Jahre in der neuen Felddienstordnung für den Kriegsfall nieder, ausserdem in einem neuen Feldzugsplan, der Plan 17 genannt und im Mai 1913 angenommen wurde. Wenige Monate nach Grandmaisons Vorträgen verkündete der Präsident der Republik, Fallières: «Allein die Offensive entspricht dem Temperament französischer Soldaten... Wir sind entschlossen, ohne Zögern direkt gegen den Feind zu marschieren.»

Die neue Felddienstordnung, die im Oktober 1913 von der Regierung als Grundlage für die Ausbildung und Führung der französischen Armee verfügt wurde, begann mit einem Trompetenstoss: «Die französische Armee kehrt zu ihren Traditionen zurück und kennt hinfort kein Gesetz als das der Offensive.» Dann folgten acht Gebote, die widerhallten von tönenden Worten wie «Entscheidungsschlacht», «Offensive ohne Zaudern», «Angriffsgeist und Ausdauer», «den Willen des Gegners brechen», «rücksichtslose und unermüdliche Verfolgung». Mit dem ganzen Hass der Orthodoxie gegen die Ketzerei zertrat und verwarf diese Ordnung die Defensive. «Allein die Offensive», hiess es da, «führt zu positiven Resultaten.» Das siebte, von den Verfassern im Druck besonders hervorgehobene Gebot lautete: «Schlachten sind vor allem anderen moralische Auseinandersetzungen. Die Niederlage ist unausweichlich, sobald die Hoffnung auf Sieg erlischt. Der Sieg winkt nicht dem, der am wenigsten erlitten hat, sondern dem, dessen

Wille am festesten und dessen Moral am stärksten ist.» Nirgendwo in den acht Geboten war Kriegsgerät erwähnt oder Feuerkraft oder das, was Foch *sûreté* (Sicherheit) nannte. Der Geist, den diese Felddienstordnung atmete, fand seinen Ausdruck in einem Lieblingswort des französischen Offizierkorps: *le cran*, d.h. Mut oder, weniger fein, Mumm. Wie die gipfelstürmende Jugend «Excelsior» auf ihr Panier schrieb, so hatte die französische Armee «Cran» auf ihr Banner geschrieben, als sie 1914 in den Krieg zog.

Aber während sich in diesen Jahren die französische Kriegsphilosophie geändert hatte, war die Geographie Frankreichs dieselbe geblieben. Die geographischen Gegebenheiten der französischen Grenzen waren noch immer so, wie die Deutschen es 1870/71 festgelegt hatten. Deutschlands territoriale Ansprüche zielten, wie Wilhelm I. dem Protest der Kaiserin Eugenie entgegengehalten hatte, «einzig und allein darauf, den Ausgangspunkt für zukünftige Angriffe der französischen Armee nach rückwärts zu verschieben». Gleichzeitig verlegten sie die deutsche Angriffsbasis gegen Frankreich nach vorn. Während Frankreichs Geschichte und seine Entwicklung nach der Jahrhundertwende dem Land eine Offensive nahelegten, erforderte seine geographische Lage noch immer eine Strategie der Verteidigung.

Im Jahre 1911, demselben Jahr, in dem Oberst Grandmaison seine Vorlesungen hielt, unternahm im Obersten Kriegsrat kein Geringerer als der designierte Oberbefehlshaber, General Michel, eine letzte Anstrengung, Frankreich auf eine Strategie der Defensive festzulegen. Als Vizepräsident des Rates, in einer Stellung also, aus der er im Kriegsfall automatisch Oberbefehlshaber wurde, war General Michel damals der höchste Offizier der Armee. In einem Exposé, das Schlieffens Gedanken genau wiedergab, legte er dar, wie seiner Schätzung nach die deutsche Angriffslinie aussehen werde und wie man ihr begegnen solle. Im Hinblick auf die natürliche Schutzwehr und die französischen Festungsanlagen entlang der Grenze nach Deutschland könnten, so argumentierte er, die Deutschen nicht hoffen, in Lothringen rasch und entscheidend zu siegen. Ebensowenig werde ein Marsch durch Luxemburg und den äussersten Zipfel Belgiens östlich der Maas genügend Raum für die von ihnen bevorzugte Strategie der Umfassung bieten. Nur wenn sie sich «ganz Belgiens» bedienten, meinte er, könnten die Deutschen jene «blitzschnelle, brutale und entscheidende Offensive» durchführen, mit der sie Frankreich überraschen müssten, ehe die Streitkräfte der französischen Alliierten zur Stelle wären. Er legte dar, dass die Deutschen schon lange auf den grossen belgischen Hafen Antwerpen ein Auge geworfen hätten und dass dies für sie ein weiterer Grund sei, über Flandern anzugreifen. Er schlug vor, den Deutschen auf der Linie Verdun-Namur-Antwerpen mit einer Armee von einer Million Mann entgegenzutreten, deren linker Flügel – wie Schlieffens rechter – den Kanal streifen könne.



Nicht nur, dass General Michels Plan Defensivcharakter hatte, er beruhte auch auf einem Vorschlag, der für seine Kameraden ein Anathema war. Um den deutschen Truppen, die seiner Annahme nach durch Belgien geführt würden, zahlenmässig gewachsen zu sein, sollte man die Stosskraft der französischen Frontlinie dadurch verdoppeln, dass man jedem Regiment ein Reserveregiment beigab. Hätte er vorgeschlagen, die Mistinguett unter die Unsterblichen der Académie Française aufzunehmen, so hätte er wohl kaum mehr Lärm und Missfallen erregen können.

«*Les réserves, c'est zéro!*» war das klassische Dogma des französischen Offizierskorps. Männer, die ihre militärische Ausbildung im Rahmen der allgemeinen Wehrpflicht hinter sich hatten und im Alter von dreiundzwanzig bis vierunddreissig Jahren standen, wurden als Reservisten geführt. Bei einer Mobilmachung ergänzten die jüngsten Jahrgänge die regulären Armee-Einheiten auf Kriegsstärke; aus den anderen bildete man Reserveregimenter, -brigaden und -divisionen, die jeweils nach geographischen Bezirken zusammengestellt wurden. Diese betrachtete man als nur für den Etappendienst oder zur Verwendung als Festungstruppen geeignet, nicht aber für die Einreihung in die Linienregimenter – und zwar wegen ihres Mangels an ausgebildeten Offizieren und Unteroffizieren. Die Verachtung, die die aktive Armee für die Reserve empfand und die von den Parteien der Rechten geteilt wurde, verstärkte sich noch durch den Widerwillen gegen das Prinzip der «Nation in Waffen». Die Reservisten mit den aktiven Divisionen zu vermischen, hiess die Stosskraft der Armee hemmen. Man glaubte, nur die aktive Armee bürge für die Verteidigung des Landes. Die Parteien der Linken dagegen identifizierten in Erinnerung an den hoch zu Pferde sitzenden General Boulanger die Armee mit der Gefahr eines Staatsstreichs und glaubten an das Prinzip einer «Nation in Waffen» als einzigen sicheren Schutz der Republik. Sie behaupteten, eine Ausbildung von wenigen Monaten genüge, um jeden Bürger für den Krieg zu schulen, und wehrten sich heftig gegen die Verlängerung der Dienstpflicht auf drei Jahre. Die Armee forderte diese Reform im Jahre 1913 nicht nur, um ein Anwachsen des deutschen Heeres auszugleichen, sondern auch, weil man sich um so weniger auf Reserveeinheiten zu verlassen brauchte, je mehr Männer sich ständig in Ausbildung befanden. Nach zornigen Debatten, die das Land schmerzhaft entzweiten, trat im August 1913 das Drei-Jahre-Gesetz in Kraft.

Die Geringschätzung der Reservetruppen wurde durch die neue Theorie von der Offensive noch gesteigert, die, wie man glaubte, nur aktiven Truppen wirksam eingepflegt werden könne. Für den unwiderstehlichen Ansturm der *attaque brusquée*, deren Symbol der Bajonettangriff war, bedürfte es in erster Linie des *élan*; diesen aber könne man nicht von Leuten erwarten, die ein ruhiges, bürgerliches Leben führten und die Verantwortung für ihre Familien trügen. Mische man Reservisten unter aktive Truppen, so schaffe man «dekadente Heere», die keinen Siegeswillen entwickeln könnten.

Man wusste, dass jenseits des Rheins ähnliche Überlegungen angestellt wur-

den. Dem Kaiser schrieb man allgemein den Ausspruch zu: «Keine Familienväter an die Front.» Im französischen Generalstab war es geradezu ein Glaubensartikel, dass die Deutschen keine Reservetruppen unter die aktiven Einheiten zu mischen gedachten; das führte zu der Überzeugung, die Deutschen würden nicht genügend Leute in der vordersten Linie haben, um zwei Dinge auf einmal zu tun: einerseits einen starken rechten Flügel in weitem Bogen westlich der Maas durch Belgien in Bewegung zu setzen und andererseits im Zentrum und auf dem linken Flügel ausreichend Truppen zurückzubehalten, um einen französischen Durchbruch zum Rhein zu verhindern.

Als General Michel seinen Plan vorlegte, behandelte Kriegsminister Messimy den Vorschlag *«comme une insanité»*. Als Vorsitzender des Obersten Kriegsrates versuchte er nicht nur, ihn zu unterdrücken, sondern beriet sich sofort mit anderen Mitgliedern des Rates über die Zweckmässigkeit einer Entlassung Michels.

Messimy, ein kraftstrotzender, bis zur Leidenschaftlichkeit energischer Mann mit breitem Nacken, rundem Schädel, bäuerlich klugen Augen hinter Brillengläsern und einer dröhnenden Stimme, war ein alter Berufsoffizier. 1899 hatte er als dreissigjähriger Hauptmann bei den Chasseurs seinen Abschied genommen, und zwar aus Protest gegen die Weigerung der Armee, den Fall Dreyfus wiederaufzunehmen. In jener erhitzten Phase beharrte das Offizierskorps einmütig bei der Auffassung, ein Eingeständnis, Dreyfus könne möglicherweise unschuldig sein, nachdem er doch schon überführt sei, werde das Ansehen und die Unfehlbarkeit der Armee zunichte machen. Unfähig, die Loyalität gegen die Armee über die Gerechtigkeit zu stellen, entschied sich Messimy für eine politische Karriere mit dem erklärten Ziel, «die Armee mit der Nation auszusöhnen». Im Kriegsministerium wirkte seine Leidenschaft, Missstände abzustellen, wie ein eiserner Besen. Als er eine Reihe von Generälen vorfand, die «nicht nur nicht in der Lage waren, ihre Truppen zu führen, sondern ihnen nicht einmal folgen konnten», bediente er sich des Mittels Theodore Roosevelts und befahl, alle Generäle hätten Manöver – der alte Soundso werde ja dadurch gezwungen, seinen Abschied zu nehmen –, erwiderte Messimy, gerade das sei sein Ziel. Am 30. Juni 1911 war er zum Kriegsminister ernannt worden, nachdem innerhalb von vier Monaten vier Minister einander gefolgt waren. Der nächste Tag brachte den deutschen «Panthersprung» nach Agadir, der die zweite Marokkokrise heraufbeschwor. Messimy, der jeden Augenblick die Mobilmachung erwartete, fand, dass der designierte Oberbefehlshaber, General Michel, ein «Zauderer ohne Entschlusskraft» sei, «überwältigt von der Last der Pflichten, die jeden Augenblick auf ihn hereinbrechen könnten». In seiner gegenwärtigen Stellung bedeute er eine «nationale Gefahr», meinte Messimy. Michels «wahnsinniger» Vorschlag lieferte den Vorwand für seine Absetzung.

Michel jedoch weigerte sich abzutreten, ohne vorher seinen Plan dem Rat vorgelegt zu haben, zu dessen Mitgliedern die bedeutendsten Generäle Frankreichs gehörten: Gallieni, der Experte für den Kolonialkrieg, Pau, der einarmige Veteran von 1870, Joffre, der schweigsame Ingenieur, Dubail, der vorbildliche Kavalier, der sein Käppi mit dem «*chic exquis*» des Zweiten Kaiserreiches schräg in die Stirn zog. Sie alle sollten 1914 aktive Kommandos übernehmen und zwei von ihnen Marschall von Frankreich werden. Keiner unterstützte Michels Plan. Ein Offizier aus dem Kriegsministerium, der an der Sitzung teilnahm, sagte: «Es hat keinen Sinn, ihn zu diskutieren; General Michel ist verrückt.»

Mochte nun dieser Ausspruch die Meinung aller Anwesenden wiedergeben oder nicht – wie Michel später behauptete, war General Dubail ursprünglich auch seiner Ansicht gewesen –, jedenfalls gelang es Messimy, der aus seiner Feindschaft kein Hehl machte, den Rat zu überzeugen. Ein launisches Schicksal hatte ihn, im Gegensatz zu Michel, mit einem kraftvollen Charakter ausgestattet. Recht zu haben und überstimmt zu werden – das wird einem Menschen auf verantwortlichem Posten nicht verziehen; und so zahlte Michel denn auch für seinen prophetischen Blick. Er wurde seines Kommandos enthoben und zum Militärgouverneur von Paris ernannt, wo er sich dann in einer entscheidenden Stunde der kommenden Prüfung als ein «Zauderer ohne Entschlusskraft» erweisen sollte.

Nachdem Messimy mit Eifer die ketzerischen Defensivpläne Michels ausgerottet hatte, tat er als Kriegsminister, was er konnte, um die Armee für eine erfolgreiche Offensive zu rüsten, musste sich aber seinerseits in seinem Lieblingsplan geschlagen geben, der so notwendigen Reform der französischen Uniform. Die Briten waren nach dem Burenkrieg zu Khaki übergegangen, und die Deutschen waren eben dabei, ihr Preussischblau gegen Feldgrau einzutauschen. Die französischen Soldaten dagegen trugen im Jahre 1912 noch immer die gleichen blauen Röcke, roten Käppis und roten Hosen, die sie 1830 getragen hatten, als die Gewehre nur zweihundert Schritt weit trugen und die Heere, die in diesem geringen Abstand miteinander kämpften, keinen Grund hatten, sich zu verstecken. Bei seinem Besuch der Balkanfront sah Messimy, welche Vorteile den Bulgaren die unauffällige Farbe brachte, und kehrte mit dem Entschluss nach Hause zurück, den französischen Soldaten weniger auffallend zu machen. Sein Vorschlag, ihn graublau oder grau grün einzukleiden, erregte Protestgeschrei. Der Stolz der Armee widersetzte sich mit derselben Hartnäckigkeit der Abschaffung der roten Hosen wie etwa der Einführung schwerer Geschütze. Wieder einmal glaubte man, das Ansehen der Armee stehe auf dem Spiel. Kleide man den französischen Soldaten in irgendeine schmutzige, rühmlose Farbe, so erfülle man die geheimsten Hoffnungen der Dreyfusanhänger und Freimaurer, erklärten die Wortführer der Armee. Das *Echo de Paris* schrieb, die Verbannung «alles dessen, was bunt ist und dem Soldaten ein lebhaftes Aussehen verleiht, widerspricht sowohl dem

französischen Geschmack wie auch dem militärischen Zweck». Messimy machte darauf aufmerksam, dass beides möglicherweise nicht mehr auf einen Nenner zu bringen sei, aber seine Gegner liessen sich nicht überzeugen. In einer Sitzung des Parlaments sprach Etienne, ein früherer Kriegsminister, für Frankreich. «Die roten Hosen aufgeben?» rief er. «Niemals! Die rote Hose ist Frankreich!»

«Diese blinde und törichte Anhänglichkeit an die auffallendste aller Farben», schrieb Messimy später, «sollte grausame Folgen haben.»

Vorläufig musste er, während die Agadirkrise noch anhielt, für Michel einen Nachfolger ernennen. Er hatte vor, dem Oberbefehlshaber dadurch zusätzliche Geltung zu verschaffen, dass er dieses Amt mit dem des Generalstabschefs verschmolz und den Posten des Stabschefs im Kriegsministerium – den augenblicklich General Dubail innehatte – abschaffte. Michels Nachfolger würde somit alle Macht in seiner Person konzentrieren.

Messimys Wahl fiel zunächst auf Gallieni, den strengen und hochbegabten General mit dem Kneifer; dieser lehnte jedoch mit der Begründung ab, er könne es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren, Michels Nachfolge anzutreten, nachdem er bei seiner Entfernung mitgewirkt habe. Ausserdem fehlten ihm mit seinen zweiundsechzig Jahren nur mehr zwei Jahre bis zum Ruhestandsalter, und dazu werde seiner Meinung nach die Ernennung eines «Kolonialmannes» bei den Militärs in Paris Anstoss erregen – *«une question de bouton»*, sagte er und klopfte auf seine Orden. General Pau, der als nächster an die Reihe kam, wollte sich die Erlaubnis ausbedingen, die höheren Ränge mit Generälen nach eigener Wahl zu besetzen; und da er als Reaktionär bekannt war, bestand die Gefahr, dass damit die nur leise schlummernde Fehde zwischen der rechtsstehenden Armee und der republikanischen Nation wieder aufwache. Die Regierung sprach ihm zwar ihre Hochachtung wegen seiner Ehrlichkeit aus, lehnte aber diese Bedingung ab. Daraufhin fragte Messimy Gallieni um Rat, und dieser schlug seinen früheren Untergebenen in Madagaskar vor, «einen kühlen und methodischen Arbeiter mit einem klaren und scharfen Geist». Infolgedessen wurde der Posten dem damals neunundfünfzigjährigen General Joseph-Jacques-Césaire Joffre angeboten, der früher Chef des Pionierkorps gewesen war und jetzt das Nachschubwesen befehligte.

Joffre wirkte massig und beleibt in seiner schlechtsitzenden Uniform. Mit seinem fleischigen Gesicht, das ein dichter, fast weisser Schnurrbart und entsprechende Augenbrauen verschönten, mit seinem frischen, jugendlichen Teint, seinen ruhigen blauen Augen und seinem offenen, heiteren Blick glich er einem Nikolaus und mutete wohlwollend und naiv an, obwohl sein Charakter diesem Bild kaum entsprach. Er stammte nicht aus vornehmem Hause, hatte nicht St. Cyr (sondern die weniger aristokratische, aber stärker wissenschaftlich ausgerichtete *Ecole Polytechnique*) absolviert und war auch nicht durch die höheren Kurse der Kriegsschule gegangen. Als Offizier des Pionierkorps, das sich mit so unroman-

tischen Dingen wie Festungsbau und Eisenbahnen befasste, gehörte er zu einem Dienstzweig, der für höhere Kommandos nicht herangezogen wurde. Er war das älteste von elf Kindern eines kleinbürgerlichen Fassfabrikanten in den französischen Pyrenäen. Während seiner militärischen Laufbahn hatte er sich auf jedem Posten, den er bekleidete, durch ruhige Pflichterfüllung und Tüchtigkeit ausgezeichnet: als Kompaniechef auf Formosa und in Indochina, als Major im Sudan und in Timbuktu, als Stabsoffizier in der Eisenbahnabteilung des Kriegsministeriums, als Dozent an der Artillerieschule, ferner von 1900 bis 1905 als Befestigungsoffizier unter Gallieni auf Madagaskar, als Divisionskommandeur 1905, als Korpskommandeur 1908 und seit 1910 als Führer des Nachschubs und Mitglied des Kriegsrates.

Man wusste bei ihm von keinerlei klerikalen, monarchistischen oder anderen verdächtigen Beziehungen; während der Dreyfusaffäre war er ausser Landes gewesen; sein Ruf als guter Republikaner war so makellos wie seine wohlgepflegten Hände; er war zuverlässig und überaus phlegmatisch. Typisch für ihn war sein gewohnheitsmässiges Schweigen, das bei einem anderen die Wirkung der Persönlichkeit abgeschwächt hätte, doch als Aura über der stattlichen und gelassenen Erscheinung Joffres Vertrauen einflösste. Er hatte noch fünf Jahre bis zum Pensionsalter.

Eines Mangels war Joffre sich bewusst: er hatte keinerlei Erfahrung in den Feinheiten der Generalstabsarbeit. An einem heissen Julitag, als die Türen im Kriegsministerium in der Rue St. Dominique offenstanden, sahen Offiziere von ihren Zimmern aus, wie General Pau Joffre an einem Uniformknopf hielt. «Nehmen Sie es an, *ehé ami*», sagte er dabei. «Wir geben Ihnen Castelnau zur Seite. Er weiss gründlich Bescheid über die Arbeit beim Stab – alles wird wie von allein gehen.»

Castelnau, der sowohl St. Cyr als auch die Kriegsschule absolviert hatte, kam wie d'Artagnan aus der Gascogne, von der man sagt, sie bringe Männer mit heissem Blut und kühlem Geist hervor. Er litt unter den Nachteilen, die ihm die Verwandtschaft mit einem Marquis, der Umgang mit Jesuiten und sein eigener Katholizismus brachten, den er so heftig praktizierte, dass er während des Krieges den Namen *le capucin botté*, der Mönch in Stiefeln, erhielt. Joffre hätte Foch vorgezogen, wusste aber, dass Messimy unbegründet voreingenommen gegen ihn war. Nach seiner Gewohnheit hörte er sich Paus Rat an, ohne etwas dazu zu sagen, und befolgte ihn prompt.

«O weh», klagte Messimy, als Joffre um Castelnau als seinen Stellvertreter bat. «Sie werden einen Sturm bei der Linken heraufbeschwören und sich selbst eine Menge Feinde machen.» Doch mit der Zustimmung des Präsidenten und des Premiers, die zwar «ein Gesicht zogen» bei dieser Bedingung, sich aber doch einverstanden erklärten, wurden beide Ernennungen auf einmal durchgebracht. Ein befreundeter General, der irgendeine persönliche Intrige spann, warnte Joffre, Castelnau könne ihn möglicherweise verdrängen. «Mich abhängen! Da müsste schon ein anderer kommen», erwiderte Joffre in aller Gemütsruhe. «Ich brauche ihn nur

sechs Monate; dann gebe ich ihm ein Korps.» Nur zu bald stellte sich heraus, dass Castelnau ihm unentbehrlich war, und als der Krieg ausbrach, gab er ihm nicht das Kommando über ein Korps, sondern über eine ganze Armee.

Joffres enormes Selbstvertrauen zeigte sich im folgenden Jahr, als sein Adjutant, Major Alexandre, ihn fragte, ob er der Meinung sei, dass der Krieg kurz bevorstehe. «Gewiss glaube ich das», erwiderte Joffre. «Ich habe das immer geglaubt. Der Krieg wird kommen. Ich werde ihn führen, und ich werde ihn gewinnen. Ich habe immer Erfolg gehabt, was ich auch angefangen habe. Im Sudan war es so, und so wird es auch jetzt wieder sein.»

«Das bedeutet den Marschallstab für Sie», meinte der Adjutant nicht ohne Respekt vor diesem Zukunftsbild.

«Jawohl», quittierte General Joffre diese Prophezeiung mit lakonischem Gleichmut.

Unter der Führung dieser unerschütterlichen Gestalt stürzte sich der Generalstab von 1911 an in die Aufgabe einer Revision der Dienstvorschrift, der Erziehung der Truppe im neuen Geist und der Aufstellung eines neuen Feldzugsplanes, der den nun veralteten Plan 16 ersetzen sollte. Foch, der führende Kopf des Stabes, wurde von der Kriegsschule genommen und befördert. Er erhielt ein Truppenkommando und wurde schliesslich nach Nancy geschickt, wo, wie er sagte, die Grenze von 1871 «wie eine Narbe über die Brust des Landes lief». Dort hielt er Wache an der Grenze und kommandierte das XX. Korps, das er bald berühmt machen sollte. Er hatte jedoch eine «Kapelle» zurückgelassen – so nannte man in der französischen Armee eine Clique – nämlich seine Schüler, die Joffres Gefolge bildeten. Ausserdem hatte er einen strategischen Plan hinterlassen, der das Gerüst für Plan 17 darstellte. Im April 1913 vollendet, wurde er im Mai ohne Diskussion oder Beratung zusammen mit den neuen Dienstvorschriften vom Obersten Kriegsrat angenommen. Die nächsten acht Monate benutzte man dazu, die Armee auf der Basis dieses Planes zu reorganisieren und alle Anweisungen und Vorschriften für die Mobilmachung, das Transportwesen, den Nachschub, die Aufmarsch- und Konzentrationsgebiete und die Terminpläne vorzubereiten. Februar 1914 war es dann so weit, dass der Plan abschnittsweise an jeden General der fünf Armeen, in die man die französischen Streitkräfte aufgeteilt hatte, ausgegeben werden konnte, und zwar so, dass jeder nur den Teil bekam, der ihn selbst betraf.

Der Grundgedanke dieses Plans lautete mit Fochs Worten: «Unser Weg nach Berlin führt über Mainz»; das hiess, dass der Rhein bei Mainz, zweihundert Kilometer nordöstlich von Nancy, überquert werden musste. Doch dieses Ziel existierte nur als Idee. Im Gegensatz zum Schlieffenplan enthielt Plan 17 kein *expresis verbis* festgehaltenes übergreifendes Ziel und keine ins Einzelne gehende Aufstellung militärischer Aktionen. Es war kein Operationsplan, sondern ein Aufmarschplan mit Direktiven für verschiedene Angriffsmöglichkeiten jeder Armee, die jeweils von den Umständen abhängig waren, aber kein Ziel vorschrieben. Da

der Plan im Wesentlichen eine Antwort, einen Gegenschlag auf einen deutschen Angriff darstellte, über dessen Richtung die Franzosen im Voraus nichts Genaues wissen konnten, musste er, wie Joffre sagte, notwendigerweise «a posteriori und opportunistisch» sein. Die Intention blieb unverändert: Angriff! Im Übrigen waren alle seine Vorkehrungen elastisch.

Eine kurze allgemeine Anweisung in fünf Sätzen, die als geheim gekennzeichnet wurde, war alles, was den Generälen, die den Plan durchführen sollten, gemeinsam gezeigt wurde; eine Diskussion darüber erlaubte man ihnen nicht. Das Schriftstück forderte auch kaum dazu heraus. Wie die Dienstvorschrift begann es mit einer schwungvollen Phrase: «Die Absicht des Oberbefehlshabers ist, unter allen Umständen mit sämtlichen Streitkräften zum Angriff auf die deutschen Armeen vorzugehen.» Ausserdem wurde nur noch festgestellt, dass die französische Aktion aus zwei grösseren Offensiven bestehen werde, eine zur Rechten und eine zur Linken des deutschen Festungsgebietes von Metz-Thionville. Die zur Rechten oder südlich von Metz würde unmittelbar nach Osten über die alte lothringische Grenze Weggehen, während eine Nebenoperation im Elsass den Franzosen dazu dienen sollte, sich direkt am Rhein festzusetzen. Die Offensive zur Linken oder nördlich von Metz sah einen Angriff entweder nach Norden oder, falls der Feind neutrales Gebiet verletzte, nordöstlich durch Luxemburg und die belgischen Ardennen vor; diese Bewegung würde aber nur «auf Befehl von oben» vorgenommen werden. Das allgemeine Ziel, das allerdings nirgends ausgesprochen war, bestand darin, den Rhein zu überschreiten und so den vordringenden rechten deutschen Flügel gleichzeitig zu isolieren und vom Hinterland abzuschneiden.

Zu diesem Zweck stellte Plan 17 die fünf französischen Armeen entlang der Grenze von Beifort im Elsass bis Hirson auf und besetzte damit etwa ein Drittel der französisch-belgischen Grenze. Die übrigen zwei Drittel der belgischen Grenze von Hirson bis zum Meer liess man ungeschützt. Das war der Abschnitt, auf dem General Michel Frankreich hatte verteidigen wollen. Joffre fand seinen Plan im Panzerschrank, als er Michels Nachfolger geworden war. In ihm konzentrierte sich das Schwergewicht der französischen Truppen auf diesen äussersten linken Abschnitt der Grenzlinie, den Joffre ganz entblösst liess. Michels Plan war ein reiner Verteidigungsplan, der keinerlei eigene Initiative zulies; er war, wie Joffre nach sorgfältigem Studium feststellte, eine «Narrheit». Obwohl der französische Generalstab viele vom *Deuxième Bureau*, dem militärischen Nachrichtendienst, gesammelte Hinweise erhielt, die auf eine mächtige Umfangsbewegung des deutschen rechten Flügels hin wiesen, legte er den Argumenten, die gegen ein solches Manöver sprachen, mehr Gewicht bei als dem Beweismaterial selbst. Die Franzosen glaubten nicht an die Schwenkung durch Flandern, obwohl sie im Grunde auf dramatische Weise darüber unterrichtet waren, und zwar durch einen deutschen Generalstabsoffizier, der ihnen im Jahre 1904 eine frühe Fassung des Schlieffenplanes verraten hatte. In drei aufeinanderfolgenden

Zusammenkünften mit einem Offizier des französischen Nachrichtendienstes in Brüssel, Paris und Nizza erschien der Deutsche mit bandagiertem Kopf, so dass nur ein grauer Bart und ein Paar durchdringende Augen zu sehen waren. Die Dokumente, die er gegen eine beachtliche Summe übergab, enthüllten, dass die Deutschen über Lüttich, Namur, Charleroi durch Belgien ziehen und das Tal der Oise entlang über Guise, Noyon und Compiègne in Frankreich einmarschieren wollten. Das war die genaue Route für 1914, denn die Dokumente waren authentisch. General Pendezac, der damalige Chef des französischen Generalstabs, war der Ansicht, dass die Information «mit der augenblicklichen Tendenz der deutschen Strategie vollkommen übereinstimmte, die die Notwendigkeit einer weit ausgreifenden Umfassung lehrt»; aber viele seiner Kollegen zweifelten. Sie glaubten nicht, dass die Deutschen genügend Männer mobilmachen könnten, um eine Bewegung solchen Ausmasses durchzuführen; ausserdem argwöhnten sie, die Information könne eine Finte sein, um die Franzosen von der eigentlichen Angriffsstelle abzulenken. Die französische Planung wurde durch eine Vielfalt von unwägbareren Faktoren gehemmt, deren grösster Belgien war. Den logisch denkenden Franzosen schien es unausbleiblich, dass die Deutschen sich England zum Feind machen würden, wenn sie die belgische Grenze verletzen und Antwerpen angreifen. War es dann wahrscheinlich, dass Deutschland sich selbst mit Vorbedacht dieser Gefahr aussetzte? Sprach nicht vielmehr alles dafür, dass man Belgien intakt liess und den Plan des älteren Moltke wieder aufgriff, der einen Angriff auf Russland vorsah, ehe die langsame russische Mobilmachung zur Wirkung kommen konnte?

Bei dem Versuch, Plan 17 einer der verschiedenen Möglichkeiten der deutschen Strategie anzupassen, gaben Joffre und Castelnau einer massierten feindlichen Offensive über die lothringische Hochebene die grössten Chancen. Dabei müsste, so glaubten sie, der belgische Winkel östlich der Maas verletzt werden. Sie schätzten die Stärke des deutschen Heeres an der Westfront auf sechszwanzig Korps, sofern keine Reserven in vorderster Linie eingesetzt würden. Dass man mit solchen Kräften die Operationen bis jenseits der Maas ausdehnen könne, sei «unmöglich», entschied Castelnau. «Ich war derselben Ansicht», stimmte Joffre bei.

Jean Jaurès, der grosse Sozialistenführer, dachte anders. Während er den Kampf gegen die dreijährige Dienstpflicht anführte, wies er in seinen Ansprachen und in seinem Buch *«L'Armée nouvelle»* beharrlich darauf hin, dass der Krieg der Zukunft ein Krieg der Massenarmeen sein werde, für die man auch den letzten Bürger brauche; die Deutschen bereiteten gerade das schon vor; Reservisten von fünfundzwanzig bis dreiunddreissig Jahren ständen auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit und hätten mehr Pflichtgefühl als jüngere Leute ohne Verantwortung; Frankreich werde schrecklich zugrunde gehen, wenn es nicht alle seine Reservisten in vorderster Linie einsetze.



Ausserhalb der Clique um den Plan 17 gab es noch immer Kritiker unter den Militärs, die sich entschieden für die Defensive aussprachen. Oberst Grouard schrieb in seinem 1913 veröffentlichten Buch «*La Guerre éventuelle*»: «Wir sollten unsere Aufmerksamkeit vor allem auf die deutsche Offensive von Belgien her richten. Soweit man die logischen Folgen einer Eröffnung des Feldzuges durch uns voraussehen kann, dürfen wir ohne Zögern sagen, dass wir mit einer Niederlage rechnen müssen, wenn wir zu Beginn die Offensive ergreifen.» Wenn jedoch Frankreich einen Gegenschlag gegen den deutschen rechten Flügel vorbereitete, so lägen «alle Chancen bei Frankreich».

Im Jahre 1913 brachte das *Deuxième Bureau* genügend Informationen über die Verwendung von Reserveeinheiten innerhalb der aktiven Truppe in Deutschland bei, um es dem französischen Generalstab unmöglich zu machen, diesen entscheidenden Faktor ausser Acht zu lassen. So fiel eine Manöverkritik Moltkes aus dem Jahre 1913 in französische Hände, die erkennen liess, dass die Reserven in dieser Weise verwendet würden. Major Melotte, belgischer Militärattaché in Berlin, bemerkte und berichtete, dass die Deutschen 1913 eine ungewöhnliche Anzahl von Reservisten einzögen; daraus schloss er, dass sie für jedes aktive Korps ein Reservekorps bildeten. Aber die Autoren des Plans 17 wünschten nicht überzeugt zu werden. Sie lehnten jedes Beweismaterial ab, das für das Festhalten am Defensivplan sprach, weil sie Herz und Hoffnung wie auch Ausbildung und Strategie auf die Offensive gerichtet hatten. Sie redeten sich selbst ein, die Deutschen beabsichtigten, die Reserveeinheiten nur zur Bewachung von Verbindungslinien und «passiven Fronten» sowie als Belagerungs- und Besatzungstruppen zu benutzen. Ihre Ablehnung, die belgische Grenze zu verteidigen, rechtfertigten sie vor sich selbst, indem sie beharrlich behaupteten, die Deutschen würden mit der Ausweitung ihres rechten Flügels bis Flandern die Mitte so schwächen, dass die Franzosen, wie Castelnau sagte, sie «mitten durchschneiden» könnten. Ein starker rechter Flügel auf deutscher Seite werde den Franzosen den Vorteil einer zahlenmässigen Überlegenheit über die deutsche Mitte und den linken Flügel geben. So erklärt sich der klassische Ausspruch Castelnaus: «Das kann uns nur recht sein!»

Als General Lebas damals das Kriegsministerium verliess, sagte er zu dem Abgeordneten von Lille, der ihn begleitet hatte: «Ich habe zwei Sterne auf meinem Ärmel, und er hat drei. Wie kann ich da widersprechen?»

## 4 «Ein einziger britischer Soldat...»

Der Gedanke einer gemeinsamen militärischen Planung zwischen England und Frankreich entstand im Jahre 1905, als Russlands Niederlagen im Fernen Osten durch die Japaner seine militärische Schwäche enthüllten und das europäische Gleichgewicht ins Wanken brachten. Blitzartig erkannten in diesem Augenblick die Regierungen der Völker, dass Frankreich ohne einen Verbündeten würde kämpfen müssen, wenn jemand diesen Zeitpunkt wählte, um einen Krieg vom Zaun zu brechen. Die deutsche Regierung machte sofort die Probe aufs Exempel. Drei Wochen nach der russischen Niederlage bei Mukden im Jahre 1905 provozierte man Frankreich durch das sensationelle Erscheinen des Kaisers in Tanger am 31. März. Das bedeutete für die Franzosen, dass Deutschland sondierte, ob die Stunde gekommen sei, die Waffen wieder aufzunehmen, und dass es den Zeitpunkt dafür wenn nicht gleich, so doch bald finden würde. «Wie alle anderen war ich an jenem Morgen um neun Uhr nach Paris gekommen», schrieb Charles Péguy, der Dichter, Verleger und Mystiker, der als Sozialist wie als Katholik gleichermaßen undogmatisch war und wie kaum ein anderer der Stimme Frankreichs Ausdruck gab. «Wie jedermann wusste ich um halb elf, dass diese zwei Stunden eine neue Periode in der Geschichte meines Lebens, in der Geschichte unseres Landes, in der Geschichte der Welt eingeleitet hatten.»

Nicht umsonst hatte Péguy sein eigenes Leben einbezogen. Im August 1914 sollte er sich mit einundvierzig Jahren als Freiwilliger zum Militärdienst melden und am 7. September in der Marneschlacht fallen.

Auch England reagierte auf die Herausforderung von Tanger. Die Armee wurde damals gerade durch Lord Eshers Ausschuss gründlich reorganisiert. Ihm gehörten ausser Esher selbst der impulsive Sir John Fisher an, der Erster Seelord war und in einer Reihe von Gewaltakten die Flotte reformiert hatte, ferner Sir George Clarke, ein Offizier der Armee, der bekannt war für seine modernen Ideen über eine das ganze Empire umfassende Strategie. Das «Esher-Triumvirat» hatte einen Ausschuss für die Verteidigung des Empires gebildet, der die Politik, soweit sie Fragen des Krieges betraf, bestimmen sollte und dem Esher als ständiges Mitglied angehörte, während Clarke Sekretär war. Ausserdem hatte es die Armee mit einem Generalstab nach bewährtem Muster ausgestattet. Gerade in dem Au-

genblick, als der deutsche Kaiser etwas nervös auf einem allzu temperamentvollen Schimmel durch die Strassen Tangers ritt, beschäftigte sich der Stab mit einem theoretischen Kriegsspiel; es ging von der Annahme aus, die Deutschen kämen in einer weit ausholenden Umfassungsbewegung nördlich und westlich der Maas durch Belgien. Die Übung auf der Karte bewies dem Leiter der militärischen Operationen, General Grierson, und seinem Adjutanten, General Robertson, dass wenig Aussicht bestand, die Deutschen aufzuhalten, wenn nicht britische Streitkräfte «rasch und in ausreichender Zahl auf der Bildfläche erschienen».

Damals dachten die Engländer an ein selbständiges Vorgehen in Belgien. Balfour, der konservative Premierminister, forderte sogleich einen Bericht darüber an, wie rasch vier Divisionen im Fall einer deutschen Invasion mobilisiert werden und in Belgien an Land gehen könnten. Mitten in der Krise, als Grierson und Robertson auf dem Kontinent weilten und das Terrain entlang der französisch-belgischen Grenze prüften, trat Balfours Regierung zurück.

Auf allen Seiten erwartete man mit nervöser Spannung, dass Deutschland die russische Katastrophe benutzen werde, um im folgenden Sommer den Krieg vom Zaun zu brechen. Noch hatte man keine Pläne für eine gemeinsame englisch-französische Militäraktion gemacht. Da man in England mit den allgemeinen Wahlen zu tun hatte und die Minister wegen des Wahlkampfes im ganzen Land unterwegs waren, sahen sich die Franzosen gezwungen, ihre Fühler inoffiziell auszustrecken. Der französische Militärattaché in London, Major Huguet, nahm Kontakt auf mit einem aktiven und eifrigen Mittelsmann, Oberst Repington, dem Mitarbeiter der *Times* für militärische Fragen, der die Verhandlungen mit Billigung Eshers und Clarkes eröffnete. In einem der französischen Regierung vorgelegten Memorandum fragte Oberst Repington: «Dürfen wir voraussetzen, dass Frankreich grundsätzlich kein belgisches Gebiet verletzen wird, ausser wenn es durch eine vorausgegangene Grenzverletzung von Seiten Deutschlands dazu gezwungen wird?»

«Unbedingt», erwiderte der Franzose.

«Sind sich die Franzosen bewusst», fragte der Oberst, der mit einer Prognose zugleich auch eine Warnung aussprechen wollte, «dass jede Verletzung der belgischen Neutralität uns automatisch zur Einhaltung unserer Bündnispflichten aufruft?» Keine britische Regierung hat sich jemals in der Geschichte verpflichtet, auf ein Ereignis «automatisch» zu reagieren, aber dem Oberst gingen die Pferde durch, und so schoss er weit übers Ziel hinaus.

«Frankreich hat das immer angenommen», war die etwas verblüffte Antwort, «hat aber niemals eine offizielle Bestätigung erhalten.»

Durch weitere Suggestivfragen stellte der Oberst fest, dass Frankreich nicht gerade für ein selbständiges Vorgehen Englands in Belgien war und ein gemeinsames Kommando – Frankreich zu Lande, England zur See – für «absolut unerlässlich» hielt.

Inzwischen waren die Liberalen ans Ruder gekommen. Traditionsgemäss waren sie gegen Krieg und aussenpolitische Abenteuer und vertrauten darauf, dass

guter Wille den Frieden retten könne. Ihr neuer Aussenminister war Sir Edward Grey, der einen Monat nach der Amtsübernahme seine Frau verloren hatte. Der neue Kriegsminister, Richard Haldane, war ein Anwalt mit einer leidenschaftlichen Vorliebe für deutsche Philosophie; auf die Frage der Militärs im Rat, wie er sich die Armee vorstelle, gab er zur Antwort: «Im Sinne Hegels.» «Unser Gespräch versandete daraufhin», berichtete er.

Grey, an den die Franzosen sich behutsam wandten, liess erkennen, dass er nicht die Absicht habe, sich von irgendwelchen Zusicherungen «zurückzuziehen», die sein Vorgänger Frankreich gegeben hatte. Als er in seiner ersten Amtswoche vor eine bedeutsame Entscheidung gestellt wurde, fragte er Haldane, ob Abmachungen beständen, nach denen die Engländer im Ernstfall Schulter an Schulter mit den Franzosen kämpfen müssten. Haldane sah in seinen Akten nach, fand aber nichts. Seine Nachforschungen ergaben, dass es zwei Monate dauern würde, bis vier Divisionen auf dem Kontinent ständen.

Grey machte sich Gedanken darüber, ob es nicht an der Zeit sei, als «militärische Vorsichtsmassnahme» zwischen den beiden Generalstäben Kontakte herzustellen, ohne dass Grossbritannien sich dadurch irgendwie festlege. Haldane fragte den Premierminister Sir Henry Campbell-Bannerman um Rat. Trotz seiner Parteibindungen war Campbell-Bannerman so frankophil, dass er bisweilen einen Tagesausflug mit dem Paketboot nach Calais machte, nur um dort zu essen. So gab er seine Zustimmung zu Stabsgesprächen, wenn er auch befürchtete, dass auf «gemeinsame Vorbereitungen» zuviel Nachdruck gelegt werden könne. Seiner Meinung nach werde man zwar, wie es dann auch geschah, «einer ehrenvollen Verständigung sehr nahe kommen», damit aber die angenehme Unverbindlichkeit der Entente zerstören. Um derartige peinliche Folgen zu vermeiden, liess Haldane General Grierson und Major Huguet ein Schreiben unterzeichnen, in dem festgestellt wurde, dass die Gespräche Grossbritannien nicht verpflichteten. Nachdem diese Klausel unter Dach und Fach war, genehmigte er den Beginn der Gespräche. Daraufhin überliessen er, Grey und der Premierminister die weitere Entwicklung «aus Zuständigkeitsgründen» den Militärs, ohne das restliche Kabinett zu informieren.

Von jetzt an nahmen die Generalstäbe die Sache in die Hand. Britische Offiziere, unter ihnen Sir John French, ein Kavalleriegeneral, der sich im Burenkrieg einen Namen gemacht hatte, beteiligten sich im selben Sommer an den französischen Manövern. Grierson und Robertson besuchten zusammen mit Major Huguet nochmals die Grenze. Im Einvernehmen mit dem französischen Generalstab wählten sie Landungsbasen aus sowie Aufmarschgebiete längs einer Front von Charleroi nach Namur und bis in die Ardennen hinein, wobei sie von einem deutschen Einmarsch durch Belgien ausgingen.

Das «Esher-Triumvirat» jedoch sträubte sich entschieden dagegen, die briti-

sche Armee lediglich als Trabanten der französischen verwendet zu sehen; so schief nach Abklingen der durch die Marokkokrise entstandenen Spannung die im Jahre 1905 begonnene gemeinsame Planung wieder ein. General Grierson wurde abgelöst. Die herrschende Meinung, deren Repräsentant Lord Esher war, neigte zu einem selbständigen Eingreifen in Belgien, weil die Verteidigung Antwerpens und des angrenzenden Küstengebiets im unmittelbaren Interesse Englands lag. Sir John Fisher dagegen vertrat leidenschaftlich die Auffassung, England müsse vorwiegend zur See vorgehen. Er zweifelte an der militärischen Leistungsfähigkeit der Franzosen und erwartete, dass diese von den Deutschen zu Lande geschlagen würden; so fand er es sinnlos, die britische Armee einzusetzen, nur damit sie in diese Niederlage einbezogen werde. Die einzige Aktion zu Lande, der er eine Chance gab, war ein kühner Vorstoss in Deutschlands Rücken, und er hatte auch genau die Stelle ausgesucht – «einen Zehnmeilenstreifen aus purem Sand» entlang der Ostseeküste in Pommern. Hier, nur hundervierzig Kilometer von Berlin, an der Stelle der Küste, von der aus die deutsche Hauptstadt am nächsten erreichbar war, könnten britische Truppen, von der Marine an Land gesetzt, eine Operationsbasis erobern und ausbauen und «eine Million Deutsche binden». Abgesehen von diesem Unternehmen sollte die Armee «sich absolut auf... plötzliche Einfälle im Küstengebiet, auf die Wiedergewinnung Helgolands und die Besetzung Antwerpens» beschränken. Nach Fishers Ansicht war der Plan, in Frankreich zu kämpfen, ein «selbstmörderischer Wahnsinn», das Kriegsministerium von einer bemerkenswerten Unkenntnis in Fragen des Krieges und die Armee nur als «ein Annex der Flotte» zu behandeln. Anfang des Jahres 1910 wurde Fisher im Alter von neunundsechzig Jahren in den Peersstand erhoben und gleichzeitig verabschiedet; aber das sollte noch längst nicht das Ende seines Wirkens sein.

Nach Überwindung der Schwierigkeit von 1905/1906 kam die gemeinsame militärische Planung zwischen Frankreich und England in den nächsten Jahren kaum voran. In der Zwischenzeit schlossen jedoch zwei Männer über den Kanal hinweg eine Freundschaft, die zum Grundstein für einen Brückenbau werden sollte.

Leiter der britischen Kriegsakademie war damals der Brigadegeneral Henry Wilson, ein hochgewachsener, knochiger, temperamentvoller Anglo-Ire mit einem Gesicht, das, wie er selbst meinte, eher zu einem Pferd gepasst hätte. Bei seiner Lebhaftigkeit und Ungeduld sprudelte Wilson unaufhörlich über von Ideen; er besass Humor, war impulsiv, phantasievoll und vor allem energisch. Als er in London im Kriegsministerium Dienst tat, machte er vor dem Frühstück regelmäßig zur körperlichen Übung eine Runde um den Hydepark, hatte aber die Morgenzeitung bei sich, um lesen zu können, wenn er sein Tempo verringerte. Von mehreren französischen Gouvernanten erzogen, sprach er fließend Französisch. Für Deutsch interessierte er sich weniger. Im Januar 1909 veröffentlichte Schlieffen

in der *Deutschen Revue* einen anonymen Artikel, in dem er gegen gewisse Veränderungen Einspruch erhob, die sein Nachfolger Moltke an seinem Plan vorgenommen hatte. In ihm war, wenn auch nicht im Detail, so doch in Grundzügen, das «kolossale Cannae» enthüllt, das man den eingeschlossenen französischen und britischen Armeen bereiten wollte; den Verfasser konnte man leicht erraten. Als ein Schüler in Camberley Wilson auf den Artikel aufmerksam machte, gab dieser ihn mit der beiläufigen Bemerkung zurück: «Sehr interessant.»

Im Dezember 1909 setzte sich General Wilson in den Kopf, seinen französischen Kollegen, den Leiter der *Ecole Supérieure de la Guerre*, General Foch, zu besuchen. Er nahm an vier Vorlesungen und einer Seminarsitzung teil und wurde zum Tee eingeladen. Foch schätzte es zwar gar nicht, angesehenen Besuchern seine Zeit widmen zu müssen, glaubte aber doch, diese Höflichkeit seinem britischen Partner schuldig zu sein. General Wilson war von allem, was er gehört und gesehen hatte, begeistert und blieb zu einer dreistündigen Unterhaltung. Als Foch seinen Besucher endlich zur Tür geleiten konnte und sich, wie er glaubte, endgültig von ihm verabschiedete, kündete Wilson vergnügt für den nächsten Tag einen neuen Besuch an, um das Gespräch fortzusetzen und den Lehrplan noch genauer kennenzulernen. Foch konnte nicht umhin, den *cran* des Engländers zu bewundern und von seinem Interesse angetan zu sein. In ihrem zweiten Gespräch fanden sich die beiden. Schon einen Monat später war Wilson zu einer neuen Unterhaltung in Paris. Foch nahm seine Einladung an, im Frühjahr nach England zu kommen, und Wilson versprach, im Sommer einen Besuch beim französischen Generalstab zu machen.

Als Foch in London war, stellte Wilson ihn Haldane und anderen Mitgliedern des Kriegsministeriums vor. Er platzte in das Zimmer eines seiner Kollegen und sagte: «Draussen hab ich einen französischen General – General Foch. Verlassen Sie sich drauf, der Bursche wird die alliierten Armeen kommandieren, wenn der grosse Krieg erst da ist.» Damit hatte Wilson bereits das Prinzip des vereinigten Kommandos anerkannt und den richtigen Mann dafür gefunden, obwohl noch vier Kriegsjahre darüber hingehen sollten und man erst am Rande des Abgrundes stehen musste, ehe die Ereignisse ihn bestätigten.

Während wiederholter Besuche nach 1909 wurden die beiden Kommandeure so unzertrennliche Freunde, dass Wilson sogar in Fochs Familienkreis einbezogen und zur Hochzeit der Tochter eingeladen wurde. Mit seinem Freund «Henri» verbrachte Foch lange Stunden in Gesprächen, die ein Beobachter als «fürchterliches Geschwätz» bezeichnete. Sie pflegten ihre Kappen auszutauschen und miteinander auf und ab zu gehen, der Kleine neben dem Langen, debattierend und einander neckend. Auf Wilson hatten vor allem das Tempo und die Kühnheit Eindruck gemacht, die den Unterricht auf der Kriegsschule kennzeichneten. Die Lehrer trieben die Offiziersschüler ständig mit «*vite, vite!*» und «*allez, allez!*» an. Als

diese Methode in der Kriegsakademie von Camberley im Unterricht eingeführt wurde, bekam sie sehr rasch den Spitznamen «Wilsons Allez-Operationen».

Auf eine Frage Wilsons während seines zweiten Besuchs im Januar 1910 fand Foch eine Antwort, die in einem einzigen Satz das Problem der Allianz mit England ausdrückte, wie es sich den Franzosen darstellte.

«Was ist das kleinste britische Kontingent, das Ihnen wirklich etwas helfen könnte?» fragte Wilson.

Wie ein Degenstoss kam Fochs Antwort: «Ein einziger britischer Soldat – und wir werden dafür sorgen, dass er fällt.»

Auch Wilson wollte, dass England sich band. In der Überzeugung, dass ein Krieg mit Deutschland unvermeidlich sei und unmittelbar bevorstehe, bemühte er sich, seinen Kollegen und Schülern das Gefühl der Dringlichkeit zu vermitteln, das er selbst empfand und in dem er selbst ganz und gar aufging. Im August 1910 kam seine Stunde. Er wurde zum Leiter der Operationsabteilung im Kriegsministerium ernannt, erhielt also die Stelle, von der aus General Grierson die Stabsbesprechungen mit Frankreich eingeleitet hatte. Als Major Huguet einmal den neuen Leiter aufsuchte und sich darüber beklagte, dass seit 1906 kein Fortschritt in der wichtigen Frage der militärischen Zusammenarbeit zwischen England und Frankreich zu verzeichnen sei, antwortete Wilson: «Wichtige Frage! Sogar lebenswichtig! Es gibt überhaupt keine andere.»

Die gemeinsame Planung bekam sofort neuen Auftrieb. Wilson sah nichts als Frankreich und Belgien und ging auch nirgendwo anders hin. Bei seinem ersten Besuch im Jahre 1909 hatte er zehn Tage lang damit zugebracht, per Bahn und Fahrrad die französische Grenze gegen Belgien und Deutschland von Valenciennes bis Beifort zu bereisen. Er hatte dabei festgestellt: Fochs «Einschätzung der deutschen Bewegung durch Belgien deckt sich genau mit meiner eigenen, und die entscheidende Linie liegt zwischen Verdun und Namur», mit anderen Worten, östlich der Maas. Während der nächsten vier Jahre wiederholte er seine Besuche drei- oder viermal im Jahr und machte jedesmal Radtouren oder Autofahrten zu den alten Schlachtfeldern von 1870/71 und den voraussichtlichen Kampfgebieten in Lothringen und den Ardennen. Bei jedem Besuch besprach er sich mit Foch und nach Fochs Versetzung mit Joffre, Castelnau, Dubail und anderen Angehörigen des französischen Generalstabs.

In Wilsons Zimmer im Kriegsministerium war eine ganze Wand mit einer riesigen Karte von Belgien bedeckt, auf der jede Strasse, die nach seiner Meinung für den deutschen Vormarsch in Frage kam, tiefschwarz markiert war. Als Wilson ins Kriegsministerium eintrat, stellte er fest, dass die Armee auf Grund der Reform, die der «Schopenhauer unter den Generälen», wie man Haldane nannte, durchgeführt hatte, gründlich geschult, vorbereitet und organisiert war, um im gegebenen Augenblick als Expeditionskorps eingesetzt werden zu können; ausser-

dem schienen alle Vorkehrungen getroffen zu sein, um das Heer zum Mobilisierungstag auf volle Kriegsstärke zu bringen. Aber Pläne für den Transport über den Kanal, die Unterbringung und Verpflegung, den Marsch zu den Sammelplätzen in Frankreich und die Koordinierung mit den französischen Armeen gab es nicht.

Wilson war der Meinung, dass der Stab es zu sehr an Interesse für dieses Thema fehlen lasse, und geriet darüber immer wieder in Zorn, wie aus seinem Tagebuch hervorgeht: «...bin sehr unzufrieden ...keine Anordnungen für die Bahn ... keine Vorkehrungen für den Nachschub an Pferden ..ein skandalöser Zustand! ... weder für Leitfeuer noch für Hafenspersonal oder gar für Schiffe vorgesorgt... absolut keine Sanitätseinrichtungen ... Pferdeschwierigkeiten ungelöst... es ist überhaupt nichts da, und das ist ein Skandal! ... sträflich unvorbereitet... Pferdeproblem in schandbarer Verfassung!» Dennoch hatte er bis März 1911 trotz all dieser unzulänglichen Vorkehrungen – und des Pferdemangels – einen Mobilisierungsplan zustande gebracht, nach dem «die gesamte Infanterie in Stärke von sechs Divisionen sich am vierten Tag einschiffen würde, die Kavallerie am siebenten und die Artillerie am neunten Tag».

Es war auch an der Zeit. Am 1. Juli 1911 erfolgte der «Panthersprung» nach Agadir. In allen Kanzleien Europas flüsterte man einander das Wort «Krieg» zu. Wilson eilte im selben Monat nach Paris, in dem der französische Kriegsrat General Michel des Amtes enthob und damit dem Defensivgedanken endgültig den Rücken kehrte. Zusammen mit General Dubail setzte er ein Memorandum auf, in dem für den Fall einer britischen Intervention ein Expeditionskorps von sechs regulären Divisionen und einer Kavalleriedivision vorgesehen war. Es wurde am 20. Juli von Wilson und Dubail unterzeichnet und präziserte die Gesamtstärke auf 150'000 Mann und 67'000 Pferde, die zwischen dem 4. und 12. Mobilisierungstag in Le Havre, Boulogne und stromaufwärts in Rouen landen sollten, um dann mit der Eisenbahn in ein Sammelgebiet in der Gegend von Maubeuge gebracht zu werden und am 13. Mobilisierungstag kampfbereit zu sein.

Dieses Übereinkommen zwischen Wilson und Dubail attachierte also im Fall eines Krieges, dem England beitrug, die britische Armee der französischen, indem es sie dort postierte, wo sie die französische Front verlängern und den französischen Flügel vor einer Umfassung schützen konnte. Das bedeutete, wie Major Huguot glücklich berichtete, dass die Franzosen Wilson und den britischen Generalstab von einem «zweiten Operationsfeld» abgebracht und von der Richtigkeit eines gemeinsamen Vorgehens «auf dem hauptsächlichlichen, das heisst auf dem französischen Operationsfeld» überzeugt hatten. In Wirklichkeit war für diese Entscheidung die britische Flotte ebenso ausschlaggebend wie der französische Standpunkt, weil ihre Weigerung, Landungsplätze nördlich der Linie Dover-Calais zu garantieren, Landungen in der Nähe der belgischen Grenze oder in Belgien selbst ausschloss.

Bei Wilsons Rückkehr nach London war, wie er in sein Tagebuch schrieb, die



brennendste Frage, ob Deutschland Krieg «gegen Frankreich und uns» führen werde. Als er beim Mittagessen von Grey und Haldane befragt wurde, legte er voller Begeisterung ein Dreipunkteprogramm vor. «Erstens *müssen* wir uns mit den Franzosen vereinigen. Zweitens *müssen* wir an demselben Tag mobilmachen wie die Franzosen. Drittens *müssen* wir alle sechs Divisionen hinüberschicken.»

Er war «höchst unzufrieden» über die Art und Weise, in der die beiden Zivilisten die Lage beurteilten; doch sehr bald bot sich ihm eine weitere Gelegenheit, die Regierung über die Tatsachen des Krieges aufzuklären. Am 23. August berief Premierminister Asquith (der Campbell-Bannerman 1908 im Amt gefolgt war) eine geheime Sondersitzung des Verteidigungsausschusses des Empire ein, um die Frage der britischen Strategie im Kriegsfall zu klären. Die Sitzung dauerte den ganzen Tag. General Wilson legte am Vormittag den Standpunkt der Armee dar, und Fishers Nachfolger, Admiral Sir Arthur Wilson, sprach am Nachmittag für die Flotte. Ausser Asquith, Grey und Haldane waren drei andere Kabinettsmitglieder anwesend; der Finanzminister, Lloyd George, der Erste Lord der Admiralität, McKenna, und der Innenminister, ein junger Mann von siebenunddreissig Jahren, den man unmöglich übersehen konnte; als Aussenstehender hatte er den Premierminister während der Krise mit durchwegs sehr vernünftigen strategischen Ideen für Heer und Flotte bestürmt, eine erstaunlich zutreffende Vorhersage des künftigen Kampfverlaufs geliefert und eine von Zweifeln völlig freie Ansicht über das, was jetzt not tue, entwickelt. Dieser Innenminister war Winston Churchill.

Wilson, der von seinem Kollegen und künftigen Vorgesetzten, Sir John French, begleitet war, fasste diese Gruppe von «Ignoranten», wie er sie nannte, ins Auge, hängte seine grosse Karte von Belgien an die Wand und dozierte zwei Stunden lang. Er zerstörte viele Illusionen, als er auseinandersetzte, wie Deutschland, das mit einer langsamen Mobilmachung in Russland rechne, die Hauptmasse seiner Streitkräfte gegen die Franzosen einsetzen und dadurch eine zahlenmässige Überlegenheit erzielen werde. Er sagte den deutschen Plan eines Angriffs genau voraus, der sich auf eine Umfassung durch den rechten Flügel stütze, veranschlagte aber, in Anlehnung an die französischen Theorien, die Streitkräfte, die westlich der Maas vordringen würden, auf nicht mehr als vier Divisionen. Wenn alle sechs britischen Divisionen sofort bei Kriegsausbruch an die äusserste Linke der französischen Front gebracht würden, so bestehe gute Aussicht, die Deutschen aufzuhalten.

Als am Nachmittag der Admiral an die Reihe kam, stellten die verblüfften Zivilisten erstaunt fest, dass die Planung der Flotte mit der der Armee in keinem Punkt übereinstimmte. Der Admiral schlug vor, das Expeditionskorps nicht in Frankreich auszushippen, sondern auf jenem «Zehnmeilenstreifen puren Sandes» an der pommerschen Küste, wo es «über seine Stärke hinaus Truppen von der deutschen Angriffslinie abziehen werde».

Seine These wurde von den Generälen lebhaft angegriffen. Die Abwesenheit Fishers gab Asquith den Mut, sie abzulehnen, und die Armee trug den Sieg davon. Fisher machte seither seinem Ärger immer wieder Luft. «Die überwältigende Überlegenheit der britischen Flotte... ist das einzige, was das deutsche Heer von Paris fernhalten kann», schrieb er ein paar Monate später an einen Freund. «Unsere Militärs sind Phantasten mit ihren verrückten Vorstellungen vom Krieg, aber glücklicherweise sind sie ja machtlos. Antwerpen müssen wir nehmen, statt uns an der Vogesengrenze herumzutreiben.» Die Antwerpenidee hatte etwas zwingend Logisches, das die britischen Militärpläne im Jahre 1914 bis zur letzten Minute und sogar noch später beeinflussen sollte.

Die Sitzung vom August 1911 war ebenso entscheidend für die britische Taktik wie die des französischen Kriegsrates wenige Wochen zuvor, in der General Michel ausgeschaltet worden war. Ausserdem zeitigte sie noch ein wichtiges Nebenergebnis. Da man eine Auffrischung in den politisch massgeblichen Posten der Flotte beschlossen hatte, wurde der eifrige Innenminister glücklicherweise zum Ersten Lord der Admiralität ernannt; in dieser Stellung sollte er sich 1914 als unentbehrlich erweisen.

Gerüchte über die Geheimsitzung des Verteidigungsausschusses des Empire verstimmten diejenigen Kabinettsmitglieder, die man nicht zugezogen hatte und die dem streng pazifistischen Flügel der Partei angehörten. Henry Wilson erfuhr, dass man ihn als den verantwortlichen Bösewicht ansah und «seinen Kopf forderte». Damit begann die Spaltung im Kabinett, die in den letzten entscheidenden Tagen so kritisch werden sollte. Die Regierung handelte insofern unaufrichtig, als Haldane die militärischen «Gespräche» lediglich als «eine natürliche und inoffizielle Folge unserer engen Freundschaft mit Frankreich» bezeichnete. Eine natürliche Folge mochten sie sein, aber inoffiziell waren sie nicht. Lord Esher sah die Lage ganz realistisch, als er zum Premierminister sagte, die von den Generalstäben gemeinsam ausgearbeiteten Pläne bedeuteten «ganz gewiss eine Verpflichtung für uns zu kämpfen, ob es dem Kabinett gefällt oder nicht».

Es ist nicht bekannt, was Asquith darauf erwiderte oder was er im innersten Herzen – einer auch unter günstigeren Umständen schwer überschaubaren Landschaft – über diese entscheidende Frage dachte.

Im folgenden Jahr, 1912, wurde ein Marineabkommen mit Frankreich erzielt, und zwar als Ergebnis einer wichtigen Mission – die nicht Frankreich, sondern Berlin betraf. Im Zuge der Bemühungen, die Deutschen von der Verabschiedung eines neuen Flottengesetzes abzubringen, das eine Verstärkung der Flotte vorsah, wurde Haldane abgesandt, um mit dem Kaiser, mit Bethmann-Hollweg, Grossadmiral Tirpitz und anderen führenden deutschen Persönlichkeiten zu verhandeln. Dies war der letzte englischdeutsche Versuch, sich auf einer gemeinsamen Basis zu verständigen; er schlug jedoch fehl. Die Deutschen forderten als Gegenleistung für den Verzicht, ihre Flotte auf die Stärke der britischen zu bringen, ein

britisches Neutralitätsversprechen für den Fall eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich.

Die Engländer lehnten ab. Haldane kehrte mit der Überzeugung zurück, dass man sich früher oder später gegen Deutschlands Führungsansprüche in Europa zur Wehr setzen müsse: «Meine Beschäftigung mit dem deutschen Generalstab nahm mir jeden Zweifel daran, dass es, wenn die deutsche Kriegspartei erst einmal fest im Sattel säße, Krieg gäbe, nicht nur um Frankreich oder Russland zu vernichten, sondern um die ganze Welt zu beherrschen.» Da dieser Schluss von Haldane stammte, übte er eine tiefe Wirkung auf das Denken und Planen der Liberalen aus. Das erste Ergebnis war ein Flottenabkommen mit Frankreich, in dem England sich verpflichtete, bei Kriegsgefahr den Kanal und die französische Küste vor feindlichen Angriffen zu schützen und damit der französischen Flotte eine Konzentration im Mittelmeer zu ermöglichen. Mit diesem Zugeständnis einer Verlegung der französischen Flotte im Kriegsfall bürdete der Pakt England eine entschiedene Verpflichtung auf.

Obwohl die einzelnen Punkte des Abkommens dem Kabinett nicht alle bekannt waren, herrschte doch das unbehagliche Gefühl, in dieser Sache zu weit gegangen zu sein. Die Pazifisten konnten sich mit der Formel «keine Verpflichtung» nicht abfinden und bestanden auf schriftlicher Festlegung. Sir Edward Grey kam dieser Forderung durch ein Schreiben an den französischen Botschafter Cambon nach. Vom Kabinett entworfen und gebilligt, glänzte es in der Kunst des Auslassens. Die militärischen Unterredungen, so hiess es da, stellten es beiden Parteien frei, künftig jederzeit zu entscheiden, «ob man einander militärisch beistehen wolle oder nicht». Der Flotte npakt «beruhe nicht auf einer Verpflichtung, im Kriege zu kooperieren». Bei Kriegsgefahr würden beide Seiten die Pläne ihres Generalstabs «in Erwägung ziehen» und «dann entscheiden, wieweit sie verwirklicht werden sollten».

Diesem merkwürdigen Dokument gelang es, alle Seiten zufriedenzustellen: die Franzosen, weil nun das gesamte britische Kabinett das Vorhandensein gemeinsamer Pläne anerkannt hatte; die Pazifisten, weil ausdrücklich betont war, England sei nicht «verpflichtet»; und Grey, weil er eine Formel gefunden hatte, die sowohl die Pläne rettete als auch deren Gegner beruhigte. Er erklärte, wenn man statt dessen ein definitives Bündnis mit Frankreich vorgelegt hätte, wie manche Kreise es dringend wünschten, so wäre «das Kabinett darüber in die Brüche gegangen».

Als nach dem «Panthersprung» nach Agadir jedes Jahr seine Sommerkrise brachte und die Luft immer drückender wurde vom herannahenden Sturm, vertiefte sich die Zusammenarbeit der Generalstäbe. Sir Henry Wilsons Auslandsreisen wurden häufiger. Er bezeichnete den neuen französischen Chef, General Joffre, als «einen prächtigen, mannhaften und unerschütterlichen Soldaten mit viel Charakter und Entschlossenheit» und Castelnau als «sehr geschickt und ein-

sichtig». Seihe Erkundungen im belgischen Grenzgebiet setzte er fort, indem er die verschiedenen Strassen nach beiden Richtungen mit dem Rad abfuhr; dabei zog es ihn immer wieder zu seinem Lieblingsschlachtfeld von 1870 bei Mars-la-Tour in der Nähe von Metz, wo er jedesmal beim Anblick der Statue der «France», die zum Gedächtnis an die Schlacht aufgestellt war, einen Stich verspürte. Bei einem Besuch, berichtete er, «legte ich zu ihren Füßen ein kleines Stück Landkarte nieder, das ich bei mir hatte und das die Konzentrationsgebiete der britischen Truppen auf französischem Gebiet zeigte».

Im Jahre 1912 überprüfte Wilson die neuen deutschen Eisenbahnlinien, die alle auf Aachen und die belgische Grenze zuliefen. Im Februar dieses Jahres hatten die englisch-französischen Pläne den Punkt erreicht, an dem Joffre dem Obersten Kriegsrat erklären konnte, er rechne damit, dass die Engländer sechs Infanteriedivisionen, eine Kavalleriedivision und zwei berittene Brigaden, insgesamt 145'000 Mann, stellen würden. *L'Armée «W»*, wie man sie in Frankreich mit einer Verbeugung vor Wilson nannte, werde in Boulogne, Le Havre und Rouen landen, sich im Gebiet Hirson-Maubeuge sammeln und am fünfzehnten Mobilisierungstag aktionsbereit sein. Später im Jahre 1912 besuchte Wilson mit Joffre, Castelnau und dem Grossfürsten Nikolaus von Russland zusammen die Herbstmanöver und ging dann nach Russland, wo er Gespräche mit dem russischen Generalstab führte. Im Jahre 1913 war er jeden zweiten Monat in Paris, um mit den französischen Stabschefs zu konferieren und an den Manövern von Fochs XX. Korps teilzunehmen, das die Grenze schützte.

Während Wilson seine Vereinbarungen mit den Franzosen verfestigte und vervollständigte, unternahm Sir John French, Englands neuer Generalstabschef, im Jahre 1912 einen Versuch, zu der Idee eines selbständigen Vorgehens in Belgien zurückzukehren. Diskrete Anfragen, die über den britischen Militärattaché in Brüssel liefen, setzten diesen Bemühungen ein Ende. Man stellte fest, dass die Belgier eisern entschlossen waren, ihre Neutralität zu wahren. Als der britische Attaché die Möglichkeit gemeinsamer Vorkehrungen für eine britische Landung in Belgien unter der Voraussetzung des Tatbestandes einer deutschen Grenzverletzung zur Debatte stellte, erklärte man ihm, die Engländer müssten warten, bis sie um Waffenhilfe gebeten würden. Dem britischen Gesandten, der auf eigene Faust vorfühlte, wurde gesagt, dass die belgischen Truppen das Feuer eröffnen würden, wenn britische Truppen vor einer deutschen Invasion oder ohne offizielle belgische Aufforderung landen sollten.

Belgiens starre Korrektheit bestätigte, was die Engländer den Franzosen unaufhörlich predigten – dass nämlich alles davon abhängt, die Deutschen als erste die belgische Neutralität verletzen zu lassen. Im Jahre 1911 warnte Lord Esher Major Huguet: «Niemals und unter gar keinen Umständen dürfen Sie gestatten, dass französische Kommandeure als erste die belgische Grenze überschreiten!» Wenn das geschähe, könnte England nie auf Frankreichs Seite stehen; überschritten aber

die Deutschen als erste die belgische Grenze, so hätten sie England gegen sich. Der französische Botschafter in London, Cambon, drückte die Bedingung in seinen Depeschen umgekehrt aus: nur wenn Deutschland Belgiens Grenze verletze, könne Frankreich der britischen Unterstützung sicher sein.

Im Frühjahr 1914 war das gemeinsame Werk der Generalstäbe Frankreichs und Englands bis zur letzten Unterkunft für jedes Bataillon vollendet, selbst bis zu den Punkten, wo die Kaffeeausgabe erfolgen sollte. Die Zahl der französischen Eisenbahnwagen, die bereitzustellen waren, die Anweisungen für die Dolmetscher, die Vorbereitung von Codes und Chiffren, die Furage für die Pferde, alles war geregelt oder sollte doch bis Juli abgeschlossen sein. Die Tatsache, dass Wilson und sein Stab in ständigem Austausch mit Frankreich standen, musste geheimgehalten werden. Die ganze Arbeit am Plan W, wie die Aufstellung des Expeditionskorps bei beiden Stäben hiess, blieb als geheime Kommandosache einem halben Dutzend Offizieren vorbehalten, die sogar die Schreibarbeit und die Ablage besorgten. Während die Militärs im Voraus die Schlachtlinien festlegten, zogen sich die politischen Führer Englands die Decke «Nicht verpflichtet» über den Kopf und lehnten es entschieden ab, diesen Dingen ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

## 5 Die russische Dampfwalze

Der russische Koloss hypnotisierte Europa. Auf dem Schachbrett der militärischen Planung stellte Russland umfang- und zahlenmässig die grösste Figur dar. Trotz der kläglichen Rolle, die es im Krieg gegen Japan gespielt hatte, blieb doch der Gedanke an die russische «Dampfwalze» für Frankreich und England tröstlich und ermutigend, während Deutschland die Slawen in seinem Rücken als ständige Drohung empfand.

Dass die russische Armee ihre Mängel hatte, war bekannt; nicht sie, sondern der russische Winter hatte Napoleon zum Rückzug von Moskau gezwungen. Im Krimkrieg waren die Russen auf eigenem Boden von den Franzosen und den Engländern geschlagen worden; die Türken hatten sie 1877 bei der Belagerung von Plewna niedergeschlagen und waren später nur einer zahlenmässigen Übermacht erlegen; die Japaner hatten sie in der Mandchurei aus dem Felde geschlagen; und doch war trotz alledem der Mythos vom unbesiegbaren Russland unzerstört geblieben. Die wilden Reiterattacken brüllender Kosaken hatten sich in den europäischen Köpfen so festgesetzt, dass phantasievolle Journalisten es im August 1914 fertigbrachten, sie in aufregenden Einzelheiten zu schildern, ohne je der russischen Front auf weniger als fünfzehnhundert Kilometer nahe gekommen zu sein. Kosaken und unzählige Millionen leistungsfähiger, geduldiger und todbereiter Muschiks bildeten den Grundbestand der russischen Armee. Ihre Zahlen waren respekteinflössend: 1'423'000 Mann in Friedenszeiten, dazu 3'115'000 Mann, die bei einer Mobilmachung einberufen werden konnten, und eine weitere Reserve von 2 Millionen Landwehrmännern und Rekruten: insgesamt eine verfügbare Truppe von 6, 5 Millionen Mann.

Man stellte sich dieses Heer als eine riesenhafte Masse vor, die, nach anfänglicher Lethargie plötzlich energisch in Bewegung gesetzt, unerbittlich vorwärts rollen würde, ohne Rücksicht auf Verluste – endlose Menschenwogen, mit denen die Plätze der Gefallenen sich immer wieder ausfüllten. Die Bemühungen der Armee, ihre Unzulänglichkeit und Korruption seit dem Krieg mit Japan zu beseitigen, hielt man für erfolgreich. In französischen Regierungskreisen war «jeder mann ungeheuer beeindruckt von der zunehmenden Stärke Russlands, seinen enormen Hilfskräften, seiner potentiellen Macht und seinem Reichtum», stellte Sir Edward Grey fest, als er im April 1914 in Paris war, um wegen eines Flotten-

abkommens mit den Russen zu verhandeln. Auch er selbst teilte diese Überzeugung. «Die russischen Reserven sind so gross», erklärte er dem Präsidenten Poincaré, «dass Deutschland im Laufe der Zeit der Atem ausgehen wird, auch wenn wir Russland nicht helfen.»

Die Franzosen sahen in einem Erfolg des Planes 17, dem unaufhaltsamen Marsch zum Rhein, eine Bewährungsprobe für ihre Nation und einen der grossen Augenblicke europäischer Geschichte. Um ihren Durchbruch im deutschen Zentrum zu sichern, waren sie darauf erpicht, dass die Russen einen Teil der gegen Frankreich gerichteten deutschen Streitkräfte abziehen sollten. Das Problem bestand darin, Russland dazu zu bewegen, dass es eine Offensive im Rücken der Deutschen zur selben Zeit startete, wenn die Deutschen und die Franzosen an der Westfront gegeneinander antraten, das heisst, zu einem dem fünfzehnten Mobilmachungstag möglichst angenäherten Termin. Die Franzosen wussten so gut wie jeder andere, dass es für Russland physisch unmöglich war, Mobilmachung und Aufmarsch seiner Streitkräfte innerhalb von fünfzehn Tagen durchzuführen; aber sie wollten, dass es am fünfzehnten Tag die Schlacht mit den bis dahin zur Verfügung stehenden Kräften beginnen sollte. Ihr fester Vorsatz war, Deutschland vom ersten Kriegstag an zu einem Zweifrontenkrieg zu zwingen, damit seine zahlenmässige Überlegenheit Frankreich gegenüber verringert werde.

Im Jahre 1911 wurde General Dubail, der damalige Chef des Stabes beim Kriegsministerium, nach Russland geschickt, um den russischen Generalstab über die Notwendigkeit einer Initiative aufzuklären. Obwohl die Hälfte der russischen Kräfte in einem europäischen Krieg gegen Österreich eingesetzt werden musste und am 15. Mobilmachungstag wiederum nur die Hälfte der gegen Deutschland vorgesehenen Truppen bereitstehen würde, zeigte man in Petersburg Unternehmungslust und hatte ein offenes Ohr. Ängstlich bemüht, den angeschlagenen Waffenruhm wiederherzustellen, und ohne sich um weitere Einzelheiten der Planung zu kümmern, sagten die Russen mit mehr Mut als Umsicht zu, eine Offensive gleichzeitig mit Frankreich zu starten. Man versprach Dubail, noch vor Abschluss des Aufmarsches, sobald nur die Angriffsregimenter in Stellung gegangen seien, anzugreifen und am 16. Mobilisierungstag die ostpreussische Grenze zu überschreiten. «Wir sollten den Stoss nach dem eigentlichen Herzen Deutschlands führen», erklärte der Zar in einem unterzeichneten Abkommen. «Unser beider Ziel muss Berlin sein.»

Der Pakt, mit dem eine frühzeitige russische Offensive beschlossen worden war, wurde in alljährlichen Stabsgesprächen, die ein Charakteristikum des französisch-russischen Bündnisses waren, vertieft und gefestigt. Im Jahre 1912 kam General Jilinsky, der Chef des russischen Generalstabs, nach Paris; 1913 ging General Joffre nach Russland. Die Russen waren inzwischen dem Zauber des *élan* erlegen. Seit der Mandschurei hatten sie zudem das Gefühl, eine Scharte auswet-

zen zu müssen; ausserdem waren sie sich ihrer militärischen Unzulänglichkeit bewusst geworden. Die Vorlesungen Oberst Grandmaisons in russischer Übersetzung erfreuten sich ungeheurer Beliebtheit. Erfüllt von dem verlockenden Prinzip der *offensive à outrance* erweiterte der russische Generalstab seine Versprechen noch. Im Jahre 1912 erklärte sich General Jilinsky bereit, alle 800'000 Mann, die für die deutsche Front bestimmt waren, bis zum 15. Mobilmachungstag bereitzustellen, obwohl jeder wusste, dass die russischen Eisenbahnen dieser Aufgabe nicht gewachsen waren. Im Jahre 1913 rückte er das Datum seiner Offensive um zwei Tage nach vorn, wenngleich Russlands Rüstungsfabriken noch nicht einmal zwei Drittel der voraussichtlich benötigten Artilleriegeschosse und weniger als die Hälfte der erforderlichen Gewehrmunition herstellten.

Die Alliierten befassten sich nicht ernsthaft mit den militärischen Mängeln Russlands, obwohl Jan Hamilton, Englands militärischer Beobachter in Japan, von der Mandchurei aus schonungslos auf sie hingewiesen hatte. Es waren: Fehlen eines Nachrichtendienstes, Nichtbeachtung von Tarnung und Geheimhaltung, geringes Reaktionsvermögen, Mangel an Angriffsgeist, Initiative und geschickter Führung. Oberst Repington, der in der *Times* wöchentlich zum Russisch-Japanischen Krieg Stellung genommen hatte, gelangte zu Urteilen, die ihn veranlassten, eine in Buchform erschienene Sammlung seiner Artikel dem Kaiser von Japan zu widmen. Trotzdem glaubte der Generalstab, dass es nur darauf ankomme, den russischen Riesen in Bewegung zu setzen, ohne Rücksicht darauf, wie er funktionierte. Schon das war schwierig genug. Bei der Mobilisierung musste der russische Soldat durchschnittlich elfhundert Kilometer weit transportiert werden, viermal so weit wie der deutsche Soldat; dazu war das deutsche Eisenbahnnetz pro Quadratkilometer zehnmal so dicht wie das russische. Zum Schutz gegen eine Invasion hatte man die russischen Bahnen mit einer grösseren Spurweite gebaut. Hohe französische Anleihen, die eine Verstärkung des Eisenbahnnetzes finanzieren sollten, hatten noch keinen Erfolg gebracht. Offensichtlich war also ein Tempoausgleich bei der Mobilisierung unmöglich. Aber selbst, wenn nur die Hälfte der für die deutsche Front versprochenen 800'000 russischen Soldaten bis zum 15. Tag für einen Angriff auf Ostpreussen in Stellung gebracht werden konnte, erwartete man trotz mangelhafter militärischer Organisation dennoch eine ungeheure Wirkung von diesem Einfall in deutsches Gebiet.

Eine Armee in eine moderne Schlacht auf feindlichem Gebiet zu schicken, ist ein gewagtes und schwieriges Unternehmen, besonders wenn der Nachteil verschiedener Spurweite bei der Eisenbahn in Kauf genommen werden muss, und erfordert eine Vielfalt sorgfältiger Vorbereitungen. Eine systematische Beachtung von Detailfragen gehörte aber keineswegs zu den hervorstechenden Merkmalen der russischen Armee.

Das Offizierskorps war kopflastig durch eine Vielfalt bejahrter Generäle, deren anstrengendste geistige Tätigkeit im Kartenspielen bestand und die ohne Rück-



sicht auf ihre Einsatzfähigkeit auf der Liste der Aktiven weitergeführt wurden, damit ihnen ihre Hofcharge und ihr Prestige erhalten blieben. Offiziersernennungen und -beförderungen erfolgten hauptsächlich auf Grund gesellschaftlicher Beziehungen oder der Vermögenslage; und obwohl sich unter den Offizieren viele tapfere und fähige Soldaten befanden, war das System doch nicht geeignet, die besten an die Spitze zu bringen. Ihre «Trägheit und ihr mangelndes Interesse» am Sport stiess einen englischen Offizier ab, der sich beim Besuch einer Garnison nahe der afghanischen Grenze darüber entsetzte, «nicht einen einzigen Tennisplatz» vorzufinden. In den Säuberungsaktionen nach dem Krieg mit Japan hatten viele Offiziere freiwillig oder gezwungen den Abschied genommen, da man sich bemühte, das Dickicht zu lichten, das die Spitze belastete. In einem Jahr waren 341 Generäle – fast soviel, wie die ganze französische Armee besass – und 400 Obersten als untüchtig entfernt worden. Doch trotz verbesserter Besoldung und Beförderungen fehlten im Jahre 1913 noch dreitausend Offiziere. Seit dem Russisch-Japanischen Krieg war viel geschehen, um die Verfallserscheinungen in der Armee zu beseitigen, aber das russische Regime war dasselbe geblieben.

«Dieses verrückte Regime» nannte es Graf Witte, sein fähigster Parteigänger, Ministerpräsident in den Jahren 1903 bis 1906; «dieser Dschungel aus Feigheit, Blindheit, List und Dummheit». An der Spitze stand ein Souverän, der nur einen einzigen Regierungsgedanken hatte: die absolute Monarchie intakt zu halten, die ihm von seinem Vater überkommen war. Da er weder Verstand noch Energie und Ausbildung für diese Aufgabe besass, verliess er sich auf seine Günstlinge, seine Launen, seinen primitiven Eigensinn und andere Einfälle eines hohlköpfigen Autokraten. Sein Vater Alexander, der es ganz bewusst darauf anlegte, seinen Sohn bis zum dreissigsten Lebensjahr in keiner Weise mit den Staatsgeschäften vertraut zu machen, überschätzte unglücklicherweise seine eigene Lebensdauer und starb, als Nikolaus sechsundzwanzig Jahre alt war. Der neue, jetzt sechsundvierzigjährige Zar hatte in der Zwischenzeit nichts gelernt, und wenn er den Eindruck eines durch nichts zu erschütternden Menschen machte, so war das in Wirklichkeit nur Apathie – die Gleichgültigkeit eines Geistes, der nichts als oberflächlich war. Als ihm das Telegramm mit der Nachricht von der Vernichtung der russischen Flotte bei Tsushima gebracht wurde, las er es, steckte es in die Tasche und spielte weiter Tennis. Seinem Ministerpräsidenten Kokowzow, der im November 1913 bei seiner Rückkehr aus Berlin dem Zaren einen persönlichen Bericht über die deutschen Kriegsvorbereitungen abstattete, hörte Nikolaus zu, indem er ihn wie üblich unverwandt anstarrte. Als der Premier geendet hatte, sagte er nach einer langen Pause mit ernster Stimme, «als ob er aus einem Traum erwache, ‚Gottes Wille geschehe‘». Kokowzow schloss, dass er sich in Wirklichkeit einfach nur gelangweilt fühlte.

Das Fundament des Regimes bestand aus einem Ameisenhaufen von Geheim-

polizisten, die jedes Ministerium, jedes Amt und jede Provinzdienststelle derart durchsetzten, dass Graf Witte sich veranlasst sah, die Aufzeichnungen und Berichte, die er für seine Memoiren führte, Jahr für Jahr in Frankreich in einem Banktresor niederzulegen. Nach der Ermordung des Ministerpräsidenten Stolypin im Jahre 1911 stellte sich heraus, dass die Täter Geheimpolizisten waren, die als *agents provocateurs* gehandelt hatten, um die Revolutionäre in Misskredit zu bringen.

Zwischen dem Zaren und der Geheimpolizei standen als Hauptstütze des Regimes die Tschinowniki, eine Schicht von Bürokraten und Beamten, die sich aus dem Adel rekrutierte und die eigentlichen Regierungsarbeiten erledigte. Sie waren keinem konstitutionellen Gremium verantwortlich und konnten vom Zaren, und nur von diesem, ganz willkürlich abberufen werden, was dieser denn auch, den Hofintrigen und dem Argwohn der Zarin nachgebend, in reichem Masse tat. Unter solchen Umständen blieb kein fähiger Mann lange im Amt, und als einmal einer seine Berufung wegen «schwacher Gesundheit» ablehnte, fühlte sich ein Kollege zu der Bemerkung veranlasst: «In jenen Tagen hatte jedermann eine schwache Gesundheit.»

Unter der Regierung von Nikolaus II. wurde Russland von Katastrophen, Massakern, militärischen Niederlagen und Aufständen heimgesucht; die chronische Unzufriedenheit fand ihren Gipfel in der Revolution des Jahres 1905. Als Graf Witte dem Zaren damals riet, entweder die vom Volk geforderte Verfassung zu gewähren oder die Ordnung mit Hilfe einer Militärdiktatur wiederherzustellen, musste sich Nikolaus II. ganz gegen seinen Willen für die Verfassung entschliessen; denn der Vetter seines Vaters, der Grossfürst Nikolai, Kommandeur des Militärbezirks St. Petersburg, weigerte sich, die Verantwortung für die Militärdiktatur zu übernehmen. Dies Versagen wurde dem Grossfürsten von den Ultras niemals verziehen, zu denen die deutschblütigen und die mit den Deutschen sympathisierenden baltischen Barone, die Schwarzen Hundert, jene «Anarchisten der Rechten», und andere reaktionäre Gruppen gehörten, die das Banner der Autokratie hochhielten. Wie viele Deutsche, einschliesslich des Kaisers, wenn es ihm gerade so passte, waren sie der Ansicht, dass die gemeinsamen Interessen der früher im Dreikaiserbund vereinigten Autokratien viel eher Deutschland zum natürlichen Verbündeten Russlands machten als die Demokratien des Westens. Da die russischen Reaktionäre die Liberalen als ihre Hauptfeinde betrachteten, zogen sie den deutschen Kaiser der Duma vor, wie später die französische Linke Léon Blum vorziehen sollte. Allein die zunehmende Bedrohung durch Deutschland in den letzten zwanzig Jahren vor dem Krieg trieb das zaristische Russland gegen seine natürliche Neigung zu einem Bündnis mit dem republikanischen Frankreich. Schliesslich führte diese Bedrohung sogar zu einer Annäherung an England, das hundert Jahre Russlands Drang nach Konstantinopel im Wege gestanden und von dem einer der Onkel des Zaren, der Grossfürst Wladimir Alexandrowitsch, im

re 1898 gesagt hatte: «Ich hoffe, lange genug zu leben, um Englands Todesröcheln zu hören. Das ist mein heisses Flehen, das ich jeden Tag an Gott richte.»

Die Kohorten Wladimirs beherrschten einen Hof, dessen neronisches Zeitalter seinem Ende zugeht und dessen Damen den erregenden Schauer der Nachmittagsseancen mit dem schmutzigen Rasputin genossen. Aber Russland hatte auch seine Demokraten und die Liberalen der Duma, seinen Nihilisten Bakunin, seinen Prinzen Kropotkin, der zum Anarchisten wurde, seine «Intelligentsia», von der der Zar sagte: «Wie ich dieses Wort verabscheue! Ich wünschte, ich könnte der Akademie befehlen, es aus dem russischen Wörterbuch zu streichen»; es hatte seinen Lenin, der sich ständig reflektierend mit Sozialismus und Vaterland herumschlug, seinen Onkel Wanja, der ohne jede Hoffnung war, eben jene ganz besondere Wesensart, die einen britischen Diplomaten einmal zu dem Schluss veranlasste, in Russland sei «jeder ein bisschen verrückt». Es war die Wesensart, die man den slawischen Charme nannte, halb Nonchalance, halb Untüchtigkeit, eine Art *Fm-de-Szèc/e*-Schwäche; sie hing wie ein leichter Nebel über der Stadt an der Newa, die die Welt als St. Petersburg kannte, ohne etwas von dem «Kirschgarten» zu wissen.

Exponent des Regimes in Fragen der Kriegsbereitschaft war der Kriegsminister, General Suchomlinow, ein listiger, träger, genussüchtiger und pausbäckiger kleiner Sechziger, von dem sein Kollege, der Aussenminister Sasonow, sagte: «Es war sehr schwer, ihn zur Arbeit zu zwingen, aber die Wahrheit von ihm zu erfahren, war fast unmöglich.» Nachdem er als schneidiger junger Kavallerieoffizier 1877 im Krieg gegen die Türken das St.-Georgskreuz erhalten hatte, glaubte Suchomlinow, die in jenem Feldzug erworbenen militärischen Kenntnisse seien für alle Zeiten gültig. Als Kriegsminister warf er dem Lehrerkollegium der Kriegsschule vor, dass es Interesse für «Neuerungen» zeigte wie etwa die Berücksichtigung des Einflusses von Feuerwaffen auf den Angriff mit Säbel, Lanze und Bajonett. Den Ausdruck «moderner Krieg» konnte er, wie er sagte, nicht hören, ohne sich zu ärgern. «Der Krieg ist geblieben, was er war... alle diese Dinge sind nur bössartige Neuerungen. Sehen Sie zum Beispiel mich an, ich habe in den letzten fünfundzwanzig Jahren kein militärisches Handbuch gelesen.» Im Jahre 1913 gab er fünf Lehrern der Kriegsschule den Abschied, die es nicht lassen konnten, die ketzerische Lehre der «Feuertaktik» zu predigen.

Suchomlinows angeborene Intelligenz war durch seine Gewissenlosigkeit zu Schläue und Gerissenheit entartet. Er war klein und sanft, hatte ein Katzens Gesicht, einen gepflegten weissen Backen- und Kinnbart und zeigte eine glatte, fast schleichende Art, die Menschen wie den Zaren einnahm, um dessen Gunst er sich bemühte. Bei anderen dagegen, wie etwa dem französischen Gesandten Paléologue, erregte er «Misstrauen auf den ersten Blick». Da wohl die Berufung in das Ministeramt wie auch die Entlassung ausschliesslich von der Laune des Zaren

abhing, hatte Suchomlinow gewonnenes Spiel; er bewahrte sich die Gunst dadurch, dass er sich gleichzeitig willfährig und unterhaltsam zeigte, lustige Geschichten erzählte und sich komisch aufführte, ernste und unangenehme Angelegenheiten vermied und auf «den Freund», Rasputin, sorglich Rücksicht nahm. Der Erfolg war, dass er sich als unverwundbar erwies, nicht nur, als er wegen Korruption und Inkompetenz angegriffen wurde, sondern auch bei einem aufsehenerregenden Scheidungsskandal und sogar in einem Spionagefall, der noch mehr Staub aufwirbelte.

Als er sich im Jahre 1906 in die dreiundzwanzigjährige Frau eines Provinzgouverneurs verliebte, brachte es Suchomlinow fertig, den Ehemann durch eine Scheidung auszuschalten, die er mit gefälschtem Beweismaterial erzielte, und die schöne Beute als seine vierte Frau heimzuführen. Von Natur aus träge, überliess er seine Arbeit nun immer mehr seinen Untergebenen, während er, wie der französische Gesandte es ausdrückte, «seine ganze Kraft für die ehelichen Freuden mit einer Frau aufsparte, die zweiunddreissig Jahre jünger war als er selbst». Madame Suchomlinow machte es Vergnügen, ihre Toiletten in Paris zu bestellen, in teuren Restaurants zu dinieren und grosse Gesellschaften zu geben. Um diese Extravaganzen befriedigen zu können, wurde Suchomlinow ein früher und erfolgreicher Jünger der Kunst der Spesenrechnung. Er berechnete der Regierung die Reisekosten für täglich 24 Werst zu Pferde, während er in Wirklichkeit seine Inspektionsreisen mit der Eisenbahn machte. So brachte er einen beachtlichen Saldo zuwege, wobei ihm seine intimen Kenntnisse der Börsentendenzen zugute kamen. Auf diese Weise konnte er nach einem Zeitraum von nur sechs Jahren, in denen sein Gehalt insgesamt 270'000 Rubel betrug, über ein Bankkonto von 702 737 Rubel verfügen. In dieser angenehmen Tätigkeit wurde er noch durch seine Umgebung unterstützt, die ihm Geld lieh, wenn er sie dafür mit Militärpässen, Manövereinladungen und sonstigen Informationen versorgte. Einer von diesen Leuten, ein Österreicher namens Altschiller, der das Beweismaterial für Madame Suchomlinows Scheidung beigebracht hatte und nicht nur im Hause des Ministers ein- und ausging, sondern auch zu seinem Amtszimmer und den dort befindlichen Dokumenten Zugang hatte, entpuppte sich nach seiner Abreise im Januar 1914 als der wichtigste österreichische Agent in Russland. Dann war noch Oberst Myasudew da, angeblich Madame Suchomlinows Geliebter, der, obwohl er nur Chef der Eisenbahnpolizei an der Grenze war, fünf deutsche Orden besass und vom Kaiser mit einer Einladung zum Frühstück in dem direkt an der Grenze gelegenen kaiserlichen Jagdhaus Rominten beehrt wurde. Kein Wunder, dass Oberst Myasudew in den Verdacht der Spionage geriet. Er wurde festgenommen und im Jahre 1912 vor Gericht gestellt, kam jedoch auf persönliche Intervention Suchomlinows frei und konnte seinen alten Dienst bis Ende des ersten Kriegsjahres ausüben. Im Jahre 1915 wurde er, als sein Gönner infolge der russischen Niederlagen schliesslich doch sein Amt verlor, neuerlich festgenommen, für schuldig erklärt und als Spion aufgehängt.

Suchomlinows Schicksal nach 1914 war bezeichnend für die Zeit. Dass er nicht zugleich mit Oberst Myasudew verurteilt wurde, hatte er nur dem Einfluss des Zaren und der Zarin zuzuschreiben; aber im August 1917, als der Zar abgedankt hatte und die provisorische Regierung bereits ins Wanken geriet, wurde schliesslich auch ihm der Prozess gemacht. Im Umsturz und Aufruhr jener Tage ging es nicht so sehr um Verrat, obwohl die offizielle Anklage darauf lautete, als vielmehr um die Sünden des alten Regimes. Im Schlusswort des Staatsanwalts wurde es dahin zusammengefasst, dass das russische Volk, ohne Geschütze und ohne Munition zum Kampf gezwungen, einen irreparablen Verlust an Vertrauen in die Regierung erlitten habe, der sich «verheerend» auswirkte. Nach einem Monat aufsehenerregender Zeugenaussagen, in denen Suchomlinows finanzielle und amouröse Verfehlungen in allen Einzelheiten zutage traten, wurde er von der Anklage wegen Verrats freigesprochen, aber des Missbrauchs seiner Macht, als Indolenz für schuldig befunden. Zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt, wurde er ein paar Monate später von den Bolschewiken befreit und schlug sich nach Berlin durch, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1926 lebte und 1924 seine Memoiren veröffentlichte, die er dem deutschen Exkaiser widmete. In einem Vorwort legte er dar, dass die russische und die deutsche Monarchie, die sich als Feinde im Krieg den Todesstoss gegeben hätten, nur durch eine erneute Annäherung der beiden Länder wieder zur Macht kommen könnten. Dieser Gedanke machte dem Hohenzollern so viel Eindruck, dass er seinen eigenen Memoiren eine Widmung für Suchomlinow voranstellte, von deren Verwendung ihm aber anscheinend bei der Veröffentlichung abgeraten wurde.

So sah der Mann aus, der von 1908 bis 1914 Russlands Kriegsminister war. Da er die Haltung der Reaktionäre verkörperte und auch deren Unterstützung genoss, waren die Vorbereitungen für den Krieg gegen Deutschland, die ja seinem Ministerium in erster Linie oblagen, nicht gerade sehr intensiv. Er bremste sofort die Reformbestrebungen der Armee ab, die seit der Schande des Russisch-Japanischen Krieges ins Rollen gekommen waren. Der Generalstab, dem zunächst zur Förderung seiner Bemühungen um die moderne Militärwissenschaft Selbständigkeit zugebilligt worden war, wurde nach 1908 wiederum dem Kriegsminister unterstellt, der allein Zugang zum Zaren hatte. Jeglicher Initiative und Macht entblösst, fand er keinen fähigen Führer, ja nicht einmal einen zweitrangigen, der es dort aushielt. In den sechs Jahren bis 1914 folgten sechs verschiedene Stabschefs aufeinander, wobei kaum eine systematische militärische Planung zustande kommen konnte.

Wenn Suchomlinow auch die Arbeit anderen überliess, so gestattete er doch keinerlei gedankliche Selbständigkeit. Er selbst klammerte sich eigensinnig an überholte Theorien und versunkenen Ruhm und behauptete, die letzten russischen Niederlagen seien eher auf Fehler der kommandierenden Offiziere zurückzuführen als auf die Unzulänglichkeit der Ausbildung, der Vorbereitung oder des Nach-

schubs. Sein Glaube an die Überlegenheit des Bajonetts über die Kugel war unerschütterlich; so machte er keinerlei Anstrengungen, durch Neuanlage von Fabriken die Produktion von Granaten, Gewehren und Munition zu steigern. Kein Land – das stellen die Militärsachverständigen todsicher hinterher fest – ist jemals ausreichend mit Munition versehen. Englands Mangel an Granaten sollte ein nationaler Skandal werden; Frankreichs Notdurft an allem und jedem, von der schweren Artillerie bis hin zu den Stiefeln, erregte Ärgernis, noch ehe der Krieg begann; und Russland erreichte dank Suchomlinow noch nicht einmal den Grundbestand, den die Regierung für Munition bestimmt hatte. Es ging mit achthundertfünfzig Granaten pro Geschütz in den Krieg, während die Armeen seiner westlichen Verbündeten über eine Reserve von zwei- bis dreitausend Granaten pro Geschütz verfügten; und dabei hatte Suchomlinow im Jahre 1912 selbst einem Kompromiss von fünfzehnhundert pro Geschütz zugestimmt. Die russische Infanteriedivision hatte sieben Feldgeschütz Batterien, die deutsche dagegen vierzehn. Die ganze russische Armee hatte sechzig Batterien schwere Artillerie, die deutsche Armee hatte dreihunderteinundachtzig. Warnungen, dass der Krieg weitgehend ein Duell der Feuerwaffen sein würde, tat Suchomlinow verächtlich ab.

Noch grösser als die Abneigung gegen die «Feuertaktik» war Suchomlinows Widerwille gegen den Grossfürsten Nikolai, der acht Jahre jünger war als er und Exponent der Reformbestrebungen innerhalb der Armee. Sein hoher, schlanker Wuchs, sein gutes Aussehen und seine auffallend langen Stiefel, fast so lang wie Pferdebeine, verliehen der Gestalt des Grossfürsten etwas Ritterliches und Impo nierendes. Nach dem Krieg mit Japan war er beauftragt worden, als Chef des Rates für die nationale Verteidigung die Armee zu reorganisieren. Dieses Gremium hatte dieselbe Aufgabe wie der Esher-Ausschuss nach dem Burenkrieg, war aber im Gegensatz zu den Briten der Laxheit und Servilität erlegen. Die Reaktionäre, die dem Grossfürsten wegen seines Mitwirkens beim Verfassungsmanifest übelwollten und seine Volkstümlichkeit fürchteten, setzten es durch, dass der Rat im Jahre 1908 aufgelöst wurde. Als Berufsoffizier, der als Generalinspekteur der Kavallerie im Russisch-Japanischen Krieg gedient hatte und fast das ganze Offizierskorps persönlich kannte, da sich jeder Offizier beim Antritt eines neuen Postens bei ihm als dem Kommandeur des Petersburger Distrikts melden musste, war der Grossfürst der meistbewunderte Mann in der Armee. Der Grund dafür lag weniger in irgendwelchen besonderen Leistungen als vielmehr in seiner imponierenden Grösse, seiner Erscheinung und seinem Gehaben, das den Soldaten Vertrauen und Ehrfurcht einflösste, seinen Kameraden aber Respekt oder Eifersucht.

Da der Grossfürst nicht nur dem gemeinen Mann, sondern auch den Offizieren gegenüber ein schroffes, ja rauhes Wesen zeigte, sah man in ihm ausserhalb des Hofes den einzigen «Mann» der kaiserlichen Familie. Soldaten vom Lande, die ihn nie zu Gesicht bekommen hatten, erzählten Geschichten, in denen er als eine

Art legendärer Kämpfe des heiligen Russland gegen die «deutsche Clique» und die Korruption bei Hofe figurierte. Was von solchen Gefühlen gerüchtweise an den Hof drang, vermehrte dort seine Beliebtheit nicht; besonders nicht bei der Zarin, die «Nikolascha» schon deswegen hasste, weil er Rasputin verachtete. «Ich habe absolut kein Vertrauen zu N.», schrieb sie an ihren Gatten. «Ich weiss, dass er alles andere als klug ist und dass auf seiner Arbeit kein Segen liegen und sein Rat nicht gut sein kann, denn er hat sich gegen einen Mann Gottes gewandt.» Immer wieder behauptete sie, er plane, den Zar zur Abdankung zu zwingen und im Vertrauen auf seine Beliebtheit bei der Armee selbst den Thron zu besteigen.

Der Argwohn des Zaren hatte ihm während des Krieges mit Japan das Oberkommando vorenthalten und ihm infolgedessen auch die Schande erspart, die damit verbunden war. In einem zukünftigen Krieg konnte man auf ihn nicht verzichten; in den Planungen vor dem Krieg war er dazu bestimmt worden, die Front gegen Deutschland zu kommandieren, während der Zar selbst das Oberkommando zu übernehmen vorhatte; ein Chef des Generalstabs sollte ihm dabei zur Seite stehen, um die Operationen zu leiten. In Frankreich wohnte der Grossfürst mehrmals Manövern bei und geriet dadurch unter den Einfluss Fochs, dessen Optimismus er teilte. Auch dort wurde er überschwenglich gefeiert – sowohl wegen seiner prachtvollen Erscheinung, die ein vertrauenerweckendes Symbol der russischen Macht zu sein schien, wie auch wegen seines bekannten Deutschenhasses. Voller Vergnügen wiederholten die Franzosen die Bemerkung des Fürsten Kotzebue, des Adjutanten Nikolais, nach der dieser glaubte, dass die Welt nur dann erwarten könne, in Frieden zu leben, wenn Deutschland ein für allemal zerschmettert und wieder in kleine Staaten aufgeteilt werde, deren jeder mit seinem eigenen kleinen Hof zufrieden sei. Ebenso ergebene Freunde fand Frankreich in Anastasia, der Frau des Grossfürsten, und ihrer Schwester Militza, die mit des Grossfürsten Bruder Peter verheiratet war. Als Töchter des Königs Nikita von Montenegro liebten sie Frankreich in eben dem Masse, in dem sie ihren Erbfeind Österreich hassten. Bei einem Picknick der kaiserlichen Familie in den letzten Tagen des Juli 1914 gesellten sich die «montenegrinischen Nachtigallen»; wie Paléologue sie nennt, zu ihm und zwitscherten ihm allerlei über die Krise vor. «Es wird Krieg geben... von Österreich wird nichts übrigbleiben... Sie werden Elsass-Lothringen wiederbekommen... unsere Armeen werden sich in Berlin treffen.» Eine der Schwestern zeigte dem Gesandten eine juwelengeschmückte Dose, in der sie lothringische Erde bei sich trug, während die andere erklärte, sie habe in ihrem Garten lothringische Distelsamen gesät.

Für den Kriegsfall hatte der russische Generalstab zwei Feldzugspläne ausgearbeitet, wobei die endgültige Entscheidung davon abhing, was Deutschland tun würde. Wenn Deutschland seine Hauptmacht gegen Frankreich warf, würde Russ-

land seine stärksten Kräfte gegen Österreich einsetzen. In diesem Falle sollten vier Armeen gegen Österreich und zwei gegen Deutschland stehen.

Der Plan für die deutsche Front sah eine zangenförmige Invasion Ostpreussens durch die Erste und Zweite russische Armee vor, wobei die Erste im Norden, die Zweite im Süden der durch die Masurischen Seen gebildeten Schranke vorgehen sollte. Da die Erste Armee, nach ihrem Sammelgebiet auch Wilna-Armee genannt, eine direkte Bahnlinie zur Verfügung hatte, würde sie zuerst angriffsbereit sein. Sie sollte zwei Tage vor der südlichen oder Warschau-Armee vorrücken und gegen die Deutschen marschieren «mit dem Ziel, soviel wie irgend möglich von den feindlichen Streitkräften zu binden». In der Zwischenzeit sollte die Zweite Armee um die Seenschranke herum aus Süden eintreffen und im Vormarsch hinter die deutsche Front den Rückzug zur Weichsel abschneiden. Der Erfolg dieser Zangenbewegung hing von der genauen zeitlichen Zusammenarbeit ab, denn die Deutschen durften keine Gelegenheit haben, die russischen Flügel einzeln zu fassen. Der Feind sollte «energisch und entschlossen angegriffen werden, wo und wann auch immer man auf ihn stiess». Wäre erst einmal die deutsche Armee umzingelt und vernichtet, so würde der Marsch auf Berlin folgen, das dreihundert Kilometer jenseits der Weichsel lag.

Die deutsche Planung dachte gar nicht daran, Ostpreussen aufzugeben. Es war ein Land mit reichen Gütern und ausgedehnten Weiden, auf denen holsteinisches Vieh graste, wo mauerumgürtete Höfe von Schweinen und Hühnern wimmelten und die berühmten Trakehner Stuten zu Hause waren, von denen die deutsche Armee ihre Remonten bezog. Die grossen Ländereien waren im Besitz von Junkern, die zum Entsetzen einer dort beschäftigten englischen Gouvernante Füchse schossen, anstatt sie zu Pferde zu jagen, wie es sich gehörte. Weiter östlich, gegen Russland zu, erstreckte sich das Land der «stillen Seen und dunklen Wälder» mit seinen ausgedehnten Wasserflächen, deren Ufer von Binsendickicht, Kiefern- und Birkenwäldern und vielerlei Sumpf- und Flussland gesäumt waren. Sein berühmtester Landstrich war die Rominter Heide, das 90'000 Morgen grosse Jagdgebiet der Hohenzollern an der russischen Grenze; dorthin ging der Kaiser jedes Jahr, angetan mit Knickerbockers und einem federgeschmückten Hut, um Bären und Rotwild zu schiessen, gelegentlich auch einen russischen Elch, der nichtsahnend die Grenze überschritten hatte und sich der kaiserlichen Flinte als Jagdziel bot. Obwohl die ursprüngliche Bevölkerung nicht germanisch, sondern slawisch war, stand das Gebiet – von einigen polnischen Zwischenspielen abgesehen – schon siebenhundert Jahre lang, seit der Deutschritterorden im Jahre 1225 sich dort niedergelassen hatte, unter deutscher Herrschaft. Trotz ihrer Niederlage in der grossen Schlacht bei Tannenberg gegen die Polen und Litauer im Jahre 1410 waren die Deutschen geblieben und hatten sich zu Junkern empor – oder hinab –



entwickelt. In Königsberg, der Hauptstadt dieser Provinz, hatte sich im Jahre 1701 ein Hohenzoller erstmals die preussische Königskrone aufs Haupt gesetzt.

Auf Ostpreussen, dessen Küste die Ostsee bespülte und in dessen «Königsstadt» die preussischen Herrscher gekrönt worden waren, würden die Deutschen nicht leicht verzichten. Längs des Flusses Angerapp, dessen Tal sich gegen Insterburg öffnet, waren vorsorglich Verteidigungsstellungen angelegt worden; in dem morastigen Gebiet östlich davon hatte man Strassen über Dämme geführt, die den Feind zwangen, sich an den schmalen Grat zu halten. Ausserdem hatte Ostpreussen ein dichtes Eisenbahnnetz, das seinem Verteidiger den Vorteil grosser Beweglichkeit bot und ihm erlaubte, seine Kräfte rasch von der einen zur anderen Front zu werfen, so dass er den Vormarsch eines jeden der beiden feindlichen Flügel verhindern konnte.

Beim ersten Entwurf des Schlieffenplans spielte die Angst um Ostpreussen eine geringe Rolle, weil man annahm, Russland würde starke Kräfte im Fernen Osten bereithalten müssen, um sich gegen Japan zu schützen. Man erwartete, dass die deutsche Diplomatie, die allerdings im Ruf einer gewissen Schwerfälligkeit stand, den englisch-japanischen Vertrag – in den Augen Deutschlands ein unnatürliches Bündnis – ausmanövrieren und eine Neutralitätserklärung Japans erreichen könne, die dann eine ständige Drohung in Russlands Rücken sei.

Sachverständiger für russische Angelegenheiten im deutschen Generalstab war Oberstleutnant Max Hoffmann; seine Aufgabe war es, den voraussichtlichen russischen Feldzugsplan in einem Krieg mit Deutschland auszuarbeiten. Hoffmann war Anfang der Vierzig, gross und kräftig, hatte einen mächtigen runden Schädel und einen so preussisch kurzen Haarschnitt, dass er wie ein Kahlkopf wirkte. Seine Miene verriet Humor, aber auch Unbeugsamkeit. Er trug eine schwarzgeränderte Brille und war eifrig bedacht, seine schwarzen Augenbrauen an den Augenwinkeln in einer schneidigen Kurve nach oben zu bürsten. Mit demselben Stolz pflegte er seine kleinen zarten Hände und seine untadeligen Bügelfalten. Trotz seiner Trägheit war er findig; und obwohl er ein schlechter Reiter und ein noch schlechterer Fechter, dazu ein starker Esser und Trinker war, zeigte er sich doch schnell im Denken und rasch im Urteil. Er war ein liebenswürdiger, glücklicher und schlauer Mensch, der vor niemand Achtung hatte. Vor dem Krieg sass er, wenn er keinen Dienst im Regiment hatte, die ganze Nacht bis sieben Uhr morgens bei Wein und Würstchen im Kasino, führte dann seine Kompanie zur Parade, um nach seiner Rückkehr vor dem eigentlichen Frühstück nochmals Würstchen und zwei Viertel Mosel zu sich zu nehmen.

Nachdem Hoffmann im Jahre 1898 seine Generalstabsausbildung abgeschlossen hatte, wurde er für sechs Monate als Dolmetscher nach Russland kommandiert; dann war er fünf Jahre nacheinander in der russischen Abteilung des Generalstabs unter Schlieffen tätig, ehe er als deutscher Kriegsberichterstatter in den Russisch-Japanischen Krieg ging. Als ein japanischer General ihm die Erlaubnis

verweigerte, ein Gefecht von einem nahegelegenen Hügel aus zu beobachten, liess er sich zu der undisziplinierten Ausdrucksweise hinreissen, mit der sich die Deutschen bei anderen so oft unbeliebt machen. «Sie sind ein Gelber; wenn Sie mich da nicht hinauflassen, so sind Sie kein zivilisierter Mensch!» schrie Hoffmann den Japaner in Gegenwart anderer ausländischer Gesandter und mindestens eines Korrespondenten an. Da der General einer Rasse angehörte, die den Deutschen an Überheblichkeit kaum etwas nachgibt, schrie er zurück: «Wir Japaner zahlen für diese militärischen Informationen mit unserem Blut und haben nicht die Absicht, sie mit anderen zu teilen!» Das Protokoll versagte hier vollkommen.

Als Hoffmann unter Moltke in den Generalstab zurückgekehrt war, nahm er die Arbeit am russischen Feldzugsplan wieder auf. Ein Hauptmann des russischen Generalstabs hatte im Jahre 1902 eine frühe Fassung der Planung seines Heimatlandes für viel Geld verkauft, aber seit damals war, nach Hoffmanns nicht immer ganz seriösen Memoiren, der Preis derart gestiegen, dass er für die kärglichen Mittel des deutschen Geheimdienstes ausser Reichweite lag. Das Gelände Ostpreussens jedoch liess kaum einen Zweifel an den allgemeinen Grundlinien einer russischen Offensive: es musste sich um einen zangenförmigen Vorstoss beiderseits der Masurischen Seen handeln. Hoffmanns Kenntnis der russischen Armee und jener Faktoren, von denen ihre Mobilisierung und der Transport abhingen, versetzte die Deutschen in die Lage, den Zeitpunkt der Offensive zu erschliessen. Die zahlenmässig unterlegene deutsche Armee hatte zwei Möglichkeiten, einer in zwei Flügeln vorrückenden überlegenen Streitkraft zu begegnen. Sie konnte sich entweder zurückziehen oder den einen Flügel vor dem anderen angreifen, je nachdem, welcher die beste Gelegenheit bot. Der Grundsatz, den Schlieffen aufgestellt hatte, hiess, «mit allen Kräften gegen die zuerst in Schlagweite kommende russische Armee die Offensive» zu ergreifen.

# Kriegsausbruch

## Kriegsausbruch

«Irgendeine ganz lächerliche Angelegenheit auf dem Balkan» werde den nächsten Krieg auslösen, hatte Bismarck prophezeit. Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers, des Erzherzogs Franz Ferdinand, durch serbische Nationalisten am 28. Juni 1914 bot diesen Anlass. Österreich-Ungarn beschloss, mit der kriegslüsteren Leichtfertigkeit überalterter Kaiserreiche, die Gelegenheit dazu zu benutzen, sich Serbien einzuverleiben, wie es sich im Jahre 1909 Bosnien und die Herzegowina angeeignet hatte. Das Einverständnis des durch den Krieg mit Japan geschwächten Russland war damals durch ein deutsches Ultimatum erzwungen worden, dem der deutsche Kaiser dadurch Nachdruck verlieh, dass er nach seinen eigenen Worten «in schimmernder Wehr» an der Seite seines Verbündeten Österreich erschien. Um sich für diese Erniedrigung zu rächen und sein Ansehen als grösste slawische Macht nicht in Frage zu stellen, war Russland jetzt gewillt, selbst die schimmernde Wehr anzulegen. Am 5. Juli versicherte Deutschland Österreich, es könne auf treue Unterstützung «im Einklang mit den deutschen Bündnispflichten» rechnen, wenn es durch irgendeine Strafaktion, die es gegen Serbien unternehme, mit Russland in Konflikt gerate. Das war das Signal, das den unaufhaltsamen Ansturm der Ereignisse auslöste. Am 23. Juli stellte Österreich Serbien ein Ultimatum, am 26. Juli wies es die serbische Antwort zurück (obwohl der deutsche Kaiser, ängstlich geworden, der Meinung war, dass sie jeden Grund für einen Krieg beseitige), am 28. Juli erklärte es Serbien den Krieg und beschoss am 29. Belgrad. An jenem Tag mobilisierte Russland entlang seiner österreichischen Grenze, und am 30. Juli ordneten sowohl Österreich wie auch Russland die allgemeine Mobilmachung an. Am 31. Juli stellte Deutschland Russland das Ultimatum, innerhalb von zwölf Stunden zu demobilisieren und «hierüber eine bestimmte Erklärung abzugeben».

Der Krieg drohte an allen Grenzen. Die Regierungen drehten und wanden sich in jähem Schrecken, um ihn fernzuhalten. Es nützte nichts. Agenten an den Grenzen meldeten jede Kavalleriepatrouille als Vorspiel der ersten kriegerischen Handlungen. Erbarmungslos von ihren Zeitplänen gehetzt, warteten die Generalstäbe voller Ungeduld auf das Signal zum Aufbruch, um nur ja dem Feind keine Stunde Vorsprung zu lassen. Die Staatsoberhäupter, die am Ende die Verantwor-

tung für das Schicksal ihrer Länder würden tragen müssen, schreckten vom Rand des Abgrunds zurück und versuchten umzukehren, aber die Pläne ihrer Militärs trieben sie unerbittlich vorwärts.

## 6 Der 1. August in Berlin

Am Samstag, dem 1. August, war mittags das deutsche Ultimatum an Russland abgelaufen, ohne dass Petersburg geantwortet hatte. Eine Stunde später war ein Telegramm an den deutschen Botschafter unterwegs mit dem Auftrag, bis 17 Uhr nachmittags die Kriegserklärung zu übermitteln. Um 17 Uhr verkündete der Kaiser die allgemeine Mobilmachung, die schon tags zuvor mit der Erklärung des Zustandes drohender Kriegsgefahr vorbereitet worden war. In Begleitung des kleinen Jagow, des Aussenministers, hastete um 17.30 Uhr Reichskanzler Bethmann Hollweg die Treppe des Auswärtigen Amtes hinunter, ein Schriftstück in der Hand, das offensichtlich seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er winkte ein gewöhnliches Taxi heran und begab sich eilends ins Schloss. Kurz danach wurde Generaloberst von Moltke, der melancholische Chef des Generalstabs, angehalten, als er gerade in sein Amt zurückfuhr, den vom Kaiser unterzeichneten Mobilmachungsbefehl in der Tasche. Eine Ordonnanz hatte ihn in einem anderen Auto überholt: er wurde dringend ins Schloss befohlen. Moltke kehrte um und hörte vom Kaiser einen letzten, verzweifelten Vorschlag, der ihn zu Tränen rührte und die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts hätte ändern können.

Jetzt, da es ernst wurde, bedrückte den Kaiser das Risiko, das man für Ostpreussen zwangsläufig eingehen musste, wenn auch der Generalstab sechs Wochen Spielraum zusicherte, bis die Russen die volle Mobilmachung durchführen könnten. «Ich hasse die Slawen», bekannte er einem österreichischen Offizier. «Ich weiss, dass das eine Sünde ist. Man darf keinen Menschen hassen – aber ich kann nicht anders.» Gleichwohl hatten ihn die an die Ereignisse von 1905 erinnernden Nachrichten von Streiks und Aufständen in Petersburg, vom Mob, der Fenster einschlug, und von «heftigen Strassenkämpfen zwischen Revolutionären und Truppen» beruhigt. Sein alter Botschafter, Graf Pourtalès, der schon sieben Jahre in Russland weilte, zog seine Schlüsse und versicherte Berlin wiederholt, dass Russland sich aus Furcht vor einer Revolution nicht in einen Krieg einlassen werde. Hauptmann von Eggeling, der deutsche Militärattaché, hielt noch 1916 an dieser Überzeugung fest; als Russland trotzdem mobil machte, berichtete er, es sei «keine nachhaltige Defensive geplant, sondern ein langsames Ausweichen wie 1812». Da die deutsche Diplomatie zu übereilten Schlüssen neigte, verliess man

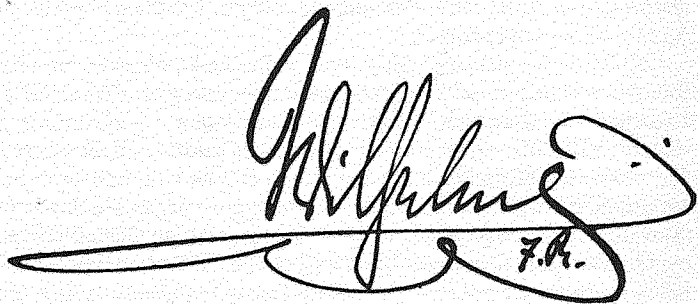
sich auf diese Darstellungen. Sie stärkten auch die Zuversicht des Kaisers, der noch am 31. Juli Richtlinien für seinen Generalstab aufsetzte, in denen die Genugtuung über die «Katerstimmung» zum Ausdruck kam, die nach den Beobachtungen der Botschaft angeblich am russischen Hof und bei der Armee herrschte.

Die Menschenmassen, die sich am 1. August in Berlin durch die Strassen wälzten und sich zu Tausenden vor dem Schloss drängten, waren voller Angst und Spannung. Der Sozialismus, zu dem sich die Mehrzahl der Berliner Arbeiter bekannte, ging nicht so tief wie der instinktive Hass und die Furcht vor den slawischen Horden. Obwohl ihnen der Kaiser am Vorabend, als er in seiner Ansprache vom Balkon die Kriegsgefahr verkündete, erklärt hatte: «Man drückt uns das Schwert in die Hand», warteten sie doch noch mit einer letzten unbestimmten Hoffnung auf eine russische Antwort. Die Stunde des Ultimatums lief ab. Ein Journalist unter der Menge spürte, «wie Gerüchte gleich elektrischen Funken übersprangen. Die Leute erzählten einander, Russland habe um eine Verlängerung der Frist gebeten. Die Börse reagierte mit einer Panik. Der Nachmittag verging in einer fast unerträglichen Angst.» Bethmann Hollweg gab eine Erklärung ab, die mit den Worten endete: «Wenn nun die eisernen Würfel rollen, wolle Gott uns helfen.» Um 17 Uhr erschien ein Offizier am Schlosstor und verkündete die Mobilmachung vor der Menge, die prompt den Choral «Nun danket alle Gott» anstimmte. Wagen rasten Unter den Linden entlang, Offiziere standen darin, winkten mit Tüchern und riefen: «Mobilmachung.» Im raschen Wechsel von Marx zu Mars huldigte die Volksmenge ihrem neuen Gott, löste sich auf und machte ihrer Erregung Luft, indem sie vermeintliche russische Spione aufspürte, von denen mehrere im Laufe der nächsten Tage verprügelt oder niedergetrampelt wurden.

Sobald mit dem Mobilmachungsbefehl einmal auf den Knopf gedrückt war, begann die ganze Riesenmaschinerie automatisch anzulaufen: zwei Millionen Menschen wurden einberufen, bewaffnet und verladen. Reservisten trafen in ihren Garnisonstädten ein, erhielten Uniformen, Ausrüstung und Waffen, wurden in Kompanien und Bataillone eingeteilt und durch Kavallerie, Radfahrertruppen, Artillerie, Sanitätseinheiten, Feldküchen, Feldschmieden und sogar Postwagen ergänzt. Daraufhin brachen sie nach vorbereiteten Fahrplänen zum Sammelpunkt nahe der Grenze auf, wo sie zu Divisionen zusammengestellt werden sollten, diese wiederum zu Armeekorps und die Armeekorps zu marschbereiten und schlagkräftigen Armeen. Ein einziges Armeekorps – alles in allem umfasste das deutsche Heer vierzig – erforderte 170 Waggons für Offiziere, 965 für die Infanterie, 2960 für die Kavallerie, 1915 für die Artillerie und sonstiges Kriegsmaterial, insgesamt 6010 Waggons, die in 140 Zügeinheiten und ebenso viele Nachschubzüge aufgeteilt waren. Vom Augenblick der Mobilmachung an sollte sich alles bis auf die

bestimmte damit: Das Reichs-Gesetz und die Kaiserl.  
Marine sind nach Maßgabe des Mobilisierungsgesetzes  
für das Reichs-Gesetz und die Kaiserliche Marine Kriegsb.  
zeit anzusetzen.

Der 2. August 1914 wird als erster Mobilisierungstag  
angesehen. - Berlin, den 1. August 1914

The signature is written in a highly stylized, cursive script. It begins with a large, sweeping 'W' and ends with a long, horizontal flourish. The initials 'W.K.' are written in a smaller, more legible hand at the bottom right of the signature.

Bismarck-Holzweg.

Der Reichskriegsminister (Reichs-Marineminister) sind den Kriegsb.  
zeit



Minute genau nach einem Plan in Bewegung setzen, der sogar die Anzahl der Wagenachsen erfasste, die eine Brücke jeweils in einer bestimmten Zeit überqueren konnten.

Voller Vertrauen in seinen tadellosen Mobilisierungsplan war der stellvertretende Generalstabschef, General Waldersee, bei Beginn der Krise nicht einmal nach Berlin zurückgekehrt, sondern hatte an Jagow geschrieben: «Ich bleibe hier auf dem Sprung; wir sind im Generalstab alle bereit, inzwischen gibt es für uns nichts weiter zu tun.» Diese stolze Tradition hatte man als Erbe des älteren oder «grossen» Moltke übernommen, den man 1870 am Mobilmachungstag auf dem Sofa liegend bei der Lektüre eines englischen Romans angetroffen hatte.

Im Schloss war man am gleichen Tag von dieser beneidenswerten Ruhe weit entfernt. Der Kaiser neigte jetzt, wo er sich nicht mehr dem Gespenst, sondern der Realität eines Zweifrontenkrieges gegenüber sah, selbst zu der Katerstimmung, die er bei den Russen vermutete. Weltbürgerlicher und unschlüssiger als sonst der Preusse, hatte er im Grunde nie einen allgemeinen Krieg gewünscht. Er wollte wohl grössere Macht, grösseres Ansehen und vor allem mehr Einfluss in der Weltpolitik für Deutschland, hätte das alles aber lieber durch Einschüchterungen als durch Gewaltanwendung erreicht. Er suchte den Lorbeer ohne Kampf, und wo immer die Gefahr einer kriegerischen Auseinandersetzung auftauchte, wie etwa bei Algeciras und Agadir, schreckte er zurück.

Als die Krise sich endgültig dem Höhepunkt näherte, wurden seine Randbemerkungen auf Telegrammen immer erregter: «Aha! der gemeine Täuscher!» – «Gänzlich missglückt!» – «Gelogen!» – «Grey ein falscher Hund» – «Blech!» – «Der Kerl ist toll oder ein Idiot!» Auf die Nachricht von der russischen Mobilmachung hin erging er sich lang und breit in leidenschaftlichen Prophezeiungen, die sich nicht etwa gegen die slawischen Verräter richteten, sondern gegen die stets gegenwärtige Gestalt seines gehassten Onkels: «Leichtsinn und Schwäche sollen die Welt in den furchtbarsten Krieg stürzen, der auf den Untergang Deutschlands schliesslich abzielt... England, Russland und Frankreich haben sich verabredet... gegen uns den Vernichtungskrieg zu führen... Das ist in nuce die wahre, nackte Situation, die langsam und sicher durch Edward VII. eingefädelt, fortgeführt wurde... Also Tatsache geworden... das Netz ist uns plötzlich über dem Kopf zugezogen... Edward VII. ist nach seinem Tode noch stärker als ich, der ich lebe!»

Bedrückt vom Gedanken an den Schatten Eduards, hätte der Kaiser jeden Weg gewählt, der ihn der Verpflichtung enthoben hätte, sowohl gegen Russland wie gegen Frankreich loszuschlagen, hinter dem als düstere Drohung das noch schweigende England stand.

Im letzten Augenblick bot sich ein solcher Weg. Ein Mitarbeiter Bethmann Hollwegs richtete den dringenden Appell an ihn, alles nur Menschenmögliche zu tun, um Deutschland vor einem Zweifrontenkrieg zu bewahren; gleichzeitig schlug er ein Mit-

tel dafür vor. Seit zwei Jahren stand als mögliche Lösung für das Elsass die Form eines Bundesstaates innerhalb des Deutschen Reiches zur Debatte. Hätten die Elsässer diese Lösung vorgeschlagen und angenommen, so wäre für Frankreich jeder Grund entfallen, die verlorenen Provinzen zu befreien. Am 16. Juli noch hatte sich der französische Sozialistenkongress hierzu positiv geäußert. Aber die deutsche militärische Führung hatte immer darauf bestanden, dass den Reichslanden Garnisonen verbleiben und ihre politischen Rechte den «militärischen Notwendigkeiten» untergeordnet werden müssten. Bis 1911 war ihnen eine Verfassung und jede Autonomie vorenthalten worden. Nun wurde Bethmann von seinem Mitarbeiter bedrängt, er möge unverzüglich in aller Öffentlichkeit ein offizielles Angebot für eine Konferenz über die elsässische Autonomie machen. Diese hätte man dann ganz gut hinziehen können, ohne vorerst zu einem Ergebnis zu kommen, während Frankreich doch moralisch gezwungen gewesen wäre, einen Angriff zumindest so lange zu unterlassen, als über das Angebot verhandelt würde. Deutschland werde so Zeit gewinnen, seine Kräfte gegen Russland einzusetzen, während es im Westen Gewehr bei Fuss stehe und dadurch auch England ausmanöviere.

Der geistige Urheber dieses Vorschlags bleibt ungenannt, und vielleicht ist die ganze Sache überhaupt eine spätere Erfindung. Jedenfalls war die Möglichkeit gegeben, und der Reichskanzler hätte auch selbst auf den Gedanken kommen können. Aber es gehörte Kühnheit dazu, diese Chance zu nutzen, und Bethmann war bei dem distinguierten Äusseren, das ihm sein hoher Wuchs, der düstere Blick und seine vornehme Würde verliehen, doch ein Mann, auf den Roosevelts Bemerkung über Taft gepasst hätte: «*He means well feebly*» – bei allem guten Willen schwach. Anstatt Frankreich einen Anreiz zu bieten, sich neutral zu verhalten, stellte die deutsche Regierung Frankreich und Russland gleichzeitig ein Ultimatum. Man forderte Frankreich auf, innerhalb von achtzehn Stunden mitzuteilen, ob es in einem russischen Krieg neutral bleiben wolle, und fügte hinzu, Deutschland verlange in diesem Fall «als Garantie für die Neutralität die Übergabe der Festungen Toul und Verdun, die wir besetzen und nach Kriegsende wieder freigegeben werden». Mit anderen Worten, man forderte die Übergabe der Schlüssel zum Tor nach Frankreich.

Baron von Schoen, der deutsche Botschafter in Paris, brachte es nicht über sich, diese «brutale» Forderung in einem Augenblick zu überbringen, in dem nach seiner Meinung die französische Neutralität für Deutschland ein so entscheidender Vorteil gewesen wäre, dass seine Regierung eher hätte bereit sein müssen, einen Preis dafür zu zahlen, als eine Strafe damit zu verbinden. Er trug deshalb die Bitte um eine Neutralitätserklärung ohne den Anspruch auf die Festungen vor, aber die Franzosen hatten seine Instruktionen abgefangen und dechiffriert und wussten also ohnehin Bescheid.

Als Schoen am 1. August vormittags 11 Uhr um die französische Antwort ersuchte, wurde ihm gesagt, Frankreich werde «nach Massgabe seiner Interessen» handeln.

In Berlin läutete kurz nach 17 Uhr das Telefon im Auswärtigen Amt. Unterstaatssekretär Zimmermann, der den Anruf entgegennahm, wandte sich dem Herausgeber des *Berliner Tageblattes* zu, der neben ihm sass, und sagte: «Moltke will wissen, ob es losgehen kann.» In diesem Augenblick unterbrach ein Telegramm aus London, das gerade entschlüsselt worden war, den geplanten Ablauf der Dinge. Es liess die Hoffnung zu, Deutschland könne schliesslich doch noch dem Risiko eines Zweifrontenkrieges entgehen, wenn es möglich sei, den Aufmarsch gegen Frankreich sofort abzublasen. Bethmann und Jagow brachen mit diesem Telegramm eilends zu ihrer Taxifahrt ins Schloss auf.

Das Telegramm stammte vom Fürsten Lichnowsky, dem Botschafter in London, und sprach von einem englischen Angebot, das Lichnowsky so auffasste, als werde England «neutral bleiben und auch Frankreichs Neutralität garantieren, wenn wir Frankreich nicht angreifen».

Der Botschafter war einer von den Deutschen, die Englisch sprachen und die Engländer in Benehmen, Kleidung und ihrer Vorliebe für Sport nachahmten, dazu eifrig bemüht waren, dem Modellbild des englischen Gentleman zu entsprechen. Seine Adelsgenossen, die Fürsten von Pless, Blücher und Münster, hatten sämtlich englische Frauen geheiratet. Bei einem Diner in Berlin im Jahre 1911, das zu Ehren eines britischen Generals gegeben wurde, staunte der Gast darüber, dass alle vierzig deutschen Gäste einschliesslich Bethmann Hollwegs und des Grossadmirals Tirpitz fliessend Englisch sprachen. Lichnowsky unterschied sich von den anderen Adelligen dadurch, dass er nicht nur in seinem Auftreten, sondern auch in seinem Herzen ein ernsthafter Anglophile war. Er war mit der festen Absicht nach London gekommen, sich selbst und sein Vaterland beliebt zu machen. Die englische Gesellschaft hatte ihn mit Wochenendeinladungen aufs Land überschüttet. Für den Botschafter konnte es keine grössere Tragödie geben als einen Krieg zwischen seinem Geburtsland und der Heimat seiner Wahl; so ergriff er jede Möglichkeit, die sich ihm zur Verhütung zu bieten schien.

Als Aussenminister Sir Edward Grey ihn an jenem Morgen in einer Pause einer Kabinettsitzung anrief, deutete Lichnowsky in seiner Besorgnis die Worte Greys als ein Angebot Englands, in einem russisch-deutschen Kriege neutral zu bleiben und für die französische Neutralität zu sorgen, wenn Deutschland dagegen verspräche, Frankreich nicht anzugreifen.

In Wirklichkeit hatte Grey sich nicht ganz so ausgedrückt. Was er in seiner unklaren Weise anbot, war das Versprechen, für die französische Neutralität zu sorgen, falls Deutschland Frankreich *und* Russland gegenüber neutral zu bleiben verspräche – mit anderen Worten: gegen keines der beiden Länder in den Krieg einträte, solange ein Ergebnis der Bemühungen um Beilegung der serbischen Affäre noch ausstehe. Nach achtjähriger Amtszeit als Aussenminister in einer Perio-

de chronischer «Bosnien», wie Bülow sich ausdrückte, hatte sich Grey eine Sprechweise angeeignet, die es ihm erlaubte, mit vielen Worten möglichst wenig zu sagen; ein Kollege meinte, es sei bei ihm schon fast zur Manier geworden, jedes offene Wort zu vermeiden. Bei einem Telefongespräch war es also ganz leicht möglich, dass Lichnowsky, der selbst von der nahenden Tragödie verstört war, ihn missverstand.

Der Kaiser stürzte sich auf Lichnowskys Freibrief für einen Einfrontenkrieg. Jede Minute zählte. Schon rollte die Mobilisierung unerbittlich der französischen Grenze zu. Der erste feindliche Akt, die Einnahme eines Eisenbahnknotenpunktes in Luxemburg, dessen Neutralität die fünf grossen Mächte einschliesslich Deutschlands garantiert hatten, sollte plangemäss innerhalb einer Stunde erfolgen. Das alles musste aufgehalten werden, und zwar sofort. Aber wie? Wo war Moltke? Moltke hatte das Schloss verlassen. Ein Adjutant wurde mit heulender Sirene hinter ihm hergeschickt, um ihn abzufangen. Er wurde zurückgeholt.

Der Kaiser war wieder er selbst, der Allerhöchste, der Kriegsherr, besessen von einer neuen Idee, die ihm Pläne, Vorschläge und Dispositionen erlaubte. Er las Moltke das Telegramm vor und sagte triumphierend: «Jetzt können wir gegen Russland allein in den Krieg ziehen. Wir schicken einfach unsere ganze Armee nach Osten!»

Moltke, der von dem Gedanken entsetzt war, dass seine wunderbare Mobilisierungsmaschine eine Schwenkung von hundertachtzig Grad machen sollte, weigerte sich rundheraus. Die ganzen letzten zehn Jahre hatte er, zuerst als Schlieffens Gehilfe, dann als sein Nachfolger daran gearbeitet, diesen Tag vorzubereiten. «Der Tag» – das war das Ziel, auf das Deutschland seine gesamte Energie konzentrierte, denn an ihm würde der Marsch beginnen, an dessen Ende die endgültige Beherrschung Europas stehen sollte. Er lag als drückende, fast unerträgliche Verantwortung auf ihm.

Der hochgewachsene, schwere und mit seinen sechsundsechzig Jahren kahlköpfige Moltke trug gewöhnlich eine tief melancholische Miene zur Schau, was den Kaiser veranlasst hatte, ihn den «traurigen Julius» zu nennen (obwohl er in Wirklichkeit Helmuth hiess). Vielleicht waren seine anfällige Gesundheit, deretwegen er alljährlich eine Kur in Karlsbad machte, und der Schatten des grossen Onkels Grund seiner Melancholie. Von seinem Fenster in dem roten Backsteingebäude des Generalstabs am Königsplatz, wo er wohnte und auch arbeitete, blickte er täglich auf das Reiterdenkmal seines Namensvetters hinaus, auf den Helden von 1870/71, der zusammen mit Bismarck Baumeister des Deutschen Reiches war. Der Neffe war ein mässiger Reiter, der bei Dienstritten gelegentlich vom Pferde fiel; und was schlimmer war, er hing der *Christian Science* an und interessierte sich auch noch für Anthroposophie und andere Sekten. Dieser für einen preussischen Offizier unpassenden Schwäche wegen hielt man ihn für «weich»; darüber hinaus malte er auch noch, spielte Cello, trug Goethes «Faust»

in der Tasche und hatte sich an eine Übersetzung von «*Pelléas et Mélisande*» von Maeterlinck gewagt.

Dieser von Natur aus nachdenkliche und zu Zweifeln neigende Mann sagte bei seiner Ernennung im Jahre 1906 zum Kaiser: «Wie ich mich... im Falle eines Feldzuges bewähren würde, weiss ich nicht. Ich beurteile mich selber sehr kritisch.» Dennoch war er weder persönlich noch politisch furchtsam. Im Jahre 1911 schrieb er in seinem Ärger über den deutschen Rückzieher in der Agadirkrise an Conrad von Hötzendorf, er werde, wenn die Dinge sich zum Schlimmeren entwickelten, sein Amt niederlegen und den Vorschlag machen, die Armee aufzulösen und Deutschland «unter den Schutz Japans zu stellen; dann können wir in aller Ruhe Geld machen und vertrotteln». Er zögerte nicht, dem Kaiser zu widersprechen, und erklärte ihm im Jahre 1900 «ganz brutal», dass seine Expedition nach Peking ein «wüstes Abenteuer» sei; und als man ihm die Stellung des Generalstabschefs anbot, fragte er den Kaiser, ob er erwarte, «in derselben Lotterie zweimal das grosse Los zu ziehen» – ein Gedanke, der sicherlich Kaiser Wilhelms Wahl beeinflusst hatte. Er weigerte sich, den Posten zu übernehmen, wenn der Kaiser nicht seine Gewohnheit ablege, alle Kriegsspiele zu gewinnen und so die Manöver zu Spiegelfechtereien zu machen. Überraschenderweise gab der Kaiser kleinlaut nach.

Jetzt, in der schicksalsschwangeren Nacht des 1. August, war Moltke nicht in der Stimmung, die Einmischung des Kaisers in ernste militärische Angelegenheiten oder irgendwelche feste Anordnungen noch länger hinzunehmen. Den Aufmarsch von einer Million Soldaten im Moment des Aufbruchs von Westen nach Osten umzudirigieren – dazu hätte es stärkerer Nerven bedurft, als sie Moltke zur Verfügung standen. Wie in einer Vision sah er den Aufmarsch in einem Wirrwarr zusammenbrechen: hier den Nachschub, dort die Truppen, in der Mitte, ganz verloren, die Munition, Kompanien ohne Offiziere, Divisionen ohne Stäbe und jene elftausend Eisenbahnzüge, von denen jeder einzelne genaueste Weisung hatte, welche Strecken er in den vorgesehenen Zehnminuten-Abständen passieren sollte, in den grotesken Zusammenbruch einer militärischen Bewegung hineingezogen, die in der Geschichte an Perfektion der Planung nicht ihresgleichen hatte.

Er habe dem Kaiser erwidert, berichtete Moltke, «dass das unmöglich sei. Der Aufmarsch eines Millionenheeres lasse sich nicht improvisieren; er sei das Ergebnis einer vollen, mühsamen Jahresarbeit und könne, einmal festgelegt, nicht geändert werden. Wenn Seine Majestät darauf bestehen, das gesamte Heer nach dem Osten zu führen, so würden dieselben kein schlagfertiges Heer, sondern einen wüsten Haufen ungeordneter bewaffneter Menschen ohne Verpflegung haben.» – Und nun schloss Moltke mit jener stehenden Redensart, die jedem bedeutenden deutschen Irrtum zugrunde liegt, die die Invasion Belgiens und den Unterseebootkrieg gegen die Vereinigten Staaten ins Rollen brachte, jener Redensart, die unausweichlich immer dann erklingt,

wenn militärische Planung die Politik diktiert: «Und da es nun einmal so beschlossen ist, kann es nicht mehr geändert werden.»

In Wirklichkeit hätte es geändert werden können. Der deutsche Generalstab hatte, obwohl er sich seit 1905 an einen Plan hielt, der zuerst den Angriff gegen Frankreich vorsah, einen Alternativplan gegen Russland in der Schublade, der bis 1913 jedes Jahr revidiert worden war und nach dem alle Züge ostwärts rollten.

«Baut keine Festungen mehr, baut Eisenbahnen», verlangte der ältere Moltke, der seine strategischen Pläne anhand einer Eisenbahnkarte aufstellte und das Dogma hinterliess, die Eisenbahnen seien der Schlüssel zum Krieg. In Deutschland stand das Eisenbahnnetz unter militärischer Kontrolle, wobei für jede Linie ein Generalstabsoffizier verantwortlich war; kein Gleis durfte ohne Genehmigung des Generalstabs gelegt oder verändert werden. Alljährliche Mobilisierungskriegsspiele hielten die Bahnbeamten in ständiger Übung und erprobten ihre Fähigkeit für Improvisationen und Umleitungen durch Telegramme, die Meldung über den Ausfall von Linien und die Zerstörung von Brücken erteilten. Die besten Köpfe, die die Kriegsschule hervorbrachte, gingen, wie es hiess, in die Eisenbahnabteilung und endeten im Irrenhaus.

Als Moltkes «Das geht nicht» nach dem Krieg durch seine Memoiren bekannt wurde, war General von Staab, der Chef der Eisenbahnabteilung, so empört über diese Bemerkung, die er als Tadel an seinem Büro auffasste, dass er ein Buch schrieb, um das Gegenteil zu beweisen. Auf Karten und Diagrammen zeigte er, wie er bei entsprechender Benachrichtigung am 1. August vier von den sieben Armeen bis zum 15. August hätte an die Ostfront bringen und drei zur Verteidigung des Westens bereitstellen können. Matthias Erzberger, der Reichstagsabgeordnete und Führer der katholischen Zentrumsparterie, hat ein anderes Zeugnis hinterlassen. Er erklärt, Moltke selbst habe ihm sechs Monate später gestanden, der Angriff auf Frankreich zu Kriegsbeginn sei ein Fehler gewesen; man hätte statt dessen den grössten Teil der Armee nach Osten werfen müssen, um die russische Dampfwalze zu zerschmettern, die Operationen im Westen aber besser darauf beschränkt, den feindlichen Angriff auf die deutschen Grenzen zurückzuweisen.

In der Nacht des 1. August fehlte Moltke, der sich an den festgelegten Plan klammerte, der nötige Mut. «Ihr Onkel hätte mir da eine andere Antwort gegeben», sagte der Kaiser bitter zu ihm. Dieser Tadel habe ihn «tief verwundet», schrieb Moltke später; «ich habe nie den Anspruch erhoben, dem alten Feldmarschall ebenbürtig zu sein». Trotzdem hielt er an seiner Weigerung fest. «Mein Einwand, dass es unmöglich sein würde, Frieden zwischen Frankreich und Deutschland zu halten, wenn beide Länder mobilgemacht hätten, machte keinen Eindruck. Sie wurden alle nur immer aufgeregter, und ich stand allein da mit meiner Ansicht.»

Als Moltke schliesslich den Kaiser überzeugt hatte, dass der Mobilisierungsplan nicht geändert werden könne, entwarf die Gruppe um Bethmann und Jagow ein Telegramm nach England; in ihm gab man dem Bedauern Ausdruck, dass Deutschlands Vormarschbewegung gegen die französische Grenze «nicht mehr zu ändern» sei; gleichzeitig bot man eine Garantie dafür, dass vor dem 3. August 19 Uhr die Grenze nicht überschritten werde. Das kostete nichts, denn vorher war ohnehin eine Grenzüberschreitung nicht vorgesehen. Jagow beeilte sich, seinen Botschafter in Paris, wo bereits um 16 Uhr die Mobilmachung erklärt worden war, telegrafisch anzuweisen, er möge «bitte die Franzosen zunächst ruhig halten». Der Kaiser tat ein Übriges, indem er an König Georg ein persönliches Telegramm richtete, in welchem er erklärte, aus «technischen Gründen» könne die Mobilisierung in dieser späten Stunde nicht mehr widerrufen werden, aber «wenn Frankreich mir seine Neutralität anbietet, die durch die britische Flotte und Armee garantiert werden muss, werde ich natürlich von einem Angriff auf Frankreich absehen und meine Truppen anderweitig verwenden. Ich hoffe, Frankreich wird nicht nervös werden.»

Es fehlten nur noch wenige Minuten an 19 Uhr, dem Zeitpunkt, an dem die 16. Division planmässig in Luxemburg einmarschieren sollte. Bethmann bestand aufgeregt darauf, dass Luxemburg unter gar keinen Umständen betreten werden dürfe, solange man noch auf die britische Antwort warte. Ohne Moltke zu fragen, befahl der Kaiser sofort seinem Adjutanten, das Hauptquartier der 16. Division in Trier telefonisch und telegrafisch zu verständigen, dass der Vormarsch gestoppt werden müsse. Moltke sah wieder den Zusammenbruch vor Augen. Luxemburgs Eisenbahnen waren ausschlaggebend für die Offensive durch Belgien gegen Frankreich. «In diesem Augenblick», schreibt er in seinen Memoiren, «dachte ich, das Herz müsse mir brechen.»

Trotz aller Bitten weigerte sich der Kaiser, nachzugeben. Er fügte statt dessen seinem Telegramm an König Georg einen Schlusssatz hinzu: «Die Truppen an meiner Grenze werden soeben telegrafisch und telefonisch abgehalten, die französische Grenze zu überschreiten», was eine geringfügige, aber nicht unwichtige Abweichung von der Wahrheit bedeutete; denn der Kaiser konnte England gegenüber nicht zugeben, dass die Bewegung, die er abblasen liess, die Grenzverletzung eines neutralen Landes darstellte. Darin wäre seine Absicht, auch in Belgien einzumarschieren, impliziert gewesen, was wiederum einen *casus belli* für England bedeutet hätte. Und England hatte sich noch nicht entschieden.

«Zerschmettert» sei er an diesem Tag, der doch den Höhepunkt seiner Karriere hätte darstellen sollen, in den Generalstab zurückgekehrt, berichtete Moltke, und «in bittere Tränen tiefster Verzweiflung ausgebrochen». Als ihm sein Adjutant die schriftliche Ausfertigung des Befehls mit dem Widerruf des Einmarsches in Luxemburg zur Unterzeichnung brachte, warf er «die Feder auf den Tisch und weigerte sich, seine Un-

terschrift zuleisten». Nach der Mobilisierung als ersten Befehl eine Order unterzeichnet zu haben, die alle die sorgfältigen Vorbereitungen zunichte machte, hätte man ihm, das wusste er, als Zeichen des «Zögerns und der Unentschlossenheit» ausgelegt. «Machen Sie, was Sie wollen mit diesem Telegramm», sagte er zu seinem Adjutanten, «ich werde es nicht unterzeichnen.»

Um 23 Uhr sass er noch immer brütend da, als er wiederum ins Schloss gerufen wurde. Moltke fand den Kaiser in seinem Schlafzimmer in einem für diese Gelegenheit charakteristischen Anzug: einem Militärmantel über dem Nachthemd. Von Lichnowsky war ein Telegramm gekommen, er hatte in einem weiteren Gespräch mit Grey seinen Irrtum entdeckt und drahtete jetzt traurig, dass «ein positiver englischer Vorschlag überhaupt nicht vorliegt».

«Jetzt können Sie machen, was Sie wollen», sagte der Kaiser und ging wieder zu Bett. Moltke, der Oberstkommandierende, der jetzt einen Feldzug zu leiten hatte, von dem das Schicksal Deutschlands abhing, war zutiefst erschüttert. «Das war meine erste Kriegserfahrung», schrieb er später. «Ich bin nie über den Schrecken weggekommen, den mir dieser Vorfall einjagte. Irgend etwas in mir zerbrach, ich war seit damals nicht mehr derselbe.»

Und die Welt war auch nicht mehr dieselbe, hätte er hinzufügen können. Der telefonische Befehl des Kaisers hatte Trier nicht rechtzeitig erreicht. Um 19 Uhr wurde, wie vorgesehen, die erste Grenze in diesem Krieg überschritten, ein Ruhm, den eine Kompanie des 69. Infanterieregimentes unter dem Kommando eines Leutnants Feldmann für sich buchen konnte. Unmittelbar jenseits der Grenze lag in Luxemburg an den Hängen der Ardennen, rund zwanzig Kilometer von Bastogne in Belgien entfernt, eine kleine Stadt, die die Deutschen unter dem Namen Ulflingen kannten und deren amtlicher Name Troisvierges – die drei Jungfrauen – war. Auf den Hügel weiden ringsumher grasten Kühe, und auf seinen steilen kopfsteingepflasterten Strassen durften nach den strengen Vorschriften, mit denen das Grossherzogtum für die Sauberkeit seiner Städte sorgte, nicht einmal zur Erntezeit Strohhalme herumliegen. Unterhalb der Stadt war ein Bahnhof und eine Telegrafestation, wo die Linien von Deutschland und Belgien sich trafen. Das war das deutsche Ziel, das die in Automobilen anrückende Kompanie Leutnant Feldmanns auf die Minute genau einnahm.

Um 19.30 Uhr rückte ein zweites motorisiertes Kommando an (mutmasslich aufgrund des kaiserlichen Befehls) und veranlasste den Rückzug der ersten Gruppe mit der Begründung, es sei «ein Versehen gewesen». In der Zwischenzeit hatte der luxemburgische Staatsminister Eyschen telegrafisch bereits London, Paris und Brüssel verständigt und in Berlin Protest eingelegt. Um Mitternacht noch war der Rückzugsbefehl von Moltke widerrufen worden, und am Ende des nächsten Tages, des 2. August und ersten Mobilmachungstages nach dem deutschen Plan, war das gesamte Grossherzogtum besetzt.

Eine Frage geistert seit damals unaufhörlich durch die Annalen der Geschichte:



Was wäre geschehen, wenn die Deutschen 1914 nach dem Osten marschiert und Frankreich gegenüber in der Defensive geblieben wären? General von Staab hat gezeigt, dass es technisch möglich gewesen wäre, sich gegen Russland zu wenden. Aber ob es das deutsche Temperament vermocht hätte, von einem Angriff auf Frankreich abzusehen, als «der Tag» herankam – das ist eine andere Frage.

Zur selben Stunde, in der die Deutschen in Luxemburg einmarschierten, um 19 Uhr, überreichte in Petersburg Botschafter Pourtalès mit rotgeränderten Augen, zitterndem weissen Spitzbart und bebender Hand Sasonow, dem russischen Aussenminister, die deutsche Kriegserklärung.

«Der Fluch der Völker wird Sie treffen!» rief Sasonow.

«Wir verteidigen unsere Ehre», erwiderte der deutsche Botschafter.

«Um Ihre Ehre geht es nicht. Aber es gibt eine göttliche Gerechtigkeit.»

Das ist wahr – eine göttliche Gerechtigkeit, eine göttliche Gerechtigkeit», flüsterte Pourtalès, wankte zum Fenster, lehnte sich dagegen und brach in Tränen aus. «Wer hätte das voraussehen können, dass ich unter solchen Umständen Petersburg verlassen werde», sagte er, als er wieder sprechen konnte. Sasonow klopfte ihm auf die Schulter, sie umarmten einander, Pourtalès stolperte zur Tür, die er mit seiner zitternden Hand kaum zu öffnen vermochte, und ging hinaus, indem er leise sagte: «Leben Sie wohl, leben Sie wohl.»

Diese rührende Szene ist uns mit den künstlerischen Zutaten des französischen Botschafters Paléologue überliefert, der sich auf Sasonow beruft und vermutlich wiedergibt, was dieser ihm erzählt hat. Pourtalès berichtet nur, er habe dreimal um eine Antwort auf das Ultimatum ersucht und nach einer dreimaligen Ablehnung Sasonows «die befohlene Note übergeben».

Warum musste sie überhaupt ausgehändigt werden? Diese Frage hatte Grossadmiral von Tirpitz, der Marineminister, am Abend vorher besorgt gestellt, als die Kriegserklärung entworfen wurde. «Mehr meinem Gefühl als meinem Verstande folgend», wie er selbst sagte, stellte er die Frage, warum es notwendig sei, den Krieg zu erklären und das Odium des Angreifers auf sich zu nehmen, wenn Deutschland doch nicht vorhabe, in Russland einzumarschieren. Seine Frage war um so treffender, als Deutschland darauf hinzielte, Russland die Kriegsschuld aufzubürden, um das deutsche Volk davon zu überzeugen, dass es in Notwehr handelte, und insbesondere Italien zur Einhaltung seiner Verpflichtungen dem Dreibund gegenüber zu zwingen.

Italien war nur für den Fall eines Defensivkrieges verpflichtet, seinen Verbündeten beizustehen; und da es in seiner Treue ohnehin bereits wankend schien, erwartete man allgemein, dass es jeden Ausschluß benutzen würde, der sich ihm darbote. Dieses Problem quälte Bethmann Hollweg sehr. Wenn Österreich darauf bestehe, ein oder alle serbischen Zugeständnisse zurückzuweisen, so warnte er, dann werde es «kaum

mehr möglich sein, Russland die Schuld an einer Feuersbrunst in Europa zuzuschieben»; und Deutschland werde dadurch «in den Augen des deutschen Volkes in eine unhaltbare Lage geraten». Er wurde jedoch kaum gehört. Als der Tag der Mobilmachung kam, verlangte das deutsche Protokoll, dass eine regelrechte Kriegserklärung abgegeben werde. Nach Tirpitz bestanden die Juristen des Auswärtigen Amtes darauf, dass dies der korrekte Weg sei. «Ausserhalb Deutschlands», sagte er pathetisch, «hat man kein Verständnis für solche Ideen.»

In Frankreich hatte man mehr Verständnis dafür, als er ahnte.

## 7 Der 1. August in Paris und London

Die französische Politik verfolgte in erster Linie ein Ziel: mit England als Verbündetem in den Krieg einzutreten. Um dabei sicher zu gehen und seinen Freunden in England die Möglichkeit zu geben, Trägheit und Widerstreben im eigenen Kabinett und Land zu überwinden, musste Frankreich für völlige Klarheit in der Frage sorgen, wer der Angegriffene und wer der Angreifer sei. Der physische Vorgang wie auch das moralische Odium mussten eindeutig auf das deutsche Konto kommen. Man erwartete zwar, dass Deutschland das Seine dazu beitragen werde; aber damit nicht etwa übereifrige französische Patrouillen oder Grenztruppen die Grenze überschritten, entschloss sich die französische Regierung zu einem gewagten und ungewöhnlichen Schritt. Am 30. Juli nahm sie die Truppen längs der gesamten deutsch-französischen Grenze von der Schweiz bis Luxemburg um zehn Kilometer zurück.

Dieser Akt wurde von Ministerpräsident René Viviani vorgeschlagen, einem gewandten Redner der Sozialisten, der sich vorher hauptsächlich mit Wohlfahrts- und Arbeiterfragen befasst hatte. Er stellte ein Kuriosum in der französischen Politik dar: ein Premier, der nie zuvor dieses Amt innegehabt hatte, fungierte gleichzeitig noch als Aussenminister. Er war kaum sechs Wochen im Amt und erst einen Tag zuvor, am 29. Juli, mit Präsident Poincaré von einem Staatsbesuch in Russland zurückgekommen. Österreich hatte gewartet, bis Poincaré und Viviani auf See waren, ehe es Serbien sein Ultimatum stellte. Beim Empfang dieser Nachricht strichen der französische Präsident und der Premier ihren geplanten Besuch in Kopenhagen und eilten nach Hause.

In Paris berichtete man ihnen, deutsche Sicherungskräfte hätten ein paar hundert Meter von der Grenze entfernt Stellung bezogen. Von der russischen und der österreichischen Mobilmachung war bis dahin noch nichts bekannt. Noch immer hegte man Hoffnung, die Sache könne durch Verhandlungen beigelegt werden. Viviani fühlte sich «von der Furcht gequält, der Krieg könne entbrennen um ein kleines Gehölz, durch eine Begegnung zweier Patrouillen, eine drohende Geste... einen bösen Blick, ein grobes Wort, einen Schuss». Da immer noch eine ganz geringe Chance bestand, die Krise ohne Krieg zu bewältigen, und man im Kriegsfall eine Aggression einwandfrei festhalten wollte, einigte sich das Kabinett auf die Rückverlegung um

zehn Kilometer. Den Korpskommandanten, denen der Befehl telegrafisch übermittelt wurde, erklärte man, er habe den Zweck, «die Zusammenarbeit mit den englischen Nachbarn zu sichern». Gleichzeitig ging ein Telegramm an England, das dieses über die getroffene Massnahme unterrichtete. Diese Zurücknahme der Truppen unmittelbar vor Beginn der Invasion war ein militärisches Risiko, das man mit Berechnung und Vorbedacht um des politischen Effektes willen einging. «Niemals zuvor in der Geschichte», meinte Viviani, habe man derartiges gewagt, und er hätte mit Cyrano hinzufügen können: «Oh, aberweiche Geste!»

Für einen französischen Oberbefehlshaber jedoch, der einzig und allein den Grundsatz der Offensive kannte, war diese Rückwärtsbewegung eine bittere Sache. Sie hätte General Joffre erschüttern können, genauso wie Moltke von seiner ersten Erfahrung im Kriege erschüttert wurde; aber General Joffre hatte bessere Nerven.

Im gleichen Augenblick, in dem der Präsident und der Premier heimgekommen waren, hatte Joffre begonnen, der Regierung zuzusetzen, sie möge den Mobilmachungsbefehl geben oder doch wenigstens die notwendigen Schritte dazu einleiten, beispielsweise den Urlaub sperren, der vielfach für den Herbst gewährt worden war, und Sicherungstruppen an die Grenze entsenden. Er bombardierte sie mit Berichten des Geheimdienstes über Massnahmen, die die Deutschen zur Vorbereitung der Mobilmachung bereits getroffen hätten. Sein grosses Ansehen überschattete das neugebackene Kabinett, das zehnte in fünf Jahren, dessen Vorgänger nur drei Tage im Amt gewesen war. Das gegenwärtige zeichnete sich besonders dadurch aus, dass die meisten starken Männer Frankreichs ihm nicht angehörten. Briand, Clemenceau und Caillaux, alles ehemalige Ministerpräsidenten, standen in der Opposition. Viviani befand sich, wie er selbst bezeugte, in einem Zustand «schrecklich nervöser Spannung», und das blieb, nach Messimy, der wieder einmal Kriegsminister war, «Dauerzustand während des ganzen Monats August». Der Marineminister Dr. Gauthier, ein Arzt, den man auf diesen Posten geschoben hatte, als sein Vorgänger eines politischen Skandals wegen gehen musste, war von den Ereignissen so überwältigt, dass er Flotteneinheiten in den Kanal zu entsenden «vergass» und unverzüglich durch den Unterrichtsminister abgelöst werden musste.

Im Präsidenten jedoch vereinigten sich Intelligenz, Erfahrung und Zielstrebigkeit, wenn er verfassungsmässig auch keine Macht hatte. Poincaré war Anwalt, Wirtschaftler und Mitglied der Académie, ehemaliger Finanzminister, der im Jahre 1912 Premier und Aussenminister gewesen und im Januar 1913 zum Präsidenten von Frankreich gewählt worden war. Charakterstärke erzeugt Macht, besonders in Stunden der Gefahr; und das unerfahrene Kabinett stützte sich bereitwillig auf die Fähigkeiten und den starken Willen dieses Mannes, der nach der Verfassung eine Null war. Als gebürtiger Lothringer konnte sich Poincaré erinnern, wie er als zehnjähriger Junge die lange Reihe deutscher Helmspitzen durch Bar-le-Duc, seine Heimatstadt,

hatte marschieren sehen. Die Deutschen hielten ihn für einen ausgesprochenen Kriegstreiber, zum Teil deswegen, weil er als Premier zur Zeit von Agadir festgeblieben war, zum Teil aber auch, weil er als Präsident seinen Einfluss benutzt hatte, um im Jahre 1913 die dreijährige Dienstzeit gegen den heftigen Widerstand der Sozialisten durchzusetzen. Dieser Umstand und seine kühle Art, sein Mangel an Schwung und Feuer und seine Hartnäckigkeit waren nicht geeignet, ihn in Frankreich beliebt zu machen. Die Wahlen gingen ungünstig für die Regierung aus, die dreijährige Dienstpflicht wäre beinahe wieder abgeschafft worden, Arbeiterunruhen und die Unzufriedenheit der Bauern erreichten einen Höhepunkt, der Juli war heiss und feucht, voller Stürme und drückender Sommergewitter, und Madame Caillaux, die den Herausgeber des *Figaro* erschossen hatte, stand wegen Mordes vor Gericht. Der Prozess enthüllte täglich neue peinliche Unregelmäßigkeiten im Finanzwesen, in der Presse, bei den Gerichtshöfen und in der Regierung.

Eines Morgens fanden die Franzosen Madame Caillaux auf Seite zwei verwiesen – und mussten plötzlich mit Schrecken erkennen, dass Frankreich vor einem Krieg stand. In diesem Land, in dem Streitsucht und politische Leidenschaft grösser waren als in jedem anderen, gab es darauf nur eine Reaktion. Als Poincaré und Viviani bei ihrer Rückkehr aus Russland durch die Strassen von Paris fuhren, geleitete sie der eine, unermüdlich wiederholte Ruf: «*Vive la France!*»

Joffre erklärte der Regierung, wenn man ihm nicht den Befehl erteile, die Sicherungseinheiten von fünf Armeekorps und Kavallerie zusammenzuziehen und an die Grenze zu bringen, würden die Deutschen «in Frankreich einziehen, ohne einen Schuss abzugeben». Er nahm den Zehn-Kilometer-Rückzug der bereits in Stellung gegangenen Truppen weniger aus Respekt vor der Staatsmacht hin – Joffre war von Natur aus etwa so subaltern wie Julius Caesar – sondern weil er wünschte, die ganze Kraft seiner Argumente dem Gedanken der Sicherungstruppen zukommen zu lassen. Die Regierung, die sich noch immer zögernd verhielt, solange diplomatische Angebote und Gegenangebote über den Draht schwirrten und vielleicht doch noch eine friedliche Lösung bringen mochten, gestand ihm eine «reduzierte» Durchführung seines Vorschlages zu, das heisst: die Reservisten wurden nicht einberufen.

Am nächsten Tag, dem 31. Juli, um 16.30Uhr, teilte ein befreundeter Finanzier in Amsterdam Messimy telefonisch mit, die Deutschen hätten «Kriegsgefahr» erklärt, was eine Stunde später offiziell aus Berlin bestätigt wurde. Das sei «*une forme hypocrite de la mobilisation*», erklärte Messimy ärgerlich dem Kabinett. Sein Freund in Amsterdam habe ihm gesagt, der Krieg sei gewiss und Deutschland sei dazu bereit, «vom Kaiser bis hinab zum letzten Fritz». Unmittelbar auf diese Nachricht folgte von Paul Cambon, dem französischen Botschafter in London, ein Telegramm mit der Mitteilung, dass England «lau» sei. Cambon hatte jeden Tag

der vergangenen sechzehn Jahre auf seinem Posten einzig und allein darauf verwandt, Englands aktive Unterstützung zu sichern, wenn die Zeit komme; und nun musste er telegrafieren, dass die britische Regierung anscheinend irgendeine neue Wendung abwartete. Bislang seien die Zwistigkeiten «für Grossbritannien ohne Interesse».

Joffre kam mit einem neuen Memorandum über deutsche Truppenbewegungen, um die Mobilmachung durchzusetzen. Man erlaubte ihm, seine Sicherungsmassnahmen in vollem Umfang zu treffen, aber nicht mehr, da gleichzeitig Nachrichten von einem Appell in letzter Minute eingegangen waren, den der Zar an den Kaiser gerichtet habe. Das Kabinett tagte in Permanenz, und Messimy knirschte vor Ungeduld mit den Zähnen, weil die «Grüne-Tisch-Routine» verlangte, dass bei der Diskussion eine bestimmte Reihenfolge eingehalten werde.

Um 19 Uhr abends sprach der deutsche Botschafter Baron von Schoen wiederum im französischen Aussenministerium vor – zum elften Mal innerhalb von acht Tagen – und stellte erneut die Frage, welchen Weg Frankreich einzuschlagen gedenke. Er werde am nächsten Tag um 13 Uhr wiederkommen und sich die Antwort holen. Noch immer sass das Kabinett und stritt über finanzielle Massnahmen, eine Wiedereinberufung des Parlamentes, die Erklärung des Belagerungszustandes, während ganz Paris gespannt wartete. Ein fanatischer junger Mann hielt die Qual nicht länger aus, richtete den Revolver auf die Fensterscheibe eines Cafés und schoss Jean Jaurès nieder, der als Führer im internationalen Sozialismus in den Augen der Superpatrioten zum Symbol des Pazifismus geworden war.

Bleich vor Schrecken stürzte um 21 Uhr ein Adjutant mit dieser Neuigkeit in die Kabinettsitzung. Jaurès ermordet! Dieses Ereignis, das einen Bürgerkrieg auslösen konnte, betäubte das Kabinett. Barrikaden, Demonstrationen, ja Aufruhr musste man gewärtigen in einem Augenblick, in dem der Krieg vor der Tür stand. Einige Minister entfachten aufs Neue den hitzigen Streit darüber, ob *Carnet B* in Kraft treten sollte, die Liste bekannter Agitatoren, Anarchisten, Pazifisten und mutmasslicher Spione, die am Tag der Mobilmachung automatisch festgenommen werden sollten. Sowohl der Polizeipräsident wie auch der frühere Premier Clemenceau hatten dem Minister des Inneren, Malvy, dazu geraten. Viviani und mehrere seiner Kollegen hatten sich dem widersetzt, da sie hofften, die nationale Einigkeit erhalten zu können. Sie blieben fest. Einige Ausländer, die man der Spionage verdächtigte, wurden verhaftet, aber kein Franzose. Für den Fall, dass es zu Tumulten kommen sollte, wurden in der Nacht Truppen in Bereitschaft gehalten, aber am nächsten Morgen herrschten nur tiefe Trauer und tiefe Ruhe. Von den 2051 Personen, deren Namen im *Carnet B* enthalten waren, sollten sich schliesslich achtzig Prozent freiwillig zum Heeresdienst melden.

Um 2 Uhr morgens wurde Präsident Poincaré von dem russischen Gesandten Iswolski geweckt, der früher als Aussenminister überaus aktiv gewesen war. «Sehr un-

glücklich und aufgeregt» wollte er wissen, «was Frankreich unternehmen werde.»

Für Iswolski stand Poincarés Haltung ausser Zweifel, aber ihn und andere russische Staatsmänner quälte die ständige Furcht, das französische Parlament würde im gegebenen Augenblick das Militärbündnis mit Russland nicht ratifizieren, dessen Bedingungen ihm nie mitgeteilt worden waren. In diesen Bedingungen war ausdrücklich festgelegt, dass «Frankreich, wenn Russland von Deutschland oder von Österreich mit Unterstützung Deutschlands angegriffen wird, alle verfügbaren Streitkräfte dazu verwendet, Deutschland anzugreifen». Sobald Deutschland oder Österreich mobil machten, sollten «Frankreich und Russland, ohne dass ein vorheriges Übereinkommen nötig ist, unverzüglich und gleichzeitig alle ihre Truppen mobilisieren und sie in grösstmögliche Grenznähe bringen: Diese Truppen sollen sofort voll in Aktion treten, so dass Deutschland gleichzeitig im Osten und im Westen kämpfen muss.» Diese Bedingungen schienen eindeutig, aber – so hatte Iswolski Poincaré im Jahre 1912 besorgt gefragt – würde das französische Parlament diese Verpflichtung anerkennen? In Russland hatte der Zar die unumschränkte Gewalt, so dass Frankreich «unser sicher sein kann», aber «in Frankreich ist die Regierung ohne das Parlament machtlos. Das Parlament kennt den Text vom Jahre 1892 nicht... Welche Garantie haben wir, dass Ihr Parlament der Führung der Regierung folgt?»

«Bei einem deutschen Angriff», hatte Poincaré damals erwidert, werde das Parlament der Regierung «ohne jeden Zweifel» folgen.

Als er nun Iswolski mitten in der Nacht gegenüberstand, versicherte er ihm, dass in wenigen Stunden eine Kabinettsitzung einberufen werde, um seine Frage zu beantworten. Zur gleichen Stunde erschien der russische Militärattaché in seiner Galauniform in Messimys Schlafzimmer und stellte dort dieselbe Frage. Messimy rief Ministerpräsident Viviani an, der zwar von den Ereignissen des Abends erschöpft war, aber doch keinen Schlaf gefunden hatte. «Grosser Gott», explodierte er, «die Schlaflosigkeit ist bei den Russen ja noch schlimmer als ihr Durst!», und aufgeregt empfahl er «*du calme, du calme et encore du calme!*»

Für die französische Regierung war es gar nicht so leicht, ruhig zu bleiben. Von den Russen wurde sie bedrängt, nun endlich Farbe zu bekennen, von Joffre, mobilzumachen, und doch musste sie stillhalten, um England zu beweisen, dass Frankreich nur aus Notwehr zur Waffe greifen werde. Am nächsten Morgen, dem 1. August, kam Joffre um 8 Uhr zum Kriegsministerium in der Rue St. Dominique, um Messimy «mit einer Eindringlichkeit, die ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Ruhe stand», zu bitten, «die Mobilmachung von der Regierung zu erzwingen». Er erklärte, 16 Uhr sei der letzte Termin für einen Befehl, der von der Hauptpost noch rechtzeitig telegrafisch durch ganz Frankreich weitergegeben werden könne, um eine Mobilmachung um Mitternacht zu ermöglichen. Um 9 Uhr ging er mit Messimy zum Kabinett und legte sein Ultimatum selbst vor: jeder weitere Verzug der allgemeinen Mobilma-

chung um vierundzwanzig Stunden bedeute einen Geländeverlust von fünfzehn bis zwanzig Kilometern, und er weigere sich, als Oberbefehlshaber die Verantwortung dafür zu übernehmen. Dann ging er fort, und das Kabinett beschäftigte sich mit dieser Frage. Poincaré war dafür zu handeln, Viviani, der die Antikriegsströmung repräsentierte, hoffte noch immer, die Zeit werde eine Lösung bringen. Um 11 Uhr wurde er ins Ausenministerium gerufen, um dort von Schoen zu treffen, der in seiner Besorgnis zwei Stunden zu früh erschienen war, um sich die Antwort auf die deutsche Anfrage vom Vortag zu holen, ob Frankreich in einem deutsch-russischen Krieg neutral bleiben werde. «Meine Frage ist ziemlich naiv», sagte der unglückliche Botschafter, «denn wir wissen ja, dass Sie einen Bündnisvertrag haben.»

«*Evidemment*», erwiderte Viviani und gab die Antwort, die er mit Poincaré vorher abgesprochen hatte: «Frankreich wird nach Massgabe seiner Interessen handeln.» Als von Schoen ging, stürzte Iswolski herein und brachte die Nachricht vom deutschen Ultimatum an Russland. Viviani kehrte ins Kabinett zurück, das sich schliesslich auf die Mobilmachung einigte. Der Befehl wurde unterzeichnet und Messimy übergeben, aber Viviani, der noch immer hoffte, in den wenigen verbleibenden Stunden könne sich irgendeine rettende Entwicklung anbahnen, bestand darauf, dass Messimy ihn bis 15.30 Uhr in der Tasche behalte. Zur gleichen Zeit wurde der Zehn-Kilometer-Rückzug noch einmal bestätigt. Messimy gab ihn am Abend persönlich telefonisch an die Korpskommandeure durch. «Auf Befehl des Präsidenten der Republik soll keine Einheit der Armee, keine Patrouille, keine Aufklärungsabteilung, kein Kundschafter, nicht die geringste Gruppe irgendwelcher Art sich über die vorgezeichnete Linie nach Osten bewegen. Wer immer sich einer Überschreitung schuldig macht, wird vor ein Kriegsgericht gestellt.» Eine besondere Warnung wurde noch eigens für das von General Foch kommandierte XX. Korps beigefügt, von dem verlässlich berichtet worden war, eine Schwadron Kürassiere sei «Nase an Nase» mit einer Schwadron Ulanen gesehen worden. Um 15.30 Uhr kam General Ebener von Joffres Stab in Begleitung zweier Offiziere ins Kriegsministerium, um den Mobilmachungsbefehl abzuholen. Schweigend, mit zugeschnürter Kehle händigte Messimy ihn aus. «Im Bewusstsein der kolossalen und unabsehbaren Folgen, die von diesem kleinen Stück Papier ausgehen würden, stockte uns allen vieren der Herzsschlag.» Er gab jedem der drei Offiziere die Hand, sie salutierten und gingen, den Befehl zur Post zu bringen.

Um 16 Uhr erschien das erste Plakat an den Mauern von Paris (an der Ecke der Place de la Concorde und der Rue Royale hat man eines unter Glas gefasst und hängengelassen). In Armenonville, dem Treffpunkt der mondänen Welt im Bois de Boulogne, wurde der Tanztee plötzlich unterbrochen, der Geschäftsführer trat vor, hiess das Orchester schweigen und verkündete: «Die Mobilmachung ist angeordnet. Sie beginnt um Mitternacht. Spielen Sie die Marseillaise.» In der Stadt gab es auf den



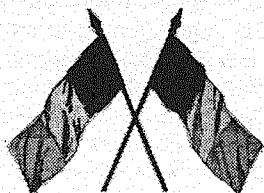
Strassen schon keine Fahrzeuge mehr, das Kriegsministerium hatte sie beschlagnahmt. Reserventrupps mit Bündeln und Abschiedsbouquets marschierten zur Gare de l'Est, die Zivilbevölkerung winkte und jubelte ihnen zu. Ein Trupp machte vor der schwarzumflorten Statue der Strassburg auf der Place de la Concorde halt und legte seine Blumen zu ihren Füßen nieder. Die Massen weinten, schrien «*Vive l'Alsace!*» und rissen den Trauerflor ab, den die Statue seit 1871 getragen hatte. In den Restaurants spielten die Orchester die französische, russische und britische Nationalhymne. «Wenn man denkt, dass die Musiker alle Ungarn sind...» bemerkte jemand. Dass gewissermassen als Ausdruck der Hoffnung die englische Nationalhymne gespielt wurde, berührte die Engländer unter der Menge unangenehm, besonders Sir Francis Bertie, den rosigen und korpulenten britischen Botschafter, den man im grauen Gehrock und grauen Zylinder, die Sonne mit einem grünen Schirm abwehrend, den Quai d'Orsay betreten sah. Sir Francis fühlte «Herzweh und Beschämung». Er liess die Tore seiner Gesandtschaft schliessen, denn, so schrieb er in sein Tagebuch, «wenn es auch heute *Vive l'Angleterre* heisst, so kann es doch morgen vielleicht *Perfide Albion* heissen».

Dieser Gedanke hing auch in London in der Luft, wo der kleine, weissbärtige Cambon Sir Edward Grey gegenüberstand. Als Grey ihm erklärte, man müsse «eine neue Entwicklung» abwarten, weil die Auseinandersetzung zwischen Russland, Österreich und Deutschland eine Angelegenheit betreffe, die für England «nicht von Interesse» sei, liess Cambon bei all seinem Takt und seiner eleganten Würde eine leise Verärgerung durchblicken. Wollte England denn «mit seiner Intervention warten, bis französisches Territorium betreten sei?» fragte er und deutete an, dass in diesem Falle seine Hilfe vielleicht «viel zu spät» komme.

Grey, mit seinem schmallippigen Mund und seiner Römernase, war genauso in Sorge. Er glaubte leidenschaftlich daran, dass Englands Interesse eine Unterstützung Frankreichs erfordere, und hatte tatsächlich die Absicht zurückzutreten, wenn das nicht geschähe. Er war überzeugt, dass die bevorstehenden Ereignisse England dazu zwingen würden, aber vorläufig konnte er Cambon offiziell noch nichts sagen. Er hatte auch kein besonderes Geschick, sich inoffiziell auszudrücken. Seine Art, sich zu geben, wirkte zwar beruhigend auf die englische Öffentlichkeit, die in ihm das Bild des starken, schweisgamen Mannes erblickte, bei seinen ausländischen Kollegen aber galt er als «Eiszapfen». Er brachte es nur eben fertig, verdriesslich dem Gedanken Ausdruck zu geben, der jetzt jedermann beschäftigte, dass nämlich «die belgische Neutralität möglicherweise eine Rolle spielen werde». Das war die Entwicklung, auf die Grey wartete – und nicht er allein.

Englands Dilemma rührte daher, dass es mit sich selbst uneins war, was sowohl

# ARMÉE DE TERRE ET ARMÉE DE MER



## ORDRE DE MOBILISATION GÉNÉRALE

Par décret du Président de la République, la mobilisation des armées de terre et de mer est ordonnée, ainsi que la réquisition des animaux, voitures et harnais nécessaires au complément des armées.

Le premier jour de la mobilisation est le *Dimanche 2 Août*

Tout Français soumis aux obligations militaires doit, sous peine d'être puni avec toute la rigueur des lois, obéir aux prescriptions du **FASCICULE DE MOBILISATION** (pages colorées insérées dans son livret).

Sont visés par le présent ordre **TOUS LES HOMMES** non présents sous les Drapeaux et appartenant :

1° à l'**ARMÉE DE TERRE** y compris les **TROUPES COLONIALES** et les hommes des **SERVICES AUXILIAIRES**;

2° à l'**ARMÉE DE MER** y compris les **INSCRITS MARITIMES** et les **ARMURIERS** de la **MARINE**.

Les Autorités civiles et militaires sont responsables de l'exécution du présent décret.

Le Ministre de la Guerre.

Le Ministre de la Marine.



im Kabinett wie auch zwischen den Parteien zutage trat. Quer durch das Kabinett ging noch vom Burenkrieg her ein Riss, der die liberalen Imperialisten wie Asquith, Grey, Haldane und Churchill von den «Kleinengländern», den restlichen Kabinettsmitgliedern, trennte. Diese Erben Gladstones hegten wie ihr verstorbener Führer einen tiefen Argwohn gegen alle Verwicklungen in fremde Angelegenheiten und betrachteten die Unterstützung unterdrückter Völker als einzig angemessenen Grund für eine Beschäftigung mit dem Ausland, die man im Übrigen als eine lästige Störung der Reformen, des Freihandels, der Selbstregierung und des Vetorechts der Lords ansah. Sie neigten dazu, Frankreich als dekadente und frivole Grille zu betrachten, und hätten in Deutschland gerne die fleissige und ehrbare Ameise gesehen, wenn nicht der Kaiser und die grossdeutschen Militaristen wortstark und demonstrativ diesen Aspekt doch irgendwie ins Wanken gebracht hätten. Niemals hätten sie einen Krieg um Frankreichs willen unterstützt; aber der Fall Belgien konnte natürlich alles ändern, handelte es sich doch um ein «kleines Land», das einen gerechten Anspruch auf britischen Schutz hatte.

Greys Gruppe im Parlament stimmte andererseits mit den Tories in der grundlegenden Prämisse überein, dass Englands nationales Interesse mit der Erhaltung Frankreichs eng verbunden sei. Den Grund dafür sprach Grey selbst in bemerkenswert nüchternen Worten aus: «Wenn Deutschland den Kontinent beherrschte, wäre das für uns ebenso unangenehm wie für die anderen, weil wir dann isoliert wären.» In diesem lapidaren Satz spricht sich die ganze britische Politik aus, und hieraus folgte auch die Gewissheit, dass im Falle der Herausforderung England kämpfen musste, um dieses «unangenehme» Ergebnis zu verhindern. Aber das konnte Grey nicht sagen, ohne eine Spaltung im Kabinett und im Lande hervorzurufen, die sich, noch ehe ein Krieg begann, für alle Vorbereitungen verhängnisvoll auswirken musste.

Als einziges Land Europas hatte England keine Militärdienstpflicht. Im Krieg würde es auf Freiwilligenmeldungen angewiesen sein. Käme es über die Frage der Beteiligung am Krieg zu einem Rücktritt von Kabinettsmitgliedern, so würde das die Bildung einer Antikriegspartei bedeuten, die unter der Führung ausgeschiedener Minister eine verheerende Wirkung auf die Freiwilligenwerbung ausüben müsste. Wenn es oberstes Ziel Frankreichs war, nicht ohne England als Verbündeten in den Krieg einzutreten, so war es oberstes Gebot für England, den Krieg mit einer einigen Regierung zu beginnen.

Das war der kritische Punkt der ganzen Frage. In den Kabinettsitzungen erwies sich die Gruppe, die gegen eine Intervention war, als stark. Ihr Führer, Lord Morley, Gladstones alter Freund und Biograph, glaubte sich darauf verlassen zu können, «dass acht oder neun unserer Meinung seien» und sich gegen die Lösung wenden würden, für die Churchill sich ganz offen mit «dämonischer Energie» und

Grey mit «ernster Einfalt» einsetzten. Aus Erörterungen im Kabinett schloss Morley, dass die Neutralität Belgiens «gegenüber der Frage der englischen Neutralität im Kampf zwischen Deutschland und Frankreich von sekundärer Natur sei». Grey wiederum war es klar, dass nur eine Verletzung der belgischen Neutralität die Friedenspartei von der deutschen Drohung und der Notwendigkeit eines im nationalen Interesse geführten Krieges überzeugen könne.

Am 1. August war bereits eine Spaltung im Kabinett und im Parlament sichtbar, die sich zusehends erweiterte. An diesem Tage erklärten zwölf von achtzehn Kabinettsmitgliedern, sie seien dagegen, dass Frankreich die Zusicherung Englands für eine Unterstützung im Kriege erhalte. Am Nachmittag stimmten in der Wandelhalle des Unterhauses von einer Gruppe liberaler Parlamentsmitglieder (allerdings bei vielen Enthaltungen) vier gegen und neunzehn für einen Antrag, dass England neutral bleiben solle, «was sich auch in Belgien oder sonstwo ereigne». *Punch* veröffentlichte in dieser Woche «Verse, die die Ansichten eines britischen Durchschnittspatrioten wiedergeben» sollten:

*«Why should I follow your fighting line  
For a matter that's no concern of mine?...  
I shall be asked to a general scrap  
All over the European map,  
Dragged into somebody else's war  
For that's what a double entente is for.  
« (Warum sollte ich euch an die Front folgen für eine Sache, die mich überhaupt nichts angeht?...  
Man wird mich in eine allgemeine Balgerei verwickeln, die sich über die ganze Landkarte von Europa erstreckt, und in anderer Leute Krieg mit hineinziehen – denn das ist doch der Sinn des Zweibundes.)*

Jener Durchschnittspatriot hatte seinen normalen Bedarf an Aufregung und Ärger schon mit der damals gerade schwelenden irischen Krise gedeckt. Die «Curragh-Meuterei» war für England, was Madame Caillaux für Frankreich bedeutete. Ülster antwortete auf die Homerule-Bill mit der Drohung eines bewaffneten Aufstandes gegen die Autonomie für Irland; die im Curragh stationierten englischen Truppen weigerten sich, gegen die Loyalisten in Ulster die Waffen zu ergreifen. General Gough, der Kommandeur des Curragh, hatte mit allen seinen Offizieren den Abschied eingereicht, worauf Sir John French, der Chef des Generalstabes, sein Amt zur Verfügung stellte, was wiederum Oberst John Seely, Haldanes Nachfolger als Kriegsminister, zum Rücktritt veranlasste. Die Armee kochte, Aufruhr und Zwiespalt regierten im Land, und vergeblich wurde im Buckingham-Palast eine Konferenz der Parteiführer mit dem König abgehalten. Lloyd George sprach die ominösen Worte von der «schwersten Meinungsverschiedenheit in

England seit den Tagen der Stuarts», die Worte «Bürgerkrieg» und «Rebellion» fielen, und ein deutscher Waffenhändler verschiffte hoffnungsvoll eine Ladung von vierzigtausend Gewehren und einer Million Schuss Munition nach Ulster. In der Zwischenzeit gab es keinen Kriegsminister; die Amtsführung blieb Premierminister Asquith überlassen, der wenig Zeit und noch weniger Neigung dafür hatte.

Asquith verfügte jedoch über einen aussergewöhnlich aktiven Ersten Lord der Admiralität. Wenn Winston Churchill auch nur von weitem Krieg witterte, glich er dem Streitross Hiobs, das vor dem Schwert nicht flieht, sondern «scharrt in die Erde... und sooft die Drommete klingt, spricht es: Hui». Er war der einzige englische Minister, der eine völlig klare Vorstellung davon hatte, was Grossbritannien zu tun habe, und der ohne Zögern danach handelte. Am 26. Juli, dem Tag, an dem Österreich Serbiens Antwort ablehnte, zehn Tage also bevor seine eigene Regierung ihren Entschluss fasste, erliess Churchill einen entscheidenden Befehl.

Am 26. Juli führte die britische Flotte unabhängig von der Krise eine Probemobilmachung und ein Manöver mit Mannschaft in voller Kriegsstärke durch. Um sieben Uhr am nächsten Morgen sollten sich die Geschwader auflösen; einige hatten Übungen auf hoher See angesetzt, andere hatten Befehl, die Heimathäfen anzulaufen, wo die Mannschaften teilweise in Übungslager kommandiert werden sollten; der Rest musste wegen notwendiger Reparaturen in die Docks. Dieser 26. Juli, ein Sonntag, war «ein sehr schöner Tag», wie sich der Erste Lord später erinnerte. Als er die Nachrichten aus Österreich erhielt, beschloss er, dafür zu sorgen, dass «die diplomatische Entwicklung die Situation auf See nicht überflüge und dass die Grand Fleet klar zum Gefecht sein sollte, ehe Deutschland wissen könne, ob England in den Krieg eintreten werde, das heisst also, *möglichst noch ehe wir selbst unseren Entschluss gefasst hatten*». (Die Hervorhebung stammt von ihm selbst.) Nach einer Beratung mit dem Ersten Seelord, Prinz Louis von Battenberg, erteilte er den Befehl, dass die Flotte beisammenbleibe.

Dann teilte er Grey seine Massnahme mit und gab mit Greys Zustimmung den Befehl der Admiralität für die Presse frei, in der Hoffnung, die Nachricht werde eine «ernüchternde Wirkung» auf Berlin und Wien haben.

Das Zusammenhalten der Flotte genügte nicht; sie musste, wie Churchill schon im Schriftbild hervorhob, «klar zum Gefecht» gehalten werden. Die erste Pflicht einer Flotte, so hatte Admiral Mahan, der Clausewitz der Seekriegführung, erklärt, bestand darin, stets eine «*fleet in being*» zu sein. Im Kriegsfall musste die britische Flotte, von der das Leben eines Inselvolkes abhing, die Kontrolle über die Handelslinien zur See gewinnen und festhalten; sie hatte die britischen Inseln vor Invasionen zu schützen; sie musste in Erfüllung des Paktes mit Frankreich die Kanalküste und die französische Küste sichern; sie musste genügend Kräfte beisammenhalten, um jede Schlacht zu gewinnen, die die deutsche Flotte suchte; und

vor allem musste sie sich selbst gegen jene neue drohende Waffe von noch unbekannter Wirkung schützen, gegen den Torpedo. Die Angst vor einem plötzlichen, unerwarteten Torpedoangriff liess der Admiralität keine Ruhe.

Am 28. Juli gab Churchill der Flotte den Befehl, ihre Kriegsbasis Scapa Flow anzulaufen, die weit im Norden an der Spitze der nebelverhangenen Orkney-Inseln in der Nordsee lag. Am 29. Juli lief sie in Portland aus, und als es Abend wurde, war ein fast dreissig Kilometer langer Zug von Kriegsschiffen nordwärts durch die Strasse von Dover gedampft, ein Manöver, bei dem es weniger auf glänzende Wirkung als auf Geheimhaltung ankam. «Ein überraschender Torpedoangriff war nun jedenfalls ein Schreckgespenst, das der Vergangenheit angehörte», schrieb der Erste Lord.

Nachdem Churchill die Flotte gefechtsbereit gemacht hatte, wandte er, in der Überzeugung, dass schnell gehandelt werden müsse, seine unermüdliche Energie den Vorbereitungen im Lande zu. Am 29. Juli überredete er Asquith, das Warntelegramm zu genehmigen, das heisst, das vereinbarte Zeichen zu geben, das auf Veranlassung des Kriegsministeriums und der Admiralität die *Precautionary Period* (dem Sinne nach etwa: erhöhte Alarmbereitschaft) herbeiführte. Die deutsche «Kriegsgefahr» oder den französischen «Belagerungszustand», die die Kriegsgesetze in Kraft setzten, gab es in England nicht, und man hat die *Precautionary Period* eine «geniale» Erfindung genannt, «die gewisse Massnahmen auf Grund eines *ipse dixit* des Kriegsministers gestattete, ohne dass diese dem Kabinett vorgelegt werden mussten... in Lagen, wo es einzig und allein auf rasches Handeln ankam».

Unter Zeitdruck stand der rastlose Churchill tatsächlich, und so knüpfte er in Erwartung einer Krise der liberalen Regierung mit seiner alten Partei, den Tories, Verhandlungen an. Eine Koalition war nicht im Geringsten nach dem Geschmack des Premierministers, der seine Regierung unbedingt als eine Einheit erhalten wollte. Von dem sechsundsiebzigjährigen Morley erwartete niemand, dass er im Kriegsfall in der Regierung verbleiben werde. Nicht Morley, sondern der weitaus vitalere Schatzkanzler Lloyd George war die Schlüsselfigur; auf ihn konnte die Regierung sowohl wegen seiner Amtstüchtigkeit als auch seines Einflusses auf die Wählerschaft nicht verzichten. Schlau, ehrgeizig und im Besitz einer fesselnden walisischen Beredsamkeit, tendierte Lloyd George zur Friedenspartei, ohne sich aber nach irgendeiner Seite hin festgelegt zu haben. Seine öffentliche Beliebtheit hatte in letzter Zeit Einbussen erlitten; er sah, wie ihm in dem Mann, den Lord Morley «jenen grossartigen Condottiere in der Admiralität» nannte, ein neuer Rivale in der Parteiführung erstand, und möglicherweise würde er, nach der Meinung mancher Kollegen, einen politischen Vorteil darin erblicken, «die Friedenskarte» gegen Churchill auszuspielen. Alles in allem war er eine unsichere und gefährliche Grösse.

Asquith, der nicht die Absicht hatte, ein in sich uneiniges Land in den Krieg zu führen, wartete noch immer mit enervierender Geduld auf Ereignisse, die die Frie-

densgruppe überzeugen könnten. Die Frage der Stunde war, wie er in seiner leidenschaftslosen Art seinem Tagebuch anvertraute: «Sollen wir aktiv werden oder passiv bleiben?» Grey, der weniger zurückhaltend war, wurde in der Kabinettsitzung vom 31. Juli schon sehr deutlich. Er sagte, Deutschlands Politik sei die «eines europäischen Aggressors, der Napoleon in nichts nachstehe» (der Name Napoleon hatte für England nur *eine* Bedeutung), und erklärte dem Kabinett, es sei nunmehr an der Zeit, eine Entscheidung zu treffen, ob man die Entente unterstützen oder neutral bleiben wolle. Wenn man sich für Neutralität entscheide, fügte er hinzu, so sei er nicht der Mann, diese Politik durchzuführen. Diese versteckte Rücktrittsdrohung wirkte so, als hätte er sie offen ausgesprochen.

«Es ging wie ein Seufzen durchs Kabinett», schrieb ein Augenzeuge, und alle sassen ein paar Augenblicke in «atemlosem Schweigen». Man blickte einander an und wusste plötzlich, dass der Fortbestand der Regierung jetzt zweifelhaft war. Da man zu keinem Entschluss kommen konnte, wurde die Sitzung vertagt.

An jenem Freitag, dem Vorabend des August-Bankfeiertags, schloss die Börse um zehn Uhr vormittags auf eine Panikwelle hin, die in New York ihren Ausgang genommen hatte, als Österreich Serbien den Krieg erklärte, und die zur Schließung der Börsen in ganz Europa führte. Die City zitterte und prophezeite Untergang und Verderben für den Aussenhandel. Geschäftsleute und Bankiers waren nach Lloyd George «entsetzt» bei dem Gedanken an Krieg, weil er «das gesamte Kreditsystem und dessen Mittelpunkt London ruinieren» werde. Der Leiter der Bank von England suchte Lloyd George am Samstag auf, um ihm mitzuteilen, die City sei «völlig gegen eine Intervention Englands», falls es zum Krieg kommen sollte.

An demselben Freitag wurden die Führer der Tories zusammengerufen und aus ihren Landhäusern zu einer Besprechung der Krise nach London zurückbeordert. Henry Wilson, Herz, Seele, Kopf, Rückgrat und Motor der englisch-französischen Militär-»Gespräche«, eilte vom einen zum anderen, bat, mahnte und malte aus, welche Schande es für England sei, wenn die Liberalen, die ohnehin nicht wüssten, was sie wollten, jetzt versagten. Nach Übereinkunft lautete die euphemistische Bezeichnung für die gemeinsame Planung der Generalstäbe «Gespräche». Die Formel «Keine Verpflichtung», die Haldane zuerst aufgebracht hatte, die in Campbell-Bannerman böse Ahnungen geweckt, die Lord Esher abgelehnt und Grey in das Schreiben vom Jahre 1912 an Cambon aufgenommen hatte, gab noch immer die offizielle Auffassung wieder, wenngleich sie nur noch Phrase war.

So stand es in Wirklichkeit. Wenn der Krieg, wie Clausewitz mit Recht gesagt hat, die Fortsetzung der Politik eines Volkes ist, so gilt dasselbe für die Kriegsplanung. Die englisch-französischen Kriegspläne, die in einem Zeitraum von neun Jahren bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet worden waren, bedeuteten ja kein Spiel, keine Phantasieübung und auch nicht eine blossе Beschäftigung auf

dem Papier, um das militärische Denken von anderem Unheil abzuhalten. Wenn sie überhaupt etwas besagten, dann eine Fortsetzung der Politik. Sie unterschieden sich in nichts von den Abkommen, die Frankreich mit Russland oder Deutschland mit Österreich getroffen hatte, wenn man von der rechtlich unhaltbaren Schlussklausel absah, dass sie England zum Handeln nicht «verpflichteten». Mitglieder der Regierung und des Parlaments, die von dieser Politik nichts wissen wollten, machten einfach die Augen zu und redeten sich ein, sie glaubten an die Fiktion.

Als Cambon nach seinem schmerzlichen Gespräch mit Grey die Oppositionsführer besuchte, liess er jede diplomatische Zurückhaltung fallen. «Wir haben alle unsere Planungen gemeinsam gemacht. Unsere Generalstäbe haben miteinander beraten. Sie kennen alle unsere geheimen Pläne und Vorbereitungen. Sehen Sie unsere Flotte an! Unsere gesamte Flotte befindet sich infolge unserer Abmachungen mit Ihnen im Mittelmeer, und unsere Küsten stehen dem Feind offen. Dass sie so völlig offen stehen, haben Sie veranlasst!» Er sagte ihnen, Frankreich werde es nie verzeihen, wenn England jetzt nicht aktiv aufträte, und schloss mit dem bitteren Ausruf: *«Et l'honneur? Est-ce que l'Angleterre comprend ce que c'est l'honneur?»*

Über die Ehre kann man verschiedener Auffassung sein, und Grey wusste, dass erst Belgien ins Spiel kommen musste, ehe die Friedenspartei sich an der Ehre gepackt fühlen würde. Am selben Nachmittag noch gab er zwei Telegramme auf, in denen er die französische und die deutsche Regierung um eine offizielle Zusage ersuchte, dass sie willens seien, die belgische Neutralität zu respektieren, «solange keine andere Macht sie verletzt». Eine Stunde nach Empfang des Telegramms, am späten Abend des 31. Juli, antwortete Frankreich bejahend. Aus Deutschland kam keine Antwort.

Am nächsten Tag, dem 1. August, wurde die Angelegenheit dem Kabinett vorgelegt. Lloyd George verfolgte mit dem Finger auf einer Karte die Route, die er als den Weg der Deutschen durch Belgien vermutete; quer durch den nächstgelegenen Zipfel auf kürzestem Weg direkt nach Paris, das werde seiner Meinung nach nur eine «kleine Grenzverletzung» darstellen. Als Churchill um Ermächtigung zur Mobilmachung der Flotte, das heisst, zur Einberufung aller Marinereserven ersuchte, lehnte das Kabinett nach «hitziger Diskussion» ab. Als Grey darauf um Befugnis bat, die Zusagen zu erfüllen, die der französischen Flotte gemacht worden seien, kündeten Lord Morley, John Burns, Sir John Simon und Lewis Harcourt ihren Rücktritt an. Ausserhalb des Kabinetts schwirrte es von Gerüchten über ein Ringen in letzter Minute zwischen dem deutschen Kaiser und dem Zaren und über die deutschen Ultimaten. Grey verliess das Zimmer, um mit Lichnowsky zu telefonieren – wobei er von diesem missverstanden wurde – und völlig ahnungslos der Anlass zu den Verheerungen im Herzen Moltkes zu werden.



Er sah auch Cambon und erklärte ihm, «Frankreich müsse in diesem Augenblick seine eigene Entscheidung treffen, ohne auf einen Beistand zu rechnen, den zu gewähren man in einem solchen Augenblick nicht in der Lage sei». Er kehrte ins Kabinett zurück, während Cambon blass und zitternd im Zimmer seines alten Freundes, des Unterstaatssekretärs Sir Arthur Nicolson, in einen Stuhl sank. «*Ils vont nous lâcher*» (sie werden uns im Stich lassen), sagte er. Dem Herausgeber der *Times* antwortete er auf die Frage, was er tun werde: «Abwarten und sehen, ob das Wort ‚Ehre‘ wirklich aus dem englischen Wörterbuch gestrichen wird.»

Im Kabinett hatte niemand den Wunsch, die Brücken hinter sich abubrechen. Rücktritte wurden kolportiert, aber noch nicht angeboten. Asquith hielt sich weiterhin zurück, sprach wenig und wartete auf die weitere Entwicklung, während jener Tag, an dem sich die Telegramme überstürzten und der Wahnsinn zur Methode wurde, seinem Ende zuing. Es war derselbe Abend, an dem sich Moltke nach Osten zu gehen weigerte, Leutnant Feldmanns Kompanie Troisvierges in Luxemburg nahm, Messimy erneut telefonisch den Zehn-Kilometer-Rückzug bestätigte und in der Admiralität der Erste Lord Freunde von der Opposition bewirtete, unter denen sich die künftigen Lords Beaverbrook und Birkenhead befanden. Um sich in der gespannten Lage abzulenken, spielten sie nach dem Essen Bridge. Während des Spieles brachte ein Bote eine rote Depeschmappe herein – zufällig eine von den grössten. Churchill holte einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete sie, nahm das einzige Blatt heraus, das darin war, und las die eine Zeile, die darauf stand: «Deutschland hat Russland den Krieg erklärt.» Er teilte es seiner Gesellschaft mit, zog sich um und «ging fort wie ein Mann, der eine altgewohnte Arbeit aufnimmt».

Churchill ging quer über die Horse Guards Parade nach Downing Street, trat durchs Gartentor ein und fand den Premierminister oben mit Grey, Haldane, der jetzt Schatzkanzler war, und Lord Crewe, dem Minister für Indien. Er erklärte ihnen, er beabsichtige, «sofort und trotz des Kabinettsbeschlusses die Flotte mobilzumachen». Asquith sagte nichts, schien aber, wie Churchill meinte, «ganz einverstanden». Grey, der Churchill hinausbegleitete, sagte zu ihm: «Ich habe eben etwas sehr Wichtiges getan. Ich habe Cambon erklärt, dass wir der deutschen Flotte nicht erlauben werden, in den Kanal zu kommen.» Jedenfalls fasste Churchill, der damit die Gefahren einer mündlichen Verhandlung mit Grey am eigenen Leib erfuhr, das Gesagte so auf. Es bedeutete, dass die Flotte nun verpflichtet war. Ob Grey sagte, er habe das Versprechen gegeben oder – wie die Historiker inzwischen herausgefunden haben – er werde es am nächsten Tag geben, ist tatsächlich nicht von Belang, denn in jedem Falle bestärkte er Churchill nur in seinem bereits gefassten Entschluss. Er kehrte in die Admiralität zurück und «gab sofort Befehl zur Mobilmachung».

Sowohl dieser Befehl wie auch Greys Versprechen, das Flottenabkommen mit Frankreich einzuhalten, widersprachen der Auffassung der Parlamentsmehrheit.

Am nächsten Tag musste das Kabinett diese Beschlüsse ratifizieren, oder es würde auseinanderbrechen; doch inzwischen erwartete Grey «eine Entwicklung» von Belgien her. Wie die Franzosen war auch er davon überzeugt, dass Deutschland mit Sicherheit dafür sorgen werde.

## 8 Ultimatum an Brüssel

Im Safe des Herrn von Below-Saleske, des deutschen Botschafters in Brüssel, lag ein versiegelter Umschlag, der ihm am 29. Juli von einem Sonderkurier aus Berlin gebracht und mit dem Befehl übergeben worden war, ihn «erst zu eröffnen, wenn Sie telegraphisch von hier aus dazu angewiesen werden». Am Sonntag, dem 2. August, erhielt Below ein Telegramm mit der Weisung, den Umschlag sofort zu öffnen und die darin enthaltene Note bis 20 Uhr abends zu übergeben, wobei er sich zu bemühen habe, der belgischen Regierung die Überzeugung zu vermitteln, als seien sämtliche Weisungen in dieser Angelegenheit erst heute zugegangen. Er sollte von Belgien eine Antwort innerhalb von zwölf Stunden verlangen, sie «schleunigst» nach Berlin drahten und ausserdem «unmittelbar nach Empfang mit Automobil nach Aachen an General v. Emmich, Union-Hotel, übermitteln». Aachen war die Lüttich, dem östlichen Einfallstor nach Belgien, nächstgelegene deutsche Stadt.

Herr von Below, ein hochgewachsener Junggeselle mit militärischer Haltung und schwarzem, gezwirbelten Schnurrbart, den man nie ohne eine Zigarettenspitze aus Jade sah, hatte seinen Posten in Belgien Anfang 1914 angetreten. Wenn Besucher der deutschen Botschaft ihn fragten, was der silberne Aschenbecher mit einem Einschussloch auf seinem Schreibtisch zu bedeuten habe, pflegte er lachend zu antworten: «Ich bin ein Unglücksrabe. Als ich in der Türkei war, brach dort eine Revolution aus. Als ich in China war, kam die Geschichte mit den Boxern. Damals verirrte sich eine Kugel durchs Fenster und hat diesen Aschenbecher getroffen.» Mit Weitausholender, eleganter Geste führte er danri seine Zigarettenspitze geniesserisch zum Mund und fügte hinzu: «Aber jetzt habe ich Ruhe. In Brüssel passiert nie etwas.»

Seit der versiegelte Umschlag angekommen war, hatte er jedoch keine Ruhe mehr. Am 1. August mittags besuchte ihn Baron Bassompierre, Unterstaatssekretär im belgischen Auswärtigen Amt, und berichtete ihm, die Abendblätter hätten vor, Frankreichs Antwort an Grey zu veröffentlichen, in der die Franzosen die belgische Neutralität zu respektieren versprochen. Bassompierre legte Below nahe, er möge doch in Ermangelung einer entsprechenden deutschen Antwort eine Erklärung abgeben. Below war hierzu von Berlin nicht ermächtigt. Er nahm

seine Zuflucht zu diplomatischen Manövern, lehnte sich in seinem Stuhl zurück, starrte zur Zimmerdecke hinauf und wiederholte durch die Schwaden des Zigarettenrauches Wort für Wort alles, was Bassompierre eben zu ihm gesagt hatte, als ob er eine Platte zum zweitenmal abspielte. Dann erhob er sich, versicherte seinem Besucher, dass «Belgien von Deutschland nichts zu befürchten habe», und beendete die Unterhaltung.

Am nächsten Morgen wiederholte er diese Versicherung Davignon gegenüber, dem Aussenminister, der um 6 Uhr früh mit der Nachricht von der deutschen Invasion in Luxemburg geweckt worden war und eine Erklärung verlangt hatte. Wieder in der Botschaft angekommen, beruhigte von Below die aufgeregte Presse mit einer gutgewählten Phrase, die überall zitiert wurde: «Das Dach Ihres Nachbarn wird vielleicht Feuer fangen, aber Ihrem eigenen Hause wird nichts passieren.»

Viele Belgier, mochten sie nun mit der Politik zu tun haben oder nicht, neigten dazu, ihm Glauben zu schenken – einige, weil sie deutschfreundlich waren, bei anderen war der Wunsch der Vater des Gedankens, wieder andere vertrauten dem guten Willen der internationalen Garanten der belgischen Neutralität. In den fünfundsiebzig Jahren einer garantierten Unabhängigkeit hatten sie die längste ununterbrochene Friedensperiode ihrer Geschichte kennengelernt. Schon seit Caesar die Belgier bekämpft hatte, war ihr Land Durchgangsstrasse für Armeen gewesen. In Belgien hatten Karl der Kühne von Burgund und Ludwig XL von Frankreich ihre lange und unversöhnliche Feindschaft ausgefochten; hier hatten die Spanier im Krieg gegen die Niederlande gehaust, hatte Marlborough die überaus «mörderische» Schlacht von Malplaquet gegen die Franzosen geschlagen, war Napoleon bei Waterloo mit Wellington zusammengeraten; hier hatte sich das Volk gegen jeden Gewalthaber erhoben, ob es Burgunder, Franzosen, Spanier, Habsburger oder Holländer waren, bis hin zum letzten Aufstand gegen das Haus von Oranien im Jahre 1830. Dann war es unter seinem König Leopold von Sachsen-Coburg, einem Onkel mütterlicherseits der Königin Viktoria, zu einer Nation geworden und zu Wohlstand gekommen; seine überschüssige Kraft hatte es in Bruderkämpfen zwischen Flamen und Wallonen, Katholiken und Protestanten, und in Auseinandersetzungen über den Sozialismus und die Zweisprachigkeit ausgegeben, immer in der Hoffnung, die Nachbarn würden diesen glücklichen Zustand auch in Zukunft nicht stören.

Der König, der Ministerpräsident und der Generalstabschef konnten die allgemeine Zuversicht schon nicht mehr teilen; aber sowohl ihre Pflicht zur Neutralität als auch ihr Glaube daran hielten sie davon ab, Pläne für die Abwehr eines Angriffs auszuarbeiten. Bis zum letzten Augenblick wehrten sie sich gegen den Gedanken, eine Invasion eines ihrer Garanten könne Wirklichkeit werden. Als sie die Nachricht von der deutschen «Kriegsgefahr» am 31. Juli erhielten, setzten sie den Beginn der Mobilmachung der belgischen Armee auf Mitternacht an. In der

Nacht und am nächsten Tag gingen Polizisten von Haus zu Haus, läuteten an den Türen und händigten Gestellungsbefehle aus, während Männer aus dem Bett sprangen oder ihre Arbeit im Stich liessen, ihre Bündel schnürten, den Ihren Lebewohl sagten und sich zu den Sammelstellen ihrer Regimenter begaben. Weil Belgien sich in strikter Wahrung seiner Neutralität bisher auf keinen Feldzugsplan festgelegt hatte, richtete sich die Mobilmachung weder gegen einen bestimmten Feind noch geographisch auf ein bestimmtes Ziel. Es war ein Aufruf ohne Aufmarsch. Belgien war genau wie seine Garanten verpflichtet, seine Neutralität zu wahren, und konnte nur dann offen aktiv werden, wenn andere den ersten Schritt taten.

Als am Abend des 1. August Deutschlands Schweigen auf Greys Frage vierundzwanzig Stunden gedauert hatte, entschloss sich König Albert zu einem letzten persönlichen Appell an den deutschen Kaiser. Er verfasste ihn mit Hilfe seiner Frau, der Königin Elisabeth, einer geborenen Deutschen, der Tochter eines bayerischen Herzogs, die ihn Satz für Satz ins Deutsche übertrug und dabei zusammen mit dem König Wortwahl und Bedeutungsnuancen sorgfältig abwog. Der Appell anerkannte, dass «politische Überlegungen» eine offizielle Erklärung vielleicht verhindern könnten, sprach aber die Hoffnung aus, dass «die verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Bande» den Kaiser bestimmen würden, König Albert persönlich und privat die Zusicherung zu geben, dass die belgische Neutralität geachtet werde. Die Verwandtschaft, auf die angespielt wurde, kam von König Alberts Mutter her, der Prinzessin Marie von Hohenzollern-Sigmaringen, einem entfernten katholischen Zweig des preussischen Königshauses; doch auch sie konnte den Kaiser nicht zu einer Antwort bewegen.

Statt dessen kam das Ultimatum, das schon vier Tage lang in Herrn von Belows Safe gelegen hatte. Am 2. August um 19 Uhr wurde es übergeben. Ein Diener im Auswärtigen Amt steckte den Kopf ins Zimmer des Unterstaatssekretärs und berichtete in aufgeregtem Flüsterton: «Eben ist der deutsche Botschafter zu M. Davignon gegangen!» Fünfzehn Minuten später sah man Below auf dem Heimweg über die Rue de la Loi fahren. Er hielt den Hut in der Hand, hatte Schweisstropfen auf der Stirn und rauchte mit den raschen, ruckartigen Bewegungen eines mechanischen Spielzeugs. Im gleichen Augenblick, in dem man seine «hochmütige Silhouette» das Auswärtige Amt verlassen sah, eilten die beiden Unterstaatssekretäre in das Zimmer des Ministers, wo ihnen Davignon, ein Mann, der bis dahin unverändert ruhig und optimistisch gewesen war, totenbleich entgegentrat. «Schlechte Nachrichten, schlechte Nachrichten», sagte er und übergab ihnen die deutsche Note, die er eben erhalten hatte. Baron de Gaiffier, der Unterstaatssekretär für politische Fragen, las sie laut und übersetzte sie dabei langsam, während Bassompierre, am Schreibtisch des Ministers sitzend, den Inhalt aufnahm und jeden mehrdeutigen Satz einzeln durchsprach, um sich der richtigen Bedeutung zu versichern. Während sie arbeiteten, hörten Davignon und sein Mitarbeiter Baron van

der Eist in zwei Sesseln rechts und links des Kamins sitzend zu. Davignons letztes Wort bei allen Problemen war immer gewesen: «Ich bin überzeugt, dass es in Ordnung kommen wird», während van der Eist die Deutschen so schätzte, dass er seiner Regierung bisher immer versichert hatte, die zunehmende deutsche Rüstung hänge nur mit dem «Drang nach Osten» zusammen und werde Belgien keinerlei Schwierigkeiten bringen.

Als man die Übersetzung abschloss, trat Baron de Broqueville, Ministerpräsident und gleichzeitig Kriegsminister, ins Zimmer. Er war ein hochgewachsener, sehr gepflegter, dunkelhaariger Herr, dessen entschlossenes Auftreten durch einen kräftigen schwarzen Schnurrbart und ausdrucksvolle dunkle Augen unterstrichen wurde. Man las ihm das Ultimatum vor, und alle Anwesenden lauschten auf jedes einzelne Wort mit derselben Aufmerksamkeit, mit der die Verfasser des Entwurfs es ausgewählt hatten. Es war mit grosser Sorgfalt abgefasst worden – vielleicht hatte im Unterbewusstsein der Gedanke mitgespielt, dass es sich hier um eines der entscheidenden Dokumente des Jahrhunderts handele.

General von Moltke hatte die Originalfassung am 26. Juli eigenhändig niedergeschrieben, zwei Tage vor der Kriegserklärung Österreichs an Serbien, vier Tage vor der Mobilmachung in Österreich und Russland und am selben Tag, an dem Deutschland und Österreich Sir Edward Greys Vorschlag, eine Fünfmächtekonferenz einzuberufen, zurückgewiesen hatten. Moltke hatte seinen Entwurf an das Auswärtige Amt geschickt, wo er von den Unterstaatssekretären Zimmermann und Stumm revidiert und darüber hinaus von Aussenminister Jagow und Kanzler Bethmann Hollweg noch verbessert und modifiziert worden war, bis schliesslich die endgültige Fassung in versiegeltem Umschlag am 29. Juli nach Brüssel gesandt wurde. In dieser ausserordentlichen Mühewaltung der Deutschen spiegelte sich die Bedeutung wider, die sie dem Dokument beimassen.

Deutschland habe «zuverlässige Nachrichten» erhalten, begann die Note, dass die Franzosen einen Aufmarsch längs der Linie Givet-Namur beabsichtigten. «Sie lassen keinen Zweifel an der Absicht Frankreichs, durch belgisches Gebiet gegen Deutschland vorzugehen.» (Da die Belgier eine französische Bewegung auf Namur zu nicht feststellen konnten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es keine gab, machte diese Anschuldigung keinen Eindruck auf sie.) Es sei, so fuhr die Note fort, «ein Gebot der Selbsterhaltung für Deutschland, dem feindlichen Angriff zuvorzukommen», da es nicht damit rechnen könne, dass die belgische Armee den französischen Vormarsch zum Stehen bringen werde. «Mit dem grössten Bedauern» würde es Deutschland erfüllen, wenn Belgien das Betreten belgischen Bodens «als einen Akt der Feindseligkeit gegen sich» betrachten sollte. Würde Belgien andererseits «eine wohlwollende Neutralität» einnehmen, so wolle Deutschland sich verpflichten, «das Gebiet des Königreiches wieder zu räumen, sobald der Friede geschlossen» sei, alle Schäden, die deutsche Truppen verursacht hätten, zu ersetzen und «beim Friedensschluss Besitzstand und Unabhängigkeit

des Königreichs im vollen Umfang zu garantieren». Im Original war der Satz noch weitergegangen: «etwaigen territorialen Kompensationsansprüchen des Königreichs auf Kosten Frankreichs in wohlwollendster Weise entgegenzukommen.» Im letzten Augenblick wurde von Below angewiesen, diesen Bestechungsversuch zu streichen.

Wenn Belgien sich dem Durchmarsch der deutschen Truppen widersetze, schloss die Note, werde man es als Feind betrachten, und die weiteren Beziehungen zu ihm würden «der Entscheidung der Waffen» überlassen bleiben. Eine «unzweideutige» Antwort wurde innerhalb von zwölf Stunden verlangt.

«Ein langes, trübes Schweigen von mehreren Minuten» folgte der Verlesung. Bassompierre fasste in Worte, was jeder Anwesende über die Entscheidung dachte, vor der sein Land jetzt stand. Gerade weil es ein kleines Land und seine Unabhängigkeit noch nicht alt war, hing es um so heftiger an ihr. Aber keinem von den Männern, die hier beisammensassen, brauchte man zu sagen, welche Folgen der Entschluss zur Verteidigung haben würde. Ihr Land würde vom Feind angegriffen, ihre Wohnungen würden zerstört werden, ihr Volk wäre Vergeltungsmassnahmen einer Armee ausgesetzt, die zehnmal so stark war wie die ihre. Da bestand kein Zweifel, wie es für Belgien enden würde, das ja unmittelbar auf dem Durchmarschweg der Deutschen lag, gleichviel, wie der Krieg letztlich ausgehen mochte. Wenn sie andererseits der deutschen Forderung nachgäben, würden sie sich gewissermassen dem Angriff auf Frankreich anschliessen und damit selbst ihre Neutralität verletzen; ganz abgesehen davon bestünde nur geringe Wahrscheinlichkeit, dass die Deutschen je daran dächten, sich aus einem Land wieder zurückzuziehen, das sich mit einer deutschen Besetzung abgefunden hatte. Ein besetztes Land wären sie so und so; und Nachgeben würde bedeuten, dass sie auch noch ihre Ehre verlören.

«Wenn wir zugrunde gehen sollen», gab Bassompierre den Gefühlen aller Ausdruck, «dann wollen wir ruhmvoll untergehen.» Im Jahre 1914 war «Ruhm» noch ein Wort, das man aussprechen konnte, ohne dass es peinlich wirkte, und Ehre war eine vertraute Vorstellung, an die das Volk glaubte.

Van der Eist brach das Schweigen. «Nun – sind wir bereit?» fragte er den Ministerpräsidenten.

«Ja, wir sind bereit», antwortete de Broqueville. «Ja», wiederholte er, wie um sich selbst zu überzeugen, «nur eines fehlt – wir haben unsere schwere Artillerie noch nicht.» Erst im vergangenen Jahr hatte die Regierung von einem widerstrebenden Parlament, das sich auf die Neutralität berief, mehr Gelder für militärische Zwecke erhalten. Der Auftrag für schwere Geschütze war an die deutsche Firma Krupp vergeben worden, die begrifflicherweise die Lieferung verzögert hatte.

Eine Stunde von den zwölfen war bereits vergangen. Während ihre Kollegen

anfangen, alle Minister für einen Staatsrat zusammenzurufen, der um neun Uhr abgehalten werden sollte, begannen Bassompierre und Gaiffier einen Entwurf für die Antwort auszuarbeiten. Sie brauchten einander nicht zu fragen, was darin stehen sollte. Ministerpräsident Broqueville überliess ihnen diese Aufgabe und begab sich ins Schloss, um den König zu unterrichten.

König Albert trug schwer an seiner Verantwortung als Herrscher und empfand daher jede Schwierigkeit besonders stark. Man hatte ihm nicht an der Wiege gesungen, dass er König werden würde. Als jüngerer Sohn eines jüngeren Bruders von König Leopold war er in einem Seitenflügel des Schlosses in der Obhut eines Schweizer Erziehers aufgewachsen, der alles andere als hervorragend war. Das Familienleben der Coburger war nicht sehr heiter. Leopolds eigener Sohn starb; im Jahre 1891 starb auch Baudouin, Alberts älterer Bruder, und Albert rückte dadurch im Alter von sechzehn Jahren zum Thronerben auf. Der alte König, der verbittert war durch den Verlust seines Sohnes und Baudouins, auf den er seine väterlichen Gefühle übertragen hatte, hielt zunächst nicht allzuviel von Albert, den er einen «versiegelten Umschlag» nannte.

In diesem «Umschlag» aber befanden sich enorme körperliche und geistige Kräfte. Insofern war Albert vom gleichen Schlag wie seine beiden Zeitgenossen Theodore Roosevelt und Winston Churchill, denen er im Übrigen gar nicht glich. Er blieb in sich gekehrt, während sie Extra vertierte waren; dennoch hatte er, wenn auch nicht dasselbe Temperament, so doch in vielem denselben Geschmack wie Roosevelt: er liebte das Leben im Freien, den Sport, das Reiten und Bergsteigen, hatte Interesse für Naturwissenschaften und war ein leidenschaftlicher Leser. Wie Roosevelt verschlang Albert bis zu zwei Bücher am Tag über alle möglichen Gegenstände – Literatur, Kriegskunde, Kolonialfragen, Medizin, Judentum und Luftfahrt. Er war Motorradfahrer und Flieger. Seine grösste Leidenschaft war das Bergsteigen, der er inkognito in ganz Europa frönte. Als Kronprinz bereiste er Afrika, um koloniale Probleme aus erster Hand studieren zu können, als König befasste er sich in der gleichen Weise mit der Armee, den Kohlengruben in der Borinage oder dem «roten Land» der Wallonen. «Wenn er spricht, sieht der König immer aus, als wolle er etwas aufbauen», sagte einer seiner Minister.

Im Jahre 1900 heiratete er Elisabeth von Wittelsbach, deren Vater, der Herzog, als Augenarzt in den Münchner Krankenhäusern arbeitete. Ihre offensichtliche Liebe zueinander, ihre drei Kinder, ihr vorbildliches Familienleben, das in starkem Gegensatz zu den wenig erfreulichen Zuständen des alten Regimes stand, sicherten Albert die Sympathien des Volkes, als er 1909 zur allgemeinen Freude und Erleichterung König Leopolds Nachfolger wurde. Das neue Königspaar setzte sein schlichtes Leben fort, verkehrte mit den Leuten, die ihm passten, und blieb gleich-



gültig gegenüber Gefahren, Etikette und Kritik. Es war ein Königspaar nicht so sehr mit bürgerlichem Lebensstil als vielmehr mit einem Einschlag von Bohème.

Auf der Militärschule war Albert gleichzeitig mit dem späteren Generalstabschef Emile Galet Kadett gewesen. Als Schustersohn hatte Galet die Schule mit Hilfe einer von seinem Heimatdorf aufgebrauchten Spende besucht. Später wurde er Lehrer an der Kriegsakademie. Als er sich nicht länger mit der dort herrschenden unnachgiebigen Offensivtheorie einverstanden erklären konnte, die der belgische Generalstab von den Franzosen übernommen hatte, ohne die anders gelagerte Situation zu berücksichtigen, nahm er seinen Abschied. Ausserdem war Galet aus der katholischen Kirche ausgetreten und streng evangelisch geworden. Bei seiner pessimistischen, überkritischen und frommen Wesensart nahm er seinen Glauben genauso ernst wie alles andere – man erzählte sich, er lese täglich in der Bibel und lache nie. Der König hörte seine Vorlesungen, begegnete ihm in Manövern und war von seiner Lehre beeindruckt: dass nämlich eine Offensive um ihrer selbst willen und um jeden Preis gefährlich sei, dass eine Armee nur dann die Schlacht suchen solle, «wenn Aussicht auf einen wichtigen Erfolg besteht», und dass «ein Angriff überlegene Mittel erfordert». Obwohl er noch immer nur Hauptmann war, aus einer Arbeiterfamilie stammte und in einem katholischen Land zum Protestantismus übergetreten war, machte ihn König Albert zu seinem persönlichen militärischen Berater, eine Stellung, die eigens für diesen Zweck geschaffen wurde.

Da der König nach der belgischen Verfassung erst bei Kriegsausbruch Oberbefehlshaber wurde, konnten er und Galet in der Zwischenzeit ihre Zweifel oder ihre strategische Konzeption dem Generalstab nicht aufzwingen. Dieser klammerte sich an das Beispiel von 1870, wo weder die preussischen noch die französischen Armeen auch nur um Fussbreite die belgische Grenze überschritten hatten, obwohl die Franzosen, wenn sie auf belgisches Gebiet ausgewichen wären, genügend Raum zum Rückzug gehabt hätten. König Albert und Galet dagegen sahen in dem enormen Anwachsen der Armeen seit jener Zeit ein immer deutlicheres Zeichen dafür, dass die Völker, wenn sie erst wieder marschierten, sich über die alten Durchgangsstrassen ergiessen müssten und einander wieder in der gewohnten Arena gegenüberstehen würden.

Der Kaiser war in dem Gespräch, das Leopold im Jahre 1904 so verblüfft hatte, in dieser Hinsicht mehr als deutlich geworden. Nach seiner Rückkehr hatte sich bei Leopold der Schrecken allmählich wieder gelegt, denn Kaiser Wilhelm war ja – das bestätigte auch van der Eist, dem der König von der Unterredung berichtete – eine Wetterfahne; man wusste nie etwas Genaues. Bei einem Gegenbesuch in Brüssel im Jahre 1910 äusserte sich der Kaiser dann auch tatsächlich sehr beruhigend. Belgien habe von Deutschland nichts zu befürchten, erklärte er van der Eist. «Sie werden keinen Grund haben, sich über die Deutschen zu beklagen... ich

verstehe die Lage Ihres Landes sehr gut... ich werde es nie in eine peinliche Situation bringen.»

Im Grossen und Ganzen glaubten ihm die Belgier. Sie nahmen ihre Neutralitätsgarantie ernst. Belgien hatte seine Armee vernachlässigt, ebenso wie die Verteidigung seiner Grenzen, seine Festungen und überhaupt alles, was durch ihr Vertrauen in den Schutzvertrag unnötig erschien. Der Sozialismus war das aktuelle Thema. Mangelndes öffentliches Interesse gegenüber den Ereignissen im Ausland und ein Parlament, dem die Wirtschaft alles war, hatten die Armee in einen Zustand versetzt, der an die Türkei erinnerte. Die Truppen waren undiszipliniert, träge und unordentlich, sie vermieden es zu grüssen, marschierten nicht im Glied und weigerten sich, Schritt zu halten.

Im Offizierskorps sah es nicht viel besser aus. Da man das Heer für überflüssig und ein bisschen komisch hielt, übte es auf die guten Kräfte oder auf fähige, ehrgeizige junge Leute keine Anziehung aus. Wer aktiv wurde und die Kriegsschule durchlief, wurde von der französischen Lehre, vom *élan* und der *offensive à outrance*, angesteckt. Unter ihren Anhängern bildete sich folgende bemerkenswerte Formel heraus: «Es war wesentlich für uns, anzugreifen, da wir nur auf diese Weise verhindern konnten, dass man uns übersah.»

Mochte dieser Geist noch so hervorragend sein, diese Formel passte doch schlecht zu der tatsächlichen Lage Belgiens, und die Doktrin von der Offensive nahm sich für einen Generalstab, der durch die Neutralitätsverpflichtungen auf eine reine Defensivplanung angewiesen war, merkwürdig genug aus. Die Neutralität Belgiens verbot, in Übereinstimmung mit irgendeinem anderen Volk zu planen, und verlangte, dass der erste Mann, der belgischen Boden betrat, als Feind zu betrachten sei, ob er nun Engländer, Franzose oder Deutscher war. Unter diesen Umständen liess sich nicht so leicht ein Feldzugsplan aufstellen, der Sinn und Zusammenhang hatte.

Die belgische Armee bestand aus sechs Divisionen Infanterie und einer Kavalleriedivision. Das war alles, was man den vierunddreissig Divisionen würde entgegenstellen können, die von den Deutschen für den Durchmarsch durch Belgien vorgesehen waren. Ausrüstung und Ausbildung waren unzulänglich, und mit den Schiesskenntnissen stand es schlecht, da ja der Heeresfonds gerade so viel Munition zugestand, dass jeder Mann nur zweimal wöchentlich üben konnte. Die erst 1913 eingeführte Wehrpflicht diente nur dazu, die Armee noch unbeliebter zu machen als je zuvor. In jenem Jahr des unheilvollen Donnergrollens vom Ausland her erhöhte das Parlament widerstrebend das Jahreskontingent von 13'000 auf 33'000, erklärte sich aber mit einer Bereitstellung von Mitteln für die Verteidigung Antwerpens nur unter der Bedingung einverstanden, dass die Kosten durch eine Einschränkung der Dienstzeit wieder eingebracht würden. Bis 1910 gab es keinen Generalstab, und erst der neue König setzte ihn durch.

Die Leistungsfähigkeit des Generalstabes war durch die hochgradige Uneinig-

keit seiner Mitglieder stark eingeschränkt. Eine Richtung unterstützte einen Offensivplan, der bei drohendem Krieg die Armee an den Grenzen zusammenzog. Eine andere war für eine Defensive bei einer Konzentration der Truppen im Inneren des Landes. Eine dritte Gruppe, die hauptsächlich aus König Albert und Hauptmann Galet bestand, gab einer Defensive in grösstmöglicher Nähe der bedrohten Grenze den Vorzug, wobei jedoch die Verbindungslinien mit dem befestigten Stützpunkt Antwerpen nicht gefährdet werden durften.

Während der europäische Himmel sich verdunkelte, stritten die belgischen Generalstabsoffiziere miteinander herum – und unterliessen es dabei, einen Plan für die Konzentrierung der Truppen fertigzustellen. Dadurch, dass sie geflissentlich näher zu bestimmen vermieden, wer der Feind sein würde, wurde die Sache für sie nur noch schwieriger. Man einigte sich schliesslich auf einen Kompromissplan, der allerdings nur in Umrissen bestand und weder Eisenbahnfahrpläne enthielt noch Nachschubdepots oder Quartiere vorsah.

Im November 1913 wurde König Albert, genau wie sein Onkel neun Jahre vor ihm, nach Berlin eingeladen. Der Kaiser gab ihm zu Ehren ein fürstliches Essen an einer mit Veilchen geschmückten Tafel, die für fünfundfünfzig Gäste gedeckt war. Unter ihnen befanden sich der Kriegsminister, Generalleutnant Falkenhayn, der Staatssekretär des Reichsmarineamtes, Grossadmiral Tirpitz, der Generalstabschef, General Moltke, und Reichskanzler Bethmann Hollweg. Der belgische Gesandte, Baron Beyens, der gleichfalls daran teilnahm, stellte fest, dass der König während des Essens aussergewöhnlich ernst dasass. Nach dem Diner beobachtete Beyens, wie der König sich mit Moltke unterhielt und wie sich sein Gesicht beim Zuhören immer stärker umwölkte. Als er aufbrach, sagte er zu Beyens: «Kommen Sie morgen um neun. Ich muss mit Ihnen sprechen.»

Am Vormittag ging der König mit Beyens durch das Brandenburger Tor, an all den Hohenzollern aus weissem Marmor in ihren heroischen Attitüden vorbei, die der Morgennebel gnädig verhüllte. Sie spazièrten im Tiergarten, wo sie «ungestört» sprechen konnten. Bei einem Hofball zu Beginn des Besuches habe er, sagte Albert, seinen ersten Schrecken bekommen, als der Kaiser ihm einen General gezeigt habe – es war von Kluck – der dazu bestimmt sei, «den Marsch auf Paris zu kommandieren». Dann habe ihn der Kaiser vor dem Diner am vergangenen Abend zu einem persönlichen Gespräch beiseite genommen, bei dem er sich in hysterischen Ausfällen gegen Frankreich ergangen habe. Nie höre Frankreich auf, ihn zu provozieren. Infolge der französischen Haltung sei ein Krieg nicht nur unvermeidlich – er stehe nahe bevor. Die französische Presse äussere sich boshaft über Deutschland, die Einführung der dreijährigen Dienstpflicht sei ein bewusst feindlicher Akt, und ganz Frankreich sei von einem unstillbaren Durst nach Revanche erfüllt. Albert versuchte den Erguss einzudämmen und erklärte, er kenne die Franzosen besser; er fahre jedes Jahr nach Frankreich und könne dem Kaiser

versichern, dass die Franzosen keine Angriffsgelüste hätten, sondern sich aufrichtig nach Frieden sehnten. Doch vergebens: der Kaiser blieb bei seiner Behauptung, dass ein Krieg unvermeidlich sei.

Nach dem Essen griff Moltke dasselbe Thema auf. Ein Krieg mit Frankreich stehe bevor. «Dieses Mal müssen wir die Sache zu Ende bringen. Euer Majestät können sich nicht vorstellen, welche Begeisterung Deutschland ‚an dem Tag‘ durchströmen wird.» Die deutsche Armee sei unbesiegbar – so fuhr Moltke fort – nichts könne dem *furor Teutonicus* standhalten; furchtbare Zerstörung werde seinen Weg bezeichnen; an seinem Sieg könne niemand zweifeln.

Beunruhigt wegen der Motive dieser aufregenden Geständnisse wie auch ihres Inhalts wegen, konnte Albert nur einen Schluss daraus ziehen: die Absicht war, Belgien einzuschüchtern, um es verständigungsbereit zu machen. Offensichtlich waren die Deutschen fest entschlossen; deshalb glaubte er, die Franzosen warnen zu müssen. Er trug Beyens auf, Jules Cambon, dem französischen Botschafter in Berlin, alles zu erzählen und ihm nahezu legen, die Angelegenheit ungeschminkt an Präsident Poincaré weiterzuberichten.

Später erfuhren sie, dass Major Melotte, der belgische Militär attaché, bei demselben Diner von General Moltke einen noch heftigeren Ausbruch zu hören bekommen hatte. Auch er musste zur Kenntnis nehmen, dass ein Krieg mit Frankreich «unvermeidlich» sei und «näher, als Sie glauben». Moltke, der für gewöhnlich ausländischen Attachés gegenüber sehr reserviert war, schüttete bei dieser Gelegenheit sein Herz aus. Er sagte, Deutschland wünsche den Krieg nicht, aber der Generalstab sei «erzbereit». Frankreich müsse «unbedingt aufhören, uns zu provozieren und zu ärgern, oder wir werden dreinschlagen. Je eher, desto besser. Wir haben jetzt genug davon, ständig auf dem *qui vive* sein zu müssen.» Als Beispiele für französische Provokationen nannte Moltke ausser «grossen Sachen» einen kühlen Empfang, den man deutschen Fliegern in Paris bereitet hatte, und den Boykott des deutschen Militärattachés Major Winterfeld in der Pariser Gesellschaft. Die Mutter des Majors, Gräfin Alvensleben, habe sich darüber bitter beklagt. Was England nun betreffe, so habe man doch die deutsche Flotte nicht gebaut, um sie im Hafen versteckt zu halten. Sie werde angreifen und wahrscheinlich geschlagen werden. Deutschland werde zwar seine Schiffe verlieren, England aber seine Seeherrschaft, und zwar an die Vereinigten Staaten, die die einzigen Gewinner in einem europäischen Krieg sein würden. England wisse das und werde – damit gab der General seiner Beweisführung plötzlich eine ganz andere Richtung – wahrscheinlich neutral bleiben.

Er war noch lange nicht zu Ende. Was werde denn Belgien unternehmen, fragte er Major Melotte, wenn eine starke fremde Streitmacht sein Gebiet betrete? Melotte erwiderte, Belgien werde seine Neutralität verteidigen. Da Moltke unbedingt herausbekommen wollte, ob Belgien sich, wie die Deutschen glaubten, mit einem

Protest begnügen oder ob es kämpfen werde, bedrängte er seinen Gast, ihm eine genauere Antwort zu geben. Als Melotte antwortete: «Wir werden mit allen unseren Truppen jeder Macht Widerstand leisten, die unsere Grenzen verletzt», wies Moltke ungerührt daraufhin, dass die gute Absicht allein nicht genüge. «Sie müssen auch eine Armee haben, die in der Lage ist, die Pflichten zu erfüllen, die die Neutralität auferlegt.»

Nach seiner Rückkehr forderte König Albert sofort einen Bericht über die Fortschritte in den Mobilisierungsplänen an. Er stellte fest, dass alles beim Alten geblieben war. Aufgrund seiner Berliner Gespräche erlangte er de Broquevilles Zustimmung zu einem Feldzugsplan, der auf der Annahme einer deutschen Invasion basierte. Er setzte es durch, dass der von ihm und Galet vorgeschlagene energische Oberst de Ryckel mit der Durchführung der bis April versprochenen Arbeit beauftragt wurde. Im April war sie immer noch nicht fertig. Inzwischen hatte de Broqueville einen anderen Offizier, General de Selliers de Moranville, als Generalstabschef de Ryckel übergeordnet. Im Juli beriet man noch immer über vier verschiedene Aufmarschpläne.

Trotz seiner Entmutigung blieb der König bei seiner Politik, die er unmittelbar nach seinem Berliner Besuch in einem von Hauptmann Galet verfassten Memorandum niedergelegt hatte. «Wir sind entschlossen, jeder Macht sofort den Krieg zu erklären, die willentlich unser Gebiet verletzt, mit aller Kraft und mit allen unseren militärischen Hilfsmitteln Krieg zu führen, wo immer es erforderlich sein wird, auch jenseits unserer Grenzen, und unsere Anstrengungen fortzusetzen, selbst wenn der Eindringling sich zurückzieht, bis ein allgemeiner Frieden geschlossen ist.»

Am 2. August eröffnete König Albert als Vorsitzender des Staatsrates, der um 21 Uhr im Schloss zusammentrat, die Sitzung mit den Worten: «Unsere Antwort muss ‚Nein‘ sein, was auch immer daraus folgt. Es ist unsere Pflicht, die Integrität unseres Gebietes zu verteidigen. Hierin dürfen wir nicht versagen.» Er gab jedoch mit allem Nachdruck zu verstehen, niemand von den Anwesenden dürfe sich irgendwelchen Illusionen hingeben: die Folgen würden schwer und furchtbar sein; der Feind werde keine Rücksicht kennen. Ministerpräsident de Broqueville warnte alle Unschlüssigen davor, Deutschlands Zusicherung, die belgische Integrität nach dem Krieg wiederherzustellen, Glauben zu schenken. «Wenn Deutschland siegreich ist», sagte er, «dann wird Belgien dem deutschen Reich angegliedert werden, wie auch immer es sich verhalten hat.»

Ein bejahrter Minister, der erst kürzlich den Herzog von Schleswig-Holstein, den Schwager des Kaisers, zu Gast gehabt hatte, war besonders ärgerlich; er konnte seine Empörung über die perfiden Freundschaftsbeteuerungen des Herzogs nicht unterdrücken und begleitete nun die Vorgänge, wie der Chor im Drama, mit ärgerlichem Murren. Als General de Selliers, der Generalstabschef, sich

erhob, um die vorgesehene Verteidigungsstrategie zu erläutern, murmelte sein Vertreter, Oberst de Ry ekel, zu dem er nach dem Zeugnis eines Kollegen in einem äusserst gespannten Verhältnis stand, andauernd vor sich hin: «*Il faut piquer dedans, il faut piquer dedans.*» (Wir müssen sie treffen, wo es wehtut.) Als ihm das Wort erteilt wurde, verblüffte er seine Zuhörer mit dem Vorschlag, man möge dem Eindringling zuvorkommen, indem man ihn auf seinem eigenen Gebiet angreife, ehe er die belgische Grenze überschreiten könne.

Um Mitternacht wurde die Sitzung vertagt, während ein Ausschuss, bestehend aus dem Ministerpräsidenten, dem Aussenminister und dem Justizminister, ins Auswärtige Amt zurückkehrte, um einen Entwurf auszuarbeiten. Während sie an der Arbeit waren, fuhr draussen im dunklen Hof unter der Fensterflucht, die als einzige erleuchtet war, ein Wagen vor. Den erschrockenen Ministern wurde der Besuch des deutschen Botschafters angekündigt. Es war 1.30 Uhr morgens. Was konnte er um diese Stunde wollen?

Herrn von Belows nächtliche Unrast spiegelte die zunehmende Unsicherheit seiner Regierung hinsichtlich der Wirkung ihres Ultimatums, das nun unwiderruflich zu Papier gebracht war und mit dem sich ebenso unwiderruflich der belgische Nationalstolz auseinandersetzen musste. Die Deutschen hatten einander jahrelang gesagt, dass Belgien nicht kämpfen werde; aber jetzt, wo es ernst wurde, bekamen sie es plötzlich, wenn auch verspätet, mit der Angst zu tun. Ein lautes, kräftiges «Nein!» von Belgien würde durch die ganze Welt hallen und auf die anderen neutralen Länder bestimmt keinen für Deutschland günstigen Einfluss ausüben. Aber Deutschland sorgte sich nicht so sehr um die Haltung der Neutralen wie um die Verzögerung, die ein bewaffneter belgischer Widerstand seinem Zeitplan zufügen würde. Eine belgische Armee, die zu kämpfen vorzog, statt «sich längs der Strasse aufzustellen», würde das Abzweigen von Divisionen erfordern, die man für den Marsch auf Paris brauchte. Durch Zerstörung von Bahnlinien und Brücken konnten sie die deutschen Marschwege und die Versorgung unterbrechen und Anlass zu unendlichen Scherereien werden.

Geplagt von solchen unangenehmen Überlegungen hatte die deutsche Regierung Herrn von Below mitten in der Nacht ausgeschickt, um die belgische Antwort durch weitere Anklagen gegen Frankreich zu beeinflussen. Dieser teilte van der Eist, der ihn empfing, mit, dass französische Luftschiffe Bomben abgeworfen und französische Patrouillen die Grenze überschritten hätten.

«Wo hat sich das abgespielt?» fragte van der Eist.

«In Deutschland», war die Antwort.

«In dem Fall sehe ich nicht, wieso diese Mitteilung uns betrifft.»

Der deutsche Botschafter versuchte zu erklären, dass die Franzosen das Völkerrecht nicht achteten und man deshalb von ihnen auch eine Verletzung der belgischen Neutralität erwarten könne. Doch dieser geniale Versuch einer logischen Beweisführung kam irgendwie nicht recht zum Ziel. Van der Eist wies dem Besucher die Tür.

Frühmorgens um 2.30 Uhr trat der Rat wieder im Schloss zusammen, um die von den Ministern vorgelegte Antwort an Deutschland zu genehmigen. In der Erklärung hiess es, dass die belgische Regierung «die Ehre der Nation opfern und ihre Pflichten Europa gegenüber verletzen würde», wenn sie die deutschen Vorschläge annähme. Belgien erklärte sich «fest entschlossen, mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln jeden Angriff auf seine Rechte zurückzuweisen».

Nachdem das Dokument unverändert gebilligt worden war, trat der Rat in die Diskussion über die Forderung König Alberts ein, kein Beistandsgesuch an die Garantiemächte zu richten, ehe nicht die Deutschen tatsächlich belgischen Boden beträten. Trotz starker Widerstände setzte der König seinen Willen durch. Um 4 Uhr morgens ging der Rat auseinander. Der letzte Minister, der den Raum verliess, drehte sich noch einmal um; er sah König Albert mit einer Abschrift der Antwortnote in der Hand am Fenster stehen und nach draussen starren, wo die Morgendämmerung allmählich den Himmel erhellte.

Auch in Berlin wurde in jener Nacht des 2. August eine späte Sitzung abgehalten. Im Hause des Reichskanzlers berieten Bethmann Hollweg, General von Moltke und Grossadmiral Tirpitz über eine Kriegserklärung an Frankreich, wie sie in der Nacht zuvor über die an Russland beratschlagt hatten. Tirpitz beklagte sich «wiederholt», er könne nicht verstehen, wieso diese Kriegserklärungen nötig seien. Sie hätten doch immer einen «aggressiven Beigeschmack», und die Armee könne «auch ohne solche bis zur französischen Grenze marschieren». Bethmann wies darauf hin, dass eine Kriegserklärung an Frankreich nötig sei, weil Deutschland durch Belgien marschieren wolle. Tirpitz griff erneut die Warnung Lichnowskys auf, des deutschen Botschafters in London, dass eine Invasion in Belgien London in den Krieg ziehen werde; er schlug vor, den Einmarsch nach Belgien aufzuschieben. Moltke erschrak über diesen neuen Angriff auf seinen Zeitplan und erklärte sofort, das sei «ausgeschlossen»; der «Mechanismus der Transporte» dürfe durch nichts gestört werden.

Er selbst, so betonte er, lege Kriegserklärungen keinen grossen Wert bei. Feindliche Akte Frankreichs während dieser Tage hätten den Krieg ohnehin zur Tatsache gemacht. Dabei bezog er sich auf die angeblichen Berichte von französischen Bombenabwürfen im Gebiet von Nürnberg, die die deutsche Presse einen ganzen Tag lang in Extrablättern ausgestreut hatte, mit dem Erfolg, dass die Leute in Berlin herumliefen und ängstlich zum Himmel hinaufschauten. In Wirklichkeit hatten keine Bombardierungen stattgefunden. Nun machten nach deutscher Logik diese eingebildeten Bombenabwürfe eine Kriegserklärung erforderlich.

Tirpitz bedauerte das immer noch. Niemand in der Welt könne daran zweifeln, meinte er, dass die Franzosen «mindestens intellektuell die Angreifer» seien; aber da die deutschen Politiker sorglos genug seien, die Welt darüber nicht aufzuklä-

ren, müsse die Invasion in Belgien, diese «reine Notwehrmassregel», ungerechterweise «in das verhängnisvolle Licht eines brutalen Gewaltschrittes» kommen.

Nachdem der Staatsrat in Brüssel am 3. August um 4 Uhr morgens beendet war, kehrte Davignon ins Auswärtige Amt zurück und beauftragte seinen Unterstaatssekretär für politische Fragen, Baron de Gaiffier, dem deutschen Botschafter die belgische Antwort zu überbringen. Punkt 7 Uhr, genau in der letzten Minute der zwölf Stunden, läutete Gaiffier an der Tür der deutschen Botschaft und übergab Herrn von Below die Antwortnote. Auf seinem Heimweg hörte er die Zeitungsjungen die Montagmorgenblätter mit dem Text des Ultimatum und der belgischen Antwortnote ausrufen. Er vernahm die hitzigen Äusserungen der Leute, wenn sie die Nachricht lasen und sich in aufgeregten Gruppen sammelten. Belgiens entschiedenes «Nein» belebte die Öffentlichkeit. Viele gaben ihrer Überzeugung Ausdruck, Deutschland werde sich dadurch veranlasst sehen, eher längs der Grenze auf eigenem Gebiet vorzugehen, als die Kritik der Welt herauszufordern. «Die Deutschen sind gefährlich, aber wahnsinnig sind sie nicht», war der allgemeine Tenor.

Selbst im Schloss und in den Ministerien hatte man noch einige Hoffnung; es war schwer zu glauben, die Deutschen würden es ganz bewusst auf sich nehmen, den Krieg damit zu beginnen, dass sie sich selbst ins Unrecht setzten. Die letzte Hoffnung jedoch schwand, als am Abend des 3. August die verspätete Antwort des Kaisers auf den persönlichen Appell König Alberts von vor zwei Tagen eintraf. Sie stellte einen weiteren Versuch dar, die Belgier zum kampflosen Nachgeben zu bewegen. «Nur mit den freundlichsten Absichten Belgien gegenüber», telegrafierte der Kaiser, habe er diese schwere Forderung gestellt. «Wie die dargelegten Bedingungen deutlich zeigen, liegt die Möglichkeit, unsere früheren und gegenwärtigen Beziehungen aufrechtzuerhalten, noch immer in den Händen Eurer Majestät.»

«Wofür hält er mich eigentlich?» rief König Albert aus, indem er zum ersten Male seit Beginn der Krise seinem Ärger freien Lauf liess. Er übernahm das Oberkommando und gab sofort den Befehl, die Brücken über die Maas bei Lüttich und die Eisenbahntunnel und -brücken an der luxemburgischen Grenze zu sprengen. Noch immer schob er es auf, England und Frankreich um militärische Hilfe und Aufnahme in ihr Bündnis zu bitten. Die belgische Neutralität war ein Kollektivakt der europäischen Mächte gewesen, dem beinahe Erfolg beschieden gewesen wäre. König Albert konnte es nicht über sich bringen, ihren Totenschein zu unterschreiben, solange die Invasion noch nicht Tatsache geworden war.



## 9 «Wieder zu Hause, ehe das Laub fällt»

Am Sonntag nachmittag, dem 2. August, wenige Stunden vor der Übergabe des deutschen Ultimatus an Brüssel, ersuchte Grey das britische Kabinett um Ermächtigung, in Erfüllung des Flottenabkommens die französische Kanalküste zu verteidigen. Nichts muss eine britische Regierung schmerzlicher empfinden, als wenn sie gezwungen ist, rasch einen festen und bestimmten Entschluss zu fassen. Den ganzen langen Nachmittag brütete das Kabinett in unbehaglicher Stimmung, da es weder bereit noch willens war, in den sauren Apfel einer endgültigen Bindung zu beissen.

In Frankreich erschien der Krieg wie eine Art Nationalschicksal und wurde auch so aufgenommen, wenngleich ein Teil des Volkes ihn herzlich gern vermeiden hätte. Fast ehrfurchtsvoll berichtete ein ausländischer Beobachter von dem Aufwallen einer «Vaterlandsliebe», die «völlig frei von Aufregung» war, und das in einem Volke, von dem man so oft prophezeit hatte, anarchistische Einflüsse hätten seinen Patriotismus ausgehöhlt und würden sich im Kriegsfall als verhängnisvoll erweisen. Belgien erhob sich über sich selbst hinaus, von dem unverbildeten Gewissen seines Königs geführt. Hier ereignete sich einer der in der Geschichte so seltenen Fälle wahren Heldentums, und als man vor der Entscheidung stand, nachzugeben oder Widerstand zu leisten, dauerte es keine drei Stunden, bis der Entschluss gefasst war, und zwar im vollen Bewusstsein, dass es um Sein oder Nichtsein ging.

Grossbritannien hatte keinen Albert und auch kein Elsass. Seine Waffen waren bereit, nicht aber sein Wille. Zehn Jahre lang hatte man sich mit dem Krieg, der jetzt hereinbrach, beschäftigt und sich auf ihn vorbereitet, und sei 1905 gab es ein System mit der Bezeichnung «*War Book*», das der von den Engländern so gern geübten Praxis des «Sich-Durchwurstelns» nichts übrigliess. Alle Befehle, die im Kriegsfall hinausgehen mussten, lagen zur Unterschrift bereit; die Umschläge waren adressiert; Bekanntmachungen und Proklamationen waren entweder gedruckt oder doch gesetzt, und der König verliess London nicht, ohne die Schriftstücke mit sich zu nehmen, die von ihm eigenhändig unterschrieben werden mussten. Die Methode war klar; nicht klar war es dagegen in den Köpfen der Engländer.

Das Erscheinen einer deutschen Flotte im Kanal hätte für England keine geringere Herausforderung bedeutet als vorzeiten die spanische Armada, und das

Kabinett genehmigte in seiner Sonntagssitzung widerstrebend Greys Forderung. Der Text, den er an jenem Nachmittag Cambon als Sicherheit überreichte, lautete: «Wenn die deutsche Flotte in den Kanal oder durch die Nordsee vorstösst, um feindliche Handlungen gegen die französischen Küsten oder die französische Schifffahrt zu begehen, wird die britische Flotte jeden in ihrer Macht stehenden Schutz gewähren.» Grey fügte jedoch hinzu, dass dieses Versprechen nicht die Verpflichtung einschliesse, «gegen Deutschland in den Krieg einzutreten, wenn die deutsche Flotte die genannten Aktionen nicht unternimmt». Der eigentlichen Besorgnis des Kabinetts gab er Ausdruck, als er sagte, es sei «unmöglich, ohne Gefahr für England unsere Streitkräfte ausser Landes zu schicken», da nicht einmal der Schutz der eigenen Küsten gewährleistet sei.

Cambon fragte, ob das eine Absage für immer sei. Darauf erwiderte Grey, seine Worte bezögen sich «nur auf den gegenwärtigen Augenblick». Dann möge man um der «moralischen Wirkung» willen zwei Divisionen schicken, schlug Cambon vor. Grey erklärte, mit der Entsendung eines so schwachen Korps würde – selbst wenn man sich zu vier Divisionen entschlösse – «das Risiko auf ein Maximum gesteigert und die Erfolgchancen auf ein Minimum gesenkt». Das Flottenabkommen dürfe nicht veröffentlicht werden, ehe nicht das Parlament am nächsten Tag davon benachrichtigt worden sei, fügte er hinzu.

Halb verzweifelt und doch nicht ohne jede Hoffnung teilte Cambon seiner Regierung in einem «sehr geheimen» Telegramm, das um 20.30 Uhr in Paris eintraf, das Versprechen mit. Obwohl es nur eine lauwarmer Zusage war und viel weniger weit ging, als Frankreich es erwartet hatte, glaubte er doch, dass es zum vollen Kriegseintritt führen werde, da die Völker – wie er es später formulierte – nicht mit «halber Kraft» Krieg führten.

Das Flottenversprechen konnte dem Kabinett allerdings nur um den Preis einer Entzweiung entwunden werden, die Asquith so sehr zu vermeiden bemüht gewesen war. Zwei Minister, Lord Morley und John Burns, traten zurück; der furchtbare Lloyd George war immer noch «im Zweifel». Morley glaubte, die Auflösung des Kabinetts «stehe für den Nachmittag bevor». Asquith musste bekennen, dass man «am Rande eines offenen Konfliktes» stehe.

Churchill, der immer den Tatsachen zuvorzukommen bereit war, schickte sich an, auf eigene Faust mit seiner früheren Partei, den Tories, zu verhandeln, um eine Koalitionsregierung zustande zu bringen. Sobald die Kabinettsitzung beendet war, eilte er fort, um Balfour, den früheren konservativen Premierminister, aufzusuchen, der wie die anderen Führer seiner Partei der Meinung war, England müsse die Politik, die zur Entente geführt habe, bis zu ihrem folgerichtigen bitteren Ende fortsetzen. Churchill erklärte ihm, er erwarte, dass das halbe liberale Kabinett zurücktrete, wenn der Krieg erklärt werde. Darauf erwiderte Balfour, seine Partei stehe bereit, einer Koalition beizutreten, obwohl er in diesem Falle

damit rechne, dass das Land durch eine von den ausscheidenden Liberalen gelenkte Antikriegsbewegung aufgespalten würde.

Bis zu diesem Augenblick war das deutsche Ultimatum an Belgien noch nicht bekannt. Ausschlaggebend für die Überlegungen von Männern wie Churchill und Balfour, Haldane und Grey war die Furcht vor einer deutschen Hegemonie in Europa, falls Frankreich besiegt würde. Aber die Politik, die auf eine Unterstützung Frankreichs abzielte, hatte sich hinter verschlossenen Türen abgespielt und war dem Lande nie voll eingestanden worden. Die Mehrheit der liberalen Regierung akzeptierte sie nicht. Ein Kriegseintritt mit diesem Ziel hätte weder die Regierung noch das Land in sich einig gefunden. Für viele, wenn nicht für die meisten Engländer war die gegenwärtige Krise nur eine Phase in dem alten Streit zwischen Deutschland und Frankreich, die England nichts anging. Um den Krieg in den Augen der Öffentlichkeit zu einer Sache Englands zu machen, bedurfte es einer Verletzung der Neutralität Belgiens, dieser Frucht der englischen Politik, wobei dann die Eindringlinge mit jedem Schritt Verträge niedertrampeln würden, die England entworfen und unterzeichnet hatte. Grey beschloss, am nächsten Vormittag das Kabinett zu ersuchen, eine Invasion in Belgien als regelrechten *casus belli* zu betrachten.

Als er am gleichen Abend mit Haldane dinierte, brachte ihm ein Bote aus dem Ausenministerium eine Mappe mit einem Telegramm, das nach Haldanes Aussage die Warnung enthielt, «die Deutschen seien im Begriff, in Belgien einzumarschieren». Was für ein Telegramm es war und von wem es kam, ist nicht klar, jedenfalls muss Grey es für authentisch gehalten haben. Er reichte es Haldane und fragte ihn, was er denke. «Sofortige Mobilmachung», erwiderte Haldane. Augenblicklich erhoben sie sich und fuhren in die Downing Street, wo sie den Premierminister mit einigen Gästen vorfanden. Sie nahmen ihn beiseite, zeigten ihm das Telegramm und ersuchten um Ermächtigung zur Mobilmachung. Asquith erteilte sie ihnen. Nun schlug Haldane vor, man möge ihm in dieser Notlage vorübergehend wieder das Kriegsministerium übergeben. Der Premierminister werde am nächsten Tag zuviel zu tun haben, um den Pflichten eines Kriegsministers genügen zu können. Wieder stimmte Asquith zu, und das .um so lieber, als sich vor seinem geistigen Auge drohend die Gestalt eines Autokraten, des Feldmarschalls Lord Kitchener von Khartum, erhob, der ihm für den leeren Ministersessel schon hatte aufgedrängt werden sollen.

Am nächsten Morgen – dem Bankfeiertagsmontag – brach ein strahlender Sommertag an. London war überfüllt von Ausflüglern, die es in diesen Krisentagen statt ans Meer in die Hauptstadt gezogen hatte. Bis Mittag war das Gedränge in Whitehall so stark, dass kein Wagen mehr durchkommen konnte, und das Geräusch der brodelnden Menge war sogar drinnen im Konferenzzimmer zu hören, wo die Minister in fast pausenlosen Sitzungen einen Entschluss darüber zu fassen versuchten, ob England Belgiens wegen in den Krieg eintreten solle.

Drüben im Kriegsministerium liess Lord Haldane bereits die Mobilisierungstelegramme hinausgehen, die die Reservisten und die Landwehr einberiefen. Um 11 Uhr erhielt das Kabinett die Nachricht, Belgien habe sich entschlossen, seine sechs Divisionen gegen das Deutsche Reich aufmarschieren zu lassen. Eine halbe Stunde später traf eine Erklärung der Führer der Konservativen ein, die vor dem Bekanntwerden des Ultimatums an Belgien verfasst war und in der es hiess, es werde «für die Ehre und Sicherheit des Vereinigten Königreiches verhängnisvoll» sein, wenn man zögere, Frankreich und Russland zu unterstützen. Russland als Verbündeter war ein Bissen, an dem die meisten liberalen Minister bereits würgten. Zwei weitere – Sir John Simon und Lord Beauchamp – legten ihr Amt nieder, doch den unentbehrlichen Lloyd George bewogen die Ereignisse in Belgien, in der Regierung zu verbleiben.

Am Nachmittag jenes dritten August, um 15 Uhr, sollte Grey vor dem Parlament die erste offizielle und öffentliche Erklärung der Regierung zur Krise abgeben. Es ging nicht nur um England – es ging um ganz Europa. Grey hatte die Aufgabe, sein Land in den Krieg zu führen, und zwar einig in den Krieg zu führen. Er musste seine eigene Partei überzeugen, die ihrer ganzen Tradition nach pazifistisch war. Er musste dem ältesten und erfahrensten Parlament der ganzen Welt auseinandersetzen, dass England verpflichtet sei, Frankreich zu unterstützen, und das aus einem Grund, der nicht eigentlich eine Verpflichtung darstellte. Er musste Belgien vorschieben, ohne doch verheimlichen zu dürfen, dass Frankreich die tiefere Ursache war; er musste an die britische Ehre appellieren und doch dabei ganz deutlich machen, dass die entscheidenden Faktoren Englands Interessen waren; er musste dort stehen, wo dreihundert Jahre lang in grossem Stil über Aussenpolitik debattiert worden war, und ohne so glänzend wie Burke und so durchschlagend wie Pitt zu sein, ohne die Meisterschaft eines Canning oder den leichten Mut eines Palmerston zu besitzen, ohne ein vollendeter Redner wie Gladstone oder ein Mann vom Esprit eines Disraeli zu sein, musste er den Kurs der britischen Aussenpolitik unter seiner Leitung rechtfertigen; und den Krieg, den sie nicht verhindern konnte. Er musste die Gegenwart überzeugen, dem Vergleich mit der Vergangenheit standhalten und für die Nachwelt sprechen.

Grey hatte keine Zeit, seine Rede schriftlich vorzubereiten. In der letzten Stunde, als er seine Notizen ordnen wollte, wurde der deutsche Botschafter gemeldet. Lichnowsky trat voller Besorgnis ein und fragte, was das Kabinett beschlossen habe. Was werde Grey dem Hause jetzt sagen? Werde es eine Kriegserklärung sein? Grey erwiderte, keine Kriegserklärung, sondern eine «Festsetzung von Bedingungen». Lichnowsky wollte wissen, ob die Neutralität Belgiens zu diesen Bedingungen gehöre. Er «flehte» Grey an, diese Bedingung nicht auszusprechen. Er wisse nichts über die Pläne des deutschen Generalstabes, könne aber

nicht annehmen, dass sie eine «ernstliche» Grenzverletzung vorsähen, wenn auch die deutschen Truppen vielleicht durch einen kleinen Zipfel Belgiens marschieren würden. «Sollte das der Fall sein», sagte Lichnowsky und wiederholte damit die ewige Phrase, mit der Menschen vor vollzogenen Tatsachen kapitulieren, so sei «daran nun nichts mehr zu ändern».

Sie unterhielten sich auf der Schwelle stehend, jeder von seinen eigenen Sorgen bedrückt; Grey hätte nur zu gerne ein paar ruhige Augenblicke gehabt, um noch an seiner Rede zu arbeiten, während es Lichnowsky darum ging, den Moment hinauszuzögern, an dem die Herausforderung ausgesprochen werden würde. Schliesslich trennten sie sich, um einander dienstlich nie wieder zu begegnen.

Das Haus hatte sich zum ersten Mal wieder in voller Zahl versammelt, seit Gladstone 1893 die Homerule-Bill eingebracht hatte. Man hatte im Quergang Stühle aufgestellt, damit alle Mitglieder sitzen konnten. Die Diplomatenloge war vollbesetzt, vielsagend leer waren nur die beiden Stühle der Botschafter Deutschlands und Österreichs geblieben. Besucher aus dem Oberhaus füllten die Zuhörergalerie, auch Feldmarschall Lord Roberts befand sich unter ihnen, der sich so lange und so vergeblich für eine Dienstpflicht eingesetzt hatte. Das tiefe Schweigen wurde dieses eine Mal weder durch geschäftiges Hin- und Herlaufen noch durch Weitergeben von Zetteln oder Gespräche im Flüsterton über Banklehnen hinweg unterbrochen; nur einmal gab es ein Gepolter, als der Kaplan vom Speaker zurücktrat und über die im Gang aufgestellten Stühle stolperte. Aller Augen hingen an der Regierungsbank, wo Grey in einem leichten Sommeranzug sass, mitten zwischen Asquith, dessen verbindliche Miene undurchsichtig blieb, und Lloyd George, der mit seinem wirren Haar und seinen bleichen Wangen um Jahre älter erschien, als er war.

Grey, der «bleich, hager und abgespannt» wirkte, erhob sich. Obwohl er dem Unterhaus nun schon neunundzwanzig Jahre angehörte und die letzten acht Jahre Minister war, wussten die Mitglieder des Parlaments doch wenig von seiner Aussenpolitik, und das Land noch viel weniger. Es war nur selten gelungen, auf Fragen an den Aussenminister klare und eindeutige Antworten zu erhalten, und doch hatte Greys ausweichende Art, die als Verhalten eines unternehmungslustigeren Staatsmannes sicherlich Widerspruch erweckt hätte, niemals Argwohn erregt. Dieser reservierte Mann, durch und durch ein Engländer, Landadeliger ohne alle kosmopolitischen Allüren, konnte von niemandem verdächtigt werden, dass er es darauf anlege, sich in Streitigkeiten anderer Länder einzumischen. Er liebte die Aussenpolitik nicht und betrieb seine Aufgabe keineswegs mit Begeisterung, sondern betrachtete sie als notwendige Pflicht. Zum Wochenende fuhr er nicht auf den Kontinent, sondern zog sich aufs Land zurück. Ausser seinem Schulfranzösisch sprach er keine Fremdsprache. Als zweiundfünfzigjähriger Witwer ohne Kinder und Geselligkeitsbedürfnisse schien er den Leidenschaften des Durch-

schnittsmenschen ebenso gelassen gegenüberzustehen wie seinem Amt, und wenn sich hinter dieser unzugänglichen Persönlichkeit überhaupt eine Passion verbarg, so war es die für Forellengewässer und Vogelstimmen.

Mit leiser, aber spürbar bewegter Stimme bat Grey die Versammelten, die Krise unter dem Gesichtspunkt «britischer Interessen, britischer Ehre und britischer Verpflichtung» zu betrachten. Er berichtete, wie es zu den militärischen «Gesprächen» mit Frankreich gekommen sei. Er erklärte, kein «Geheimbündnis» verpflichte das Parlament oder beschränke die Freiheit Englands bei der Entscheidung über seinen künftigen Weg; Frankreich sei in den Krieg verwickelt aufgrund seiner «Ehrenpflicht» Russland gegenüber, aber «wir gehören der französisch-russischen Allianz nicht an, ja, wir kennen nicht einmal ihre Bedingungen». In seinem Bemühen, England von seiner Entscheidungsfreiheit zu überzeugen, schien er so weit zu gehen, dass ein besorgter Tory, Lord Derby, seinem Nachbarn ärgerlich zuflüsterte: «Die wollen wahrhaftig Belgien im Stich lassen!»

Dann enthüllte Grey das Flottenabkommen mit Frankreich. Er teilte dem Abgeordnetenhaus mit, dass Frankreich aufgrund eines Abkommens mit Grossbritannien seine Flotte im Mittelmeer zusammengezogen habe, wodurch die Nord- und Westküste Frankreichs «völlig entblösst» sei. Er habe doch «das Gefühl», dass England, «wenn die deutsche Flotte durch den Kanal käme und die ungeschützten Küsten Frankreichs bombardiere und zerstöre, nicht mit verschränkten Armen dabeistehen und sich unbeteiligt und ohne eine Hand zu rühren ansehen könne, was da gewissermassen unter seinen Augen vor sich gehe». Von den Bänken der Opposition kamen Beifallsrufe, während die Liberalen «düster schweigend» zuhörten.

Um zu erklären, warum er sich bereits verpflichtet habe, dass England die französische Kanalküste verteidigen werde, liess sich Grey in eine komplizierte Beweisführung über «britische Interessen» und britische Handelswege im Mittelmeer ein. Das war eine verwickelte Sache, und er eilte weiter zu der «ernsteren Erwägung, deren Bedeutung von Stunde zu Stunde zunehme», der belgischen Neutralität.

Grey war klug genug, sich nicht auf seine eigene Beredsamkeit zu verlassen, sondern machte, um diesem Thema das nötige Gewicht zu geben, eine Anleihe bei den Donnerworten Gladstones vom Jahre 1870: «Könnte unser Land dabeistehen und Zeuge des grässlichsten Verbrechens sein, das je die Annalen der Geschichte befleckte, und so selbst mitschuldig werden?» Ebenfalls von Gladstone holte er sich den Satz, mit dem er die grundlegende Feststellung traf – nämlich dass England entschieden dagegen auftreten müsse, wenn «irgendeine Macht, wer immer es sei, einen übermässigen Zuwachs erfahre».

Dann fuhr er mit eigenen Worten fort: «Ich bitte das Haus, vom Gesichtspunkt der britischen Interessen her bedenken zu wollen, was möglicherweise auf dem Spiel steht. Wenn Frankreich in die Knie gezwungen wird... wenn Belgien unter denselben mächtigen Einfluss geriete und dann Holland und schliesslich Däne-

mark... wenn wir uns in einer solchen Krise unserer Ehrenpflicht entziehen, die sich aus dem Vertrag mit Belgien ergibt... ich kann mir keinen Augenblick lang vorstellen, dass wir dann am Ende dieses Krieges, selbst wenn wir uns heraushielten, in der Lage wären, das rückgängig zu machen, was der Krieg gebracht hat, und zu verhindern, dass der ganze Westen Europas vor unseren Augen unter die Herrschaft einer einzigen Macht fiele... und wir würden, glaube ich, vor der Welt unser Ansehen, unseren Ruf und unseren guten Namen verlieren, ohne doch den ernstesten und schwerwiegendsten wirtschaftlichen Folgen zu entgehen.»

Er stellte das Abgeordnetenhaus «vor das Problem und vor die Entscheidung». Seine Hörer, die fünf Viertelstunden lang in «schmerzlicher Entrückung» gelauscht hatten, brachen in überwältigenden Beifall aus und gaben damit ihre Meinung kund. Es kommt nicht oft vor, dass ein Einzelner ein ganzes Volk mitreissen kann, und Greys Ansprache erwies sich als einer von den Marksteinen, um die später andere Ereignisse gruppiert werden. Freilich wurde auch immer noch einiger Widerspruch laut, denn das Unterhaus liess sich nicht, wie die Parlamente des Kontinents, zur Einmütigkeit ermahnen oder überreden. Ramsay MacDonald, der Sprecher der Labour-Abgeordneten, erklärte, England hätte neutral bleiben sollen; Keir Hardie meinte, er wolle die arbeitenden Klassen gegen den Krieg aufrufen, und später in der Wandelhalle nahm eine Gruppe skeptisch gebliebener Liberaler eine Resolution an, in der festgestellt wurde, dass es Grey nicht gelungen sei, den Krieg hinreichend zu begründen. Doch Asquith war überzeugt, dass im Grossen und Ganzen die «extremen Friedensapostel zum Schweigen gebracht» seien, wenn sie auch bald «ihre Sprache wiederfinden» würden. Die zwei Minister, die am Vormittag zurückgetreten waren, liessen sich überreden, am Abend ihren Schritt zu widerrufen, und es herrschte der allgemeine Eindruck, dass Grey das ganze Land hinter sich gebracht habe.

«Was geschieht jetzt?» fragte Churchill Grey, als sie zusammen das Unterhaus verliessen. «Jetzt», erwiderte Grey, «werden wir ihnen ein Ultimatum stellen, das eine Einstellung der Invasion in Belgien binnen 24 Stunden fordert.» Zu Cambon sagte er ein paar Stunden später: «Wenn sie es ablehnen, wird es Krieg geben.» Obwohl er noch fast vierundzwanzig Stunden warten musste, ehe das Ultimatum abgeschickt wurde, hatten sich Lichnowskys Befürchtungen erfüllt: Belgien war Bedingung.

Die Deutschen nahmen dieses Risiko auf sich, weil sie mit einem kurzen Krieg rechneten und weil der deutsche Generalstab – trotz der Bedenken und bösen Ahnungen der zivilen Führung hinsichtlich der Reaktion Englands – einen Kriegseintritt Grossbritanniens schon in Rechnung gestellt und als ziemlich oder völlig unerheblich in einem Feldzug von – wie sie glaubten – vier Monaten abgetan hatte.

Clausewitz, ein Preusse, der schon lange tot war, und Norman Angell, ein Professor, der noch lebte, aber falsch verstanden worden war, hatten es zuwege gebracht, dass sich der Begriff des Kurzkrieges in den Köpfen der Europäer fest-

setzte. Schneller, entscheidender Sieg hiess die deutsche Lehre; dass ein langer Krieg aus wirtschaftlichen Gründen gar nicht möglich sei, davon war jeder überzeugt.

«Ihr werdet wieder zu Hause sein, ehe noch das Laub von den Bäumen fällt», sagte der Kaiser in der ersten Augustwoche zu den ausziehenden Truppen. Ein Chronist aus den Kreisen am deutschen Kaiserhof berichtet unter dem 9. August, am Nachmittag sei Graf Oppersdorf gekommen und habe gesagt, es könne nicht länger dauern als zehn Wochen. Graf Hochberg rechne mit acht Wochen; und er schloss: «Wir beide werden uns in England wiedersehen.»

Ein deutscher Offizier, der an die Westfront fuhr, sagte, er hoffe, am 2. September, dem Tag von Sedan, im Café de la Paix in Paris frühstücken zu können. Russische Offiziere dachten, um dieselbe Zeit in Berlin zu sein; man rechnete allgemein mit sechs Wochen. Ein Offizier der kaiserlichen Garde fragte den Leibarzt des Zaren, was er wohl meine: solle er seine Paradeuniform für den Einzug in Berlin gleich einpacken oder sie sich vom nächsten Kurier an die Front bringen lassen? Ein englischer Offizier, der als Militärattaché in Brüssel gewesen war und den man deshalb als Sachverständigen ansah, wurde nach der voraussichtlichen Kriegsdauer gefragt, als er sich bei seinem Regiment meldete. Das könne er nicht sagen, erwiderte er, aber nach seiner Information gebe es «finanzielle Gründe, weshalb die Grossmächte keinen langen Krieg führen könnten». Er hatte das vom Premierminister gehört, «der mir gesagt hat, er wisse es von Lord Haldane».

In Petersburg ging es nicht darum, ob die Russen den Krieg gewinnen könnten, sondern ob er zwei oder drei Monate dauern werde; Pessimisten, die auf sechs Monate tippten, wurden als Defaitisten angesehen. «Wassilij Fedorowitsch (Wilhelm, Sohn Friedrichs, d.h. der deutsche Kaiser) hat einen Fehler gemacht; er wird nicht durchhalten können», prophezeite feierlich der russische Justizminister. Er hatte gar nicht so unrecht. Deutschland hatte nicht damit gerechnet, unter Umständen länger ausharren zu müssen, und besass bei Kriegsbeginn einen Nitratvorrat zur Pulverherstellung, der höchstens für sechs Monate ausreichte. Nur dadurch, dass man später eine Methode der Stickstoffgewinnung aus der Luft entwickelte, war man in der Lage, die Kriegsanstrengungen fortzusetzen. Die Franzosen, die auf eine rasche Entscheidung setzten, riskierten keine Truppen zur Verteidigung des lothringischen Erzbeckens, die schwierig gewesen wäre, sondern liessen es von den Deutschen nehmen, weil ihnen ihre Theorie eine glanzvolle Wiedereroberung versprach. Der Erfolg war, dass für sie achtzig Prozent ihrer Eisenerzproduktion lange Zeit ausfiel und sie beinahe den Krieg verloren. Die Engländer rechneten vorsichtig, wie es ihrer zurückhaltenden Art entsprach, wohl mit einem Sieg innerhalb von Monaten, machten aber keine näheren Angaben über Zeitpunkt, Ort und nähere Umstände.

Drei Männer nur, alle drei Offiziere, sahen aus Klugheit oder Instinkt den dunk-



len Schatten über Jahre und nicht über Monate fallen. Einer von ihnen war Moltke, der einen «langen, kraftraubenden Kampf» voraussagte. Der zweite war Joffre. Als er 1912 von Regierungsmitgliedern gefragt wurde, sagte er, ein Anfangserfolg Frankreichs in einem Krieg werde den Widerstand des deutschen Volkes hervorrufen und umgekehrt. In jedem Falle würden andere Nationen hineingezogen werden, und das Ergebnis werde ein Krieg von «unbestimmter Dauer» sein. Aber weder er noch Moltke, die doch seit 1911 bzw. 1906 die militärischen Führer ihrer Länder waren, sahen in ihren Plänen den Zermübrungskrieg vor, den sie prophezeiten.

Der dritte – und der Einzige, der seiner Befürchtung entsprechend handelte – war Lord Kitchener, obwohl er an der ursprünglichen Planung keinen Anteil hatte. Als er am 4. August eiligst wieder zum Kriegsminister ernannt wurde, gerade in dem Augenblick, als er sich nach Ägypten einzuschiffen im Begriff war, brachte er aus irgendwelchen unergründlichen Tiefen seines Wesens den Orakelspruch zutage, der Krieg werde drei Jahre dauern. Einem Kollegen, der das nicht glauben wollte, erklärte er, er könne auch noch länger dauern, aber drei Jahre würden «für den Anfang genügen. Ein Volk wie die Deutschen wird, nachdem es sich einmal völlig darauf eingestellt hat, nur nach geben, wenn es zu Boden geschlagen ist. Das wird sehr lange dauern. Kein Mensch kann wissen wie lange.»

Ausser Kitchener, der von seinem Amtsantritt an darauf bestand, dass eine Millionenarmee für einen jahrelangen Krieg bereitgestellt werde, machte niemand Pläne, die über drei oder sechs Monate hinausreichten. Im Falle Deutschlands führte die fixe Idee des Kurzkrieges notwendig zu der Auffassung, dass der Kriegseintritt Englands nicht von Bedeutung sei.

«Wenn mir nur einer vorhergesagt hätte, dass England die Waffen gegen uns ergreifen würde!» klagte der deutsche Kaiser später im Krieg einmal beim Essen im Hauptquartier. Zaghaft sagte jemand: «Metternich» und erinnerte damit an den deutschen Botschafter in London, der 1912 abgerufen worden war, weil er die lästige Gewohnheit hatte zu prophezeien, dass Flottenverstärkungen spätestens im Jahre 1915 zum Krieg führen würden. 1912 hatte Haldane dem Kaiser gesagt, England könne nie zugeben, dass Deutschland die französischen Kanalhäfen in Besitz nehme, und ihn an die Vertragsverpflichtung Belgien gegenüber erinnert. Im Jahre 1912 hatte Prinz Heinrich von Preussen seinen Vetter König Georg rundheraus gefragt, «ob England im Falle eines Angriffes von Deutschland und Österreich auf Russland und Frankreich die beiden letztgenannten Mächte unterstützen würde». König Georg hatte erwidert: «Unter gewissen Umständen ganz zweifellos.»

Wider besseres Wissen hatte sich der Kaiser geweigert, diesen Warnungen Glauben zu schenken. Nach der Aussage eines Vertrauten war er noch immer «überzeugt» davon, dass England neutral bleiben werde, als er am 5. Juli wieder auf seine Jacht ging, nachdem er Österreich freie Hand gegeben hatte. Seine bei-

den Korpsbrüder aus der Bonner Studentenzeit, Bethmann und Jagow, die ihr Amt hauptsächlich der sentimental Schwäche des Kaisers für Träger des schwarz-weißen Bandes seines Korps und Duzfreunde verdankten, trösteten sich gegenseitig, indem sie so regelmässig, wie fromme Katholiken ihren Rosenkranz abbeten, einander versicherten, die Engländer würden schon neutral bleiben.

Moltke und der Generalstab brauchten weder Grey noch sonst jemanden, um herauszubekommen, was England tun würde, da sie schon felsenfest mit seinem Kriegseintritt rechneten. «Je mehr Engländer, desto besser», sagte Moltke zu Tirpitz und meinte damit, je mehr Truppen auf dem Kontinent landeten, desto mehr würden in die entscheidende Niederlage einbezogen. Moltkes angeborener Pessimismus schützte ihn vor jeglichem Wunschdenken. In einem 1913 verfassten Memorandum stellte er die Lage zutreffender dar, als es mancher Engländer vermocht hätte. Wenn Deutschland den Durchmarsch durch Belgien erzwingen, schrieb er, dann «wird und muss» England auf «die Seite unserer Gegner treten», um so mehr, als es diese Absicht schon 1870 erklärt habe. Er vermutete, niemand in England werde den Zusicherungen Deutschlands Glauben schenken, dass man nach einem Sieg über Frankreich Belgien wieder freigebe; dazu war er überzeugt, dass England in einem Krieg zwischen Deutschland und Frankreich auf jeden Fall kämpfen werde, ob nun Deutschland in Belgien einmarschierte oder nicht, «denn England... fürchtet eine deutsche Hegemonie und will das Gleichgewicht in Europa aufrechterhalten». Daher werde es tun, was in seinen Kräften stehe, um eine Vergrößerung der deutschen Macht zu bremsen.

«In den Jahren unmittelbar vor dem Krieg hatten wir nicht den geringsten Zweifel, dass das britische Expeditionskorps schleunigst an der französischen Küste landen werde», bezeugte General von Kuhl, ein hoher Generalstabsoffizier. Der Generalstab rechnete damit, dass das englische Expeditionskorps am zehnten Tag mobilgemacht sei, am elften in den Einschiffungshäfen zusammengezogen und vom zwölften Tag an verschifft würde, so dass bis zum vierzehnten Tag das Übersetzen nach Frankreich abgeschlossen wäre. Es stellte sich heraus, dass die Rechnung fast genau stimmte.

Auch der deutsche Flottenstab gab sich keinen Illusionen hin. «England wahrscheinlich feindlich, wenn es zum Kriege kommt», telegraphierte die Admiralität schon am 11. Juli an Admiral von Spee, der sich an Bord der *Scharnhorst* im Pazifik befand.

Zwei Stunden nach dem Ende der Rede Greys vor dem Unterhaus trat das Ereignis ein, das auf beiden Seiten des Rheins seit 1871 in allen Köpfen spukte und von den meisten seit 1905 erwartet wurde. Deutschland erklärte Frankreich den Krieg. Für die Deutschen kam es, wie der Kronprinz sagte, als die «kriegerische Lösung» der ständig wachsenden Spannung, als Ende des Alpdrucks der Einkreisung.

«Es ist eine Freude zu leben», jubelte eine deutsche Zeitung an jenem Tag in einer Sonderausgabe mit der Schlagzeile: «Der Segen der Waffen.» Die Deutschen «frohlocken vor Glück», hiess es da. «Wir haben uns so nach dieser Stunde geseht... Das Schwert, das man uns in die Hand gezwungen hat, soll nicht in die Scheide zurück, ehe wir unsere Ziele erreicht und unser Gebiet erweitert haben, soweit die Notwendigkeit es erfordert.» Und doch frohlockten nicht alle. Abgeordnete der Linken, die zum Reichstag einberufen waren, fanden einander «deprimiert» und «nervös». Einer murmelte, während er sich bereit erklärte, allen Kriegskrediten zuzustimmen: «Wir können nicht zulassen, dass sie das Reich zerstören.» Ein anderer murrte immer wieder: «Diese unfähigen Diplomaten, diese unfähigen Diplomaten.»

Für Frankreich kam das Signal um 18.15 Uhr, als das Telefon bei Ministerpräsident Viviani läutete und er die tränenerrückte Stimme Myron Herricks hörte, des amerikanischen Botschafters, der ihm mitteilte, er sei soeben aufgefordert worden, die deutsche Botschaft zu besetzen und die amerikanische Flagge dort zu hissen. Mit der Übernahme habe er sich einverstanden erklärt, sagte Herrick, nicht aber mit dem Flaggenhissen.

Viviani, der genau wusste, was das bedeutete, erwartete das unverzügliche Erscheinen des deutschen Botschafters, der dann auch wenige Augenblicke später gemeldet wurde. Von Schoen, der mit einer Belgierin verheiratet war, betrat das Zimmer sichtlich bekümmert. Er begann mit der Klage, gerade auf dem Wege habe eine Dame den Kopf durch sein Wagenfenster gesteckt und «mich und meinen Kaiser» beleidigt. Viviani, der nach der Spannung der letzten Tage selbst am Ende seiner Nervenkraft war, fragte ihn, ob diese Beschwerde der Grund seines Besuches sei. Schoen gestand, er habe eine weitere Pflicht zu erfüllen, entfaltete das mitgebrachte Schriftstück und las den Inhalt vor, der für ihn – nach den Worten Poincarés «die Ehrenhaftigkeit selber» – den eigentlichen Anlass seiner Verwirrung darstellte. Auf Grund französischer Akte «organisierter Feindseligkeit», hiess es da, und infolge von Luftangriffen auf Nürnberg und Karlsruhe sowie einer Verletzung der belgischen Neutralität durch französische Flieger, die belgisches Gebiet überflogen hätten, betrachte sich das «Deutsche Reich im Kriegszustand mit Frankreich».

Viviani wies formell die Beschuldigungen zurück, waren sie doch weniger darauf zugeschnitten, die französische Regierung zu beeindrucken, da sie wissen musste, dass diese Akte nicht stattgefunden hatten, als vielmehr der deutschen Öffentlichkeit die Überzeugung zu vermitteln, dass sie ein Opfer französischer Aggression sei. Er geleitete von Schoen zur Tür und ging dann, fast als widerstrebe es ihm, sich endgültig zu trennen, mit ihm die Treppe hinunter vor das Haus, bis an die Tür seines Wagens. Die beiden Vertreter der «Erbfeinde» blieben einen Augenblick stehen, einer sowenig glücklich wie der andere, dann verbeugten sie sich schweigend, und von Schoen fuhr in die Dämmerung davon.

In Whitehall sprach an jenem Abend Sir Edward Grey, der mit einem Freund

am Fenster stand, als unten auf der Strasse die Lampen angezündet wurden, jene Worte, die von heute her gesehen diese Stunde so gut charakterisieren: «In ganz Europa gehen die Lichter aus; wir werden es nicht mehr erleben, dass sie wieder angezündet werden.»

Um sechs Uhr morgens am 4. August machte Herr von Below seinen letzten Besuch beim Auswärtigen Amt in Brüssel. Er übergab eine Note des Inhalts, dass Deutschland im Hinblick auf die Ablehnung der «wohlgemeinten Vorschläge» seiner Regierung sich gezwungen sehe, Massnahmen zu seiner eigenen Sicherheit zu ergreifen, «notfalls mit Waffengewalt». Das Wort «notfalls» sollte Belgien noch eine Möglichkeit lassen, sich anders zu besinnen.

Am Nachmittag fand der amerikanische Botschafter, Brand Whitlock, der gebeten worden war, die deutsche Botschaft zu übernehmen, von Below und dessen ersten Sekretär, von Stumm, kraftlos in ihren Sesseln sitzend. Sie trafen keinerlei Anstalten zum Aufbruch und wirkten fast «zusammengebrochen». Below sass reglos da, ausser dass er eine Hand zum Rauchen gebrauchte und sich mit der anderen die Stirn abtrocknete, während zwei bejahrte Beamte mit Kerzen, Siegellack und Papierstreifen langsam und feierlich durch das Zimmer schritten und die Eichenschränke versiegelten, in denen sich die Archive befanden. «Oh, die armen Narren», sagte von Stumm immer wieder halb zu sich selbst. «Warum gehen sie nicht beiseite, wenn die Dampfwalze kommt. Wir wollen ihnen ja nichts tun, aber wenn sie uns im Wege stehen, werden sie überrollt werden. Oh, die armen Narren!»

Erst später fragte man sich auf deutscher Seite, wer denn eigentlich an jenem Tag die Narren waren. Graf Czernin, der österreichische Aussenminister, erkannte nachträglich, dass dies der Tag des «grössten Unglücks» war; der Tag, an dem – wie selbst der Kronprinz lange danach kummervoll zugab – «wir Deutschen die erste grosse Schlacht vor den Augen der Welt verloren».

Zwei Minuten nach acht Uhr rollte an jenem Morgen die erste feldgraue Welle bei Gemmenich, fünfzig Kilometer von Lüttich entfernt, über die belgische Grenze. Belgische Gendarmen eröffneten aus ihren Schilderhäuschen das Feuer. Die Truppe, die von der deutschen Hauptarmee für den Angriff auf Lüttich abgestellt worden war und unter dem Kommando des Generals von Emmich stand, setzte sich aus sechs Infanteriebrigaden, jede mit Artillerie und anderen Waffen ausgerüstet, und drei Kavalleriedivisionen zusammen. Bei Einbruch der Nacht hatten sie die Maas bei Visé erreicht, und dieser Name sollte die erste in einer Reihe von Zerstörungen bezeichnen.

Bis zum Augenblick der Invasion glaubten viele noch immer, die Deutschen würden aus eigenem Interesse ihre Truppen die belgischen Grenzen entlang dirigieren. Warum sollten

# Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Nr. 359 a.

Montag, 3. August 1914.

43. Jahrgang

## Der Krieg mit Frankreich.

### Abbruch der diplomatischen Beziehungen.

Berlin, 3 August. Amtliche Mitteilung.

Bisher hatten deutsche Truppen dem erteilten Befehl gemäß die französische Grenze nicht überschritten.

Dagegen greifen seit gestern französische Truppen ohne Kriegserklärung unsere Grenzposten an. Sie haben, obwohl uns die französische Regierung noch vor wenigen Tagen die Innehaltung einer unbesetzten Zone von 10 Kilometern zugesagt hatte, an verschiedenen Punkten die deutsche Grenze überschritten.

Französische Kompagnien halten seit gestern Nacht deutsche Ortschaften besetzt. Bombenwerfende Flieger kommen seit gestern nach Baden, Bayern und unter Verletzung der belgischen Neutralität über belgisches Gebiet in die Rheinprovinz und versuchen, unsere Bahnen zu zerstören.

Frankreich hat damit den Angriff gegen uns eröffnet und den Kriegszustand hergestellt. Des Reiches Sicherheit zwingt uns zur Gegenwehr. Seine Majestät der Kaiser hat die erforderlichen Befehle erteilt.

Der deutsche Botschafter in Paris ist angewiesen, seine Bässe zu fordern.

sie bewusst zwei weitere Feinde gegen sich ins Feld rufen? Da niemand die Deutschen für so törricht hielt, drängte sich den Franzosen ganz von selbst als Antwort auf diese Frage die Vermutung auf, das deutsche Ultimatum an Belgien sei ein Trick. Die Absicht sei nicht, ihm tatsächlich eine Invasion folgen zu lassen, sondern man wolle nur die Franzosen dazu bringen, «als erste in Belgien einzudringen». So äusserte sich Messimy in einem Befehl, der den französischen Truppen untersagte, die Grenze «auch nur mit einer Patrouille oder einem einzigen Reiter» zu überschreiten.

Grey hatte, ob aus diesem oder einem anderen Grund, Englands Ultimatum noch nicht übersandt. Auch König Albert hatte die Garantiemächte noch nicht um Militärhilfe gebeten. Er befürchtete ebenfalls, das Ultimatum könne sich als eine «kolossale Finte» herausstellen. Wenn er die Franzosen und Briten allzu früh herbeirief, musste ihre Anwesenheit Belgien wider seinen Willen in den Krieg hineinziehen; und er hegte im Grunde seines Herzens Sorge, dass seine Nachbarn, ständen sie erst einmal auf belgischem Boden, sich nicht beeilen würden, ihn wieder zu verlassen. Erst als das Stampfen der nach Lüttich marschierenden deutschen Kolonnen jeden Zweifel beseitigt hatte und ihm keine Wahl mehr blieb, bat der König am 4. August mittags seine Garantiemächte um «gemeinsames und aufeinander abgestimmtes» militärisches Eingreifen.

In Berlin hoffte Moltke noch immer, die Belgier würden zwar ehrenhalber ein paar Schüsse abfeuern, dann aber «zu einer Verständigung» zu bewegen sein. Aus diesem Grunde hatte es in der letzten deutschen Note einfach geheissen: «mit Waffengewalt», ohne dass eine Kriegserklärung ausgesprochen war. Als Baron Beyens, der belgische Gesandte, am Vormittag des Einmarschs seine Pässe holen kam, eilte ihm Jagow entgegen und fragte: «Nun, was haben Sie mir zu sagen?», als erwartete er einen Vorschlag. Er wiederholte das deutsche Angebot, die belgische Unabhängigkeit zu respektieren und für alle Schäden aufzukommen, wenn Belgien davon absehe, Bahnlinien, Brücken und Tunnel zu zerstören, und die deutschen Truppen frei passieren lasse, ohne Lüttich zu verteidigen! Als Beyens sich zum Gehen wandte, folgte ihm Jagow hoffnungsvoll und sagte: «Vielleicht wird es doch noch etwas geben, worüber wir sprechen können.»

In Brüssel ritt eine Stunde nach Beginn der Invasion König Albert in einer schlichten Felduniform ohne Distinktionen zum Parlament. Die kleine Kolonne kam in raschem Tempo die Rue Royale entlang; an der Spitze fuhr ein offener Wagen, in dem die Königin mit ihren drei Kindern sass; ihm folgten zwei weitere Wagen, und den Schluss bildete der König, allein und zu Pferde. Die Häuser auf beiden Seiten waren mit Flaggen und Blumen geschmückt, und auf den Strassen drängte sich das begeisterte Volk. Man schüttelte einander die Hände, ohne sich zu kennen, man lachte und weinte, und jeder fühlte sich, wie ein Augenzeuge berichtete, «mit seinem Nächsten durch das gemeinsame Band der Liebe und des Hasses

verbunden». Woge auf Woge brandeten die Hochrufe dem König entgegen, als wollte ihm das Volk in einer allgemeinen Aufwallung sagen, dass er das Symbol ihres Landes und ihres Willens zur Erhaltung der Selbständigkeit sei. Selbst der österreichische Botschafter, der aus irgendeinem Grunde noch nicht abgereist war und den Zug beobachtete, wischte sich Tränen aus den Augen.

Drinne im Saal warf der König, der allein eingetreten war, nachdem die Parlamentsmitglieder, das Publikum, die Königin und der Hof Platz genommen hatten, Mütze und Handschuhe achtlos auf das Rednerpult und begann mit nur leicht schwankender Stimme zu sprechen. Als er an den Kongress von 1830 erinnerte, der ein unabhängiges Belgien geschaffen hatte, und fragte: «Meine Herren, sind Sie unabänderlich entschlossen, das heilige Erbe unserer Vorfahren unverletzt zu erhalten?», konnten die Abgeordneten nicht länger an sich halten; sie erhoben sich und riefen laut: «*Oui! Oui! Oui!*»

Der amerikanische Botschafter, der die Szene in seinem Tagebuch festhielt, berichtet, wie er den zwölfjährigen Thronfolger im Matrosenanzug beobachtet habe, der seinen Vater mit den Augen geradezu verschlang, und wie sich ihm der Gedanke aufgedrängt habe: «Was mag im Kopfe dieses Jungen jetzt vorgehen?» Als dächte er an kommende Zeiten, fragte sich Whitlock: «Wird er sich in späteren Jahren je dieser Szene erinnern? Und wie? Wann? Unter welchen Umständen?» Der Knabe im Matrosenanzug sollte im Jahre 1940 als Leopold III. bei einer anderen deutschen Invasion kapitulieren.

Nachdem die Ansprache vorüber war, steigerte sich die Begeisterung auf den Strassen bis zum Wahnsinn. Die bisher verachtete Armee bestand plötzlich aus Helden. Das Volk schrie: «Nieder mit den Deutschen! Tod den Meuchelmördern! *Vive la Belgique indépendante!*» Als der König gegangen war, riefen die Massen nach dem Kriegsminister, der sonst, ungeachtet seiner Person, seines Amtes wegen der unbeliebteste Mann in der Regierung war. Als de Broqueville auf dem Balkon erschien, weinte selbst dieser glatte Weltmann, überwältigt von der leidenschaftlichen Erregung, die an jenem Tag in Brüssel jedes Herz erfüllte.

In Paris sangen am selben Tag französische Soldaten in roten Hosen und dunkelblauen Rücken, deren lange Schösse an den Ecken hochgeknöpft waren, beim Marsch durch die Strassen:

*«C'est l'Alsace et la Lorraine  
C'est l'Alsace qu'il nous faut, Oh, Oh, Oh, Oh!»*

wobei das letzte «Oh» in einem triumphierenden Jauchzen ausklang. Der einarmige General Pau, der gerade wegen seines verlorenen Armes überaus beliebt war, zeigte sich zu Pferde mit dem grün-schwarzen Band der Veteranen von 1870/71. Kürassier-

regimenter kamen sich mit ihren Brustharnischen aus funkelndem Metall und den langen schwarzen Rosshaarschweifen an den Helmen keineswegs anachronistisch vor. Ihnen folgten riesige Kisten, die Flugzeuge bargen, und Transportwagen mit den langen, schmalen, graugestrichenen Feldgeschützen, den *soixante-quinzes*, auf die Frankreich besonders stolz war. Den ganzen Tag lang ergoss sich ein Strom von Menschen, Pferden, Waffen und Material durch die hohen Torbogen der Gare du Nord und der Gare de l'Est.

Die von allen Fahrzeugen geleerten Boulevards entlang marschierten Kompanien Freiwilliger mit Flaggen und Fahnen, die die Devisen verkündeten: «Luxemburg wird niemals deutsch sein!», «Rumänien schliesst sich der Mutter der romanischen Rassen an», «Italien, dessen Freiheit mit französischem Blut erkaufte wurde», «Spanien, die liebevolle Schwester Frankreichs», «Britische Freiwillige für Frankreich», «Griechen, die Frankreich lieben», «Die Skandinavier von Paris», «Slawische Völker auf der Seite Frankreichs», «Lateinamerikaner für die Mutter der lateinamerikanischen Kultur». Mit Hochrufen und lautem Jubel wurde die Fahne mit der Devise «Elsässer kehren heim» begrüsst.

In einer von Senat und Kammer gemeinsam abgehaltenen Sitzung übertraf Viviani, der totblau und wie ein körperlich und seelisch Leidender aussah, sich selbst an Feuer und Beredsamkeit in einer Ansprache, die als die grossartigste seiner Karriere bejubelt wurde, wie übrigens alle Reden an diesem Tag. Er trug in seiner Mappe Frankreichs Vertrag mit Russland bei sich, wurde aber gar nicht danach gefragt. Mit begeistertem Jubel wurde seine Mitteilung aufgenommen, Italien habe «mit dem untrüglichen Scharfblick des römischen Intellekts» seine Neutralität erklärt. Wie erwartet, war das dritte Mitglied des Dreibundes im entscheidenden Augenblick mit der Begründung ausgewichen, Österreichs Angriff auf Serbien sei ein Akt der Aggression, der Italien von seiner Bündnisverpflichtung entbinde. Da hierdurch Frankreich von der Notwendigkeit befreit wurde, seine Südgrenze zu schützen, war Italiens Neutralität weitere vier Divisionen oder achtzigtausend Mann wert.

Nachdem Viviani gesprochen hatte, wurde eine Rede des Präsidenten Poincaré verlesen, der von Amts wegen verhindert war, persönlich vor dem Parlament zu erscheinen. Alles erhob sich und hörte seine Worte stehend an. Frankreich repräsentiere vor der ganzen Welt Freiheit, Gerechtigkeit und Vernunft, erklärte er in bedeutungsvoller Abwandlung der überlieferten französischen Dreiheit. Botschaften der Sympathie und des guten Willens gingen Frankreich aus allen Teilen der Welt zu – der «zivilisierten», betonte er. Während diese Rede vorgelesen wurde, machte General Joffre «vollständig ruhig und ganz zuversichtlich» seinen Abschiedsbesuch beim Präsidenten, ehe er an die Front aufbrach.



In Berlin versammelten sich die Reichstagsabgeordneten bei strömendem Regen, um die Thronrede des Kaisers zu hören. Unter den Fenstern des Reichstagsgebäudes, wo sie zu einer Vorverhandlung mit dem Kanzler zusammenkamen, klapperten unaufhörlich Pferdehufe über das Pflaster; eine Kavallerieschwadron nach der anderen trabte durch die vom Regen spiegelblanken Strassen. Bethmann empfing die Parteiführer in einem mit einem riesigen Gemälde geschmückten Zimmer. Auf dem Bild war Kaiser Wilhelm I. als Triumphator dargestellt, wie er über die französische Fahne hinwegschreitet. Es zeigte ihn zusammen mit Bismarck und Feldmarschall Moltke beim Ritt über das Schlachtfeld von Sedan, während ein deutscher Soldat im Vordergrund die französische Fahne unter die Hufe des kaiserlichen Pferdes breitet. Bethmann gab seiner Sorge um Einigkeit Ausdruck und ermahnte die Abgeordneten, in ihren Beschlüssen «einhellig» zu sein. «Wir hauen's durch, Exzellenz», erwiderte ein Sprecher der Liberalen gehorsam. Der allwissende Erzberger, von dem man annahm, er habe als Referent des Ausschusses für Militärangelegenheiten und enger Mitarbeiter des Kanzlers Informationen von oben, machte sich unter seinen Abgeordnetenkollegen wichtig und versicherte ihnen, «nächsten Montag um diese Zeit» würden die Serben geschlagen sein, und alles gehe gut voran.

Nach einem Gottesdienst begaben sich die Abgeordneten gemeinsam ins Schloss, dessen Zugänge bewacht und durch Seile abgesperrt waren. An vier verschiedenen Stellen wurden die Papiere geprüft, bis die Volksvertreter schliesslich im Weissen Saal Platz nehmen konnten. Begleitet von sieben Generälen, betrat der Kaiser still den Saal und nahm auf dem Thron Platz. Bethmann, der die Uniform der Gardedragonier trug, nahm die Rede aus dem Portefeuille und überreichte sie dem Kaiser; dieser erhob sich – er wirkte klein neben seinem Kanzler – und verlas sie, den Helm auf dem Kopf und eine Hand am Degenknauf. Ohne Belgien zu erwähnen, erklärte er: «Mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert.» Serbien habe mit Unterstützung Russlands den Krieg provoziert. Die Erwähnung der russischen Niederträchtigkeit rief Empörung und Pfuirufe hervor. Nach dieser vorbereiteten Rede erhob der Kaiser seine Stimme und verkündete: «Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!» Er rief die Parteiführer auf, wenn sie genauso empfänden, vorzutreten und ihm die Hand zu geben. In «stürmischer Begeisterung» kamen alle der Aufforderung nach, während die übrigen Versammelten in Hochrufe und leidenschaftliche Freudenbeizungen ausbrachen.

Um 15 Uhr traten die Abgeordneten wieder im Reichstag zusammen, um eine Ansprache des Kanzlers zu hören und die ihnen noch verbleibenden Pflichten zu erfüllen, die darin bestanden, zuerst für Kriegskredite zu stimmen und dann für Vertagung. Die Sozialdemokraten entschieden sich für Einstimmigkeit und verbrachten die letzten Stunden ihrer parlamentarischen Verantwortlichkeit mit besorgten Beratungen darüber,

ob sie in ein «Hoch!» auf den Kaiser einfallen sollten. Schliesslich einigten sie sich zu allgemeiner Zufriedenheit auf ein Hoch auf «Kaiser, Volk und Vaterland!»

Als Bethmann sich zum Sprechen erhob, wartete jeder in ängstlicher Spannung, was er über Belgien sagen werde. Noch vor einem Jahr hatte Aussenminister Jagow in einer Geheimsitzung des Lenkungsausschusses des Reichstags versichert, Deutschland werde niemals Belgiens Grenzen verletzen, und General von Heeringen, der damalige Kriegsminister, hatte versprochen, das Oberkommando werde im Falle eines Krieges die belgische Neutralität respektieren, solange die Feinde Deutschlands das auch täten. Am 4. August wussten die Abgeordneten noch nicht, dass ihre Armeen am selben Morgen in Belgien einmarschiert waren. Sie kannten wohl das Ultimatum, nicht aber die belgische Antwort, weil die deutsche Regierung den Eindruck erwecken wollte, Belgien habe nachgegeben und der bewaffnete Widerstand sei deshalb illegal, und infolgedessen diese Antwort niemals öffentlich bekanntgab.

«Unsere Truppen», teilte Bethmann dem gespannten Auditorium mit, «haben Luxemburg besetzt, vielleicht» – dieses «vielleicht» kam um acht Stunden zu spät – «auch schon belgisches Gebiet betreten müssen.» (Grosse Bewegung.) Es sei richtig, dass Frankreich sich Belgien gegenüber verpflichtet habe, die belgische Neutralität zu respektieren, aber «wir wussten, dass Frankreich zum Einfall bereitstand», und «wir konnten nicht warten». Es sei unvermeidlich gewesen, erklärte er, ein Fall von militärischer Notwehr, und «Not kennt kein Gebot».

Bis hierher hatte er seine Hörer in Bann, sowohl die von der Rechten, die ihn verachteten, als auch die von der Linken, die ihm misstrauten. Sein nächster Satz jedoch löste eine Sensation aus. «Das widerspricht den Gesetzen des Völkerrechts... Das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wiedergutzumachen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist.» Nach Ansicht des Grossadmirals Tirpitz war diese Äusserung der grösste Fehler, den ein deutscher Staatsmann je begehen konnte; Conrad Haussmann dagegen, ein Führer der Liberalen, hielt diese Stelle für die beste der ganzen Rede. Da die Vorgänge zugleich mit einem Schuldbekennnis vor aller Öffentlichkeit bekanntgegeben worden waren, fühlten er und seine Abgeordnetenkollegen sich von jeder Schuld freigesprochen und stimmten dem Kanzler mit einem lauten «Sehr richtig!» zu. In einem eindrucksvollen Schlusssatz – ehe dieser Tag voller denkwürdiger Aussprüche sich neigte, sollte Bethmann noch eine Äusserung tun, die ihn unsterblich machte – erklärte der Reichskanzler, wer so schlecht behandelt werde wie die Deutschen, könne nur an eines denken, nämlich «wie er sich durchhaut».

Einstimmig wurde ein Kredit von fünf Milliarden Mark gebilligt, und danach stimmte der Reichstag selbst für seine Vertagung auf vier Monate, d. h. auf die Zeit, die man allgemein als Kriegsdauer ansetzte. Bethmann schloss die Verhandlungen mit

einer Versicherung, in der die Todesbereitschaft der Gladiatoren mitschwang: «Was uns auch beschieden sein mag, der 4. August 1914 wird bis in alle Ewigkeit einer der grössten Tage Deutschlands sein.»

An jenem Abend um 19 Uhr gab England endlich die überall so besorgt erwartete definitive Antwort. Am Vormittag hatte sich die britische Regierung zu einem Entschluss durchgerungen, so dass die Abgabe eines Ultimatums möglich wurde. Es erfolgte jedoch in zwei Teilen. Zuerst ersuchte Grey um eine Zusicherung, dass die angedrohten Massnahmen Deutschlands gegen Belgien nicht «durchgeführt» würden, und verlangte eine «sofortige Antwort»; doch da kein Termin angegeben und von Sanktionen im Fall der Nichtbeantwortung nicht die Rede war, konnte diese Note technisch nicht als Ultimatum bezeichnet werden. Grey wartete so lange, bis er wusste, dass die deutsche Armee in Belgien einmarschiert war, und übersandte dann eine zweite Note mit der Feststellung, England fühle sich verpflichtet, «für die Neutralität Belgiens sowie die Beachtung des Vertrags einzu treten, an den Deutschland ebenso gebunden ist wie England». Man forderte eine «zufriedenstellende Antwort» bis Mitternacht, andernfalls sollte der britische Botschafter die Pässe verlangen.

Dass das Ultimatum nicht am Abend zuvor unmittelbar nach der Zustimmung des Parlaments zu der Rede Greys abgesandt worden war, lässt sich nur mit der Unschlüssigkeit der Regierung erklären. Was sie unter einer zufriedenstellenden Antwort anderes verstehen wollte, als dass die Deutschen sich gefügig über die Grenze wieder zurückzogen, die sie frühmorgens mit Vorbedacht und unwider ruflich überschritten hatten, und warum England auf eine so unwahrscheinliche Reaktion bis Mitternacht zu warten beschloss, lässt sich wohl kaum je ergründen. Im Mittelmeer sollte sich dieser Zeitverlust noch am selben Abend entscheidend auswirken.

In Berlin überreichte der britische Botschafter, Sir Edward Goschen, das Ultimatum in einem historischen Gespräch mit dem Kanzler. Er fand Bethmann «sehr aufgeregt». Bethmann selbst berichtet: «Mein Blut kochte ob der wiederholten hypokritischen Betonung der belgischen Neutralität, die es eben nicht war, was England zum Kriege trieb.» Sein Ärger verleitete ihn zu einer Standpauke. Er sagte, England tue etwas Unglaubliches, indem es Krieg gegen eine verwandte Nation führe; es handle wie jemand, der einen Menschen von hinten überfällt, während dieser gegen zwei Angreifer um sein Leben kämpft; infolge dieses letzten schrecklichen Schrittes werde England für alle furchtbaren Ereignisse verantwortlich sein, die noch folgen könnten, und das alles nur für ein Wort – Neutralität –, nur für einen Fetzen Papier.

Auf diesen Satz, der in der ganzen Welt widerhallen sollte, ging Goschen nicht ein, nahm ihn aber in seinen Bericht über das Gespräch mit auf. Seine Antwort war: wenn es aus strategischen Gründen für Deutschland eine Lebensfrage sei, durch Belgien zu marschieren, so sei es für England gewissermassen eine Lebens-

frage, zu halten, was es feierlich versprochen habe. «Seine Exzellenz war so aufgeregt und offensichtlich durch die Nachricht von unserem Vorgehen so überwältigt und so wenig aufgelegt, vernünftige Gründe anzuhören», dass er von jeder weiteren Debatte absah.

Als Goschen wegging, fuhren zwei Leute vom *Berliner Tageblatt* in einem Pressewagen durch die Strassen und warfen Flugblätter aus, die – etwas verfrüht, da ja das Ultimatum erst um Mitternacht ablief – Englands Kriegserklärung verkündeten. Nachdem man schon von Italien im Stich gelassen worden war, brachte dieser neueste «Verrat», dieser weitere Zuwachs an Feinden die Deutschen auf, und die lautstark demonstrierenden Massen beschäftigten sich in der nächsten Stunde damit, in der britischen Botschaft alle Fenster mit Steinen einzuwerfen. Über Nacht wurde England zum meistgehassten Feind, das Wort «Rassenverrat» zum beliebtesten Schlagwort. Der Kaiser klagte in einem nicht gerade tiefgründigen Kommentar: «Zu denken, dass George und Nicky mich so hintergangen haben! Wäre meine Grossmutter noch am Leben gewesen, sie hätte das nicht zugelassen.»

Die Deutschen konnten über diese Perfidie nicht hinwegkommen. Sie vermochten es nicht zu glauben, dass die Engländer, die es doch dahin gebracht hatten, dass Suffragetten den Premierminister mit ihren Fragen in die Enge trieben und der Polizei Trotz boten, jetzt plötzlich kämpfen wollten. England wurde doch allmählich alt, wenn es auch ein grosses und immer noch mächtiges Land war, und die Deutschen empfanden ihm gegenüber, genau wie die Goten für das späte Rom, eine Verachtung, die sich mit dem Minderwertigkeitsgefühl des Emporkömmlings mischte. Die Engländer glauben, «uns in der Art Portugals behandeln zu können», beklagte sich Grossadmiral Tirpitz.

Englands Verrat bestärkte die Deutschen in dem Gefühl, keine Freunde zu haben. Sie waren sich bewusst, als Volk unbeliebt zu sein. Wie kam es nur, dass Nizza, das 1860 von Frankreich annektiert worden war, sich wohl fühlen und in wenigen Jahren vergessen konnte, dass es jemals italienisch war, während eine halbe Million Elsässer lieber ihre Heimat verliessen, als unter deutscher Herrschaft zu leben? Unser Vaterland ist «in der ganzen Welt wenig beliebt, vielfach geradezu verhasst», bemerkte der Kronprinz auf seinen Reisen.

Während die Massen in der Wilhelmstrasse nach Rache schrien, sammelten sich deprimierte Abgeordnete der Linken in Cafés und klagten einander ihr Leid: «Deutschland hat alle gegen sich», sagte einer. «Das Deutschtum hat drei Gegner in der Welt – den Latinismus, den Slawismus und das Angelsachsentum – Deutschland trieb alle zum umzüngelnden Bund zusammen.»

«Wir sind mit Österreich, dem *wir* helfen müssen, allein... das ist eine Diplomatie, wie sie wirkungsloser nicht sein könnte», sagte ein anderer.

«Dieser Krieg sollte spätestens in drei bis vier Monaten enden», tröstete sie ein dritter. «Wenn wir vorher erschöpft sind, nützt uns ein knapper Sieg nichts.»

«Man hofft auf die Türken und die Japaner», warf jemand ein.

Tatsächlich waren am Abend vorher Gerüchte laut geworden, als man in den Restaurants von der Strasse her ferne Hurrarufe hörte. Ein Augenzeuge berichtet folgendermassen: «Sie kamen näher. Die Menschen lauschten und sprangen dann auf. Die Hurrarufe wurden lauter, sie tönnten über den Potsdamer Platz und nahmen Sturmesstärke an. Die Gäste liessen ihr Essen stehen und liefen aus den Restaurants. Ich schloss mich dem Strom an. Was ist los? ‚Japan hat Russland den Krieg erklärt!‘ schrien sie. Hurra, Hurra. Stürmische Freude. Die Menschen umarmten einander. ‚Lang lebe Japan! Hurra! Hurrab Endloser Jubel. Dann schrie jemand: ‚Zur japanischen Botschaft‘. Und die Menge stürmte davon, riss jedermann mit sich und umlagerte die Botschaft. ‚Lang lebe Japan! Lang lebe Japan!‘ schrien die Leute ungestüm, bis der japanische Botschafter endlich erschien und ganz verdutzt seinen Dank stammelte für diese unerwartete und, wie ihm scheinete, unverdiente Huldigung.» Obwohl am nächsten Tag feststand, dass das Gerücht falsch war, sollte es doch noch zwei Wochen dauern, bis klar wurde, wie unverdient die Huldigung gewesen war.

Als Botschafter Lichnowsky und sein Stab in der Folge England verliessen, erschütterten «Trauer und Verbitterung» der Gruppe am Viktoria-Bahnhof einen der Freunde, der zum Abschiednehmen gekommen war. Man gab den deutschen Dienststellen zu Hause Schuld daran, dass man jetzt in einen Krieg gezogen werde, in dem ausser Österreich kein Verbündeter auf Seiten Deutschlands stehe.

«Was haben wir für Chancen, wenn wir von allen Seiten angegriffen werden? Ist denn niemand Deutschland wohlgesinnt?» fragte einer von den Beamten traurig. «Siam steht auf unserer Seite, höre ich», erwiderte ein Kollege.

Kaum hatte sich England das Ultimatum abgerungen, kam es im Kabinett zu neuen Meinungsverschiedenheiten über die Frage, ob ein Expeditionskorps nach Frankreich geschickt werden sollte. Nachdem man sich nun schon für den Kriegseintritt entschieden hatte, begannen die Debatten, wie weit man sich einlassen sollte. In der gemeinsamen Planung mit Frankreich war ein Expeditionskorps von sechs Divisionen vorgesehen, das zwischen dem vierten und zwölften Tag nach der Mobilmachung in Frankreich eintreffen und spätestens am fünfzehnten Tag auf der äussersten Linken der französischen Front zum Eingreifen bereitstehen sollte. Dieser Plan war jedoch schon gestört, weil die englische Mobilmachung (am 5. August), die der französischen eigentlich nur mit zwei Tagen Differenz folgen sollte, sich um einen Tag verzögert hatte und es noch weitere Verzögerungen geben würde.

Asquiths Kabinett war von der Furcht vor einer Invasion wie gelähmt. Im Jahre

1909 hatte der Verteidigungsausschuss des Empire nach einer Spezialuntersuchung des Problems erklärt, solange die englische Heimatarmee zahlenmässig so stark gehalten werde, dass die Deutschen gezwungen seien, ihre Invasionstruppe auf einen Umfang zu bringen, der diese notwendig zu einem Opfer der Flotte machen müsse, sei eine Invasion grossen Stils «unpraktisch». Obwohl versichert wurde, dass die Verteidigung der britischen Inseln durch die Flotte hinlänglich gewährleistet sei, brachten Englands Führer am 4. August nicht den Mut auf, die Insel von den regulären Truppen zu entblößen. Man erwog, weniger als sechs Divisionen zu entsenden, sie eher später als früher, ja überhaupt nicht in Marsch zu setzen. Admiral Jellicoe wurde bedeutet, die geplante Eskortierung des Expeditionskorps über den Kanal komme «augenblicklich» nicht in Frage. Kein Druck auf den Knopf im Kriegsministerium setzte automatisch das Korps in Bewegung, weil die britische Regierung sich nicht dazu entschliessen konnte. Im Kriegsministerium selbst, das nun schon vier Monate ohne Minister war, herrschte Verwirrung, weil ihm die Spitze fehlte. Asquith war immerhin so weit gegangen, Kitchener nach London einzuladen, brachte es aber noch nicht über sich, ihm den Posten anzutragen. Der impulsive und ungestüme Henry Wilson zeigte sich in seinem freimütigen Tagebuch, dessen Veröffentlichung nach dem Kriege so peinlich wirken sollte, «angewidert von diesen Zuständen». Nicht anders erging es Cambon, der mit einer Karte bewaffnet bei Grey vorsprach, um ihm zu zeigen, wie notwendig es sei, dass der französische linke Flügel um die sechs englischen Divisionen verlängert werde. Grey versprach, die Sache dem Kabinett vorzulegen.

General Wilson war wütend über diese Verzögerung, die er Greys «sündhaftem» Zaudern zuschrieb, und zeigte in seinem Ärger seinen Freunden von der Opposition eine Abschrift des Mobilmachungsbefehles, in der anstelle von «mobilmachen und einschiffen» nur «mobilmachen» stand. Das allein, sagte er, werde den zeitlichen Ablauf um vier Tage verzögern. Balfour nahm es auf sich, die Regierung anzutreiben. In einem an Haldane gerichteten Brief erklärte er, der Grundgedanke der Entente und der damit zusammenhängenden militärischen Vorkehrungen sei die Sicherheit des Bestandes von Frankreich; denn wenn Frankreich zerschmettert werde, «könnte die ganze Zukunft Europas in eine Richtung geraten, die wir als verhängnisvoll ansehen müssten». Da man sich nun einmal dieser Politik verschrieben habe, komme es jetzt darauf an, «schnell zuzuschlagen, und das mit voller Kraft». Als Haldane zu ihm kam und die zögernde Haltung des Kabinetts begründete, konnte sich Balfour des Gefühls nicht erwehren, dass diese durch «gewisse Unklarheit im Denken und Unentschiedenheit in der Zielsetzung» gekennzeichnet sei.

An jenem Nachmittag des 4. August, ungefähr zur gleichen Stunde, in der Bethmann vor dem Reichstag und Viviani vor der Deputiertenkammer sprachen, kündigte Asquith dem Unterhaus eine «eigenhändig unterzeichnete Botschaft Seiner Majestät» an. Der *Speaker*

# **TO BERLIN!**

---

The Country is arranging a Trip to Germany  
in the Spring to a few

## **SPORTSMEN.**

All hotel expenses and railway fares paid.

## **GOOD SHOOTING AND HUNTING.**

Ages 18-38 (?). Rifles and

## **AMMUNITION SUPPLIED FREE.**

Cheap Trips up the Rhine.

Apply at once, as there is only a limited number (one million) required.

---

APPLY—

**PRIVATE DANIEL SHERRIN,**

4th Batt. The Buffs,

East Kent Regiment,

Drill Hall,

St. Peter's Lane,

Canterbury.

erhob sich von seinem Platz, und die Hörer entblösten ihre Häupter, während die Mobilmachungserklärung verlesen wurde. Danach gab Asquith aus einem maschinengeschriebenen Exemplar, das leise in seinen Händen zitterte, die Bedingungen des eben telegrafisch nach Deutschland übermittelten Ultimatus bekannt. Als er zu den Worten kam: «Eine zufriedenstellende Antwort bis Mitternacht», stieg feierlicher Beifall aus den Bänken auf.

Nun blieb nichts mehr zu tun, als bis Mitternacht (23 Uhr nach britischer Zeit) zu warten. Um 21 Uhr erfuhr das Parlament aus einem abgefangenen unchiffrierten Telegramm aus Berlin, dass Deutschland sich von dem Augenblick an als im Kriege mit England befindlich betrachtete, in dem der britische Gesandte um seine Pässe ersuchte. Das eiligst zusammengerufene Kabinett erörterte, ob man den Krieg mit diesem Zeitpunkt erklären oder den Termin des Ultimatus abwarten sollte. Man beschloss zu warten. Schweigend sassen sie, jeder seinen eigenen Gedanken hingegeben, rund um den grünen Tisch in dem spärlich erleuchteten Sitzungssaal, nicht ohne der Schatten derer zu gedenken, die in schicksalhaften Augenblicken vor ihnen im selben Raum gesessen hatten. Die Uhr, deren Zeiger dem Ende der Frist zuwanderten, zog aller Augen auf sich. Da erklang der erste Schlag von Big Ben, und für Lloyd George, der als Waliser ein besonderes Gefühl für Melodramatik hatte, waren die elf dumpfen Schläge wie eine Ankündigung des Weltgerichts.

Zwanzig Minuten später ging das Kriegstelegramm: «Krieg, Deutschland, Handeln» hinaus. Wo und wann die Armee in Aktion treten sollte, war noch ungewiss, da man die Entscheidung hierüber einem Kriegsrat überlassen hatte, der für den folgenden Tag einberufen war. Es war also eine kriegführende, wenn auch nicht gerade kriegslustige Regierung, die sich an diesem Abend zum Schlafen niederlegte.

Am nächsten Tag begann mit dem Angriff auf Lüttich die erste Schlacht des Krieges. Europa trat, wie Moltke an jenem Tag an Conrad von Hötzendorff schrieb, in einen Kampf ein, «der für das nächste Jahrhundert über den Gang der Weltgeschichte entscheiden» sollte.



# Kämpfe

## 10 «Goeben... ein Feind auf der Flucht»

Ehe noch der Krieg zu Lande begann, erhielt in den frühen Morgenstunden des 4. August der deutsche Kommandant im Mittelmeer, Admiral Wilhelm Souchon, ein Funktelegramm vom deutschen Admiralstab. Es lautete: «3. August Bündnis geschlossen mit Türkei. *Goeben* und *Breslau* sofort nach Konstantinopel gehen. Admiralstab.» Obwohl diese Erwartungen sich als verfrüht erwiesen und das Telegramm fast sofort widerrufen wurde, beschloss Admiral Souchon, der Weisung zu folgen. Sein Kommando bestand aus zwei schnellen, neuen Schiffen, dem Schlachtkreuzer *Goeben* und dem leichten Kreuzer *Breslau*. Keine Heldentat in diesem Krieg machte so in der ganzen Welt von sich reden wie die Fahrt, die der Kommandant dieser Schiffe während der nächsten sieben Tage durchführte.

Die Türkei hatte zur Zeit des Attentats von Sarajewo viele Feinde und keine Verbündeten, weil niemand sie eines Bündnisses für wert hielt. Hundert Jahre lang hatten die Mächte Europas geglaubt, das Osmanische Reich, der «kranke Mann am Bosphorus», liege im Sterben, und nur darauf gewartet, über den Leichnam herfallen zu können. Aber ein Jahr um das andere verging, der sagenhafte Patient dachte nicht daran zu sterben, sondern hielt in seinen altersschwachen Händen noch immer die Schlüssel zu unermesslichen Besitztümern fest. Ja, in den letzten sechs Jahren, seit die jungtürkische Revolution 1908 den alten Sultan «Abdul den Verdammten» abgesetzt und unter seinem zugänglicheren Bruder eine Regierung mit Hilfe des «Ausschusses für Einheit und Fortschritt» gebildet hatte, vollzog sich sogar ein ausgesprochener Verjüngungsprozess.

Der «Ausschuss» oder die Jungtürken, die von ihrem «kleinen Napoleon», Enver Bey, geführt wurden, beschlossen das Land zu erneuern, eine Macht zu schmieden, die das auseinanderfallende Reich zusammenhalten konnte, die wartenden Geier abzuwehren und die panislamische Herrschaft aus den Tagen des osmanischen Ruhmes wiederherzustellen. Russland, Frankreich und England, die in diesem Gebiet ihre eigenen Ambitionen hatten, beobachteten eine derartige Entwicklung mit starkem Missbehagen. Deutschland, das erst spät auf der Bühne der Weltmächte erschienen war und selbst auch von einer Achse Berlin-Bagdad träumte, beschloss, sich der Jungtürken anzunehmen. Eine deutsche Militärmis-

sion, die im Jahre 1913 in die Türkei entsandt wurde, um die türkische Armee zu reorganisieren, löste bei den Russen so viel Wut und Ärger aus, dass es gemeinsamer Anstrengungen der Grossmächte bedurfte, um einen tragbaren Ausweg zu finden. Sonst hätte sich schon aus dieser Affäre ein Jahr vor Sarajewo jene «lächerliche Angelegenheit auf dem Balkan» entwickelt.

Seit damals spürten die Türken den Schatten jenes Tages immer näherrücken, der sie vor die Entscheidung für eine der beiden Seiten stellen würde. Da sie Russland fürchteten, England nicht leiden konnten und Deutschland misstrauten, waren sie unschlüssig. Der «Held der Revolution», der gutaussehende junge Enver mit seinen frischen Wangen und dem schwarzen Schnurrbart, den er nach Art des deutschen Kaisers aufwärts zwirbelte, war der Einzige, der sich rückhaltlos und begeistert für ein Bündnis mit Deutschland einsetzte. Wie manche späteren Denker glaubte auch er, dass die Zukunft Deutschland an der Spitze sehen werde. Talaat Bey, der politische «Boss» des «Ausschusses» und sein eigentlicher Beherrscher, ein robuster levantinischer Abenteurer, der ein Pfund Kaviar auf einmal essen und mit zwei Glas Brandy und zwei Flaschen Champagner hinunterspülen konnte, war nicht so sicher. Er glaubte, die Türkei könne von Deutschland einen besseren Preis erzielen als von der Entente, und hielt es nicht für möglich, dass sie einen Krieg der Grossmächte als neutrales Land überdauern könne. Gewannen die Ententemächte, so würde der osmanische Besitz unter ihrem Druck sich auflösen, gewannen die Zentralmächte, so würde die Türkei deutscher Vasallenstaat. Andere Gruppen in der türkischen Regierung hätten ein Bündnis mit der Entente vorgezogen, wenn es erreichbar gewesen wäre; denn sie hofften, damit Russland besänftigen zu können, den uralten Feind der Türkei. Seit zehn Jahrhunderten schon strebte Russland nach Konstantinopel, dieser von den Russen Zarigrad genannten, am Ausgang des Schwarzen Meeres gelegenen Stadt. Die schmale und berühmte Durchfahrt, die Dardanellen, von fünfzig Meilen Länge und einer Breite, die nirgends drei Meilen überschritt, war Russlands einziger ganzjährig benutzbarer Ausgang zur übrigen Welt.

Die Türkei hatte einen Aktivposten von unschätzbarem Wert – ihre geographische Lage im Knotenpunkt der Verbindungslinien der Weltpolitik. Aus diesem Grunde war England hundert Jahre lang der traditionelle Schirmherr der Türkei gewesen, aber jetzt war es so, dass es die Türkei nicht mehr ernst nahm. Nachdem es ein Jahrhundert lang den Sultan vor allen Usurpatoren beschützt hatte, weil es seinen Weg nach Indien lieber von einem schwachen, machtlosen und deshalb fügsamen Despoten kontrolliert sah, wurde England allmählich der Fesseln müde, die sie an die «lästige, morsche, altersschwache und bankrotte Türkei» banden, wie Winston Churchill es lebenswürdig formulierte. Schon lange hatte die Türkei in Europa wegen ihrer Misswirtschaft, ihrer Korruption und ihrer Grausamkeit einen üblen Ruf. Die Liberalen, die in England seit 1906 regierten, dachten wie Gladstone, der in seinem berühmten Aufruf zur Ächtung der unmöglichen Türken

diese «die einzige grosse unmenschliche Spezies der Menschheit» genannt hatte. Ihre Politik richtete sich gegen ein Bild, das zur Hälfte den kranken Mann, zur Hälfte den bösen Türken zeigte. Lord Salisburys sportliche Metapher nach dem Krimkrieg – «Wir haben unser Geld auf das falsche Pferd gesetzt» – wurde jetzt wie eine Prophezeiung gewertet. Man verzichtete auf den englischen Einfluss bei der Hohen Pforte genau in dem Augenblick, in dem er sich vielleicht als unbezahlbar erwiesen hätte.

Dass im Jahre 1911 ein Ersuchen der Türkei um ein Dauerbündnis mit Grossbritannien abgelehnt wurde, ging auf das Konto von Winston Churchill. Er hatte 1909 Konstantinopel besucht und – nach seiner Auffassung – «freundschaftliche Beziehungen» zu Enver und anderen jungtürkischen Ministern hergestellt. In dem überlegenen Ton, der für Noten an orientalische Staaten üblich war, erklärte er, England könne zwar kein Bündnis eingehen, doch die Türkei tue trotzdem gut daran, sich das Wohlwollen der Briten nicht dadurch zu verscherzen, dass sie «zu den grausamen Methoden des alten Regimes zurückkehre oder den Versuch mache, den derzeitigen britischen Status quo zu stören». Im Vollgefühl seines Überblicks, den er als Erster Lord der Admiralität zu haben glaubte, erinnerte er die Türkei daran, dass die Freundschaft Grossbritanniens so lange wertvoll sein werde, wie England «allein unter den europäischen Staaten... die Vorherrschaft zur See innehat». Dass die Freundschaft, ja sogar die Neutralität der Türkei für England ebenso wertvoll sein könne, kam weder Churchill noch einem anderen Staatsmann in den Sinn.

Im Juli 1914 waren die Deutschen angesichts des drohenden Zweifrontenkrieges plötzlich eifrig bestrebt, sich den Verbündeten zu sichern, der die Ausfahrt aus dem Schwarzen Meer sperren und Russland von seinen Verbündeten und deren Hilfeleistung abschneiden konnte. Ein früherer türkischer Bündnisvorschlag, den man bisher hingengelassen hatte, erschien plötzlich interessant. Der Kaiser in seiner Sorge betonte, es komme jetzt darauf an, auf dem Balkan jedes Gewehr bereitzustellen, das gegen die Slawen gerichtet werden könne. Als die Türken wegen der Bedingungen Schwierigkeiten machten und so taten, als neigten sie der Entente zu, wies der deutsche Kaiser in steigender Angst seinen Botschafter an, das türkische Angebot «unbedingt klar entgegenkommend...» zu beantworten. «Wir dürfen sie unter gar keinen Umständen abweisen.»

Am 28. Juli, dem Tag der österreichischen Kriegserklärung an Serbien, ersuchte die Türkei Deutschland offiziell um ein geheimes Offensiv- und Defensivbündnis, das in Kraft treten sollte, falls einer von den beiden Bündnispartnern mit Russland Krieg führte. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden wurde dieses Angebot in Berlin zur Kenntnis genommen, akzeptiert und ein vom Kanzler unterzeichneter Vertragsentwurf zurücktelegraphiert. Doch im letzten Augenblick schreckten die Türken vor dem Entschluss zurück, den Knoten zu schürzen, der

ihr Schicksal an das der Deutschen knüpfen sollte. Wenn man nur genau wüsste, ob die Deutschen gewinnen würden...

Als sie noch zögerten, kam ihnen England freundlicher Weise zu Hilfe, indem es zwei türkische Schlachtschiffe beschlagnahmte, die damals gerade auf Bestellung in britischen Werften gebaut wurden. Es waren erstklassige Kriegsschiffe, die den besten britischen um nichts nachstanden, und eines davon war mit 35-cm-Geschützen bestückt. Der einfallsreiche Erste Lord «requirierte» – das war sein eigener Ausdruck – die türkischen Kriegsschiffe am 28. Juli. Eines, der *Sultan Osman*, war im Mai fertiggestellt und schon mit einer ersten Rate bezahlt worden; aber als die Türken das Schiff abholen wollten, hatten die Engländer sie mit Hilfe dunkler Andeutungen, in denen von einem griechischen Komplott und Unterseebootangriffen die Rede war, dazu überredet, es noch in England zu lassen, bis das Schwesterschiff, die *Reshadieh*, auch fertig sei und beide gemeinsam heimfahren könnten.

Als Anfang Juli der Bau der *Reshadieh* abgeschlossen war, gab es neue Ausflüchte. Probefahrten und das Einschieszen der Geschütze wurden unter nichtigen Vorwänden verzögert. Indessen wartete der türkische Kapitän mit fünfhundert türkischen Matrosen an Bord eines Transporters in der Tynemündung; als er erfuhr, was Churchill angeordnet hatte, drohte er, er werde an Bord seiner Schiffe gehen und die türkische Flagge hissen. Nicht ohne Genugtuung befahl die Admiralität, einen derartigen Versuch, «wenn nötig mit Waffengewalt», zu verhindern.

Die beiden Schiffe hatten die Türkei die für damalige Zeiten ungeheure Summe von dreissig Millionen Dollar gekostet. Man hatte das Geld durch eine Volksspende aufgebracht, nachdem die Desaster der Balkankriege der türkischen Öffentlichkeit vor Augen geführt hatten, wie notwendig eine Reorganisation der Streitkräfte sei. Jeder Bauer in Anatolien hatte sein Scherflein dazu beigetragen. Obwohl die Beschlagnahme öffentlich noch nicht bekanntgegeben worden war, verursachte die Nachricht, wie Marineminister Djemal Pascha sich ohne Übertreibung ausdrückte, seiner Regierung «erhebliche Kopfschmerzen».

England gab sich keine Mühe, sie zu lindern. Als Grey den Türken diesen Akt offener Seeräuberei auf der Tyne mitteilte, gab er seiner Überzeugung Ausdruck, dass die Türkei verstehen werde, warum England sich gezwungen sehe, die Schiffe «in der gegenwärtigen Krise für seine eigenen Zwecke» zu verwenden. Die finanziellen und sonstigen Einbussen der Türkei – die Seiner Majestät Regierung «aufrichtig bedauere»-werde man, wie er sich diplomatisch ausdrückte, «gebührend in Erwägung ziehen». Von einer Entschädigung war nicht die Rede. Die Theorien vom «kranken Mann» und vom «falschen Pferd» wirkten dahin zusammen, dass England das ganze Osmanische Reich für weniger wichtig hielt als zwei zusätzliche Kriegsschiffe. Greys Telegramm mit den bedauernden Worten wurde am 3. August abgeschickt. Am selben Tag unterzeichnete die Türkei den Bündnisvertrag mit Deutschland.

Sie erklärte jedoch weder Russland den Krieg, wozu sie sich verpflichtet hatte, noch sperrte sie das Schwarze Meer oder unternahm sonst etwas, wodurch sie nach aussen hin ihre strikte Neutralität verletzt hätte. Nachdem sich die Türkei so ein Bündnis mit einer Grossmacht unter ihren eigenen Bedingungen gesichert hatte, zeigte sie keinerlei Eile, ihrem neuen Verbündeten zu helfen. Ihre Staatsmänner zogen es in ihrer Unentschlossenheit vor, abzuwarten, in welcher Richtung sich die Anfangsschlachten des Krieges entwickeln würden. Deutschland war weit weg, die Russen und die Engländer dagegen bildeten eine greifbare und stets gegenwärtige Gefahr. Der jetzt sicher bevorstehende Kriegseintritt Englands war Anlass zu nachträglichen ernsthaften Überlegungen. Die deutsche Regierung, die gerade diese Entwicklung fürchtete, beauftragte ihren Botschafter, Baron Wangenheim, die Kriegserklärung der Türkei an Russland «möglichst noch heute» zu erreichen, «um zu verhüten, dass die Hohe Pforte unter dem Eindruck des englischen Vorgehens uns im letzten Moment ausbricht». Die türkische Regierung aber fügte sich nicht. Ausser Enver waren alle dafür, ein offenes Vorgehen gegen Russland hinauszuzögern, bis der Verlauf des Krieges Rückschlüsse auf seinen Ausgang erlaube.

Im Mittelmeer übten sich graue Kolosse für kommende Kämpfe. Funker lauschten angestrengt in ihre Kopfhörer und nahmen Operationsbefehle der Admiralitäten in weiter Ferne auf. Die unmittelbare und vordringlichste Aufgabe der britischen und französischen Flotten bestand darin, den Transport des französischen Kolonialkorps von Nordafrika nach Frankreich zu sichern, das mit seinen drei anstelle der normalen zwei Divisionen und seinen Hilfskräften über 80'000 Mann zählte. Für den französischen Feldzugsplan konnte der Ausfall eines ganzen Armeekorps von entscheidender Bedeutung sein, und das Schicksal Frankreichs im ersten Zusammenprall mit Deutschland wiederum würde, wie beide Seiten glaubten, den ganzen Krieg entscheiden.

Sowohl die französische wie auch die englische Admiralität liessen die *Goeben* und die *Breslau* nicht aus den Augen, da sie in ihnen die grösste Gefahr für die französischen Truppentransporte sahen. Die Franzosen konnten zum Schutz des Transports sechzehn Schlachtschiffe, sechs Kreuzer und vierundzwanzig Zerstörer einsetzen und verfügten damit über die stärkste Flotte im Mittelmeer. Die britische Mittelmeerflotte mit der Basis auf Malta hatte keine Grosskampfschiffe, sondern wurde von drei Schlachtkreuzern angeführt, *Inflexible*, *Indomitable* und *Indefatigable*, jeder zu 18'000 Tonnen, mit einer Bestückung von acht 30-cm-Geschützen und einer Geschwindigkeit von 27 bis 28 Knoten. Sie waren so gebaut, dass sie, abgesehen von den Grosskampfschiffen, alles auf See überholen und vernichten sollten. Ausserdem gehörten zu der britischen Flotte noch vier bewaffnete Kreuzer von je 14'000 Tonnen, vier leichte Kreuzer unter 5'000 Tonnen und vierzehn Zerstörer. Die italienische Flotte war neutral. Die österreichische Flotte mit ihrer Basis in Pola an der Adria hatte acht aktive Kriegsschiffe, darunter

zwei neue Grosskampfschiffe mit 30-cm-Geschützen und eine entsprechende Anzahl anderer Einheiten. Doch sie erwies sich als Papiertiger, war unvorbereitet und trat nicht in Erscheinung.

Deutschland mit der zweitgrössten Flotte der Welt hatte nur zwei Kriegsschiffe im Mittelmeer. Das eine war der Schlachtkreuzer *Goeben*, mit seinen 23'000 Tonnen einem Grosskampfschiff entsprechend, mit einer registrierten Versuchsgeschwindigkeit von 27, 8 Knoten den Schiffen der britischen *Inflexible- YA&sse* ebenbürtig und auch in der Feuerkraft kaum unterlegen. Das andere war die *Breslau* mit 4'500 Tonnen, ein Schiff, das sich mit den britischen leichten Kreuzern vergleichen liess. Infolge ihrer Geschwindigkeit, die höher war als die aller französischen Schlachtschiffe oder Kreuzer, würde die *Goeben* nach den pessimistischen Prognosen des britischen Ersten Lords «leicht imstande sein, den Schlachtgeschwadern der Franzosen auszuweichen und ihre Kreuzer zu ignorieren oder zu überholen, um dann über die Transporter hereinzubrechen und eins nach dem anderen dieser mit Soldaten vollgepfropften Schiffe zu versenken». Wenn etwas für das seemännische Denken der Engländer vor Kriegsausbruch charakteristisch war, dann die Tendenz, der deutschen Flotte viel mehr Kühnheit und Wagemut einer Übermacht gegenüber zuzutrauen, als sie selbst bewiesen haben würden und als die Deutschen im Ernstfall dann wirklich zeigten.

Allerdings hatte man die *Goeben* und die *Breslau* nach ihrem Stapellauf 1912 tatsächlich ins Mittelmeer entsandt, damit sie dort für Angriffe auf französische Truppentransporte bereitstünden. Im entscheidenden Moment aber entdeckte Deutschland, dass es eine wichtigere Aufgabe zu erfüllen gab. Am 3. August, als den Deutschen die Notwendigkeit aufging, die immer noch zögernden Türken mit allen erdenklichen Mitteln zur Kriegserklärung zu zwingen, befahl Grossadmiral von Tirpitz den Admiral Souchon nach Konstantinopel.

Souchon, ein verschlossener, stattlicher und energischer Seemann von fünfzig Jahren, hatte seine Flagge auf der *Goeben* im Jahre 1913 gehisst. Seither hatte er die Buchten und Wasserstrassen seines neuen Kommandos abgefahren, war an Küsten und Kaps umhergestreift, hatte die Inseln umkreist, die Häfen angelaufen und sich auf diese Weise mit den Plätzen und Persönlichkeiten vertraut gemacht, mit denen er im Falle eines Krieges vielleicht zu tun haben würde. Er war in Konstantinopel gewesen und hatte die Türken besucht; er hatte Höflichkeiten mit Italienern, Griechen, Österreichern und Franzosen ausgetauscht – nur nicht mit den Engländern, die, wie er dem Kaiser berichtete, es ihren Schiffen strikt verboten hatten, in einem Hafen vor Anker zu gehen, in dem deutsche Schiffe lagen. Sie hatten die Gewohnheit, stets unmittelbar nach ihm zu erscheinen, um jeden Eindruck zu verwischen, den die Deutschen etwa gemacht haben könnten, oder wie der Kaiser es elegant ausdrückte, um «in die Suppe zu spucken».

Als Souchon in Haifa das Ereignis von Sarajewo erfuhr, dachte er sofort an Krieg und begann sich um seine Kessel zu sorgen. Sie waren schon seit einiger

Zeit undicht, weshalb die *Goeben* planmässig im Oktober durch die *Moltke* hatte ersetzt werden und zur Reparatur nach Kiel zurückkehren sollen. Souchon beschloss, sich sofort für das Schlimmste zu rüsten, und brach nach Pola auf; zuvor hatte er noch an die Admiralität voraustelegraphiert, man möge ihm neue Kesselrohre und Mechanikerspezialisten dorthin schicken. Den ganzen Juli hindurch wurde fieberhaft gearbeitet. Wer immer von der Mannschaft einen Hammer schwingen konnte, wurde zur Arbeit kommandiert. Innerhalb von achtzehn Tagen wurden 4'000 schadhafte Rohre festgestellt und ersetzt. Noch waren die Reparaturen nicht beendet, als Souchon sein Warntelegramm erhielt und Pola verliess, um nicht in der Adria abgeschnitten zu werden.

Am 1. August lief er Brindisi an der Südspitze Italiens an, wo die Italiener unter dem Vorwand, die See sei für Tender zu bewegt, ihm das Bunkern verwehreten. Offensichtlich war Italien schon dabei, seinen erwarteten Verrat am Dreibund zu vollziehen, und verweigerte Souchon deshalb seine Kohlen. Dieser versammelte seine Offiziere, um mit ihnen die weiteren Schritte zu erörtern. Ihre Chance, die alliierte Sperre in Richtung auf den Atlantik zu durchbrechen und dabei unterwegs den französischen Transportern so weit wie möglich zu schaden, hing von ihrer Geschwindigkeit ab, und diese wiederum von den Kesseln.

«Wieviel Kessel sind ausgefallen?» fragte Souchon seinen Adjutanten.

«Auf der Abendwache zwei, jetzt auch schon wieder einer.»

«Verd...» sagte der Admiral voller Wut auf das Schicksal, das sein prächtiges Schiff gerade in einer solchen Stunde lähmte. Er beschloss, Messina anzulaufen, wo er deutsche Handelsschiffe treffen konnte, die ihm Kohlen überlassen würden. Deutschland hatte für den Fall eines Krieges die Weltmeere in Bezirke aufgeteilt, deren jeder einem deutschen Versorgungsoffizier unterstand. Dieser Offizier hatte Vollmacht, alle Schiffe in seinem Gebiet an Plätze zu dirigieren, wo deutsche Kriegsschiffe mit ihnen Zusammentreffen konnten, und die Geldmittel deutscher Banken und Industriefirmen für die Bedürfnisse der Kriegsschiffe einzusetzen.

Den ganzen Tag lang gingen von der *Goeben*, während sie den italienischen Stiefel umfuhr, Funkbotschaften aus, die sich an deutsche Handelsschiffe richteten und sie nach Messina riefen. In Tarent stiess die *Breslau* zu ihr.

«Dringend. Deutsches Schiff *Goeben* in Tarent», drahtete der britische Konsul am 2. August. Dieser Signalaruf weckte bei der Admiralität lebhaft Hoffnungen auf eine erste Beute für die britische Flotte; das Ausmachen des Feindes war ja schon die halbe Schlacht. Aber da sich England noch nicht im Krieg befand, konnte die Jagd noch nicht losgehen.

Churchill, der immer auf dem Sprung stand, hatte am 31. Juli den Kommandeur der Mittelmeerflotte, Admiral Sir Berkeley Milne, davon unterrichtet, dass seine erste Aufgabe darin bestehen werde, die französischen Transporte zu unterstützen, «indem er ihnen Geleitschutz gebe und, wo möglich, einzeln operierende



schnelle deutsche Schiffe, vorzüglich die *Goeben*, in Gefechte verwickle». Man sagte Milne: «Die Geschwindigkeit Ihrer Geschwader ist so gross, dass die Entscheidung über den geeigneten Zeitpunkt bei Ihnen liegt.» Gleichzeitig hiess es jedoch, nicht ohne einen gewissen Widerspruch, er möge «zunächst mit seinen Kräften haushalten» und «sich in diesem Stadium nicht Gefechte mit überlegenen Kräften aufzwingen lassen». Dieses letzte Verbot sollte sich wie das misstönende Geheul einer Warnboje in die Ereignisse der nächsten Tage mischen.

Mit den «überlegenen Kräften», die Churchill seinen späteren Erklärungen nach vorschwebten, meinte er die österreichische Flotte. Ihre Schlachtschiffe verhielten sich zu den Einheiten der britischen *Inflexible*-Klasse wie die französischen Schlachtschiffe zur *Goeben*; das heisst, sie waren schwerer gepanzert und bestückt, aber langsamer. Churchill fügte später erläuternd hinzu, er habe mit seinem Befehl «kein Verbot aussprechen wollen, dass britische Schiffe sich auch in dringenden Fällen grundsätzlich nicht mit überlegenen Streitkräften einliessen». Wenn der Befehl nicht als Verbot gedacht war, so musste er darauf angelegt sein, den Kommandanten die Auslegung je nach Situation freizustellen, und damit sind wir wieder beim kritischen Punkt jeder Kriegführung angelangt – beim Temperament des einzelnen Kommandeurs.

Wenn der Augenblick herannaht, in dem das lebendige Potential eingesetzt werden muss, der Augenblick, auf den die Berufsausbildung des Mannes an der Spitze von Anfang an hingezielt hat, wenn das Leben der ihm unterstellten Männer, der Ausgang des Gefechts, ja sogar das Schicksal eines Feldzuges von seiner Entscheidung in einem bestimmten Augenblick abhängt – was geht dann im Herzen und im Wesen eines Kommandierenden vor? Der entscheidende Augenblick steigert bei manchen den Mut, andere macht er unentschlossen, wieder andere bringt er dazu, sorgfältig abzuwägen, manche auch lähmt er und nimmt ihnen die Kraft zum Handeln.

Admiral Milne wurde vorsichtig. Als neunundfünfzigjähriger Junggeselle, der in der Gesellschaft eine Rolle spielte, Kammerherr Eduards VII. und auch jetzt noch Persona grata bei Hof war, Sohn eines Admirals der Flotte, Enkel und Patenkind anderer Admiräle, ein eifriger Fischer, Pirschjäger und guter Schütze, schien Sir Archibald Berkeley Milne im Jahre 1911 ganz selbstverständlich der richtige Mann für das Mittelmeerkommando, das zwar nicht mehr den ersten Rang in der britischen Flotte darstellte, in den Augen der grossen Welt aber doch am meisten galt. Ernannt wurde er von Churchill, dem neuen Ersten Lord. Admiral Lord Fisher, früherer Erster Lord und Schöpfer der Dreadnoughts, so leidenschaftlich vital und so wenig lakonisch wie kein anderer Engländer seiner Zeit, bezeichnete diese Ernennung spontan, allerdings nur im engsten Kreise, als einen «Verrat an der Flotte». Sein Lieblingsgedanke war die Ernennung Admiral Jellicoes, des Artillerieexperten der Flotte, zum Oberkommandierenden in dem Krieg, dessen Ausbruch er für Oktober 1914 vorhersagte.

Als Churchill Milne an die Spitze der Mittelmeerflotte stellte und ihn damit nach Fishers Meinung zum Anwärter für den Posten machte, den er für Jellicoe reserviert zu sehen wünschte, geriet Fisher ausser sich. Er attackierte Winston Churchill, dass er den «Einflüssen des Hofes nachgegeben habe», und äusserte eruptiv seinen Widerwillen gegen Milne, der «ein gänzlich unbrauchbarer Kommandeur» sei und «ungeeignet, den Posten des ranghöchsten Admirals zur See, praktisch eines Admiralissimus auszufüllen», zu dem Churchill ihn jetzt gemacht habe. Er titulierte ihn sehr einfallsreich einmal «hinterhältiger Gauner» oder «Schlange primitivster Art», dann «Herr Schäbig, der seine *Times* antiquarisch für einen Penny kauft». Alles, was Fisher in seinen Briefen schreibt – die unweigerlich die dringende Mahnung «Verbrennen Sie das!» enthielten, woran sich seine Briefpartner glücklicherweise nicht kehrten –, wirkt wie eine zehnfache Vergrösserung und muss erst auf die richtigen Proportionen reduziert werden, wenn man einen vernünftigen Sinn darin finden will, der den Tatsachen angemessen ist. Admiral Milne war weder eine Schlange primitivster Art noch ein Nelson, sondern ein etwas langweiliges Durchschnittsexemplar der hohen Dienstränge. Als Fisher feststellte, dass Milne in Wirklichkeit gar nicht für den Posten des Oberkommandierenden ins Auge gefasst war, wandte er seine strapaziöse Aufmerksamkeit anderen Dingen zu und überliess Herrn Schäbig dem ungetrübten Genuss seines Mittelmeerkommandos.

Im Juli 1914 besuchte auch Milne Konstantinopel und dinierte dort mit dem Sultan und dessen Ministern. Er bewirtete sie an Bord seines Admiralschiffes, ohne sich mehr als andere Engländer den Kopf darüber zu zerbrechen, welche Rolle die Türkei möglicherweise in der Mittelmeerstrategie spielen könnte.

Nachdem ihm Churchills erste Warnung zugegangen war, hatte er bis zum 1. August sein eigenes Geschwader in Stärke von drei Schlachtkreuzern und ein zweites Geschwader, das aus Panzerkreuzern, leichten Kreuzern und Zerstörern unter dem Kommando des Konteradmirals Sir Ernest Troubridge bestand, in Malta versammelt. Am 2. August frühmorgens erhielt er einen zweiten Befehl von Churchill mit dem Auftrag, «die *Goeben* mittels zweier Schlachtkreuzer zu beschatten» und die *Adria* «zu beobachten», vermutlich im Hinblick auf ein Erscheinen der österreichischen Flotte. Die spezielle Order, zwei Schlachtkreuzer nach der *Goeben* auszusenden, zog offenbar ein Gefecht in Betracht, aber Milne führte sie nicht aus. Statt dessen teilte er die *Indomitable* und die *Indefatigable* Troubridges Geschwader zu, das die *Adria* überwachen sollte. Nachdem ihm gemeldet worden war, dass die *Goeben* am gleichen Morgen vor Tarent mit Kurs Südwest gesichtet worden sei, sandte er den leichten Kreuzer *Chatham* aus, um die Strasse von Messina zu inspizieren, wo seiner Berechnung nach die *Goeben* sich befinden musste und wo sie auch tatsächlich war. Die *Chatham* verliess Malta um fünf Uhr nachmittags, passierte die Strasse von Messina um sieben Uhr

am nächsten Morgen und meldete zurück, dass die *Goeben* nicht dort sei. Man war um sechs Stunden zu spät gekommen, Souchon war bereits ausgelaufen.

Er hatte Messina am vorhergehenden Nachmittag erreicht, gerade als Italien seine Neutralität erklärte. Die Italiener verweigerten ihm zwar wieder Kohlen, doch konnte er zweitausend Tonnen übernehmen, die ihm eine deutsche Seehandelsfirma verschaffte. Als Tender requirierte er ein Handelsschiff der deutschen Ostafrika-Linie, den *General*, dessen Passagiere ausgeschifft und mit Fahrgeld für Eisenbahnkarten bis Neapel versehen wurden. Da er bis dahin noch keine Befehle vom Admiralstab erhalten hatte, beschloss Souchon, eine Position einzunehmen, die es ihm gestattete, unmittelbar nach Ausbruch von Feindseligkeiten aktiv zu werden, noch ehe überlegene Streitkräfte ihn daran hindern könnten. Um ein Uhr früh am 3. August, noch in der Dunkelheit, verliess er Messina und hielt nach Westen auf die algerische Küste zu, wo er die französischen Einschiffungshäfen Bone und Philippe ville zu bombardieren plante.

Zur gleichen Stunde sandte Churchill einen dritten Befehl an Milne: «Adriausgang weiter beobachten mit Hauptziel *Goeben*. Folgen Sie ihr und beschatten Sie sie ständig und halten Sie sich bereit anzugreifen, sobald der Krieg erklärt wird, was wahrscheinlich ist und unmittelbar bevorsteht.» Als Admiral Milne diese Order erhielt, wusste er nicht, wo die *Goeben* stand, da die *Chatham* keine Fühlung hatte aufnehmen können. Er nahm an, dass sie nach Westen halte, um die französischen Transporte anzugreifen, und aus einem Bericht über ein deutsches Kohlenschiff, das in Mallorca wartete, schloss er, sie werde anschiessend Kurs auf Gibraltar und die offene See nehmen. So entthob er die *Indomitable* und die *Indefatigable* ihrer Beobachtungspflichten in der Adria und schickte sie nach Westen, um die *Goeben* aufzuspüren. Den ganzen 3. August hindurch wurde die *Goeben*, die von Messina westwärts steuerte, von ihren Jägern verfolgt, die um einen Tag zurücklagen.

Um die gleiche Zeit bewegte sich die französische Flotte von Toulon nach Nordafrika. Sie hätte schon einen Tag früher auslaufen sollen; aber am 2. August kam es in Paris unglücklicherweise zum Sturz des Marineministers Dr. Gauthier, nachdem sich herausgestellt hatte, dass dieser es völlig übersehen hatte, Torpedoboote in den Kanal zu entsenden. In der Aufregung darüber verzögerten sich die Befehle an die Mittelmeerflotte. Messimy, der Kriegsminister, konnte die Ankunft des Kolonialkorps gar nicht dringlich und schnell genug vorantreiben. In dem Bestreben, sein Versagen hinsichtlich des Kanals wiedergutzumachen, fiel Dr. Gauthier nun ins andere Extrem und schlug vor, die *Goeben* und die *Breslau* schon vor der Kriegserklärung anzugreifen. «Er war mit den Nerven völlig herunter», kommentierte Präsident Poincaré. Der Marineminister war nahe daran, sich mit dem Kriegsminister zu duellieren; doch nachdem die Kollegen sich leidenschaftlich bemüht hatten, die beiden Streiter zu trennen und zu beruhigen, um-



Kaiser Wilhelm II. begibt sich am Neujahrstag 1912 mit seinen Söhnen zur «Parole-Ausgabe» ins Zeughaus

Der Kaiser lässt die allgemeine Mobilmadhung ausrufen  
Berlin, Unter den Linden, 1. August 1914





König Albert von Belgien



General Gallieni

General Joffre (rechts)  
und General de Castelnau

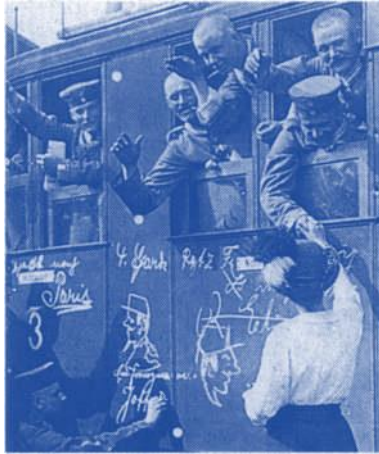


Suchomlinow, russischer Kriegsminister





General von Kluck



Abfahrt deutscher Truppen an die Front

Die ersten Berliner Reservisten werden eingezogen





Englisches Anwerbungsplakat  
Lord Kitchener:  
«Dein Vaterland braucht dich»

Kriegsbeginn in London – Der Lord Mayor verabschiedet die Garde



armte Dr. Gauthier Messimy unter Tränen und liess sich überreden, aus Gesundheitsrücksichten zurückzutreten.

Dass die Franzosen hinsichtlich des Verhaltens Englands, das sich noch immer nicht erklärt hatte, unsicher waren, komplizierte die Dinge noch weiter. Um vier Uhr nachmittags brachte das Kabinett ein mehr oder weniger sinnvolles Telegramm an den französischen Flottenchef, Admiral Boué de Lapeyrère, zustande, in dem ihm mitgeteilt wurde, die *Goeben* und die *Breslau* seien bei Brindisi gesichtet worden; er solle, sobald er das Signal für die Eröffnung der Feindseligkeiten erhalte, «sie stoppen» und die Transporte durch Überwachung der Route, nicht durch Geleitschiffe sichern.

Admiral de Lapeyrère, ein energischer Mann, dem es in erster Linie zu verdanken war, dass die französische Flotte aus ihrem Dornröschenschlaf erwachte, entschloss sich prompt, auf jeden Fall Geleitschiffe zu stellen, da die «zweifelhafte» Haltung Grossbritanniens ihm seiner Meinung nach keine andere Wahl liess. Er setzte sofort die Flotte unter Dampf und brach am nächsten Morgen um vier Uhr auf, wenige Stunden nachdem Souchon aus Messina ausgelaufen war. Während der nächsten vierundzwanzig Stunden hielten die drei Geschwader der französischen Flotte mit voller Kraft südwärts, mit Kurs auf Oran, Algier und Philippeville, während die *Goeben* von Osten her dasselbe Ziel ansteuerte.

Am 3. August um sechs Uhr nachmittags erhielt Admiral Souchon die Funkbotschaft, dass Frankreich der Krieg erklärt worden sei. Er eilte vorwärts, genau wie die Franzosen, nur mit grösserer Geschwindigkeit. Am 4. August um zwei Uhr morgens näherte er sich seinem Ziel und dem entscheidenden Augenblick der Feuereröffnung, als ein Befehl von Grossadmiral von Tirpitz ihn «unverzüglich Kurs auf Konstantinopel nehmen» hiess. Da er, wie er schrieb, «so dicht vor der von uns allen mit heisser Sehnsucht erwarteten Feuereröffnung» nicht umkehren wollte, hielt er den alten Kurs, bis die algerische Küste im Morgengrauen in Sicht kam. Daraufhin hisste er die russische Flagge, näherte sich bis auf Schussweite und eröffnete das Feuer, das «Tod und Schrecken säte». «Unsere Irreführung war glänzend gelungen», begeisterte sich einer von seiner Besatzung in einem späteren Bericht über diese Fahrt. Nach dem «*Kriegsbrauch im Landkrieg*», einem vom deutschen Generalstab herausgegebenen Handbuch, galt das Anlegen feindlicher Uniformen und die Verwendung feindlicher oder neutraler Flaggen oder Insignien mit dem Ziele der Täuschung als erlaubt. Da dieses Handbuch die offizielle Meinung der Deutschen in dieser Sache darstellte, musste die deutsche Unterschrift unter die Haager Konvention, deren Artikel 23 die Anwendung einer Verkleidung in den Farben des Feindes verbot, als ungültig angesehen werden.

Nach der Bombardierung Philippevilles – die *Breslau* hatte Bone beschossen – steuerte Admiral Souchon auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, zurück nach Messina. Er beabsichtigte, dort von deutschen Handelsschiffen Kohlen



zu übernehmen, ehe er sich auf den Weg nach dem 1'200 Meilen entfernten Konstantinopel machte.

Admiral de Lapeyrère hörte durch Funk von dem Bombardement fast im selben Augenblick, in dem es stattfand, und nahm an, die *Goeben* werde nach Westen weiterfahren, um vielleicht auf ihrem Weg zum Atlantik erst noch Algier zu beschliessen. So erhöhte er seine Geschwindigkeit in der Hoffnung, den Feind abzufangen, «wenn er sich zeige». Er entsandte keine Schiffe, die die *Goeben* ausmachen sollten, da er damit rechnete, dass es beim Auftauchen des Feindes zum Gefecht kommen werde; tauchte er jedoch nicht auf, so brauchte man sich auch nicht weiter um ihn zu kümmern. Wie jedermann bei den Alliierten dachte auch Admiral de Lapeyrère nur unter dem Gesichtspunkt der Seestrategie an die *Goeben*. Dass sie etwa eine politische Mission haben und auf Verlauf und Dauer des Krieges einen beträchtlichen Einfluss ausüben könne, das kam weder ihm noch sonst jemandem in den Sinn. Als die *Goeben* und *Breslau* den Weg der Franzosen nicht wieder kreuzten, bemühte sich Admiral de Lapeyrère nicht weiter um sie. So war am Morgen des 4. August die erste Gelegenheit verpasst. Aber es bot sich sofort eine zweite.

Um 9.30 Uhr an jenem Morgen stiessen die *Indomitable* und die *Indefatigable*, die die ganze Nacht hindurch nach Westen gelaufen waren, plötzlich vor Bone auf die *Goeben* und *Breslau*, als die Deutschen auf Ostkurs nach Messina gingen. Hätte Grey in der Nacht zuvor sein Ultimatum nach Deutschland geschickt, unmittelbar nach seiner Ansprache im Parlament, dann wären England und Deutschland miteinander im Krieg gewesen und die Geschütze der Kreuzer hätten gesprochen. Wie die Dinge lagen, fuhren die Schiffe in einer Entfernung von kaum vier Seemeilen schweigend aneinander vorüber, durchaus in Schussweite, und mussten sich damit begnügen, ihre Geschütze aufeinander zu richten und den üblichen Wechsel von Salutschüssen zu unterlassen.

Admiral Souchon, dem es darauf ankam, vor Beginn der Feindseligkeiten eine möglichst grosse Entfernung zwischen sich und die Engländer zu legen, dampfte davon, indem er aus seinem Schiff das Äusserste an Geschwindigkeit herausholte, was die Kessel hergaben. Die *Indefatigable* und die *Indomitable* wendeten und folgten ihm, entschlossen, in Schussweite zu bleiben, bis der Krieg erklärt wäre. Ihre Funkstation meldete wie ein Jäger, der mit seinem Horn verkündet, dass er die Beute gestellt hat, Admiral Milne die Position des Schiffes, der wiederum unverzüglich die Admiralität davon benachrichtigte: «*Indomitable* und *Indefatigable* beschatten *Goeben* und *Breslau*, 37.44N, 7.56Ost.»

Die Admiralität sass wie auf Kohlen. Da hatten nun britische Schiffe in den gleichen Gewässern, die Kap Trafalgar umspülten, den Feind in Schussweite – und durften nicht schiessen. «Sehr gut. Bleiben Sie ihnen auf den Fersen. Der Krieg steht unmittelbar bevor», telegraphierte Churchill und liess eine «äusserst

dringende Mitteilung» an den Premierminister und an Grey los, in der er vorschlug, dass Milnes Kreuzer bei einem Angriff der *Goeben* auf die französischen Truppentransporte ermächtigt würden, «sie sofort in ein Gefecht zu verwickeln». Unglücklicherweise hatte Admiral Milne bei Angabe der Position den Kurs der *Goeben* und *Breslau* hinzuzufügen vergessen, so dass Churchill annahm, sie liefen westwärts und hätten weitere üble Absichten auf die Franzosen.

«Winston in voller Kriegsbemalung», wie Asquith sich ausdrückte, «sehnt sich nach einer Seeschlacht, um die *Goeben* zu versenken.» Asquith war durchaus bereit, ihm nachzugeben, aber das Kabinett, vor dem er die Sache bedauerlicherweise erwähnte, weigerte sich, eine Kriegshandlung zuzulassen, bevor um Mitternacht das Ultimatum ablief. So war eine zweite Gelegenheit verpasst, die freilich ohnehin versäumt gewesen wäre, da Churchills Befehl nur für den Fall eines Angriffs der *Goeben* auf die französischen Transporte galt, ein Ziel, das die *Goeben* schon längst aufgegeben hatte.

Jetzt begann eine verzweifelte Jagd über das sommerlich ruhige Meer. Admiral Souchon versuchte, Vorsprung vor seinen Verfolgern zu gewinnen, die Engländer dagegen bemühten sich, ihn bis Mitternacht nicht aus der Schussweite zu verlieren. Indem Souchon das Äusserste aus seinem Schiff herausholte, brachte er es auf eine Geschwindigkeit von vierundzwanzig Knoten. Die Heizer, die im Allgemeinen in der Hitze und in dem Kohlenstaub nicht länger als zwei Stunden hintereinander arbeiten konnten, schaufelten ununterbrochen und immer rascher, während platzende Rohre sie mit Dampf verbrühten. Vier starben zwischen Morgen und Abend, aber das Tempo wurde beibehalten. Langsam, aber spürbar vergrösserte sich der Abstand zwischen dem Jäger und der Beute. Die *Indomitable* und die *Indefatigable*, die gleichfalls Kesselschwierigkeiten hatten und nicht genügend Heizpersonal, fielen ab. Am Nachmittag stiess der von Kapitän John Kelly kommandierte leichte Kreuzer *Dublin* zu ihnen und beteiligte sich an der schweigsamen Jagd. In den nächsten Stunden wuchs die Entfernung, bis schliesslich um fünf Uhr die *Indomitable* und die *Indefatigable* nicht mehr in Schussweite waren. Nur die *Dublin* war noch da und verlor die *Goeben* nicht aus der Sicht. Um sieben Uhr abends wurde es neblig. Um neun Uhr waren die *Goeben* und die *Breslau* auf der Höhe von Sizilien in der eingefallenen Dämmerung verschwunden.

Den ganzen Tag standen Churchill und sein Stab bei der Admiralität «Tantalusqualen» aus. Um fünf Uhr nachmittags bemerkte der Erste Seelord, Prinz Louis von Battenberg, es sei immer noch Zeit, die *Goeben* vor Einbruch der Dunkelheit zu versenken. Churchill konnte den Befehl nicht geben, da ihn die Kabinettsorder band. Während die Engländer auf das Mitternachtssignal warteten, erreichte die *Goeben* Messina und hatte damit auch Kohle.

Als es Tag wurde, war sie für die Engländer nicht mehr erreichbar, obwohl diese jetzt im Krieg standen und Feuer geben durften. Ein Befehl der Admiralität,

der Milne die Neutralitätserklärung Italiens mitteilte, wies ihn an, «diese streng zu respektieren und kein Schiff auf mehr als sechs Meilen an die italienische Küste herankommen zu lassen». Dieses Verbot, das irgendwelche «hässlichen Vorfälle» verhindern sollte, die Schwierigkeiten mit Italien im Gefolge haben könnten, war vielleicht eine übertriebene Vorsichtsmassnahme.

Admiral Milne, den das Sechsmilenverbot hinderte, in die Strasse von Messina einzulaufen, stellte an jedem Zugang eine Wache auf. Da er überzeugt war, dass die *Goeben* nicht wieder westwärts wenden werde, bewachte er selbst mit seinem Flaggschiff *Inflexible* und der *Indefatigable* den Zugang zum westlichen Mittelmeer, während nur ein einziger leichter Kreuzer, die *Gloucester*, unter dem Kommando von Kapitän Howard Kelly, dem Bruder des Kommandanten der *Dublin*, ausgesandt wurde, um den Ausgang zum östlichen Mittelmeer zu überwachen. Ausserdem beorderte Admiral Milne, weil er seine Kraft nach Westen hin konzentrieren wollte, die *Indomitable* zum Kohlenfassen nach dem nahen Biserta anstatt nach dem weiter östlich gelegenen Malta. So befand sich keiner der drei Schlachtkreuzer an einer Stelle, von der aus die *Goeben* abgefangen werden konnte, wenn sie Kurs nach Osten nahm.

Zwei Tage lang, am 5. und 6. August, patrouillierte Milne in den Gewässern westlich von Sizilien in der fixen Idee, die *Goeben* beabsichtige, nach Westen durchzubrechen. Die Admiralität, die sich ebenfalls keinen anderen Kurs für die *Goeben* vorstellen konnte als den Durchbruch bei Gibraltar oder die Zuflucht nach Pola, hatte nichts gegen Milnes Vorkehrungen einzuwenden.

Während dieser beiden Tage, bis zum Abend des 6. August, fasste Admiral Souchon unter Schwierigkeiten in Messina Kohlen. Die Italiener verwiesen hartnäckig auf die Neutralitätsgesetze, die ihm vorschrieben, spätestens vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft wieder auszulaufen. Das Bunkern dauerte jedoch dreimal solange wie üblich, da es mit Hilfe deutscher Handelsdampfer vor sich zu gehen hatte, deren Decks aufgerissen und deren Relings entfernt werden mussten, damit die Kohle transportiert werden konnte. Während sich der Admiral mit den Hafenbehörden über die gesetzlichen Vorschriften herumstritt, musste die gesamte Mannschaft zum Kohlenschaufeln antreten. Obwohl die Leute durch Extrabier, Musikkapellen und patriotische Ansprachen der Offiziere angefeuert wurden, fiel doch einer nach dem anderen in der Augusthitze durch Erschöpfung aus, bis das ganze Schiff von geschwärzten und schweissnassen Körpern wie von Toten übersät war. Bis zum Mittag des 6. August hatte man 1'500 Tonnen gefasst – nicht genug, um damit die Dardanellen zu erreichen; und kein einziger Mann mehr war arbeitsfähig. «Schweren Herzens» befahl Admiral Souchon, die Übernahme abzubrechen, eine allgemeine Ruhepause einzulegen und sich für das Auslaufen um fünf Uhr nachmittags bereitzuhalten.

In Messina hatten Souchon zwei Telegramme erreicht, die die Gefahr für ihn vergrösserten und ihn vor eine wichtige Entscheidung stellten. Tirpitz' Befehl, Kurs auf Konstantinopel zu nehmen, wurde plötzlich durch ein Telegramm mit folgendem Wortlaut widerrufen: «Einlaufen Konstantinopel zur Zeit noch nicht möglich aus politischen Gründen.» Dieser Widerruf hatte eine Meinungsverschiedenheit in der Türkei zur Ursache. Enver hatte dem deutschen Gesandten für die *Goeben* und die *Breslau* die Erlaubnis erteilt, die Minenfelder, die die Dardanellen schützten, zu passieren. Da diese Durchfahrt eine unbestreitbare Verletzung der Neutralität darstellte, die die Türkei nach aussen hin noch immer aufrechterhielt, bestanden der Grosswesir und andere Minister darauf, dass diese Erlaubnis rückgängig gemacht werde.

Tirpitz' zweites Telegramm teilte Souchon mit, dass die Österreicher Deutschland im Mittelmeer keine Flottenhilfe gewähren könnten, und stellte ihm anheim zu entscheiden, wohin er sich unter diesen Umständen wenden wolle.

Souchon wusste, dass der Zustand seiner Kessel ihm nicht die Geschwindigkeit erlaubte, die nötig gewesen wäre, um in raschem Vorstoss in Richtung Gibraltar den starken feindlichen Riegel zu durchbrechen. Er lehnte sich dagegen auf, sich in Pola zu verkriechen und von den Österreichern abhängig zu sein. So beschloss er, den Kurs auf Konstantinopel trotz des anderslautenden Befehls beizubehalten. Sein Ziel war fest umrissen und lautete in seinen eigenen Worten, «im Notfall gegen den Willen der Türkei durch Dardanellen und Bosphorus den Krieg ins Schwarze Meer zu tragen ... Ich hatte die Hoffnung, die Türken zum Mitgehen gegen ihren Erzfeind, den ‚Moskow‘, zu kriegen.»

Er befahl, um fünf Uhr unter Dampf zu gehen. Jedermann an Bord und an der Küste wusste, dass die *Goeben* und die *Breslau* sich bereitmachten, ein enormes Risiko auf sich zu nehmen. Den ganzen Tag lang drängten sich auf den Kais aufgeregte Sizilianer, die Postkarten und letzte Andenken an «die dem Tod Geweihten» verkauften und auch Extrablätter mit Schlagzeilen wie: «In den Rachen des Todes», «Schande oder Untergang», «Der Salto vom Gipfel des Ruhms».

Da Admiral Souchon mit Verfolgung rechnete, entschloss er sich ganz bewusst auszulaufen, solange es noch hell war, damit man ihn nach Norden fahren sehen könne, als hielte er Kurs auf die Adria. Bei Einbruch der Nacht wollte er den Kurs auf Südost ändern und unter dem Schutze der Dunkelheit seinen Verfolgern entgehen. Da die Kohle nicht für die ganze Fahrt ausreichte, hing alles davon ab, ob er in der Lage sein würde, ungesehen mit einem Kohlenschiff zusammenzutreffen, das zu diesem Zweck nach Kap Malia an der Südostecke Griechenlands beordert worden war.

Als die *Goeben* und die *Breslau* die Strasse von Messina nach Osten verliessen, wurden sie sofort von der *Gloucester*, die dort patrouillierte, ausgemacht und verfolgt. Da die *Gloucester* zwar der *Breslau* gewachsen war, durch die schweren

Geschütze der *Goeben* aber auf neun Seemeilen Entfernung ausgeschaltet werden konnte, blieb ihr nichts anderes übrig, als den Feind nicht aus dem Auge zu verlieren, bis Verstärkung heran war. Kapitän Kelly funkte Position und Kurs an Admiral Milne, der mit allen drei Schlachtkreuzern noch immer westlich von Sizilien patrouillierte, und folgte der *Goeben* seewärts. Als die Nacht einfiel, änderte er gegen acht Uhr den Kurs landeinwärts, um die *Goeben* immer im Mondlicht zu haben, da der Mond steuerbord aufging. Durch dieses Manöver geriet er in Schussweite, doch die *Goeben* liess sich nicht zum Feuern verleiten. In der hellen Nacht glitten die zwei dunklen Schatten, denen ein dritter hartnäckig folgte, stetig nordwärts; infolge der schlechten Kohle, die in Messina gefasst worden war, spieen ihre Schornsteine schwarze Wolken aus, die den mondhellen Himmel verdunkelten und die Schiffe weithin verrieten.

Als Admiral Milne erfuhr, dass die *Goeben* Messina nach Osten hin verlassen hatte, blieb er, wo er war. Er rechnete, dass sie bei Einhaltung dieses Kurses von Admiral Troubridges Geschwader abgefangen werden würde, das die Adria überwachte. War aber ihr Kurs, wie er anzunehmen geneigt war, eine Finte, und sollte sie sich schliesslich doch nach Westen wenden, so würde sein eigenes Kreuzergeschwader sie fassen. Eine andere Möglichkeit kam ihm nicht in den Sinn. Nur ein einziges Schiff, der leichte Kreuzer *Dublin*, wurde nach Osten beordert, um sich Troubridges Geschwader anzuschliessen.

Inzwischen konnte Souchon, dem es nicht gelang, die *Gloucester* abzuschüteln, es sich nicht länger leisten, einen falschen Kurs zu steuern, wenn er das Ägäische Meer und die dort für ihn verfügbare Kohle erreichen wollte. Ohne Rücksicht auf seinen Verfolger musste er nach Osten abdrehen. Um zehn Uhr abends wendete er, wobei er gleichzeitig die Wellenlänge der *Gloucester* störte, in der Hoffnung, eine Weitermeldung seines Kurswechsels zu verhindern. Doch das gelang ihm nicht. Kapitän Kellys Funkstation erreichte um Mitternacht sowohl Milne als auch Troubridge mit der Nachricht vom Kurswechsel. Milne machte sich daraufhin nach Malta auf, wo er Kohlen fassen und «die Jagd fortsetzen» wollte. Es war nun Troubridges Aufgabe, den Feind abzufangen, der sich auf ihn zubewegte.

Troubridge hatte am Ausgang der Adria Stellung bezogen mit dem Auftrag, «zu verhindern, dass die Österreicher herauskämen und die Deutschen hereinführen». Der Kurs der *Goeben* machte deutlich, dass sie sich von der Adria weg bewegte, aber Troubridge sah, dass er sie vielleicht doch stellen könnte, wenn er sofort nach Süden lief. Konnte er jedoch hoffen, sie auch nur mit einiger Aussicht auf Sieg in ein Gefecht zu verwickeln? Sein Geschwader bestand aus vier Panzerkreuzern, *Defence*, *Black Prince*, *Warrior* und *Duke of Edinburgh*, jeder ein 14'000-Tonner mit 25-cm-Geschützen, deren Reichweite bedeutend geringer war als die der 35-cm-Geschütze der *Goeben*. Der ursprüngliche Befehl der Ad-

miralität, der ihm offenbar als Instruktion durch seinen Vorgesetzten, Admiral Milne, übermittelt worden war, schloss ein Vorgehen gegen «überlegene Kräfte» aus. Da von Milne keine Befehle einliefen, entschloss sich Troubridge zu einem Versuch, den Feind abzufangen, falls es ihm vor sechs Uhr morgens möglich wäre. Um diese Tageszeit würde die erste Dämmerung im Osten ihm günstige Sicht gewähren und die Nachteile der geringeren Schussweite ausgleichen helfen. Kurz nach Mitternacht lief er mit Volldampf südwärts. Vier Stunden später besann er sich anders.

Troubridge hatte als Marineattaché bei den Japanern während des Russisch-Japanischen Krieges gelernt, die Wirksamkeit weitreichender Geschütze zu respektieren. Er konnte sich der direkten Abstammung von einem Urgrossvater rühmen, der mit Nelson am Nil gekämpft hatte, und genoss den Ruf, «in seinen jungen Jahren der bestaussehende Seeoffizier» gewesen zu sein; ausserdem aber «glaubte er an die Navigationskunst wie ein Soldat Cromwells an die Bibel». Churchill schätzte ihn so sehr, dass er ihm den im Jahre 1912 neu geschaffenen Seekriegsstab übertrug. Aber Navigationskunst und hervorragende Bewährung im Stab müssen einem Kommandanten noch nicht unbedingt von Nutzen sein, wenn er in unmittelbare Gefechtsberührung kommt und wenn es auf Tod und Leben geht.

Als Troubridge bis vier Uhr morgens die *Goeben* nicht ausgemacht hatte, entschied er, dass keine Hoffnung mehr bestehe, sie unter günstigen Umständen in ein Gefecht zu verwickeln. Er glaubte, dass die *Goeben*, wenn er sie bei Tageslicht stellte, sich ausserhalb seiner Schussweite halten und seine vier Kreuzer einen nach dem anderen versenken könnte. Offenbar hielt er es kaum für möglich, dass die *Goeben*, die bei diesem Gemetzel nur ihre Zielsicherheit zu zeigen brauchte, von einem seiner vier Kreuzer und acht Zerstörer mit Geschützfeuer oder Torpedos zu erreichen sei. Er urteilte also, sie falle unter die «überlegenen Kräfte», die er nach Anweisung der Admiralität nicht in ein Gefecht verwickeln sollte. So brach er die Jagd ab und teilte es Milne über den Funk mit; nachdem er noch bis zehn Uhr vormittags in der Hoffnung auf das Erscheinen eines der Schlachtkreuzer Milnes vor der Insel Zante gekreuzt hatte, lief er schliesslich in den Hafen von Zante ein, von wo er dann wieder zu seiner Beobachtung der Österreicher in der Adria aufbrechen wollte. Damit war eine dritte Gelegenheit verpasst, und die *Goeben* dampfte unheilswanger davon.

Um 5.30Uhr morgens wies Milne, der noch immer glaubte, die *Goeben* wolle sich westwärts wenden, die *Gloucester* an, «allmählich abzufallen, damit sie nicht aufgebracht werde». Weder er noch die Admiralität sahen die *Goeben* als ein fliehendes Schiff an, dem es weit mehr darauf ankam, ein Gefecht zu vermeiden, als es zu suchen, und das seine ganze Geschicklichkeit und Geschwindigkeit darauf verwandte, sein fernes Ziel zu erreichen. Unter dem Eindruck des Angriffs auf Philippeville und nach so vielen Jahren steigender Furcht vor der deutschen Flotte sahen die Engländer in der *Goeben* viel eher einen Korsaren, der jederzeit wie ein

Seeräuber bereit wäre, mit wechselndem Kurs das Meer zu durchstreifen und über die Beute herzufallen. Wohl rechneten sie damit, sie irgendwie einmal zu stellen; aber sie zu verfolgen schien weder notwendig noch dringlich, da man in der ständigen Erwartung ihrer Umkehr sich nicht klarmachte, dass sie nach Osten zu entkommen versuchte – genauer gesagt: nach den Dardanellen. Das Versagen lag weniger auf militärischem als auf politischem Gebiet. Viel später bekannte Churchill reuevoll: «Ich kann mir kein grosses Objekt der Politik vorstellen, über das die britische Regierung unzulänglicher informiert gewesen wäre als über die Türkei.» Im Grunde lag das daran, dass die Türkei den Liberalen gänzlich unsympathisch war.

Inzwischen war es am 7. August heller Tag geworden. Nur die *Gloucester*, die Milnes Anweisung nicht beachtet hatte, verfolgte noch immer die *Goeben*, als diese, wieder mit der *Breslau* vereint, auf die Küste Griechenlands zuhielt. Admiral Souchon, der es sich nicht leisten konnte, mit seinem Kohlendampfer zusammenzutreffen, solange der Feind in Sicht war, fasste den verzweifelten Entschluss, seinen Schatten abzuschütteln. Er befahl der *Breslau*, abzufallen und den Versuch zu machen, die *Gloucester* dadurch zu vertreiben, dass sie sich wie beim Minenlegen hin- und herbewegte und andere beunruhigende Manöver durchführte.

Kapitän Kelly, der noch immer Verstärkung erwartete, bemühte sich seinerseits verzweifelt, die *Goeben* aufzuhalten. Als die *Breslau* zurückblieb, um ihn einzuschüchtern, beschloss er, sie ohne Rücksicht auf ihre etwaige «überlegene Stärke» anzugreifen, um die *Goeben* dadurch zu zwingen, umzukehren und der *Breslau* beizustehen. Wie ein echter Haudegen eröffnete er das Feuer, das die *Breslau* erwiderte. Die *Goeben* wendete, wie erwartet, und feuerte gleichfalls. Niemand erzielte einen Treffer. Ein kleiner italienischer Passagierdampfer, der auf dem Wege von Venedig nach Konstantinopel war, kam zufällig vorbei und wurde Zeuge der Kampfhandlung. Kapitän Kelly liess ab von der *Breslau* und fiel zurück. Admiral Souchon, der es sich nicht leisten konnte, mit einer Verfolgung kostbare Kohle zu verschwenden, nahm den alten Kurs wieder auf, während Kelly sich ihm erneut an die Fersen heftete. Noch drei Stunden hielt er durch und verlor die *Goeben* nicht aus dem Blickfeld, bis Milne ihm ausdrücklich verbot, die Verfolgung über Kap Matapan an der Spitze Griechenlands hinaus fortzusetzen. Um 16.30 Uhr nachmittags, als die *Goeben* um das Kap herum in das Ägäische Meer einbog, gab die *Gloucester* endlich die Verfolgung auf. Von der Überwachung befreit, verschwand Admiral Souchon im griechischen Archipel, um dort sein Kohlenschiff zu treffen.

Etwa acht Stunden später, kurz nach Mitternacht, verliess Admiral Milne, nachdem er gebunkert und Reparaturen ausgeführt hatte, mit der *Inflexible*, der *Indomitable*, der *Indefatigable* und dem leichten Kreuzer *Weymouth* Malta mit Kurs nach Osten. Er beschränkte sich auf zwölf Knoten in der Stunde, vielleicht weil er in diesem Stadium eine hohe Geschwindigkeit für Kohlenverschwendung

hielt. Um zwei Uhr am nächsten Nachmittag, dem 8. August, als er etwa halbwegs zwischen Malta und Griechenland war, wurde er unvermittelt durch einen Funkpruch der Admiralität angehalten, dass Österreich England den Krieg erklärt habe. Zu allem Unglück handelte es sich dabei um den Irrtum eines Beamten, der das für den Kriegszustand mit Österreich vorbereitete chiffrierte Telegramm versehentlich freigab. Das war ein ausreichender Grund für Milne, die Verfolgung aufzugeben und eine Position einzunehmen, in der er durch ein plötzliches Erscheinen der österreichischen Flotte nicht von Malta abgeschnitten werden konnte. Er liess auch Troubridge mit seinem Geschwader und die *Gloucester* dorthin kommen. Wieder war eine Gelegenheit verpasst.

Nahezu vierundzwanzig Stunden verharrten sie dort bis zum nächsten Mittag. Dann erst nahm Admiral Milne die Jagd wieder auf, nachdem ihm die Admiralität kleinlaut mitgeteilt hatte, Österreich habe den Krieg gar nicht erklärt. Inzwischen war die Fährte der *Goeben*, die zuletzt am Nachmittag des 7. August gesichtet worden war, als sie Kurs in das Ägäische Meer nahm, über vierzig Stunden alt. Seinen eigenen späteren Angaben nach hielt Admiral Milne bei der Überlegung, in welcher Richtung die *Goeben* zu suchen sei, vier Kurse für möglich. Noch immer dachte er, sie werde vielleicht versuchen, nach Westen in den Atlantik zu entkommen; möglicherweise werde sie aber auch südwärts steuern, um den Suezkanal anzugreifen, oder aber Zuflucht in einem griechischen Hafen suchen, vielleicht sogar Saloniki angreifen – zwei ziemlich abstruse Vermutungen, wenn man bedenkt, dass Griechenland neutral war. Aus irgendeinem Grund traute er Admiral Souchon nicht die Absicht zu, die türkische Neutralität zu verletzen; dass die Dardanellen Souchons Ziel sein könnten, fiel Admiral Milne ebensowenig ein wie der Admiralität in London. Seiner Vorstellung nach hatte seine Taktik darin zu bestehen, die *Goeben* ins Ägäische Meer abzudrängen, und zwar «nordwärts».

«Nordwärts» steuerte Souchon nun tatsächlich, doch da die Türken den Zugang zur Meerenge vermint hatten, konnte er sie ohne ihre Einwilligung nicht passieren. Er konnte seine Fahrt nicht fortsetzen, ohne vorher Kohlen geladen und sich mit Konstantinopel in Verbindung gesetzt zu haben. Sein Kohlenschiff, die *Bogadir*, wartete befehlsgemäss «als griechisches Schiff» getarnt bei Kap Malia. Da er Entdeckung fürchtete, hiess er es Denusa anlaufen, eine mehr im Zentrum des Archipels gelegene Insel. Ohne zu ahnen, dass die Briten von der Verfolgung abgesehen hatten, hielt er sich den ganzen 8. August verborgen und schlich sich erst am Morgen des 9. August an die verlassene Küste von Denusa. Hier übernahm die *Goeben* und die *Breslau* den ganzen Tag lang Kohlen, ohne das Feuer unter den Kesseln zu löschen, so dass sie in einer halben Stunde abfahrtsbereit sein konnten. Auf einer Bergspitze wurde ein Posten zur Beobachtung der Engländer aufgestellt, die zur gleichen Zeit fünfhundert Meilen entfernt nach Österreichern Ausschau hielten.

Admiral Souchon wagte es nicht, die Verbindung mit Konstantinopel per Funk



aufzunehmen, weil ein Funkspruch mit genügend Impulsen für diese Entfernung gleichzeitig dem Feind seine Position verraten hätte. Er befahl der *General*, die ihm seit Messina auf einem südlichen Kurs gefolgt war, Smyrna anzulaufen und von dort dem deutschen Marineattaché in Konstantinopel folgende Botschaft zu übermitteln: «Militärisch unumgänglich notwendig, dass angreife Feind im Schwarzen Meer. Handeln Sie bis auf das Äusserste, dass ich kann passieren Meerengen unverzüglich mit Erlaubnis türkischer Regierung, gegebenenfalls ohne formelles Einverständnis.»

Den ganzen 9. August lang wartete Souchon auf Antwort. Einmal fingen seine Funker zwar einen verstümmelten Text auf, seine Bedeutung war aber nicht herauszubringen. Die Nacht fiel ein, und noch immer war keine Nachricht da. Inzwischen hatte das Geschwader Milnes festgestellt, dass es sich bei der österreichischen Kriegserklärung um einen Irrtum handelte, und näherte sich wieder dem Ägäischen Meer. Souchon beschloss, bei Ausbleiben einer Antwort den Zugang zu den Dardanellen notfalls mit Gewalt zu erzwingen. Am 10. August, um drei Uhr früh, hörte er die Funksignale des englischen Geschwaders bei der Einfahrt ins Ägäische Meer. Er konnte nicht länger warten. In diesem Augenblick erklang erneut eine Reihe synkopierter Summen in den Kopfhörern. Es war die *General*, die endlich den delphischen Spruch übermittelte: «Einlaufen. Festung zur Kapitulation auffordern. Dardanellen-Sperrlotsen nehmen.»

Ohne zu wissen, ob das hiess, er solle Gewalt vortäuschen, damit die Türken ihr Gesicht behielten, oder ob er sich die Durchfahrt wirklich werde erzwingen müssen, brach Souchon bei Morgengrauen von Denusa auf. Während er den ganzen Tag mit achtzehn Knoten nordwärts lief, kreuzte Admiral Milne am Zugang zum Ägäischen Meer, um ihn am Entkommen zu hindern. Nachmittags um vier Uhr sichtete Souchon Tenedos und die Ebene von Troja; um fünf Uhr erreichte er die Zufahrt zu der historischen und unbezwinglichen Meerenge unter den Geschützen der grossen Festung Çanakkale. Er näherte sich langsam; die Mannschaft war auf Gefechtsstation gegangen und die Spannung an Bord aufs Äusserste gestiegen. Am Mast flatterte das Signal: «Bitten um einen Lotsen.»

An jenem Morgen lief in Konstantinopel der kleine italienische Passagierdampfer ein, der Augenzeuge des Angriffs der *Gloucester* auf die *Goeben* und die *Breslau* gewesen war. Unter seinen Fahrgästen befanden sich die Tochter, der Schwiegersohn und drei Enkelkinder des amerikanischen Botschafters Henry Morgenthau. Sie wussten aufregend vom Dröhnen des Geschützfeuers, von den weissen Rauchsäulen und vom Wenden und Manövrieren weit entfernter Schiffe zu erzählen. Der italienische Kapitän hatte ihnen gesagt, bei zweien der Schiffe handle es sich um die *Goeben* und die *Breslau*, die soeben ihre berühmte Ausfahrt aus Messina hinter sich hätten. Morgenthau, der ein paar Stunden später Gelegenheit hatte, mit Botschafter Wangenheim zusammenzutreffen, erwähnte den Bericht seiner Tochter, und Wangenheim zeigte sich «erregt und interessiert».

Unmittelbar nach dem Mittagessen erschien er in Begleitung seines österreichischen Kollegen in der amerikanischen Botschaft. Die beiden Diplomaten «pflanzten sich sehr gemessen in zwei Sesseln» vor der Dame aus Amerika auf und unterzogen sie «einem verbindlich geführten, aber überaus eingehenden Kreuzverhör... Sie gestatteten ihr nicht, auch nur die geringste Kleinigkeit auszulassen; sie wollten wissen, wie viele Schüsse abgegeben worden seien, welche Richtung die deutschen Schiffe eingeschlagen, was die Leute an Bord gesagt hätten und so weiter... Sie verliessen das Haus in einer fast ausgelassenen Stimmung.»

Nun wussten sie, dass die *Goeben* und die *Breslau* der englischen Flotte entkommen waren. Jetzt hiess es nur noch, die Zustimmung der Türken zum Passieren der Dardanellen einzuholen. Enver Pascha, der als Kriegsminister die Minenfelder kontrollierte, war mehr als bereit dazu, musste aber seinen ängstlicheren Kollegen gegenüber ein kompliziertes Spiel spielen. Er hatte an jenem Nachmittag gerade ein Mitglied der deutschen Militärmission zu Gast, als ein weiterer Angehöriger derselben Mission, Oberstleutnant von Kress, in dringender Sache gemeldet wurde. Kress berichtete, der Kommandant von Çanakkale melde, die *Goeben* und *Breslau* ersuchten um Genehmigung zur Einfahrt in die Dardanellen, und bitte um sofortige Verhaltensmassregeln. Enver erwiderte, er könne nicht entscheiden, ohne den Grosswesir konsultiert zu haben. Kress wies hartnäckig darauf hin, dass das Fort eine sofortige Antwort verlange. Mehrere Minuten sass Enver schweigend da, dann sagte er schroff: «Sie sollen sie hereinlassen.»

Kress und der andere Offizier hatten beide unbewusst den Atem angehalten und holten jetzt tief Luft.

«Wenn den Deutschen englische Kriegsschiffe folgen, soll auf diese geschossen werden?» fragte Kress als nächstes. Wieder weigerte sich Enver zu antworten und wandte ein, dass das Kabinett befragt werden müsse; aber Kress bestand darauf, dass das Fort nicht ohne definitive Instruktionen bleiben könne.

«Soll geschossen werden oder nicht?» Eine lange Pause folgte. Schliesslich antwortete Enver: «Ja.»

Einhundertfünfzig Meilen entfernt, am Eingang der Meerenge, löste sich ein türkischer Zerstörer von der Küste und näherte sich der *Goeben*, von jedermann an Deck mit ängstlicher Spannung beobachtet. Dann stieg eine Flagge auf, und man erkannte das Signal: «Folgen Sie mir.» Um neun Uhr am Abend des 10. August liefen die *Goeben* und die *Breslau* in die Dardanellen ein; sie sollten «mehr Blutvergiessen, mehr Elend und mehr Zerstörung» mit sich bringen, «als je ein Schiff um sich verbreitet hat», stellte Churchill sehr viel später düster fest.

Die Nachricht lief rasch um die Welt und traf noch am selben Abend in Malta ein. Admiral Milne, der noch immer zwischen den Ägäischen Inseln sondierte, erfuhr sie am Mittag des nächsten Tages. Seine vorgesetzte Dienststelle hatte so wenig Ahnung von der eigentlichen Mission der *Goeben* und *Breslau*, dass sie Milne befahl, die Dardanellen zu blockieren, «falls die deutschen Schiffe heraus wollten».

Premierminister Asquith kommentierte die Nachricht mit dem Wort «interessant». In sein Tagebuch schrieb er: «Da wir jedoch darauf bestehen werden», dass die Mannschaft der *Goeben* durch Türken ersetzt wird, die sie nicht navigieren können, «hat das nicht viel zu sagen». «Darauf bestehen» – damit schien für Asquith die Sache erledigt zu sein.

Die alliierten Botschafter bestanden auch sofort darauf, sehr energisch und wiederholt. Die Türken, die noch immer hofften, ihre Neutralität als Handelsobjekt benutzen zu können, entschlossen sich, die Deutschen um eine «vorübergehende und nur oberflächliche» Abrüstung der *Goeben* und *Breslau* zu bitten; aber Wangenheim, den man gebeten hatte, sich diesen Vorschlag anzuhören, lehnte entschieden ab. Nach weiterer hitziger Debatte schlug plötzlich ein Minister vor: «Könnten uns nicht die Deutschen diese Schiffe verkauft haben? Könnte nicht ihr Eintreffen als eine vertragsgemässe Lieferung betrachtet werden?»

Alle waren begeistert von dieser grossartigen Idee, mit der man sich aus der Verlegenheit zog und gleichzeitig die Engländer für ihre Annexion der beiden türkischen Schlachtschiffe symbolisch bestrafte. Mit Deutschlands Zustimmung wurde der Verkauf dem diplomatischen Korps mitgeteilt, und bald darauf wurden die *Goeben* und die *Breslau*, die jetzt *Jawus* und *Midilli* hiessen, die türkische Flagge gehisst hatten und deren Mannschaften mit türkischen Fezen ausgestattet worden waren, vom Sultan unter wilden Begeisterungstürmen des Volkes besichtigt. Das plötzliche Erscheinen der zwei deutschen Kriegsschiffe, die ein Deus ex machina zum Ersatz für die beiden geraubten gesandt zu haben schien, versetzte die Bevölkerung in Verzückung und brachte den Deutschen äusserste Beliebtheit ein.

Noch immer zögerten die Türken die Kriegserklärung hinaus, auf die Deutschland immer mehr drang. Statt dessen begannen sie, ihrerseits von den Alliierten einen steigenden Preis für ihre Neutralität zu fordern. Russland war so beunruhigt über das Auftauchen der *Goeben* vor den Toren des Schwarzen Meeres, dass es zu zahlen bereit war. Wie ein Sünder, der in der höchsten Not Lastern abschwört, denen er sein Leben lang gefrönt hat, war es sogar gewillt, auf Konstantinopel zu verzichten. Am 13. August schlug Aussenminister Sazonow Frankreich vor, der Türkei eine feierliche Garantie für die Integrität ihres Territoriums anzubieten und «grosse finanzielle Vorteile auf Kosten Deutschlands» zu versprechen, wenn sie dafür neutral bliebe. Ja, er war sogar willens, gleichzeitig die Versicherung zu geben, Russland werde diese Garantie in jedem Falle aufrechterhalten, «selbst wenn wir siegreich sind».

Die Franzosen waren einverstanden und setzten «Himmel und Hölle» in Bewegung – so drückte sich Präsident Poincaré aus – um die Türkei ruhig und neutral zu halten und England zu überreden, sich an einer gemeinsamen Garantie des türkischen Territoriums zu beteiligen. Aber die Engländer konnten es nicht über sich bringen, um die Neutralität ihres einstigen Schützlings zu feilschen oder gar dafür zu bezahlen. Churchill, der «höchst kriegerisch gestimmt» und «leidenschaftlich antitürkisch eingestellt» war, schlug dem Kabinett vor, eine Torpedoflotte durch die Dardanellen zu schicken, um die *Goeben* und die *Breslau* zu versenken. Das war eine Geste, die möglicherweise die schwankenden Türken beeindruckt hätte – die einzige, die hätte verhindern können, was schliesslich und endlich passierte. Einer der klarsten und mutigsten Köpfe Frankreichs hatte das schon an dem Tag vorgeschlagen, an dem die Dardanellen passiert worden waren. «Wir sollten direkt hinter ihnen einfahren», sagte General Gallieni, «sonst werden wir die Türken gegen uns haben.» Im englischen Kabinett erhob Lord Kitchener sein Veto gegen Churchills Vorschlag. Er erklärte, England könne es sich nicht leisten, die Moslems durch einen Angriff auf die Türkei vor den Kopf zu stossen. Man solle es der Türkei überlassen, «den ersten Streich zu führen».

Fast drei Monate lang stritten und schwankten die Gruppen innerhalb der türkischen Regierung, während die Alliierten abwechselnd prahlten und feilschten und der deutsche militärische Einfluss in Konstantinopel täglich zunahm. Ende Oktober erklärte Deutschland, das ewige Zaudern müsse nun ein Ende haben. Eine aktive Beteiligung der Türkei am Kriege war im Hinblick auf die Blockade Russlands von Süden her dringend notwendig geworden.

Am 28. Oktober liefen die frühere *Goeben* und *Breslau* unter Admiral Souchons Kommando, begleitet von mehreren türkischen Torpedobooten, in das Schwarze Meer ein und bombardierten Odessa, Sewastopol und Feodosia, wobei die Zivilbevölkerung einige Verluste erlitt und ein russisches Kanonenboot versenkt wurde.

Entsetzt über dieses *fait accompli*, vor das sie sich durch den deutschen Admiral gestellt sah, wollte sich die Mehrheit der türkischen Regierung davon distanzieren, wurde aber erfolgreich daran gehindert. Der ausschlaggebende Faktor war die Anwesenheit der *Goeben* am Goldenen Horn, die unter dem Kommando ihrer alten Offiziere, mit ihrer alten Mannschaft an Bord sich über jeden Widerstand hinwegsetzte. Wie Talaat Bey aufzeigte, lagen die Regierung, der Palast, sie selbst, ihre Häuser, ihr Souverän und Kalif in der Reichweite der Geschütze der *Goeben*. Es war ganz unmöglich, dass sie der deutschen Militär- und Marinemission ihre Pässe zustellten, wie es die Alliierten als Beweis der türkischen Neutralität verlangten. Da der kriegerische Akt im Namen der Türken durchgeführt worden war, erklärte Russland der Türkei am 4. November den Krieg. England und Frankreich folgten am 5. November.

Von nun an überspülten die Wogen des Krieges auch die andere Hälfte des Erdballs. Die Nachbarn der Türkei – Bulgarien, Rumänien, Italien und Griechenland – wurden schliesslich gleichfalls hineingezogen. Russland, das seinen Zugang zum Mittelmeer blockiert sah, war nun auf Archangelsk angewiesen, das die Hälfte des Jahres zugefroren war, und auf Wladiwostok, das 13'000 Kilometer von der Front entfernt lag. Infolge der Blockade des Schwarzen Meeres sank Russlands Export um 98 Prozent und sein Import um 95 Prozent. Russlands Isolierung mit all ihren Konsequenzen, die erfolglose und blutige Tragödie von Gallipoli, die Spaltung der alliierten Kampfkraft durch die Feldzüge in Mesopotamien, Suez und Palästina, schliesslich der Zerfall des Osmanischen Reiches und die daraus sich ergebende Geschichte des Mittleren Ostens, alles das war die Folge der Fahrt der *Goeben*.

Andere Folgen waren ebenso bitter, wenn auch weniger bedeutsam. Admiral Troubridge begegnete dem Tadel seiner Kameraden dadurch, dass er eine gerichtliche Untersuchung beantragte. Im November 1914 wurde ein Verfahren vor dem Kriegsgericht anhängig gemacht; die Anklage lautete, Troubridge habe es «unterlassen, S.M.S. *Goeben* zu verfolgen, in einem Augenblick, in dem sie als Feind auf der Flucht anzusehen war». In der Hauptschuldfrage, ob er berechtigt gewesen sei, die *Goeben* als «überlegene Kraft» anzusehen, sprach ihn die Marine in ihrem eigenen Interesse frei. Obwohl er während des Krieges weiterhin Dienst tat, wurde ihm mit Rücksicht auf die Einstellung der Flotte kein Kommando zur See mehr gegeben. Admiral Milne wurde am 18. August zurückberufen, da das Mittelmeer unter französisches Kommando kam, und bei seiner Rückkehr in den Ruhestand versetzt. Am 30. August gab die Admiralität bekannt, Milnes Verhalten und seine Massnahmen hinsichtlich der *Goeben* und *Breslau* seien zum Gegenstand «sorgfältiger Untersuchung» gemacht worden, mit dem Ergebnis, dass «ihre Lordschaften die von ihm ergriffenen Massnahmen in jeder Hinsicht billigten». Ihre Lordschaften, die der Bedeutung Konstantinopels gegenüber blind gewesen waren, suchten keinen Sündenbock.

## 11 Lüttich und Elsass

Während sich die Armeen mehr und mehr konzentrierten, schritten Vorausabteilungen der deutschen und französischen Streitkräfte zum Angriff, als passierten sie eine Drehtür. Die Deutschen traten von Osten ein, die Franzosen von Westen. Die erste Bewegung der beiden Gegner bestand jeweils darin, sich auf der äussersten Rechten am Rand des Drehtürumlaufs aufzustellen, und zwar fünfhundert Kilometer voneinander entfernt. Die Deutschen waren ohne Rücksicht auf die Massnahmen der Franzosen entschlossen, Lüttich anzugreifen und seinen aus zwölf Forts bestehenden Festungsring zu bezwingen, um den Armeen ihres rechten Flügels den Weg durch Belgien zu öffnen. Die Franzosen, die sich ebensowenig darum kümmerten, was der Feind unternahm, beabsichtigten, in einer mehr gefühlsmässigen als strategisch betonten Aktion ins Oberelsass vorzustossen, um so den Krieg mit einer Welle nationaler Begeisterung zu eröffnen und die einheimische Bevölkerung zu einer Erhebung gegen Deutschland zu ermutigen. Ihr strategisches Ziel war, eine feste Basis unmittelbar am Rhein zu gewinnen.

Lüttich war das Fallgatter, das den Zugang nach Belgien von Deutschland her abriegelte. Diese Stadt, die hundertfünfzig Meter hoch über dem linken Maasufer auf einem Steilhang lag, von dem hier etwa zweihundert Meter breiten Fluss wie von einem Burggraben umgeben und durch einen Fortgürtel von achtundvierzig Kilometern im Umkreis gesichert war, galt allgemein als die gewaltigste Festungsanlage ganz Europas. Zehn Jahre zuvor hatte Port Arthur neun Monate lang einer Belagerung standgehalten, ehe es sich ergab. Die ganze Welt erwartete, Lüttich werde sicherlich den Rekord von Port Arthur erreichen, wenn nicht überhaupt uneinnehmbar sein.

Sieben deutsche Armeen mit insgesamt über 1,5 Millionen Mann versammelten sich längs der belgischen und französischen Grenze. Sie reichten in der Reihenfolge ihrer Bezifferung von der Ersten Armee auf der äussersten deutschen Rechten gegenüber Lüttich bis zur Siebten Armee auf dem äussersten linken Flügel im Elsass. Die Sechste und Siebte Armee bildeten den deutschen linken Flügel mit insgesamt sechzehn Divisionen, die Vierte und Fünfte die Mitte mit zwanzig Divisionen, während die Erste, Zweite und Dritte Armee mit zusammen vierund-

dreissig Divisionen den rechten Flügel darstellten, der durch Belgien marschieren sollte. Letzterem war ein selbständiges Kavalleriekorps von drei Divisionen zugeteilt. Die drei Armeen des rechten Flügels standen unter dem Kommando der Generalobersten von Kluck, von Bülow und von Hausen, die alle drei achtundsechzig Jahre alt waren und von denen die ersten beiden bereits den Krieg von 1870/71 mitgemacht hatten. Der Kommandeur des Kavalleriekorps war General von Marwitz.

Da von Klucks Erste Armee den weitesten Weg hatte, sollte sich der allgemeine Vormarsch im Tempo nach ihr richten. Sie sammelte sich nördlich von Aachen und sollte auf den Strassen vorgehen, die die Maas mittels der fünf Brücken von Lüttich kreuzten. Die Einnahme dieser Festung war also das erste und wichtigste Ziel; von ihm hing alles weitere ab. Die Geschütze der Forts von Lüttich beherrschten die Lücke zwischen der holländischen Grenze und den bewaldeten, bergigen Ardennen; die Maasbrücken stellten die einzige Möglichkeit für einen massierten Übergang dar, und als Knotenpunkt von vier Eisenbahnlinien, die Deutschland und Belgien mit Nordfrankreich verbanden, war Lüttich lebensnotwendig für die Versorgung der deutschen Armeen während ihres Vormarsches. Solange also Lüttich nicht genommen und der Festungsgürtel nicht unschädlich gemacht worden war, hatte der deutsche rechte Flügel keine Bewegungsfreiheit.

Eine besondere «Maasarmee» von sechs Brigaden unter dem Befehl des Generals von Emmich wurde von der Zweiten Armee abgestellt, um den Weg durch Lüttich freizumachen. Falls die Belgier nicht ernsthaften Widerstand leisteten, hoffte man diese Aufgabe durchführen zu können, während die Hauptarmeen sich noch sammelten. In einer seiner Vorkriegsindiskretionen sagte der deutsche Kaiser während eines Manövers einmal zu einem englischen Offizier: «So werde ich durch Belgien marschieren», und fuhr dabei rasch mit der Hand durch die Luft. Die Deutschen glaubten, Belgiens ausdrückliche Abwehrbereitschaft bedeute nicht mehr als der «Zorn träumender Schafe» – so jedenfalls hatte es einmal ein preussischer Staatsmann seinen politischen Gegnern gegenüber ausgedrückt. Wäre Lüttich dann genommen und stünden die ersten beiden Armeen auf den Strassen beiderseits der Stadt auf gleicher Höhe mit ihr, so könne der Vormarsch beginnen.

Henri Brialmont, der grösste Festungsbauer seiner Zeit, hatte die Forts von Lüttich und Namur in den achtziger Jahren auf Drängen Leopolds II. errichtet. Kreisförmig angelegt, überragten sie jeweils die Stadt, um den Maasübergang gegen Eindringlinge nach beiden Seiten hin zu sichern. Die Forts von Lüttich lagen auf den Flussufern durchschnittlich sieben bis neun Kilometer von der Innenstadt und drei bis fünf Kilometer voneinander entfernt. Sechs befanden sich auf dem Ostufer nach Deutschland zu, und sechs umfassten die Stadt auf dem Westufer. Die Forts glichen in der Erde versunkenen mittelalterlichen Burgen und waren an der Oberfläche durch nichts erkennbar als durch eine dreieckige Umwallung, aus

der die Kuppeln der versenkbaren Geschütztürme hervorragten. Alles Übrige befand sich unter der Erde. Abschüssige Tunnel führten in die unterirdischen Räume und verbanden die Türme mit den Magazinen und den Feuerleiträumen. Die sechs grösseren Forts verfügten zusammen mit den sechs kleineren dazwischen über insgesamt vierhundert Geschütze, von denen die grössten 21-cm-Haubitzen waren. In den Winkeln der Dreieckschanzen befanden sich kleinere Türme für Schnellfeuergeschütze und Maschinengewehre, die die unmittelbar darunter gelegenen Hänge bestrichen. Ein zehn Meter tiefer trockener Graben umgab jedes Fort; dazu besass es einen stählernen Beobachtungsturm mit aufmontiertem Scheinwerfer, der wie die Geschütze unter die Erde versenkt werden konnte. Die Garnisonen der grösseren Forts bestanden jeweils aus vierhundert Mann, die sich aus zwei Batterien und einer Infanteriekompanie zusammensetzten. Die Forts waren nicht so sehr als letzte Rückzugsmöglichkeit bei Belagerungen als vielmehr als vorgeschobene Stützpunkte für die Front angelegt und deshalb auf die Feldarmee angewiesen, die das dazwischen gelegene Gebiet halten musste.

Da die Belgier allzuviel Vertrauen in das grosse Werk Brialmonts setzten, gaben sie sich weiter keine Mühe, die Festungen auf dem neuesten Stand zu halten. Man hatte sie mit unzulänglichen Garnisonen besetzen lassen, die sich aus den ältesten Reservejährgängen zusammensetzten und nur einen Offizier je Kompanie hatten. Aus Furcht davor, Deutschland auch nur den geringsten Anlass zu geben, die belgische Neutralität als kompromittiert zu erklären, wurde erst am 2. August befohlen, Gräben und Drahtverhaue zum Schutz der Zwischenräume zwischen den Forts anzulegen und Bäume und Häuser zu beseitigen, die in der Schusslinie standen. Als der Angriff kam, hatte man mit diesen Arbeiten eben erst begonnen.

Die Deutschen ihrerseits hatten in der Annahme, die Belgier würden sich dem Ultimatum fügen oder doch nur scheinbar Widerstand leisten, ihre Überraschungswaffe nicht herangeführt, die sie in Form eines riesigen Belagerungsgeschützes bereithielten. Jedes dieser Geschütze war ungewöhnlich gross und hatte eine Durchschlagskraft, wie man sie für bewegliche Geschütze vorher nicht für möglich gehalten hatte. Eines stammte von Skoda, der österreichischen Rüstungsfirma, ein 30, 5-cm-Mörser; das andere Ungeheuer mit 42 cm war bei Krupp in Essen gebaut; es hatte zusammen mit dem Geschützwagen eine Länge von 7,5 Metern, ein Gewicht von 98 Tonnen, konnte eine einen Meter lange Granate von achtzehn Zentnern fünfzehn Kilometer weit schießen und benötigte eine Geschützbedienung in Stärke von zweihundert Mann. Die grössten Geschütze, die man bis dahin kannte, hatte England mit seinen 35-cm-Schiffsgeschützen besessen, und seine grössten Landgeschütze waren die ortsfesten 28-cm-Haubitzen der Küstenartillerie. Japan hatte, nachdem es sechs Monate vergeblich versucht hatte,



Port Arthur zu bezwingen, seine Küsten von allen derartigen Waffen entblösst, um sie bei der Belagerung einzusetzen, doch die russische Festung hatte auch unter dem Feuer dieser Geschütze noch drei weitere Monate ausgehalten.

So lange durfte nach dem deutschen Terminplan die Bezwingung der belgischen Forts nicht dauern. Moltke hatte Conrad von Hötzendorff gesagt, er erwarte die Entscheidung im Westen am 39. Tag, und ihm versprochen, vom 40. Tag an deutsche Truppen zur Unterstützung Österreichs nach dem Osten zu schicken. Obwohl man nicht mit Widerstand seitens der Belgier rechnete, verlangte es die deutsche Gründlichkeit, dass für alle Eventualitäten vorgesorgt war. Das Problem war, ein Belagerungsgeschütz zu konstruieren, das bei grösstmöglicher Feuerkraft zu Land noch transportabel war. Es musste ein Mörser sein oder eine Haubitze mit kurzem Lauf und grossem Feuerwinkel, die ihre Granaten von oben her auf die Forts werfen konnte und dabei – auch ohne die Züge eines langen Laufes – hochgradige Zielsicherheit für Punktfeuer besass.

Krupp machte sich unter eiserner Geheimhaltung an die Arbeit und hatte im Jahr 1909 ein Modell des 42er-Mörser fertig. Der unförmige, wie amputiert wirkende Riese erwies sich, obwohl mit Erfolg abgefeuert, als ausserordentlich schwerfällig. Er musste per Bahn in zwei Teilen transportiert werden, und jeder von ihnen erforderte eine eigene Lokomotive. Man musste Anschlussgleise legen, um das Geschütz an seine Bettungsgrube zu bringen; diese musste wegen des enormen Drucks beim Rückstoss auf das Fundament mehrere Meter tief ausgehoben und mit Zement gefüllt werden, in den das Geschütz eingelassen und aus dem es beim Stellungswechsel herausgesprengt wurde. Die Aufstellung allein dauerte sechs Stunden. Vier weitere Jahre arbeitete Krupp daran, ein Geschütz zu konstruieren, das auf der Strasse transportiert werden und deshalb in mehrere Teile zerlegbar sein sollte. Im Februar 1914 war ein solches Modell fertig und auf dem Kummersdorfer Prüfgelände zur grossen Genugtuung des Kaisers, den man aus diesem Anlass eingeladen hatte, ausprobiert worden. Weitere Erprobungsfahrten auf Strassen, bei denen als Zugkräfte Dampfmaschinen, Benzinmotoren und sogar vierspännige Pferdezüge eingesetzt wurden, zeigten, dass noch Verbesserungen notwendig waren. Als Termin setzte man sich den 1. Oktober 1914.

Die österreichischen 30, 5-cm-Mörser von Skoda waren 1910 fertig geworden und hatten den Vorzug grösserer Beweglichkeit. Sie wurden in drei Teilen – Geschütz, Rahmen und tragbare Basis – von Motoren gezogen und konnten fünf- undzwanzig bis dreissig Kilometer am Tag zurücklegen. Statt der Reifen hatten sie Ketten mit Scheiben, die man damals staunend «Eisenfüsse» nannte. In Stellung wurde die bewegliche Stahlbasis abgesetzt, der Rahmen mit Bolzen befestigt und das Geschütz in den Rahmen eingepasst, was – alles in allem – vierzig Minuten dauerte. Die Abmontierung liess sich genauso rasch bewerkstelligen; es bestand also keine Gefahr, dass die Geschütze erbeutet würden. Sie konnten in ei-

nem Winkel von sechzig Grad nach rechts und links geschwenkt werden und hatten eine Reichweite von etwa elf Kilometern. Wie die 42er verfeuerte die 30, 5er eine panzerbrechende Granate mit Verzögerungszündung, bei der die Explosion erst erfolgte, wenn das Ziel durchschlagen war.

Bei Kriegsausbruch im August befanden sich mehrere Exemplare der 30, 5er in Deutschland; Conrad von Hötzendorff hatte sie bis zur Fertigstellung des Kruppschen Modells den Deutschen geliehen. Um diese Zeit hatte Krupp fünf 42er vom Eisenbahnmodell fertig und zwei vom Strassenmodell, die aber noch hinsichtlich ihrer Transportierbarkeit verbessert werden mussten. Dringende Befehle, sie einsatzbereit zu machen, gingen am 2. August hinaus. Als der Einmarsch in Belgien begann, arbeitete man bei Krupp verzweifelt Tag und Nacht, um Geschütze, Rahmen, Motoren, Ausrüstung, Bespannung für Notfälle, Mechaniker, Fahrer und Bedienungsmannschaft zusammenzustellen, die noch eine letzte Spezialausbildung bekommen musste.

Moltke hoffte noch immer, ohne diese Geschütze durchzukommen. Sollten die Belgier sich dennoch zum bewaffneten Widerstand verleiten lassen, so würde man die Forts nach Auffassung der Deutschen einfach im Sturm nehmen können. Nicht die geringste Einzelheit dieser Aktion hatte man dem Zufall überlassen. Mit ihrer Vorbereitung war ein Offizier betraut worden, der Schlieffens ergebenster Schüler beim Generalstab gewesen war.

Seine Arbeitswut und ein eiserner Charakter hatten Hauptmann Erich Ludendorff, obwohl er nicht von Adel war, die ersehnten roten Generalstabsstreifen eingetragen. Dreissig Jahre alt, war er 1895 in den Generalstab eingetreten. Mit seinem massigen Körperbau, dem blonden Bart über einem energischen, nach abwärts gezogenen Mund, dem runden Doppelkinn und dem gewölbten Nacken, war Ludendorff physisch genau das Gegenteil des aristokratischen Schlieffen, nach dessen strenger, in sich gekehrter Persönlichkeit er sich doch zu formen bestrebt war. Da er sich bewusst abweisend gab und keine Freundschaften pflegte, war dieser Mann, der zwei Jahre lang mehr Gewalt über das deutsche Volk und das deutsche Schicksal haben sollte als jeder andere Deutsche seit Friedrich dem Grossen, wenig bekannt und wenig beliebt. Um ihn rankten sich weder die üblichen Erinnerungen eines Freundes- oder Familienkreises noch irgendwelche Anekdoten und Aussprüche, selbst dann nicht, als seine Bedeutung wuchs – er blieb ein Mann ohne Schatten.

Ludendorff, der Schlieffen für «einen der grössten Soldaten» hielt, «die je gelebt haben», widmete sich von 1903 bis 1913 als Mitglied und zuletzt als Chef der Mobilisierungsabteilung des Generalstabs der Aufgabe, dem Plan seines Meisters den Erfolg zu sichern. Der gesamte Generalstab sei von der Richtigkeit dieses Planes überzeugt gewesen, sagte er, denn «an die Neutralität Belgiens glaubte niemand». Ludendorff rechnete damit, im Kriegsfall Chef der militärischen Operationen zu werden, überwarf sich aber im Jahre 1913 mit dem damali-

gen Kriegsminister, General von Heeringen, und wurde aus dem Generalstab an die Stelle eines Regimentskommandeurs versetzt. Im April 1914 wurde er zum General befördert und hatte den Befehl, im Falle der Mobilmachung als Quartiermeister zur Zweiten Armee zu stossen. In dieser Eigenschaft wurde er am 2. August Emmichs Maasarmee für den Angriff auf Lüttich zugeteilt und hatte für die Verbindungen zwischen den Stosstruppen und dem Armeekommando zu sorgen.

Am 3. August wurde König Albert Oberbefehlshaber der belgischen Armee – ohne sich falschen Hoffnungen hinzugeben. Den Plan, den er mit Galet aufgestellt hatte, um einer angenommenen deutschen Invasion zu begegnen, hatte er nicht durchbringen können. Sie waren darauf ausgewiesen, alle sechs belgischen Divisionen entlang der natürlichen Schranke der Maas Stellung beziehen zu lassen, wo sie die befestigten Positionen von Lüttich und Namur hätten verstärken können. Aber der Generalstab und sein neuer Chef, General Selliers de Moranville, waren nicht geneigt, dem jungen König und dem einfachen Hauptmann Galet strategische Entscheidungen zu überlassen. Man schwankte zwischen Offensiv- und Defensivmassnahmen und hatte keine Vorkehrungen getroffen, die Armee hinter der Maas aufzustellen. Der strengen Neutralität entsprechend waren die sechs Divisionen vor dem Krieg so plaziert, dass sie alle potentiellen Angreifer im Auge behalten konnten: die 1. Division in Gent war gegen England gerichtet, die 2. stand in Antwerpen, die 3. in Lüttich mit Front gegen Deutschland, die 4. und 5. in Namur, Charleroi und Mons mit Front gegen Frankreich, während die 6. Division und die Kavalleriedivision im Zentrum bei Brüssel standen. General Selliers' Plan sah eine Konzentration der Kräfte in der Mitte des Landes mit Richtung auf den Eindringling vor, sobald nur feststand, wer der Feind sei; die Garnisonen von Antwerpen, Lüttich und Namur würden dabei auf sich selbst gestellt sein. Der Trieb, bestehende Pläne beizubehalten, ist stets stärker als die Neigung, sie umzustossen. So gelang es dem deutschen Kaiser nicht, Moltkes Plan abzuändern, ebensowenig wie Lord Kitchener Henry Wilsons Plan oder Lanrezacs den Plan Joffres ändern konnte. Als König Albert am 3. August offiziell den Oberbefehl übernahm und damit General Selliers' Vorgesetzter wurde, war es zu spät, einen Aufmarsch der gesamten Armee entlang der Maas zu organisieren. Man entschloss sich, die belgische Armee vor Löwen längs der Gette, etwa fünfundsechzig Kilometer östlich von Brüssel, zu konzentrieren und Verteidigungsstellung beziehen zu lassen. Dem König blieb nur noch übrig, die 3. Division in Lüttich zurückzuhalten und mit der 4. in Namur die Grenzgarnisonen zu verstärken, anstatt sie sich der Feldarmee im Zentrum des Landes anschliessen zu lassen.

Im Januar 1914 hatte der König seinen persönlichen Vorschlag durchgesetzt, den 63jährigen Kommandanten der Kriegsschule, General Leman, zum Kommandeur der 3. Division und Gouverneur von Lüttich zu ernennen. Wie Joffre war auch Leman früher Pionieroffizier gewesen. Er hatte die letzten dreissig Jah-

re, mit Ausnahme eines sechsjährigen Kommandos, beim Pionierstab an der Kriegsschule Dienst getan, wo Albert sein Schüler gewesen war. Sieben Monate waren ihm geblieben, die Verteidigung von Lüttich zu reorganisieren, ohne dass er dabei die Unterstützung des Generalstabs gefunden hätte. Als die entscheidende Stunde kam, brachen die widersprüchlichsten Befehle über ihn herein. General Selliers rief am 1. August eine Brigade der 3. Division ab und beraubte diese damit eines Drittels ihrer Kampfkraft. Leman appellierte an den König, der den Befehl widerrief. Am 3. August, widerrief Selliers seinerseits den Befehl des Königs, die Brücken oberhalb Lüttichs zu zerstören, mit der Begründung, dass sie für Truppenbewegungen der belgischen Armee gebraucht würden. Wiederum wandte sich Leman an den König, der ihn gegen den Generalstabschef unterstützte und ein persönliches Schreiben beifügte, in dem er Leman befahl, «die Stellung, mit deren Verteidigung er betraut worden sei, bis zum Ende zu halten».

Der Wille zur Verteidigung des Landes war stärker als die Mittel, die dafür zur Verfügung standen. An Maschinengewehren, der wichtigsten Verteidigungswaffe, besass die belgische Armee im Verhältnis zur Kopffzahl der Deutschen nur halb so viele wie diese. Schwere Feldartillerie, die für die Verteidigungsstellung zwischen den Forts notwendig war, hatte sie überhaupt nicht. Die geplante Erweiterung der Dienstpflicht, die die Feldarmee auf eine Stärke von 150'000 Mann und 70'000 Reservisten bringen und die Festungstruppen bis zum Jahre 1926 auf 130'000 erhöhen sollte, war noch kaum in Angriff genommen. Im August 1914 hatte die Feldarmee 117'000 Mann und keine ausgebildeten Reservisten, da alle verbleibenden Reserven zur Besetzung der Festungen verwendet wurden. Die Zivilgarde, eine Art exklusiver Gendarmerie in zylinderartigen Hüten und leuchtend grünen Uniformen, wurde in den aktiven Dienst überführt; ihre Pflichten wurden zum grossen Teil von den Pfadfindern übernommen. Die aktive Armee war nicht im Schanzen ausgebildet und hatte kaum Geräte dazu. Es fehlte an Transportmitteln ebenso wie an Zelten und Feldküchen; Küchengeräte mussten aus Bauernhöfen und Dörfern zusammengeholt werden; die Telefonausrüstung war kläglich. Die Armee marschierte, doch der Aufmarsch vollzog sich in einem Chaos von Improvisationen.

Und dennoch wurde er von einer Woge der Begeisterung getragen, die sich aus nebelhaften Illusionen erhob. Die mit einem Schlag populär gewordenen Soldaten wurden mit Liebesgaben überschüttet. Sehr bald brachen sie aus den Reihen, um durch die Strassen zu ziehen, mit ihren Uniformen zu prahlen und Freunde zu begrüßen. Eltern eilten zu ihren Söhnen, um zu sehen, wie es im Krieg eigentlich zugehe. Prächtige Limousinen, die als Transportmittel requiriert worden waren, rasten, mit Brotlaiben und Bratenkeulen hochbeladen, vorüber. Sie wurden mit Beifallsrufen begrüsst, und Hochrufe hallten auch den Maschinengewehren nach, die – wie die flandrischen Milchwagen – mit Hunden bespannt waren.

In der Frühe des 4. August – es war ein stiller, klarer und strahlender Morgen – betraten etwa hundertzehn Kilometer östlich von Brüssel die ersten Deutschen belgisches Gebiet. Es waren Einheiten der Marwitzschen Kavallerie. Sie bewegten sich stetig und zielbewusst vorwärts, führten dreieinhalb Meter lange, mit Stahlspitzen versehene Lanzen und trugen ausserdem ein ganzes Arsenal von Säbeln, Pistolen und Gewehren am Leib. Die Leute, die auf den Feldern neben der Strasse bei der Erntearbeit waren oder in den Dörfern aus den Fenstern spähten, flüsterten einander zu: «Ulanen!» Der fremde Name, in dem noch etwas von der Wildheit der Tatarenreiter mitschwang, von denen er sich herleitete, rief in Europa die altüberkommene Erinnerung an Barbareneinfälle wach. Bei der Erfüllung ihrer historischen Mission, ihren Nachbarländern Kultur zu bringen, zeigten die Deutschen – wie auch der Kaiser, wenn er von «Hunnen» sprach – eine Vorliebe für furchterweckende Vorbilder.

Als Vorhut der Invasionsarmee sollte die Kavallerie die Stellung der belgischen und der französischen Armeen auskundschaften, ein Auge auf britische Landungen haben und den deutschen Aufmarsch gegen ähnliche feindliche Erkundungen abschirmen. Am ersten Tag bestand die Aufgabe der Vorhutschwadron darin, unterstützt von der in Automobilen herangebrachten Infanterie die Übergänge über die Maas zu nehmen, ehe die Brücken zerstört werden konnten, und Bauernhöfe und Dörfer zum Zweck der Verproviantierung zu besetzen. In Warsage, unmittelbar diesseits der Grenze, stand Flechet, der 72jährige Bürgermeister, mit der Amtsschärpe angetan, auf dem Dorfplatz, als die Reiter über das belgische Kopfsteinpflaster galoppierten. Der Offizier brachte sein Pferd vor ihm zum Stehen und überreichte ihm mit höflichem Lächeln eine gedruckte Proklamation, die Deutschlands «Bedauern» ausdrückte, dass es sich «in die Notwendigkeit versetzt» sehe, in Belgien einzumarschieren. Sie wünschten jede kriegerische Auseinandersetzung zu vermeiden, hiess es, müssten aber «freie Bahn haben. Die Zerstörung von Brücken, Tunnels und Bahnlinien wird als feindseliger Akt betrachtet.» Die ganze Grenze entlang verteilten die Ulanen auf den Dorfplätzen von Holland bis Luxemburg diese Proklamationen, holten die belgischen Flaggen an den Rathäusern ein, zogen den schwarzen Adler des Deutschen Reiches auf und ritten weiter, voller Vertrauen in die Zusicherungen ihrer Vorgesetzten, dass die Belgier nicht kämpfen würden.

Hinter ihnen füllte, Glied für Glied, die Infanterie der Stossarmee Emmichs die auf Lüttich zulaufenden Strassen. Die rote Regimentsnummer auf der Vorderseite des Helms war der einzige Farbakzent in dem feldgrauen Einerlei. Dann kamen die Pferdegespanne der Feldartillerie. Das neue Leder der Stiefel und Geschirre knirschte. Radfahrerkolonnen eilten voraus, um Kreuzungen und Bauernhäuser zu besetzen und Telefonleitungen zu legen. Automobile bahnten sich hupend ihren Weg, monokeltragende Generalstabsoffiziere sassen darin, vor sich Ordon-

nanzten mit entscherten Pistolen, hinter sich aufgeschnallte Koffer. Jedes Regiment hatte seine fahrbaren Feldküchen, wie sie der Kaiser angeblich einst in einem russischen Manöver gesehen hatte. Da brannten die Feuer, und die Köche rührten in voller Fahrt das Eintopfgericht. Die Ausrüstung war so vollkommen und der Vormarsch so präzise, dass es aussah, als sei die ganze Invasion eine Parade.

Jeder Soldat trug fünfundsechzig Pfund; Gewehr und Munition, Tornister, Feldflasche, ein zweites Paar Stiefel, Spaten, ein Messer und viele andere Ausrüstungsgegenstände, die an der Uniform angebracht waren. In einem Beutel befand sich die «eiserne Ration», die aus zwei Dosen Fleisch, zwei Dosen Gemüse, zwei Paketen Schiffszwieback, einem Paket gemahlenem Kaffee und einer Flasche Branntwein bestand. Sie durfte nur mit Genehmigung eines Offiziers geöffnet werden und wurde täglich inspiziert, um festzustellen, ob der Träger sie etwa befehlswidrig angebrochen habe. Eine weitere Packung enthielt Nadel und Faden, Verbandsmull und Heftpflaster, ein drittes Streichhölzer, Schokolade und Tabak. Die Offiziere hatten Ferngläser und lederne Kartentaschen mit den Vormarschplänen ihres Regiments um den Hals hängen, so dass kein Deutscher je in die Schwierigkeit geraten konnte wie jener britische Offizier, der sich darüber beklagte, dass eine Schlacht stets dort vor sich gehe, wo zwei Kartenblätter aneinanderstiessen. Beim Marschieren sangen die Deutschen. Sie sangen «Deutschland, Deutschland über alles», «Die Wacht am Rhein», und «Heil Dir im Siegerkranz». Sie sangen, wenn sie rasteten, wenn sie Quartier bezogen und beim Trinken. Vielen Leuten, die die nächsten dreissig Tage mit immer heftigeren Gefechten, mit ihrer Angst und ihren Schrecken durchmachen mussten, sollte dieser endlose, sich ständig wiederholende Gesang aus rauhen Männerkehlen als die schlimmste Qual der Invasion in Erinnerung bleiben.

General von Emmichs Brigaden, die von Norden, Osten und Süden her auf Lüttich zustiessen, stellten beim Erreichen der Maas fest, dass die Brücken oberhalb und unterhalb der Stadt schon zerstört waren. Als sie versuchten, den Fluss auf Pontons zu überqueren, eröffnete die belgische Infanterie das Feuer, und die Deutschen fanden sich zu ihrer Überraschung in ein wirkliches Gefecht verwickelt, in dem man von scharfer Munition getroffen, verwundet und getötet werden konnte. 60'000 Deutsche standen hier gegen 25'000 Belgier. Bei Einbruch der Nacht war es den Deutschen gelungen, die Maas bei Visé im Norden der Stadt zu überqueren; die von Süden angreifenden Brigaden wurden aufgehalten, während die Stosstruppen in der Mitte, dort wo der Fluss nach Westen biegt, die Linie der Forts auf seinem Ostufer erreichen konnten.

Während des ganzen Tages, solange Stiefel, Räder und Hufe der deutschen Angriffswellen durch die Dörfer hallten und die reifen Getreidefelder zertrampelten, verstärkte sich mit zunehmendem Beschuss auch die Bestürzung der deutschen Truppen, denen man die Belgier als «Praliné-Soldaten» geschildert hatte.

Vom Widerstand überrascht und erbost, reagierten die durch ihre erste Gefechtsberührung erregten Deutschen nur zu heftig, als zum ersten Mal der Ruf «Heckenschützen!» erklang. Sofort bildeten sie sich ein, hinter jedem Haus und aus jeder Hecke schossen wütende Zivilisten auf sie. Augenblicklich ertönte das Geschrei: «Man hat geschossen», das zum Signal für alle Vergeltungsmassnahmen gegen Zivilisten von Visé bis vor die Tore von Paris werden sollte. Vom ersten Tag an erhob sich wie ein Schreckgespenst die Gestalt des *Franc tireurs*, wie sie den Deutschen von 1870/71 noch im Gedächtnis war und die nun in gigantischen Ausmassen heraufbeschworen wurde.

Der Geist des Widerstandes, der bald darauf in der illegalen Zeitung *Le Libre Beige* seinen Ausdruck finden sollte, war an jenem ersten Morgen unter den Bewohnern der Grenzstädte noch kaum lebendig. Die Regierung selbst hatte, da sie den Feind kannte, schon Plakate verteilt, die in jeder Gemeinde angeschlagen werden sollten und den Bürgern befahlen, Waffen bei den Ortsbehörden abzuliefern. Wer auf Seiten der Belgier von den Deutschen mit Waffen angetroffen werde, müsse eventuell mit der Todesstrafe rechnen. Die Bevölkerung wurde streng angewiesen, den Feind weder zu bekämpfen noch zu beleidigen und sich bei geschlossenen Fenstern in den Häusern zu halten, damit alles vermieden werde, was einen «Vorwand für Repressalien» biete, die zu «Blutvergiessen, Plünderung oder Massakern der unschuldigen Bevölkerung» führen könnten. Die ernsthaft gewarnten und durch den Anblick der Eindringlinge eingeschüchterten Menschen waren kaum zu dem Versuch bereit, mit ihren Flinten für die Kaninchenjagd diesen bewaffneten Massen Halt zu gebieten.

Trotzdem begannen die Deutschen am ersten Tag der Invasion nicht nur gewöhnliche Zivilisten, sondern auch belgische Priester zu erschiessen. Am 6. August äusserte sich Generalmajor Karl Ulrich von Bülow, ein Bruder des Exkanzlers und Kommandeur einer beim Angriff auf Lüttich eingesetzten Kavalleriedivision, einem seiner Kameraden gegenüber missbilligend über die summarischen Exekutionen belgischer Priester, die am Vortage stattgefunden hätten. Der Vorwand, die belgische Priesterschaft habe eine Verschwörung angezettelt, die den Partisanenkrieg fördere – und das innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden und im Widerspruch zur Zivilregierung – sollte auf die Deutschen wirken. Die Exekutionen dagegen richteten sich an die Adresse der Belgier, die nach der Methode des Kaisers Caligula – «*oderint dum metuant*» (sie mögen uns ruhig hassen, wenn sie uns nur fürchten) – abgeschreckt werden sollten.

Am ersten Tag erschossen die Deutschen auch sechs bei Warsage gefangene Geiseln und brannten das Dorf Battice als warnendes Beispiel nieder. Es wurde «ausgebrannt, völlig ausgebrannt», schrieb ein deutscher Offizier, der ein paar Tage später durchmarschierte. «Durch glaslose Fensterhöhlen sah man ins Innere: dort hingen gespenstisch die rostigen Überreste der eisernen Bettstellen über verbogenen Trägern -zertrümmertes Hausgerät lag bis auf die Strasse...

Verwilderte Hunde und Katzen huschten über die Strasse. Sonst alles Leben hinwegesengt durch die nun erkaltete Brunst. Am Marktplatz die turmlose, dachlose Kirche...» An einer anderen Stelle, wo – so wurde ihm gesagt – drei deutsche Husaren erschossen worden waren, stand «das ganze Dorf in Flammen. In den Scheunen brüllte verzweifelt das Vieh, halbverbrannte Hühner rasten über die Strassen, und liegen dort nicht ein paar erschlagene Bauern hinterm Zaun?»

«Unser Vorgehen in Belgien ist gewiss brutal», schrieb Moltke am 5. August an Hötzendorff, «es handelt sich aber für uns um Leben und Sterben, und wer sich uns in den Weg stellt, muss die Folgen tragen.» Die Folgen für Deutschland bedachte er freilich nicht. Aber der Prozess hatte schon begonnen, der Belgien zur Rachegöttin für Deutschland machen sollte.

Am 5. August eröffneten Emmichs Brigaden den Angriff auf die vier östlichen Forts von Lüttich mit massiertem Artilleriefener der Feldgeschütze, dem ein Sturmangriff der Infanterie folgte. Die leichten Granaten konnten den Forts nichts anhaben, und die belgischen Geschütze liessen einen Feuerhagel auf die deutschen Truppen niedergehen, der die vorderen Reihen niedermähte. Kompanie um Kompanie rückte vor in Richtung auf die Zwischenräume zwischen den Forts, wo die belgischen Stellungen noch nicht ausgebaut waren. An einigen Punkten brachen die Deutschen durch und stürmten die Hänge hinan, wo sie von den Geschützen nicht mehr erreicht werden konnten, dafür aber vom Maschinengewehrfeuer der Forts erfasst wurden. Die Toten türmten sich in meterhohen Haufen. Bei Fort Barchon gingen die Belgier, als sie die deutschen Reihen wanken sahen, mit dem Bajonett vor und warfen sie zurück. Wieder und wieder stürmten die Deutschen vor und opferten Menschenleben wie Munition im Vertrauen auf die riesigen Reserven, mit denen sie die Lücken füllen konnten. «Sie machten keinen Versuch auszuschwärmen», beschrieb ein belgischer Offizier später den Vorgang, «sondern rückten Glied um Glied vor, fast Schulter an Schulter, bis wir sie niederschossen; die Gefallenen häuften sich zu einer furchtbaren Barrikade von Toten und Verwundeten auf, die uns das Schussfeld zu verdecken und deshalb Schwierigkeiten zu machen drohte. So hoch wuchs diese Barrikade, dass wir nicht wussten, ob wir hindurchschossen oder hinausgehen und mit den Händen Lücken hineinreissen sollten... Doch so unglaublich es scheint – diese förmliche Mauer von Toten und Sterbenden erlaubte diesen sagenhaften Deutschen, sich näher heranzuschleichen und tatsächlich in Richtung auf das Glacis auszufallen. Sie schafften nicht mehr als den halben Weg, weil sie von unserem Maschinengewehr- und Schützenfeuer zurückgetrieben wurden. Wir hatten natürlich auch unsere Verluste, doch waren sie gering im Vergleich mit dem Blutbad, das wir unter unseren Feinden angerichtet hatten.»

Diese Verschwendung von Menschenleben, die dann an der Somme auf allen Seiten in sinnloser Übersteigerung in die Hunderttausende gehen und bei Verdun



eine Million überschreiten sollte, begann an jenem zweiten Kriegstag vor Lüttich. Wütend über ihr Versagen vor diesem ersten Hindernis, warfen die Deutschen rücksichtslos so viele Menschen gegen die Festungen, wie ihnen jeweils nötig schien, um das Operationsziel planmässig zu erreichen.

In den späten Abendstunden des 5. August sammelten sich Emmichs Brigaden wieder in ihren verschiedenen Ausgangsstellungen zu einem erneuten Angriff, der für Mitternacht angesetzt worden war. General Ludendorff, der die 14. Brigade im Zentrum der deutschen Front begleitete, fand die Truppe trüb gestimmt und «nervös». Vor ihnen drohten düster die Festungsgeschütze. Viele Offiziere zweifelten daran, dass ein Infanterieangriff etwas gegen sie ausrichten könne. Einem Gerücht zufolge sollte eine ganze Radfahrerkompanie, die im Laufe des Tages zum Erkunden ausgesandt worden war, «vernichtet» worden sein. Eine Marschkolonne schlug in der Dunkelheit den falschen Weg ein und stiess auf eine andere, woraus sich Verwirrung und Ratlosigkeit ergaben. Ludendorff ritt nach vorn, um die Ursache der Störung festzustellen, und traf auf die Ordonnanz des Generals von Wussow, des Kommandeurs der 14. Brigade, die das Pferd des Generals mit leerem Sattel führte. Von Wussow war weiter vorn auf der Strasse im Maschinengewehrfeuer gefallen. Ludendorff fasste blitzschnell und kühn die Gelegenheit beim Schopfe. Er übernahm das Kommando der Brigade und gab das Zeichen zum Angriff, der das Zwischenstück zwischen Fort Fleron und Fort d'Évegnée durchstossen sollte. Beim Vormarsch gab es Tote, und Ludendorff nahm zum erstenmal in seinem Leben jenen «hörbaren Einschlag der Geschosse in menschliche Körper» wahr.

Infolge irgendeines Zufalls versäumten die Geschütze im Fort Fleron, das nur etwa drei Kilometer entfernt lag, das Feuer zu eröffnen. In einem Dorf, durch das man sich von Haus zu Haus vorkämpfte, liess Ludendorff eine Feldhaubitze aufstellen, die in die Häuser «rechts und links» feuerte und bald den Weg frei machte. Am 6. August, nachmittags um zwei Uhr, hatte die Brigade den Festungsring durchbrochen und erreichte die Höhen auf dem rechten Maasufer, von wo man Lüttich und die Zitadelle liegen sah, jene imposante, aber veraltete Festung auf dem Ufer gegenüber. Hier stiess General von Emmich zu ihnen; man wartete in zunehmender Besorgnis und suchte die Strassen nach Norden und Süden ab, doch es zeigten sich keine Truppen der anderen Brigaden. Die 14. Brigade musste feststellen, dass sie innerhalb des Fortgürtels isoliert war. Man richtete die Geschütze auf die Zitadelle und feuerte, teils um den anderen Brigaden ein Zeichen zu geben, teils um «den Gouverneur der Festung und die Stadt willfährig zu machen».

Aus Zorn darüber, dass sie Zeit und Kraft daran setzen mussten, ein Volk zu bekämpfen, das sie bei vernünftiger Überlegung hätte passieren lassen müssen, verfolgten die Deutschen den ganzen August hindurch mit wahrer Besessenheit das Ziel, die Belgier «einzuschüchtern», damit sie ihren törichten und vergebli-

chen Widerstand aufgaben. Der ehemalige deutsche Militärattaché in Brüssel, der General Leman persönlich kannte, war tags zuvor als Parlamentär zu ihm geschickt worden, um ihn zur Übergabe zu überreden oder notfalls durch Drohungen dazu zu bewegen. Er kündigte ihm an, Lüttich werde von Zeppelinern zerstört werden, wenn er den Deutschen den Weg nicht freigebe. Die Verhandlungen scheiterten, und am 6. August wurde der Zeppelin L-Z programmgemäss von Köln geschickt, um die Stadt zu bombardieren. Mit den dreizehn Bomben, die er abwarf, und den neun Zivilisten, die dabei umkamen, begann ein neues Kapitel der Kriegserfahrung im zwanzigsten Jahrhundert.

Nach dem Bombardement entsandte Ludendorff erneut einen Unterhändler mit der weissen Flagge; diesem gelang es jedoch ebensowenig, Leman zur Übergabe zu bewegen. Nun versuchte man es mit einer List. Ein Kommando von dreissig Mann und sechs Offizieren wurde in Uniformen gesteckt, die den englischen gleichen und keinerlei Abzeichen trugen. In der Absicht, den General zu entführen oder zu töten, fuhren sie mit Automobilen vor seinem Hauptquartier in der Rue Sainte-Foi vor und liessen sich beim General melden. Sein Adjutant, Major Marchand, kam an die Tür, rief «Das sind keine Engländer, das sind Deutsche!» und wurde sofort niedergeschossen. Seine Kameraden rächten ihn unverzüglich. «Durch diese heimtückische Verletzung der Regeln zivilisierter Kriegführung zur Raserei getrieben, machten sie sie ohne Schonung nieder», hiess es in der temperamentvollen und unverblühten Berichterstattung von 1914. In der Verwirrung entfloh General Leman auf das Fort Loncin westlich der Stadt und leitete nun von dort aus deren Verteidigung.

Leman war sich darüber klar, dass er nicht hoffen konnte, die Stadt zu halten, nachdem eine deutsche Brigade zwischen den Forts durchgestossen war. Gelänge den von Norden und Süden her angreifenden Brigaden gleichfalls ein Durchbruch, so wäre Lüttich eingekreist und die 3. Division von der restlichen Armee abgeschnitten und in einer Falle, in der sie vernichtet werden konnte. Lemans Geheimdienst hatte unter den angreifenden deutschen Truppen Einheiten von vier deutschen Armeekorps erkannt, was darauf schliessen liess, dass Emmich Lemans einziger Division acht deutsche gegenüberstellen konnte. In Wirklichkeit war Emmichs Truppe nicht nach Korps eingeteilt, sondern nach detachierten Brigaden und zählte jetzt mit den eilends nachgesandten Verstärkungen etwa fünf Divisionen. Die 3. Division war allein nicht stark genug, um sich selbst oder Lüttich retten zu können. Am Morgen des 6. August gab Leman Befehl, die 3. Division aus Lüttich herauszuziehen und mit der übrigen Armee vor Löwen zu vereinigen; denn er wusste, dass der König fest entschlossen war, die Feldarmee sprungbereit und in Verbindung mit Antwerpen zu halten, gleichviel, was anderswo vor sich ging. Das bedeutete, dass zwar nicht die Forts, aber doch die Stadt fallen musste; selbst für Lüttich durfte man keine Division opfern, denn wichtiger als Lüttich

war die Unabhängigkeit Belgiens! Wenn dem König nicht das Kommando über eine Armee auf einem Stück eigenen Landes blieb, war er nicht nur seinen Feinden, sondern auch seinen Verbündeten ausgeliefert.

Am 6. August geriet ganz Brüssel in Taumel über die Nachricht, dass die Deutschen am Vortage zurückgeschlagen worden seien. «*Grande Victoire Beige!*» verkündeten die Zeitungen in Sonderausgaben. Glückliche, enthusiasmierte Menschen füllten die Cafés, wünschten einander Glück, prahlten von Rache und feierten die ganze Nacht hindurch, um dann am nächsten Morgen einander hocheifrig ein belgisches Communiqué vorzulesen, in dem es hiess, 125'000 Deutsche hätten absolut nichts ausrichten können und drei am Gefecht beteiligte Armeekorps seien aufgerieben und damit ausgefallen. Die alliierte Presse übernahm diesen Optimismus und berichtete von einer «vollständigen Auflösung der Deutschen», bei der sich mehrere Regimenter ergeben hätten, viele Gefangene gemacht worden seien, die Deutschen zwanzigtausend Tote hätten, die Verteidiger überall erfolgreich gewesen seien und «den Eindringlingen entscheidend Schach geboten» hätten, wodurch der Vormarsch «zum Stillstand» gebracht worden sei. Wie der nur kurz erwähnte Rückzug der 3. Division in dieses Bild passen sollte, blieb ungeklärt.

Im belgischen Hauptquartier, in dem alten Rathaus zu Löwen, war die Zuversicht so gross, als zählte die belgische Armee vierunddreissig Divisionen und die deutsche nur sechs statt umgekehrt. Die tatendurstige Gruppe im Generalstab überschlug sich in «wilden Plänen für eine sofortige Offensive».

Der König verbot sie unverzüglich. Die Ausmasse der Kräfte vor Lüttich und neue Berichte, die mittlerweile fünf deutsche Korps nach wiesen, verrieten ihm die Schlieffensche «Überflügelungsstrategie». Wenn französische und englische Truppen ihm rechtzeitig Verstärkung brächten, gäbe es noch eine Chance, die Deutschen an der Gette auf halbem Wege zwischen Antwerpen und Namur zum Stehen zu bringen. Er hatte schon zwei dringende Hilferufe an Präsident Poincaré gerichtet. In diesem Stadium hoffte er noch, wie jeder andere Belgier auch, dass seine Verbündeten auf belgischem Boden zu ihm stiessen. «Wo sind die Franzosen? Wo sind die Engländer?» fragten die Leute einander allenthalben. In einem Dorf überreichte eine belgische Frau einem Soldaten in fremder Uniform, die sie für Khaki hielt, einen Blumenstrauss mit einer Schleife in den Farben Englands. Einigermassen verlegen gab dieser sich als Deutscher zu erkennen.

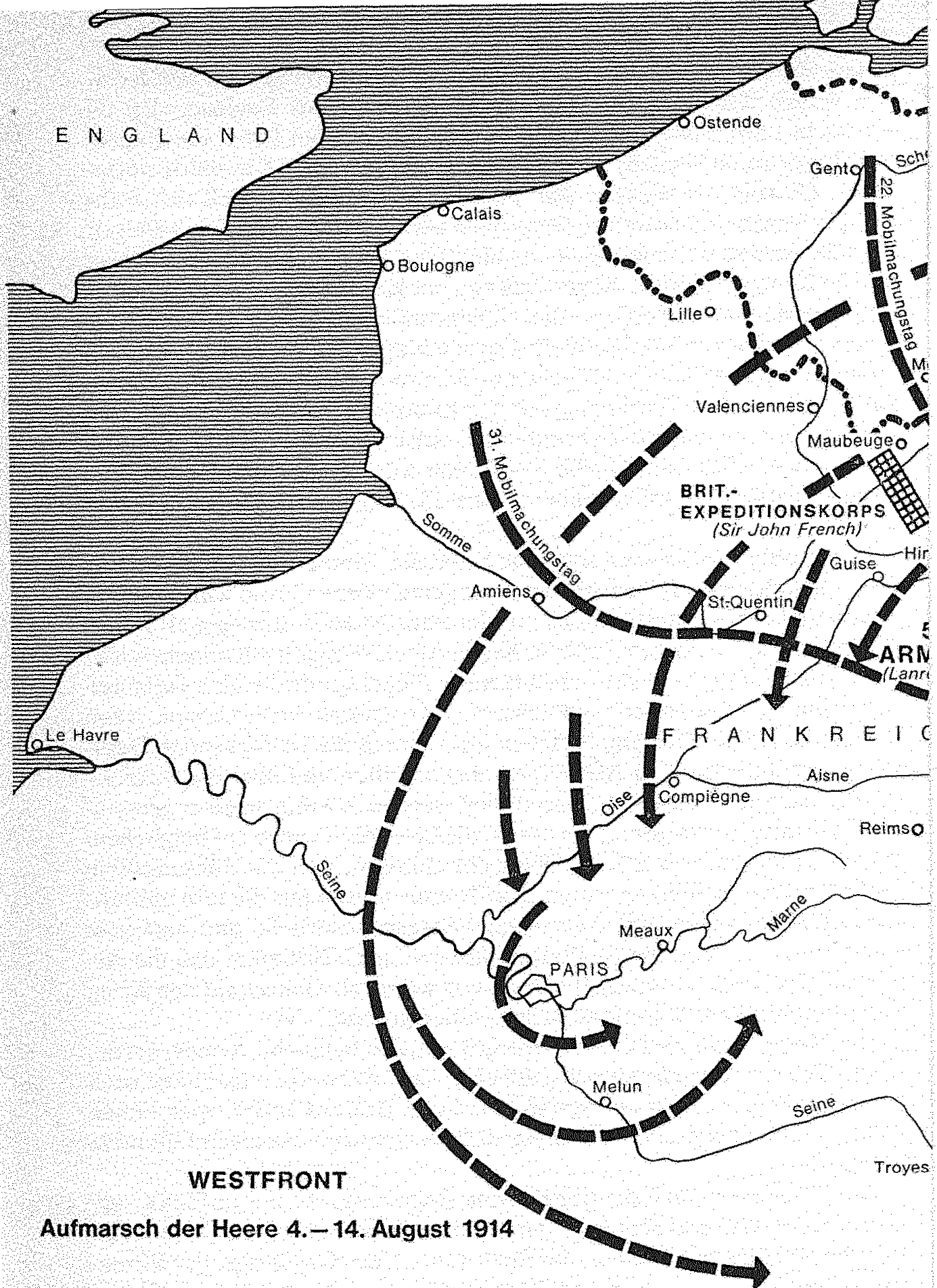
In Frankreich standen Poincaré und Messimy – letzterer hatte in seinem Überschwang sofort vorgeschlagen, den Belgiern fünf Korps zu Hilfe zu schicken – Joffres stillschweigender und hartnäckiger Weigerung gegenüber, seinen Aufmarschplan auch nur um eine Brigade zu verändern. Drei französische Kavalleriedivisionen unter General Sordet würden am 6. August in Belgien einmarschieren, um die Stärke der deutschen Streitkräfte östlich der Maas zu erkunden, aber nur das Ausbleiben der Engländer könne ihn dazu bringen, seinen linken Flügel

zu verlängern, sagte Joffre. Am späten Abend des 5. August kam Nachricht aus England, dass der Kriegsrat nach einer ganztägigen Sitzung beschlossen habe, ein Expeditionskorps zu entsenden, aber nur vier Divisionen plus Kavallerie anstatt sechs. Obwohl das weniger war, als man erwartet hatte, liess sich Joffre nicht bewegen, irgendwelche Divisionen auf den linken Flügel zu verlegen, um den Ausfall wettzumachen. Er hielt alles für eine französische Offensive im Zentrum zurück. Abgesehen von der Kavallerie sandte er nur einen einzigen Mann nach Belgien – den Generalstabsoffizier Oberst Brécard mit einem Schreiben an König Albert. Darin schlug er vor, die belgische Armee möge ein entscheidendes Vorgehen noch zurückstellen und sich bis Namur zurückziehen, dort Verbindung mit den Franzosen aufnehmen und, sobald der französische Aufmarsch beendet sei, sich einer gemeinsamen Offensive anschliessen. Vier französische Divisionen würden nach Namur entsandt werden, versicherte Joffre, aber vor dem 15. August könnten sie nicht dort sein.

Nach Joffres Auffassung sollte die belgische Armee zweckmässigerweise ihre rein belgischen Interessen um einer gemeinsamen Front willen hintansetzen und in Übereinstimmung mit der französischen Strategie als Flügel der französischen Armee handeln. König Albert dagegen mit seinem schärferen Blick für die vom deutschen rechten Flügel her drohenden Gefahren beurteilte die Lage anders: er fürchtete, die belgische Armee könne, wenn man sie in Namur Stellung beziehen lasse, durch die vorrückenden Deutschen von ihrer Basis in Antwerpen abgeschnitten und über die französische Grenze aus Belgien hinausgedrängt werden. Da ihm an einer gemeinsamen Strategie weniger lag als daran, die belgische Armee auf belgischem Boden zu halten, war König Albert entschlossen, sich die Rückzugslinie nach Antwerpen offen zu halten. Auf Namur wiesen nur die rein militärischen Überlegungen, auf Antwerpen dagegen historische und nationale Gesichtspunkte. Um diesen Preis musste man auch riskieren, dass die Armee an eine Stelle abgedrängt würde, von wo sie als Ganzes auf den Krieg keinen unmittelbaren Einfluss mehr ausüben konnte.


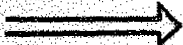
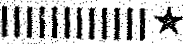


Der König teilte also Oberst Brécard mit, die belgische Armee werde, sofern sich ein Rückzug als nötig erweise, nach Antwerpen und nicht nach Namur gehen. Zutiefst enttäuscht berichtete Brécard Joffre, man könne nicht damit rechnen, dass die Belgier sich an einer gemeinsamen Offensive beteiligten.

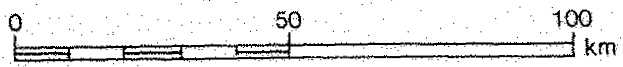
Am 7. August verlieh die französische Regierung, die nie zu Plan 17 gehört worden war und sich jetzt durch seine Erfordernisse verhindert sah, Belgien zu Hilfe zu kommen, der Stadt Lüttich das Grosskreuz der Ehrenlegion und König Albert die Militärmedaille. Diese unter den gegebenen Umständen zwar unzulängliche Geste drückte doch etwas von der Bewunderung aus, mit der die Welt Belgiens Kampf verfolgte. Belgien «verteidigt nicht nur die Unabhängigkeit Europas; es tritt für die Ehre überhaupt ein», erklärte der Präsident der französischen

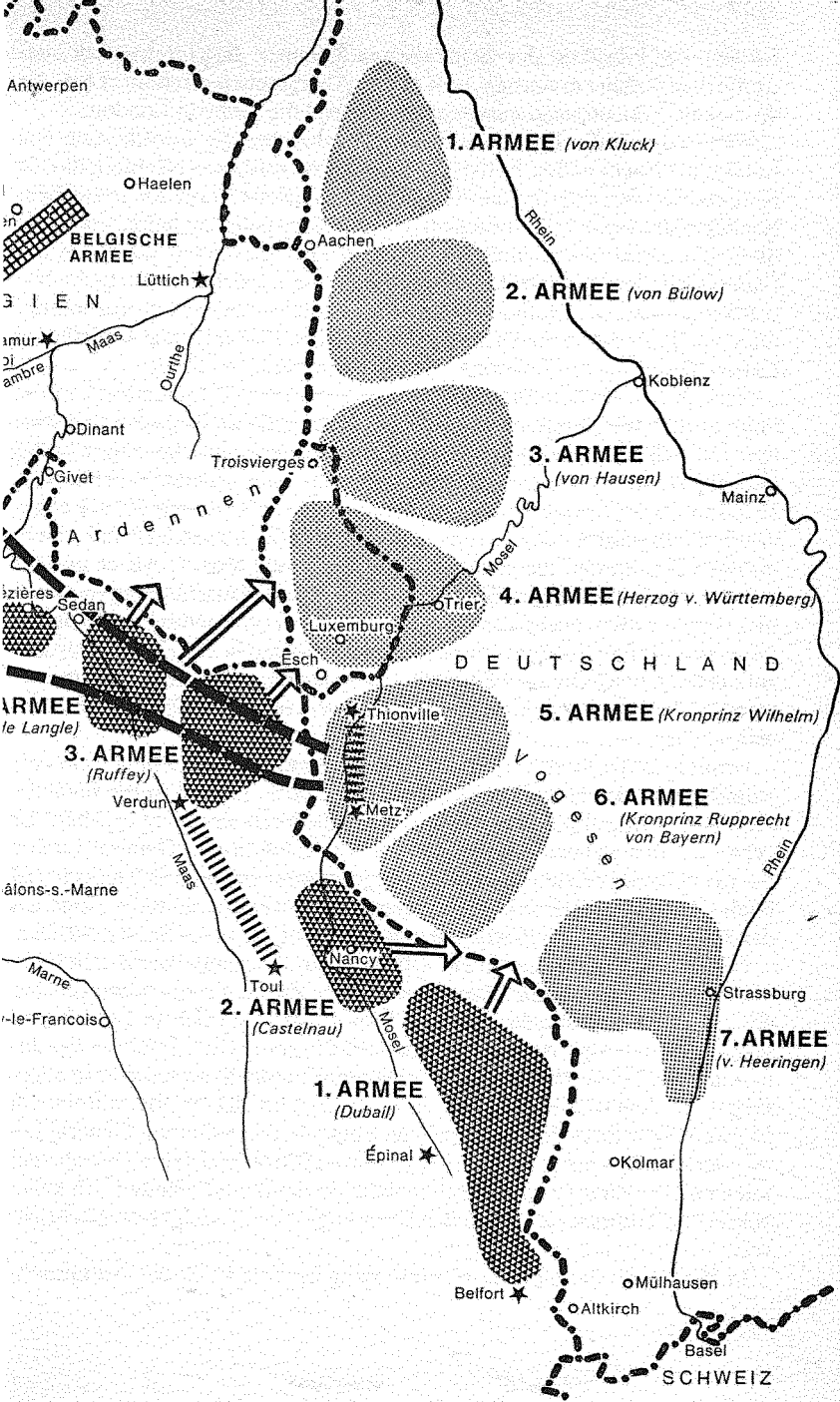


**WESTFRONT**

**Aufmarsch der Heere 4. – 14. August 1914**

-  Schlieffen Plan
-  Plan 17
-  Befestigte Zonen
-  Deutsche
-  Franzosen





Kammer. Belgien hat sich «unsterblichen Ruhm» erworben, weil es den Aberglauben erschüttert hat, die deutschen Armeen seien unbesiegbare, erklärte die *Times* in London.

Während sich die Ehrungen häuften, verbrachte die Bevölkerung von Lüttich die Nacht in den Kellern – die erste von zahllosen Nächten, die die Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts am gleichen Ort verbringen sollten. Nachdem der Tag den Terrorangriff des Zeppelins gebracht hatte, wurde die Stadt die ganze Nacht hindurch von den explodierenden Granaten der Ludendorffschen Feldartillerie erschüttert, die Lüttich zur Übergabe reif machen sollten. Die Methode war ebenso erfolglos wie das Fernbombardement von Paris durch die Dicke Bertha im Jahre 1918 oder die Angriffe der Luftwaffe und die V2-Raketen auf London im nächsten Krieg.

Nach dieser Vorbereitung beschlossen Emmich und Ludendorff, in die Stadt einzumarschieren, ohne die Ankunft der anderen Brigaden abzuwarten. Da sich die 3. Brigade der Belgier inzwischen zurückgezogen hatte, marschierte die 14. Brigade ungehindert über zwei unzerstört gebliebene Brücken. In der Annahme, die Zitadelle sei von der zu diesem Zweck abgesandten Vorausabteilung bereits genommen, fuhr Ludendorff mit einem einzigen Adjutanten die steile, gewundene Strasse hinauf. Als er im Hof ankam, war kein deutscher Soldat zu sehen – die Vorausabteilung war noch nicht eingetroffen. Nichtsdestoweniger klopfte er ohne jedes Zögern an die Tore, und als ihm geöffnet wurde, nahm er von den in der Festung zurückgebliebenen belgischen Soldaten die Übergabe entgegen. Er war neunundvierzig Jahre alt, doppelt so alt wie Bonaparte im Jahre 1793, und Lüttich war sein Toulon.

Drunten in der Stadt verhaftete General Emmich, weil Leman nicht aufzufinden war, den Bürgermeister, dem er erklärte, Lüttich werde bombardiert und in Brand gesteckt werden, wenn die Forts sich nicht ergäben. Er versprach ihm sicheres Geleit, um die Kapitulation von General Leman oder vom König beizubringen. Der Bürgermeister weigerte sich jedoch und blieb Gefangener. Bis zum Abend hatten drei weitere deutsche Brigaden den Festungsgürtel durchbrochen und waren zur 14. in der Stadt gestossen.

Um 18 Uhr abends sauste ein Offizier vom Automobilkorps durch die Strassen von Aachen zum Hauptquartier der Zweiten Armee und brachte die aufregende Nachricht, General Emmich befinde sich in Lüttich und verhandle in diesem Augenblick mit dem Bürgermeister. Inmitten des Jubels und der Hochrufe wurde ein Telegramm Emmichs an seine Frau abgefangen, in dem es hiess: «Hurra, in Lüttich!» Um 20 Uhr übermittelte ein Verbindungsoffizier den Bescheid von Emmich, dass man zwar General Leman nicht gefasst habe, dass aber Bischof und Bürgermeister in Gewahrsam seien und die Zitadelle sich ergeben habe. In der Stadt befänden sich keine belgischen Truppen mehr, von den Forts liege jedoch noch keine Nachricht vor.

In Berlin, wo die Oberste Heeresleitung bis zum Ende der Aufmarschphase

verblieb, geriet der Kaiser vor Freude ausser sich. Als es im Anfang so aussah, als würden die Belgier trotz allem kämpfen, hatte er Moltke schwere Vorwürfe gemacht: «Mir hat dieses Vorgehen gegen Belgien den Krieg mit England auf den Hals gebracht!» Doch bei der Nachricht vom Fall Lüttichs hatte er ihn «liebster Julius» genannt und – nach dem Bericht Moltkes – stürmisch «abgeküsst». Noch immer machten die Engländer dem Kaiser Sorge. Der amerikanische Gesandte Gerard, der am 10. August mit einem Vermittlungsangebot des Präsidenten Wilson zu ihm kam, fand ihn «mutlos». Der Kaiser sass im Garten des Schlosses an einem grünen Eistisch unter einem Sonnenschirm mit zwei Dackeln zu seinen Füßen und hatte allerlei Papiere und Telegrammformulare vor sich ausgebreitet. Er klagte: «Die Engländer bringen die Lage ganz durcheinander – ein hartnäckiges Volk – sie wollen den Krieg fortführen. Er wird nicht so rasch zu Ende sein.»

Die bittere Wahrheit, dass kein einziges Fort genommen war, erfuhr man am Tag nach dem Fall Lüttichs, als Ludendorff zum Bericht erschien. Er bestand darauf, dass die Belagerungsgeschütze unverzüglich aufgestellt werden müssten; die Belgier zeigten keinerlei Neigung, sich zu ergeben. Schon hatte man den Vormarsch der Ersten Armee von Klucks, die als erste hatte aufbrechen sollen, vom 10. auf den 13. August verschieben müssen.

Inzwischen verharteten in Essen die furchterregenden, unförmigen schwarzen Belagerungsmörser unbeweglich, während ringsherum verzweifelte Anstrengungen gemacht wurden, die notwendige Transportkolonne und ausgebildete Geschützmannschaften zusammenzustellen. Am 9. August waren die beiden Strassenmodelle fertig, und noch in derselben Nacht verlud man sie auf Güterwagen, die sie so weit wie möglich per Bahn transportieren sollten, damit ihre Laufketten geschont würden. Der Zug verliess Essen am 10. August und war schon bei Einbruch der Dämmerung in Belgien, um dann aber bei Herbesthal, gut dreissig Kilometer vor Lüttich, um elf Uhr nachts plötzlich zum Stehen zu kommen. Der von den Belgiern gesprengte Tunnel blockierte die Strecke. Er konnte trotz grösster Anstrengungen nicht passierbar gemacht werden. Man musste die Mammutgeschütze abladen und auf der Strasse weitertransportieren. Obwohl keine zwanzig Kilometer mehr zurückzulegen waren, bis man in Schussweite der Forts kam, verzögerte sich der Transport durch ständige Zwischenfälle. Motoren versagten, Geschirre zerrissen, Strassen waren blockiert. Man musste zufällig passierende Truppen zu Dienstleistungen heranziehen. Den ganzen Tag währte das zähe Ringen mit den beiden schweigenden Ungeheuern.

Während die Geschütze unterwegs waren, machten die Deutschen noch einen letzten Versuch, den Belgiern die Zustimmung zum Durchmarsch durch ihr Gebiet abzurufen. Am 9. August wurde Gerard gebeten, seinem Kollegen in Brüssel eine Note zu übermitteln, die dieser der belgischen Regierung überreichen sollte. «Nachdem die belgische Armee ihrer Ehre durch heldenmütigen Widerstand ge-



gen stark überlegene Kräfte Genüge getan hat», hiess es darin, «bitte» die deutsche Regierung den König der Belgier und seine Regierung, Belgien «weitere Schrecken des Krieges» zu ersparen. Deutschland sei zu jedem Vertrag mit Belgien bereit, der den deutschen Armeen freien Durchzug zugestehe; es werde «feierlich versprechen», dass es nicht die Absicht habe, belgisches Gebiet zu annektieren, und dass es das Land räumen werde, sobald der weitere Verlauf des Krieges das erlaube. Die beiden amerikanischen Gesandten in Brüssel und Den Haag weigerten sich, einen derartigen Vorschlag weiterzugeben; aber über die holländische Regierung kam er am 12. August schliesslich doch in König Alberts Hand. Er lehnte ab.

Diese Standhaftigkeit erschien selbst seinen Verbündeten angesichts der ungeheuren Gefahr, die seinem Land drohte, nicht recht glaubhaft. Niemand hatte von Belgien Heroismus erwartet. «Man hat uns dazu gezwungen», – sagte König Albert nach dem Krieg zu einem französischen Staatsmann, der sein Verhalten rühmte. 1914 hatten die Franzosen ihre Zweifel, am 8. August entsandten sie Berthelot, den Unterstaatssekretär im Aussenministerium, zum König, da das Gerücht umging, er denke an einen Waffenstillstand mit den Deutschen. Berthelot hatte die unangenehme Aufgabe, dem König auseinanderzusetzen, dass Frankreich alles tun wolle, was in seiner Kraft stehe, um Belgien zu helfen, nur könne es seinen eigenen Operationsplan nicht ändern. Albert versuchte noch einmal, den Franzosen seine Sorgen wegen des übermächtigen rechten Flügels klarzumachen, der durch Flandern vorzustossen plante, und wiederholte seine Warnung, dass die belgische Armee sich möglicherweise auf Antwerpen werde zurückziehen müssen. Sie würden die Offensive wieder aufnehmen, fügte er elegant hinzu, sobald «die Annäherung der alliierten Armeen sich fühlbar mache».

Nach aussen hin schien es, als habe der Kriegskorrespondent der *Times* recht, wenn er gewissermassen ex cathedra verkündete, die deutsche Armee habe beim Angriff auf Lüttich «eine beachtliche Niederlage erlitten». Für den Augenblick mochte das nicht ganz falsch sein. Die vielgerühmte deutsche Armee, von der man erwartet hatte, sie werde die «träumenden Schafe» leicht besiegen, war nicht imstande gewesen, die Forts im Sturm zu nehmen. Nach dem 9. August legte sie eine Pause ein und wartete auf Verstärkung – die allerdings nicht aus Menschen bestehen sollte. Sie wartete auf die Belagerungsgeschütze.

In Frankreich hatten General Joffre und sein Stab nach wie vor absolut keinen Blick dafür, was in Flandern vor sich ging, sondern richteten all ihr Sinnen und Trachten noch immer auf den Rhein. Die fünf französischen Armeen, insgesamt etwa ebenso stark wie die siebzig Divisionen der Deutschen an der Westfront, waren so aufgestellt, dass die Erste Armee den rechten und die Fünfte den linken Flügel bildete. So waren sie in zwei durch das Festungsgebiet von Toul-Verdun

voneinander getrennte Gruppen zusammengezogen, die etwa den deutschen Armeen beiderseits Metz-Thionville entsprachen. Die Erste und Zweite Armee standen der Siebten und Sechsten Armee der Deutschen im Elsass und in Lothringen gegenüber und bildeten miteinander den rechten französischen Flügel; der hatte die Aufgabe, in einem kraftvoll geführten Angriff die gegenüberstehenden Deutschen auf den Rhein zurückzuwerfen und dadurch einen starken Keil zwischen die deutsche Mitte und den deutschen linken Flügel zu treiben.

Auf der äussersten Rechten stand eine besondere Angriffsarmee, die der Armee Emmichs bei Lüttich glich und die Bresche ins Elsass schlagen sollte. Sie war von der Ersten Armee abgestellt, bestand aus dem VII. Korps und der 8. Kavalleriedivision und sollte Mülhausen und Kolmar befreien und sich am Rhein festsetzen, und zwar in dem Zipfel, wo Deutschland, Elsass und die Schweiz zusammensties- sen.

Ihr zunächst stand die Erste Armee, deren Kommando General Dubail führte. Man sagte von ihm, er kenne das Wort «unmöglich» nicht; mit einem unzählbaren Willen verbinde er unbegrenzte Energie, stehe aber aus Gründen, die irgendwie mit der französischen Heerespolitik Zusammenhängen mochten, nicht zum besten mit General de Castelnau, seinem unmittelbaren Nachbarn zur Linken. Castelnau hatte den Generalstab verlassen und das Kommando der Zweiten Armee übernommen, die den entscheidenden Frontabschnitt um Nancy innehatte.

Die Dritte, Vierte und Fünfte Armee standen auf der anderen Seite von Verdun für die in Plan 17 vorgesehene grosse Offensive gegen die deutsche Mitte bereit. Ihr Aufmarschgebiet erstreckte sich von Verdun bis Hirson. Die Fünfte Armee, die das offene Ende hielt, stand mit Front nach Nordosten für einen Angriff durch die Ardennen anstatt nach Norden, wo sie den hereinflutenden Truppen des deutschen rechten Flügels hätte begegnen können. Man rechnete damit, dass die Stellung am linken Flügel der Fünften Armee, die sich um die einst starke, in letzter Zeit aber vernachlässigte Festung von Maubeuge konzentrierte, von den Engländern gehalten würde, die, wie man jetzt erfuhr, nicht in der ursprünglich geplanten vollen Stärke kamen. Dieses Manko machte zwar Joffre und seinem Stab wenig Kopfzerbrechen, da ihre Aufmerksamkeit sich nach einer ganz anderen Seite richtete, doch für General Lanrezac war es nicht gerade ermutigend.

General Lanrezac, der den Ansturm des deutschen rechten Flügels aushalten musste, war sich der Gefahr seiner Lage nur allzu bewusst. Sein Vorgänger im Kommando der Fünften Armee war Gallieni gewesen; dieser hatte sich jedoch nicht recht behaglich dabei gefühlt, weil es ihm, nachdem er das Gelände erkundet hatte, nicht gelungen war, den Generalstab von der Notwendigkeit zu überzeugen, die Befestigungsanlagen von Maubeuge zu modernisieren. Als Gallieni im Februar 1914 die Altersgrenze erreichte, stellte Joffre Lanrezac an seine Stelle, einen «wahren Löwen», dessen geistige Fähigkeiten er sehr bewunderte und der zu den

drei Leuten gehörte, die er 1911 für den Posten des stellvertretenden Generalstabschefs ins Auge gefasst hatte. Wegen seiner «hervorragenden Intelligenz» nahm Lanrezac eine Sonderstellung im Generalstab ein, und man sah ihm seinen Sarkasmus und seine Neigung zu schlechter Laune und groben Ausdrücken um der Klarheit, Brillanz und Logik seiner Vorträge willen nach. Mit zweiundsechzig Jahren war er der typische französische General mit buschigem Schnurrbart und dickem Bauch genau wie Joffre, Castelnau und Pau.

Im Mai 1914, als man jedem General der fünf Armeen den ihn betreffenden Teil des Planes 17 aushändigte, wies Lanrezac sofort auf die Gefahren hin, die dieser exponierten Flanke drohten, wenn die Deutschen westlich der Maas mit starken Kräften einbrächen. Man hörte jedoch nicht auf seine Einwände, denn das Dogma des Generalstabs lautete: je stärker der deutsche rechte Flügel, «um so besser für uns». In den letzten Tagen vor der Mobilmachung legte Lanrezac Joffre seine Bedenken noch einmal schriftlich dar, und dieser Brief sollte in dem Getöse der kritischen Auseinandersetzungen, mit denen der Plan 17 nach dem Krieg zu Grabe getragen wurde, eine bedeutsame Rolle spielen. Der Ton, den Lanrezac in diesem Brief anschlug, war – wie einer seiner Kameraden sich ausdrückte – weniger der einer kühlen Ablehnung eines allgültigen Planes als vielmehr der einer Kritik eines Professors an einer Schülerarbeit. Er wies daraufhin, dass die für die Fünfte Armee geplante Offensive auf der Annahme beruhe, die Deutschen kämen über Sedan, während es doch in Wirklichkeit viel wahrscheinlicher sei, dass sie weiter nördlich über Namur, Dinant und Givet vorstiessen. «Wenn die Fünfte Armee die Aufgabe hat, in Richtung auf Neufchâteau (in den Ardennen) offensiv zu werden, so ist es klar, dass sie nicht mehr in der Lage ist, eine deutsche Offensive weiter im Norden aufzuhalten», dozierte der Professor.

Das war tatsächlich der kritische Punkt, doch als wollte er sich nicht exponieren, schwächte Lanrezac die Kraft seines Arguments ab, indem er fortfuhr: «Dies ist hier nur zur Überlegung gestellt.» Joffre erhielt das Schreiben am 1. August, dem Mobilmachungstag, bezeichnete es als «äusserst ungelegen» und liess es «inmitten der wichtigen Ereignisse, die meine Zeit in Anspruch nahmen» unbeantwortet. Am selben Tag schob er auch die Befürchtung General Ruffeys beiseite, des Kommandeurs der Dritten Armee, der bei ihm erschien, um seine Besorgnisse wegen der Gefahr einer «deutschen Parade durch Belgien» vorzutragen. Knapp wie immer erwiderte Joffre nur: «Sie haben unrecht.» Seiner Meinung nach hatte ein Generalissimus Befehle zu geben, nicht aber zu erläutern. Ein General hatte nicht zu denken, sondern Befehle auszuführen. Hatte ein General seine Befehle erhalten, so sollte er sie unbesorgt ausführen im Bewusstsein, dass er seine Pflicht erfülle.

Am 3. August, dem Tag der deutschen Kriegserklärung, versammelten sich die Generäle zu einer von Joffre einberufenen Sitzung und hofften, er werde ihnen nun endlich den Plan 17 in seinem ganzen Umfang erläutern und auch sonst etwas

über die Strategie sagen, die sie ja in die Praxis umsetzen sollten. Die Hoffnung war vergeblich; Joffre hüllte sich in wohlwollendes Schweigen und wartete, was die anderen sagen würden. Schliesslich ergriff Dubail das Wort und erklärte, die für seine Armee vorgeschriebene Offensive erfordere Verstärkungen, die nicht vorgesehen seien. Joffre antwortete mit einem seiner geheimnisvollen Aussprüche: «Das mag Ihr Plan sein; meiner sieht anders aus.» Da niemand wusste, was das bedeuten sollte, wiederholte Dubail seine Bemerkung in dem Glauben, er sei missverstanden worden. Joffre seinerseits wiederholte mit dem für ihn typischen strahlenden Lächeln, was er schon gesagt hatte: «Das mag Ihr Plan sein; meiner ist es nicht.» In Wirklichkeit war es so, dass für Joffre in dem ungeheuren Chaos eines Krieges nicht der Plan zählte, sondern Schwung und Energie, mit denen er durchgeführt wird. Für ihn war der Sieg die Frucht nicht des besten Plans, sondern des stärksten Willens und der festesten Zuversicht; und diese besass er, daran gab es für ihn keinen Zweifel.

Am 4. August etablierte er das Stabshauptquartier – bekannt unter dem Namen *Grand Quartier Général* (im folgenden GQG) – in Vitry-le-François an der Marne, etwa auf halbem Wege zwischen Paris und Nancy, wo er ungefähr jeweils 130 bis 150 Kilometer von jedem der fünf Armeehauptquartiere entfernt war. Ganz anders als Moltke, der während seiner kurzen Amtszeit als Oberbefehlshaber weder jemals an die Front kam noch die Armeehauptquartiere besuchte, war Joffre in dauerndem persönlichen Kontakt mit seinen Kommandeuren. Gelassen in den Rücksitz seines Wagens gelehnt, liess er sich von Georges Bouilleot, seinem ständigen persönlichen Chauffeur und dreifachem Sieger im Grand Prix, im Hundertkilometertempo herumfahren. Von deutschen Generälen, die einen kompletten Plan zur Durchführung erhielten, erwartete man, dass sich eine beständige Führung erübrige, von französischen Generälen dagegen, wie Foch sagte, dass sie dächten; aber Joffre, der immer mit Labilität oder anderen persönlichen Schwächen rechnete, neigte dazu, sie unter genauer Aufsicht zu halten. Nach den Manövern im Jahre 1913 hatte er mit der Entlassung von fünf Generälen aus dem aktiven Dienst eine öffentliche Sensation und in allen Garnisonen Frankreichs Aufregung verursacht; derartiges war noch nie dagewesen. Im Laufe des August sollte Joffre in der furchtbaren Prüfung, der das menschliche Potential ausgesetzt war, Generäle wie Spreu wegblasen, wenn sie nur die geringsten Anzeichen von Unzulänglichkeit erkennen oder es an *élan* fehlen liessen.

*Élan* war reichlich vorhanden in Vitry an den friedlichen, baumbestandenen Ufern der Marne, die grün und golden in der Augustsonne dahinfluss. In dem Schulhaus, das vom GQG mit Beschlag belegt worden war, trennte ein unüberbrückbarer Abgrund das *Troisième Bureau* (Operationsstab), das sich in den Klassenzimmern etabliert hatte, vom *Deuxième Bureau* (Nachrichtenstab), das in der Turnhalle untergebracht war, wo man die Geräte an die Wände geschoben und

die Ringe zur Decke hochgezogen hatte. Den ganzen Tag lang sammelte das *Deuxième Bureau* Informationen, befragte Gefangene, entzifferte Dokumente, stellte geniale Kombinationen an und gab seine Berichte an seine Nachbarabteilungen weiter. Diese liessen durchwegs deutsche Aktivität westlich der Maas erkennen. Den ganzen Tag wurden beim *Troisième* diese Berichte gelesen, herumgegeben, kritisiert und besprochen, doch sobald es darauf ankam, Schlüsse daraus zu ziehen, die zu einer Modifizierung des Offensivplans hätte führen müssen, weigerte man sich, ihnen Glauben zu schenken.

Jeden Morgen um acht Uhr präsierte Joffre den Sitzungen der Abteilungschefs als majestätischer und regungsloser Gebieter; doch er war keineswegs eine Marionette in den Händen seiner Umgebung, wenn das auch Aussenstehenden so scheinen mochte, die sich durch sein Schweigen und seinen leeren Schreibtisch irreführen liessen. Er hatte keine Papiere auf seinem Tisch und keine Karte an der Wand; er schrieb nichts und sprach wenig. Pläne würden für ihn vorbereitet, sagte Foch; «er wägt sie und entscheidet». Es gab nicht viele, die in seiner Gegenwart nicht zitterten. Wer auch nur fünf Minuten zu spät ins Kasino kam, erhielt einen finsternen Blick und war für den Rest der Mahlzeit gezeichnet. Joffre ass schweigend und widmete sich als echter Gourmet ganz und gar seiner Mahlzeit. Andauernd beklagte er sich darüber, dass sein Stab ihn über nichts unterrichtete. Wenn ein Offizier einen Artikel in der neuesten Nummer der *Illustration* erwähnte, den Joffre nicht gesehen hatte, rief er zornig: «Da sehen Sie, man versteckt vor mir alles!» Oft rieb er sich die Stirn und murmelte: «Armer Joffre!» und sein Stab fand bald heraus, dass das immer dann geschah, wenn er etwas nicht tun wollte, was dringend von ihm verlangt wurde. Versuchte jemand allzu ungeniert, ihn zu einer Meinungsänderung zu bringen, so machte ihn das zornig. Wie Talleyrand verabscheute er allzu grossen Eifer. Da er weder den sondierenden scharfen Verstand eines Lanrezac noch den schöpferischen Geist eines Foch besass, neigte er temperamentsmässig dazu, sich auf die Leute zu verlassen, die er selbst für seinen Stab ausgewählt hatte. Doch er blieb in einer fast despotischen Weise immer der Herr und wachte eifersüchtig darüber, dass seine Autorität in keinem Punkte angetastet wurde. Von dem Vorschlag, Gallieni als seinen von Poincaré für den Notfall bestimmten Nachfolger im GQG zu etablieren, wollte Joffre nichts wissen, da er fürchtete, er werde dann im Schatten seines alten Vorgesetzten stehen. «Er ist schwer unterzubringen», gestand er Messimy. «Ich bin immer sein Untergebener gewesen. *Il m'a fait toujours mousser* (er hat mich immer zur Raserei gebracht).» Dieses Geständnis ist gewiss nicht ohne Bedeutung, wenn man bedenkt, welche Rolle das persönliche Verhältnis zwischen Joffre und Gallieni in den schicksalsschweren Stunden vor der Marne spielen sollte. Da Joffre sich weigerte, Gallieni ins GQG aufzunehmen, blieb Gallieni in Paris, wo er nichts zu tun hatte.

Der langersehnte Augenblick war gekommen; die französische Flagge sollte im Elsass wieder aufgezogen werden. Die Sicherungstruppen, die in den dichten Fichtenwäldern der Vogesen warteten, bebten vor Eifer. Das waren die Berge, die sie nie vergessen hatten mit ihren Seen und Wasserfällen, mit dem köstlichen, feuchten Geruch der Wälder, in denen duftendes Farnkraut zwischen den Fichten wuchs. Weiden am Berghang mit grasendem Vieh, dazwischen wieder Waldstreifen. Und über allem schattenhaft der purpurne Umriss des Belchen, des höchsten Berges in den Vogesen, der noch im Nebel lag. Patrouillen, die bis zum Gipfel vordrangen, konnten unten die roten Dächer der Dörfer in dem verlorenen Land sehen, die grauen Kirchtürme und das schmale funkelnde Band der Mosel, die dort in unmittelbarer Nähe ihrer Quelle noch so unscheinbar war, dass man hindurchwaten konnte. Viereckige Flächen, weiss von Kartoffelblüten, wechselten ab mit Streifen rotblühender Stangenbohnen und grau-grün-purpurn gefärbten Reihen von Kohlköpfen. Heuhaufen wie kleine dicke Pyramiden schienen wie von einem Maler über das Gelände hingetupft. Das Land quoll über von Fruchtbarkeit, und die Sonne überglänzte alles. Noch nie war es eines Kampfes so wert erschienen. Kein Wunder, dass die erste Kriegsnummer der *Illustration* Frankreich in der Gestalt eines hübschen Poilu darstellte, der die schöne Dame Elsass in stürmischer Umarmung an sich zog.

Das Kriegsministerium hatte eine an die Elsässer gerichtete Proklamation vorbereitet, die in den befreiten Städten angeschlagen werden sollte. Die Luftaufklärung stellte fest, dass das Gebiet dem Zugriff offen lag, fast zu offen, dachte General Bonneau, der Kommandeur des VII. Korps, der in eine «Mausefalle gelockt zu werden» fürchtete. Er schickte am Abend des 6. August einen Adjutanten zu General Dubail mit dem Bericht, er sehe die Operation Mülhausen als «heikel und gefährlich» an und Sorge sich um seinen rechten Flügel und die Nachhut. Dubail, der ja auf der Sitzung der Generäle am 3. August ähnliche Bedenken zum Ausdruck gebracht hatte, wandte sich an das GQG; doch dort sah man jeden Zweifel als einen Mangel an Angriffsgeist an. Wenn ein Kommandeur bei Beginn einer Operation Bedenken äussere, so verberge sich darunter, selbst wenn sie schwerwiegend seien, nur zu oft der Gedanke an ein Zurückweichen. Nach Auffassung der französischen Kriegstheoretiker war es wichtiger, die Initiative zu ergreifen, als sich ängstlich nach der Stärke des Feindes zu richten. Der Erfolg hing von den kämpferischen Qualitäten der Kommandeure ab; nach Ansicht Joffres und seiner Umgebung musste es verheerende Folgen haben, wenn man zu Beginn eine vorsichtige und zögernde Haltung zuliess. So bestand das GQG darauf, dass der Angriff auf das Elsass so bald wie möglich anrollen sollte. Dubail gehorchte, fragte bei General Bonneau telefonisch an, ob er bereit sei, und befahl auf eine bejahende Antwort hin, am nächsten Morgen anzugreifen.

Am 7. August morgens um fünf Uhr, einige Stunden bevor Ludendorff seine

Brigade nach Lüttich hineinführte, ergoss sich das VII. Korps über den Kamm der Vogesen. Die Truppen überschritten die Grenze mit militärischen Ehrenbezeugungen und stürmten in einem klassischen Bajonettangriff auf Altkirch vor, eine Stadt von etwa 4'000 Einwohnern auf dem Wege nach Mülhausen. Sie nahmen sie im Sturm; das Gefecht dauerte sechs Stunden und kostete hundert Tote. Es war nicht der letzte Bajonettangriff dieses Krieges, dessen Symbol bald der schlammgefüllte Graben sein sollte, aber es hätte ebensogut der letzte sein können. Im reinsten Stil und Geist des Reglements von 1913 ausgeführt, bot er sich als Zeugnis des *cra* und als Apotheose der *gloire* dar.

Es war, wie das französische Communiqué berichtete, «eine Stunde voll unbeschreiblicher Bewegung». Grenzpfähle wurden herausgerissen und im Triumph durch die Stadt getragen. Doch General Bonneau, der noch immer kein gutes Gefühl hatte, setzte den Vormarsch nach Mülhausen nicht fort. Voller Ungeduld wegen dieser Verzögerung befahl das Hauptquartier am nächsten Morgen kategorisch die Einnahme von Mülhausen und die Zerstörung der Rheinbrücke noch am selben Tag. Am 8. August marschierte das VII. Korps ohne einen Schuss in Mülhausen ein, und zwar etwa eine Stunde, nachdem die letzten deutschen Truppen abgezogen waren, die man zur Grenzverteidigung weiter nach Norden verlegt hatte.

Die französische Kavallerie galoppierte in glänzenden Kürassen und schwarzen Rosshaarschweifeln durch die Strassen. Fast betäubt von dieser unerwarteten Erscheinung standen die Menschen zuerst schweigend oder schluchzend, ohne sich zu rühren, um dann allmählich ihrer Freude Raum zu geben. Auf dem Marktplatz wurde eine grosse Truppenparade abgehalten, die zwei Stunden lang dauerte. Die Kapellen spielten die *Marseillaise* und den Marsch *Sambre et Meuse*. Man bekränzte die Gewehre mit roten, weissen und blauen Blumen. Joffres Proklamation wurde angeschlagen; sie feierte seine Soldaten als die «Avantgarde der grossen Revanche... deren Fahnen die Zauberworte ‚Recht und Freiheit‘ trugen». Auf die Soldaten regneten Schokolade, Keks und Tabakspfeifen herab. Aus allen Fenstern flatterten Fahnen und Taschentücher, und sogar die Dächer waren voller Menschen.

Nicht alle hiessen die Franzosen willkommen. Viele von den Einwohnern waren Deutsche, die nach 1870/71 hier ansässig geworden waren. Ein Offizier bemerkte, als er durch die Menge ritt, «ernste und unbeteiligte Gesichter, die mit der Pfeife zwischen den Zähnen aussahen, als zählten sie uns» – und das taten sie auch wirklich, um sich dann schnell aufzumachen und während der Nacht die Stärke der französischen Divisionen zu melden.

Eilends von Strassburg gesandte deutsche Verstärkungen zogen einen Ring um die Stadt, während die Franzosen noch dabei waren, sie zu besetzen. General Bonneau, der von Anfang an dem Erfolg nicht traute, hatte soweit er konnte vorgesorgt, um eine Umfassung zu verhindern. Als die Schlacht am Morgen des 9. August begann, kämpfte sein linker Flügel den ganzen Tag tapfer und hartnäckig

bei Cernay, doch der rechte, der allzulange einen unbedrohten Abschnitt hielt, schwenkte nicht rechtzeitig genug ein. Als das Hauptquartier endlich erkannte, dass Verstärkungen notwendig seien – Dubail hatte diese Sorge von Anfang an gehabt – schickte es eine Reservedivision; aber zu diesem Zeitpunkt hätte es schon zweier bedurft, um die Front zu halten. Vierundzwanzig Stunden lang blieb die Schlacht unentschieden, bis die Franzosen am 10. August um sieben Uhr früh zurückgedrängt wurden und aus Furcht vor einer Umfassung den Rückzug antraten.

Obwohl das nach den prahlerischen Phrasen der Communiqués und Proklamationen und bei all der seit vierundvierzig Jahren angestauten Sehnsucht auch für die Armee eine Demütigung bedeutete, so war doch die Aufgabe Müllhausens ein noch viel härterer Schlag für die Einwohner, die nun den deutschen Vergeltungsmassnahmen ausgesetzt waren. Wer die Franzosen allzu begeistert willkommen geheissen hatte, dem wurde das jetzt von seinen deutschen Mitbürgern vorgehalten, und die Folgen waren nicht sehr angenehm. Das VII. Korps zog sich bis zwölf Kilometer vor Beifort zurück. Im Hauptquartier flammte die alte und ewige Feindschaft zwischen Staboffizieren und Frontoffizieren auf. Joffre fühlte sich in seiner Auffassung bestärkt, dass es Bonneau an *cran* fehle, und fing jetzt an, Köpfe rollen zu lassen – eine Massnahme, durch die seine Amtsführung noch berühmt werden sollte. General Bonneau wurde der erste der *Limogés*, das heisst, der Offiziere, die ihres Kommandos enthoben und in die Etappe nach Limoges versetzt wurden. Wegen «fehlerhafter Durchführung» entliess Joffre in den nächsten drei Tagen auch noch den Kommandanten der 8. Kavalleriedivision und einen weiteren Divisionsgeneral.

Eingeschworen auf seinen alten Plan, das Elsass zu befreien und die deutschen Streitkräfte an dieser Front festzunageln, und ohne jede Rücksicht auf die aus Belgien einlaufenden Berichte nahm Joffre eine reguläre Division und drei Reservedivisionen und verstärkte damit das VII. Korps zu einer eigenen Armee für das Elsass, die auf dem äussersten rechten Flügel erneut angreifen sollte. General Pau wurde reaktiviert, um sie zu kommandieren. Während der vier Tage, in denen diese Armee aufgestellt wurde, türmten sich an anderer Stelle ernste Schwierigkeiten auf. Am 14. August, dem Tag, an dem Pau aufbrechen sollte, sah man über Beifort dreissig Störche südwärts ziehen, die das Elsass zwei Monate früher verliessen als in anderen Jahren .

Das französische Volk wusste kaum, was sich ereignet hatte. Die Bulletins des GQG waren Meisterwerke der Verschleierungstechnik. Joffre ging nach dem Prinzip vor, dass man den Zivilisten nichts sagen sollte. Journalisten waren an der Front nicht zugelassen; es wurden weder die Namen der Generäle noch Verluste noch Regimentsbezeichnungen erwähnt. Um dem Feind keine brauchbaren Informationen zu liefern, übernahm das Hauptquartier die japanische Methode der



«verschwiegenen und anonymen» Kriegführung. Frankreich zerfiel in zwei Zonen, die Etappe und die Front, und in der letzteren herrschte Joffre unumschränkt und diktatorisch; kein Zivilist, nicht einmal der Präsident, geschweige denn die verachteten Abgeordneten, durften sie ohne seine Genehmigung betreten. Sein Name und nicht der des Präsidenten stand unter der an die Bevölkerung des Elsass gerichteten Proklamation. Die Minister protestierten, sie wüssten mehr über die Bewegungen der deutschen Truppen als über die der französischen. Poincaré, dem Joffre direkt Bericht erstattete, da er sich dem Kriegsminister nicht verantwortlich fühlte, beklagte sich, dass ihm von Niederlagen nie etwas unterbreitet werde. Als einmal ein Besuch des Präsidenten bei der Dritten Armee vorgesehen war, erliess Joffre den «strengen Befehl» an den Kommandeur, «mit dem Präsidenten keine strategischen oder aussenpolitischen Fragen zu erörtern und einen Bericht über das Gespräch vorzulegen». Alle Generäle wurden davor gewarnt, Regierungsmitgliedern militärische Operationen zu erläutern. «In den Berichten, die ich einreiche», erklärte Joffre seinen Generälen, «lasse ich den Gegenstand der augenblicklichen Operationen und meine Absichten stets im Dunkeln.»

Unter dem wachsenden öffentlichen Druck sollte dieses System bald zusammenbrechen; aber im August, als Grenzen fielen und Völker überrannt wurden, als ungeheure Armeen in einem Krieg aufeinanderbrandeten, der noch ein Bewegungskrieg war, und als die Erde von Serbien bis Belgien vom Kriegsgedröhn widerhallte, da waren schlimme Nachrichten von der Front tatsächlich selten. Als General Gallieni am 9. August in einem kleinen Café in Paris in Zivil beim Essen sass, hörte er am Nebentisch einen Redakteur von *Le Temps* zu seinem Begleiter sagen: «Ich kann Ihnen verraten, dass General Gallieni eben mit 30'000 Mann in Kolmar eingezogen ist.» Gallieni beugte sich über den Tisch zu seinem Freund und sagte leise: «So wird nun Geschichte geschrieben.»

Während die Deutschen in Lüttich auf die Belagerungsgeschütze warteten, während die Welt staunte über den anhaltenden Widerstand der Forts und die Londoner *Daily Mail* Stimmen zitierte, die durchweg von der Meinung waren, sie «könnten nie eingenommen werden», während die Truppenkonzentrationen anhielten, gab es ein paar Männer, die in grösster Unruhe darauf warteten, dass das Schema der deutschen Offensive sich enthülle. Gallieni war einer von ihnen. «Was geht hinter der deutschen Front vor?» sorgte er sich. «Was ist das für eine mächtige Truppenansammlung hinter Lüttich? Bei den Deutschen muss man immer auf etwas Gigantisches gefasst sein.»

Die Antwort auf diese Frage herauszufinden war die Aufgabe der französischen Kavallerie, die unter General Sordet ausgesandt worden war. Doch die Kürassiere stiessen mit so viel Schneid und Feuer vor, dass sie zu rasch und zu weit vordrangen. Am 6. August überschritten sie die belgische Grenze und ritten an der Maas entlang, um die Stärke und die Stossrichtung der deutschen Truppenan-

sammlungen auszukundschaften. In drei Tagen legten sie 175 Kilometer zurück, fast sechzig Kilometer am Tag, passierten Neufchâteau und drangen bis fünfzehn Kilometer vor Lüttich vor. Da die Franzosen bei ihren Marschpausen nicht absassen und ihren Sattel nicht abnahmen, waren die Pferde durch das rasche Tempo erschöpft. Nach einem vollen Rasttag setzten die Reiter ihre Erkundungen in den Ardennen und westlich der Maas bis Charleroi fort; doch sie kamen überall zu früh, um Anzeichen dafür vorfinden zu können, dass die Deutschen in grösserer Anzahl die Maas überquert hätten, und allenthalben schirmte die flinke deutsche Kavallerie die Zusammenziehung der Armeen ab, die jenseits der deutschen Grenze aufmarschierten. Die Franzosen fanden sich um die aufregenden Kavallerieattacken betrogen, mit denen üblicherweise Kriege eröffnet wurden. Obwohl die deutsche Kavallerie weiter nördlich, wo sie an der Offensive gegen Löwen und Brüssel teilnahm, die Schocktaktik der Attacke anwandte, vermied sie hier jeden offenen Kampf und hielt mit Hilfe von Radfahrerbataillonen und motorisierten Jägern, die die Franzosen mit Maschinengewehrfeuer fernhielten, einen undurchdringlichen Schleier aufrecht.

Es war zum Verzweifeln. Auf beiden Seiten glaubten Kavalleristen noch an den blanken Säbel, die *arme blanche*, trotz der Erfahrungen, die der Amerikanische Bürgerkrieg gebracht hatte. Dort hatte General Morgan von den Konföderierten seine Leute wie berittene Infanteristen mit Gewehren eingesetzt und feuerte sie an: «Hier kommen sie wieder, diese Narren mit ihren Säbeln, gebt es ihnen, Jungens!» Im Russisch-Japanischen Krieg berichtete ein englischer Beobachter, General Sir Ian Hamilton, das einzige, was die Kavallerie angesichts eingegrabener Maschinengewehre tun könne, sei Reis für die Infanterie zu kochen. Im Kriegsministerium fragte man sich daraufhin, ob die Monate im Orient etwa seinem Verstand geschadet hätten. Und als Deutschlands Beobachter in demselben Krieg, der spätere General Hoffmann, zu einer ähnlichen Schlussfolgerung bezüglich der Defensivkraft eingegrabener Maschinengewehre kam, entlockte sie Moltke den Kommentar: «Es hat noch nie eine so verrückte Methode gegeben, Krieg zu führen.»

1914 erreichten die Deutschen dadurch, dass sie Kavalleriegefechte vermieden und Maschinengewehre einsetzten, eine wirksame Abschirmung. Sordets Berichte, dass keine beträchtlichen deutschen Truppenmassen auf den linken französischen Flügel zustieszen, bestärkten das Hauptquartier in seiner vorgefassten Meinung. Doch für König Albert und General Lanrezac zeichnete sich bereits in Umrissen eine Umfassung durch den deutschen rechten Flügel ab, da sie von ihrer Stellung her einen besseren Überblick hatten. Auch General Fourmier, der Gouverneur der französischen Festung von Maubeuge, war genauer informiert. Er teilte dem Hauptquartier mit, dass am 7. August deutsche Kavallerie in Huy an der Maas eingeritten sei und dass seine Informationen auf einen von dieser Ka-

vallerie gedeckten Aufmarsch von fünf oder sechs Korps schliessen liessen. Da sich in Huy die einzige Brücke zwischen Lüttich und Namur befand, hatte diese feindliche Einheit offensichtlich die Absicht, die Maas zu überschreiten. Der Gouverneur machte darauf aufmerksam, dass Maubeuge einer solchen Übermacht nicht Widerstand leisten könne. Das Hauptquartier war der Meinung, die fünf oder sechs Korps existierten nur in der Phantasie eines schreckhaften Defaitisten. Da Joffre im Augenblick die Beseitigung aller Schwachmütigen als wichtigste Voraussetzung für den Erfolg ansah, entbot er prompt General Fournier seines Kommandos. Später, nach einer genaueren Überprüfung, wurde der Befehl wieder aufgehoben. Man hatte inzwischen festgestellt, dass es mindestens vierzehn Tage dauern würde, Maubeuge in einen einigermaßen ausreichenden Verteidigungszustand zu bringen.

Die Befürchtungen General Lanrezacs, der gleichfalls die Meldung aus Huy erhalten hatte, wurden immer grösser. Am 8. August sandte er seinen Stabschef, General Hely d'Oissel, ins Hauptquartier, um dort zu klären, welche Gefahr eine Umgebungsbewegung des deutschen rechten Flügels darstelle. Das GQG erwiderte, General Lanrezacs Sorge sei «verfrüht», da eine derartige Bewegung «ausserhalb der dem Feind zur Verfügung stehenden Mittel» liege. Aus Belgien traf immer neues Beweismaterial ein, aber die «Kapelle» des Planes 17 fand für jede Nachricht eine Erklärung: die bei Huy festgestellten Brigaden hatten einen «Sonderauftrag», oder die Nachrichtenquellen waren «verdächtig». Der Angriff auf Lüttich bezweckte «nichts weiter», als dort einen Brückenkopf zu bilden. Am 10. August fand das Hauptquartier «seinen Eindruck bestätigt, dass der Hauptschlag der Deutschen nicht in Belgien erfolgen werde».

Da der französische Generalstab ganz und gar mit der bevorstehenden eigenen Offensive befasst war, wollte er sich versichern, dass die belgische Armee durchhalten werde, bis die Fünfte Armee und die britischen Truppen zu ihr stiessen. Joffre schickte noch einmal einen Bevollmächtigten, Oberst Adelbert, mit einem persönlichen Brief Poincarés an König Albert, in dem die Hoffnung auf «gemeinsames Vorgehen» beider Armeen ausgesprochen wurde. Dieser Offizier traf am 11. August in Brüssel ein und erhielt dieselbe Antwort wie sein Vorgänger: wenn der deutsche Vormarsch quer durch Belgien sich so entwickle, wie der König voraussah, werde er seine Armee nicht dem Risiko aussetzen, von Antwerpen abgeschnitten zu werden. Oberst Adelbert, der selbst ein feuriger Verfechter des *élan* war, brachte es nicht über sich, das GQG von dieser pessimistischen Einstellung des Königs zu unterrichten. Die harte Pflicht blieb ihm erspart: am nächsten Tag fand ein Gefecht statt, in dem die Belgier sich mit Ruhm bedeckten.

Die Ulanen, die auf Löwen vorstiessen, wurden an der Brücke von Haelen durch massiertes Feuer der belgischen Kavallerie unter General de Witte aufgehalten. De Witte wiederholte General Morgans Erfolg in Tennessee, indem er seinen Kavalleristen Gewehre gab und sie durch Infanterie unterstützen liess. Von

acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends schlugen seine anhaltenden Gewehrfeuersalven wiederholte deutsche Angriffe mit Lanze und Säbel zurück. Gefallene Ulanen aus den besten Marwitzschen Schwadronen bedeckten den Boden, bis schliesslich ein letzter Rest sich zum Rückzug wandte und das Feld den Belgiern überliess. Der glorreiche Sieg wurde von freudig erregten Korrespondenten in Brüssel als die entscheidende Schlacht des Krieges gefeiert und versetzte den belgischen Stab und seine französischen Freunde in einen Taumel der Begeisterung; man sah sich schon in Berlin. Oberst Adelbert berichtete dem Hauptquartier, man dürfe «den Rückzug der deutschen Kavallerie als endgültig und den ursprünglich geplanten Vorstoss mitten durch Belgien als aufgeschoben oder sogar aufgegeben» betrachten.

Dieser Optimismus schien auch durch den anhaltenden Widerstand der Forts von Lüttich gerechtfertigt zu sein. Jeden Morgen verkündeten die belgischen Zeitungen in triumphierenden Schlagzeilen: «*Les forts tiennent toujours!*» Am 12. August, demselben Tag, an dem das Gefecht von Haelen stattfand, trafen die grossen Belagerungsgeschütze ein, auf die die Deutschen gewartet hatten, um diesen Prahlereien ein Ende zu machen.

Lüttich war von der Aussenwelt abgeschnitten. Als die grossen schwarzen Waffen die Aussenbezirke und damit ihren Aktionsradius erreichten, waren nur die nächsten Umwohner Augenzeugen der Ankunft dieser Ungeheuer, von denen ein Beobachter sagt, sie hätten wie «gemästete Schnecken» ausgesehen. Ihr gedrungener Rumpf, verdoppelt durch die Rückstosszylinder, die wie Geschwülste auf ihrem Rücken sass, wies mit gähnendem Maul himmelwärts. Am späten Nachmittag des 12. August war ein Geschütz fertig aufgestellt und auf Fort Pontisse gerichtet. Die Bedienungsmannschaft lag mit Schutzpolstern über Augen, Ohr und Mund feuerbereit flach auf dem Boden. Die Auslösung erfolgte elektrisch auf eine Entfernung von knapp dreihundert Metern. Um 18.30 Uhr erdröhte die erste Detonation über Lüttich. Die Granate erhob sich in einem Bogen über 1'200 Meter hoch und brauchte sechzig Sekunden, bis sie ihr Ziel erreichte. Als sie einschlug, erhob sich eine grosse konische Wolke aus Staub, Trümmern und Rauch dreihundert Meter hoch in die Lüfte. Inzwischen hatte man auch die 30,5-cm-Skoda aufgestellt und begann weitere Forts zu bombardieren. Artilleriebeobachter in Kirchtürmen und Luftballons leiteten das Feuer. Die Männer der belgischen Besatzungen hörten, wie die Granaten mit einem schrillen Geheul herunterkamen, und spürten in steigendem Schrecken, wie die Geschütze sich einschossen und die Detonationen ihnen immer näher kamen, bis die Geschosse mit betäubendem Krachen über ihnen explodierten und mit ihren harten Stahlköpfen den Beton durchschlugen. Eine Granate nach der anderen sass im Ziel, sie zerrissen die Menschen und erstickten sie mit den Gasen, die bei der Explosion der hochbrisanten Geschosse frei wurden. Decken stürzten ein, Stollen wurden blockiert, Feuer,

Rauch und Lärm erfüllten die unterirdischen Räume, die Menschen wurden «hysterisch, ja verrückt in der grässlichen Furcht vor dem nächsten Einschlag».

Ehe die Geschütze eingesetzt wurden, war nur ein Fort im Sturmangriff genommen worden. Fort Pontisse widerstand einem vierundzwanzigstündigen Bombardement mit fünfundvierzig Granaten, bis es so weit zerstört war, dass es am 13. August durch Infanterie erstürmt werden konnte. Noch zwei weitere Forts fielen an diesem Tage, und bis zum 14. August waren alle Forts im Osten und Norden der Stadt in deutscher Hand. Ihre Geschütze waren zerstört; die Strassen im Norden der Stadt waren offen. Der Vormarsch der Kluckschen Ersten Armee begann.

Die Belagerungsgeschütze nahmen dann einen Stellungswechsel vor, um sich gegen die Forts im Westen richten zu können. Ein 42er Mörser, der Fort Loncin unter Beschuss nehmen sollte, wurde durch die Innenstadt geschleppt. Célestin Demblon, Abgeordneter von Lüttich, befand sich auf der Place St. Pierre, da bog um die Ecke «ein so kolossales Geschütz, dass wir unsern Augen nicht trauen wollten... Das Ungeheuer bewegte sich in zwei Teilen vorwärts und wurde von 36 Pferden gezogen. Das Pflaster erzitterte. Die Menge stand stumm und bestürzt beim Anblick dieses phantastischen Gerätes. Nach und nach überquerte es die Place St. Lambert und wandte sich nach der Place du Théâtre, um sich dann langsam und schwer die Boulevards de la Sauvenière und d'Avroy entlangzubewegen, nicht ohne Massen neugieriger Zuschauer anzulocken. Hannibals Elefanten können die Römer nicht mehr verblüfft haben. Die Begleitmannschaften marschieren in gemessenem Schritt fast wie bei einer Prozession. Das war der Belial unter den Kanonen! ... Im Park d'Avroy ging es umständlich in Stellung und wurde sorgfältig gerichtet. Dann kam die fürchterliche Explosion; die Menge wurde zurückgeschleudert, die Erde erzitterte wie durch ein Erdbeben, und alle Fensterscheiben in der Umgebung zersprangen...»

Bis zum 16. August waren elf der zwölf Forts gefallen; nur Fort Loncin hielt sich noch. In den Pausen zwischen den Bombardements sandten die Deutschen Parlamentäre mit weissen Fahnen, um General Leman zur Übergabe aufzufordern. Er lehnte ab. Am 16. August wurde Loncin von einer Bombe getroffen, die im Magazin explodierte und die Festung von innen her in die Luft sprengte. Als die Deutschen durch einen Wirrwarr zerbrochener Kuppeln und rauchender Betontrümmer eindrangten, fanden sie General Leman scheinbar tot unter einem Stück Mauerwerk eingeklemmt. «Schonen Sie den General, er ist tot», sagte ein Adjutant mit geschwärztem Gesicht, der sich schützend vor ihn stellte. Doch Leman lebte und war nur bewusstlos. Als er wieder zu sich kam und vor General Emmich gebracht wurde, übergab er ihm seinen Degen mit den Worten: «Ich war bewusstlos, als man mich gefangen nahm. Vergessen Sie nicht, das in Ihre Meldung aufzunehmen.» – «Sie haben ihn in Ehren getragen», erwiderte Emmich und gab ihm den Degen zurück. «Behalten Sie ihn.»

Später schrieb Leman aus Deutschland, wo er in Kriegsgefangenschaft war, an König Albert: «Ich hätte gern mein Leben hingegeben, aber der Tod wollte mich nicht haben.» Seine Gegner, die Generäle von Emmich und Ludendorff, erhielten beide das blau-weiss-goldene Kreuz des Pour le mérite, die höchste militärische Auszeichnung der Deutschen.

Am Tag nach dem Fall von Fort Loncin begannen die Zweite und Dritte Armee ihren Vormarsch; damit setzte sich die Masse des deutschen rechten Flügels zu ihrem Marsch durch Belgien in Bewegung. Da dieser erst für den 15. August geplant gewesen war, hatte die Belagerung Lüttichs die deutsche Offensive nur um zwei Tage verzögert und nicht um zwei Wochen, wie die Welt damals glaubte. Doch Belgiens Leistung für die Alliierten lag nicht in diesen zwei Tagen oder auch zwei Wochen, sondern in dem Beispiel, das es gab, und darin, dass es ihnen die gute Sache lieferte.

## 12 Das englische Expeditionskorps landet

Der exponierte linke Flügel General Lanrezacs blieb zunächst ungeschützt, weil die Engländer, die das anschließende Frontstück übernehmen sollten, sich nicht einigen konnten. Am 5. August, dem ersten Kriegstag der Engländer, durfte der von Henry Wilson bis in die letzte Einzelheit ausgearbeitete Generalstabsplan nicht etwa wie die Kriegspläne der anderen Mächte automatisch in Kraft treten, sondern musste vom Verteidigungsausschuss des Empire genehmigt werden. Als die Kommission in Form eines Kriegsrates an jenem Nachmittag um vier Uhr zusammentrat, sass darin neben den üblichen zivilen und militärischen Führern zum erstenmal eine ruhmumwitterte Riesengestalt, die beides in einem war.

Feldmarschall Lord Kitchener schätzte sein neues Amt als Kriegsminister genauso wenig wie die anderen Minister ihren neuen Kollegen. Die Regierung fühlte sich unbehaglich bei dem Gedanken, zum erstenmal seit General Monk unter Charles II. wieder einen aktiven Soldaten in ihrer Mitte zu haben. Die Generäle befürchteten, er werde seine Stellung dazu benutzen – oder auch sich von der Regierung dazu benutzen lassen – sich in die Entsendung eines Expeditionskorps nach Frankreich störend einzumischen. Sämtliche Befürchtungen erfüllten sich. Kitchener gab prompt der tiefen Verachtung Ausdruck, die er für die Strategie und die Politik des englisch-französischen Planes empfand sowie für die Rolle, die der britischen Armee dabei zugeteilt worden war.

Es war nicht völlig klar, wie weit seine Befugnisse in dieser Stellung reichten, in der er gewissermassen zwei Stühle besetzte. Als England in den Krieg eintrat, war es sich durchaus darüber klar, dass die oberste Autorität beim Premierminister lag, keineswegs aber darüber, nach wessen Anweisung er zu handeln hatte oder wessen Entscheidung verbindlich sein sollte. Innerhalb der Armee verachteten die Frontoffiziere ihre Kameraden vom Generalstab, weil diese «das Hirn eines Kanarienvogels und Potsdamer Manieren» hätten, auf der anderen Seite aber waren sie ganz einig mit ihnen in dem Widerwillen gegen jede Einmischung ministerieller Zivilisten, die sie *the frocks* nannten. Bei den Zivilisten wiederum hiessen die Militärs *boneheads*. Im Kriegsrat vom 5. August waren die ersteren durch Asquith, Grey, Churchill und Haldane vertreten und die Armee durch elf Generäle, unter denen sich auch Feldmarschall Sir John French befand, der desi-

gnierte Kommandeur des Expeditionskorps; ferner seine beiden Korpskommandeure, Sir Douglas Haig und Sir James Grierson, und der Stabschef, Sir Archibald Murray, alle Generalleutnant; ausserdem der stellvertretende Stabschef, Generalmajor Henry Wilson, dessen besondere Gabe, sich politische Feinde zu machen, schon in der Curraghkrise zutage getreten war und ihn seine höhere Dienststellung gekostet hatte. Zwischen allen diesen Männern sass Lord Kitchener, von dem keiner recht wusste, was er eigentlich vertrat, mit einem tiefen Misstrauen gegenüber dem Vorhaben des Expeditionskorps und ohne grossen Respekt vor dessen Oberbefehlshaber. Wenn er sich auch nicht ganz so vulkanisch entlud wie seinerzeit Admiral Fisher, so goss er doch nicht anders als jener die Schale seines Spottes über den Plan des Generalstabs aus, weil die britische Armee sich von der französischen Strategie so ins Schlepptau nehmen liess.

Da Kitchener sich nicht persönlich an der militärischen Planung für den Krieg auf dem Kontinent beteiligt hatte, war er in der Lage, das Expeditionskorps sehr nüchtern zu sehen; er hielt es nicht für wahrscheinlich, dass diese sechs Divisionen den Ausgang des bevorstehenden Zusammenpralls von siebzig deutschen und siebzig französischen Divisionen irgendwie beeinflussen könnten. Er war zwar Berufssoldat – «der fähigste, dem ich je begegnet bin», sagte Lord Cromer, als Kitchener mit dem Oberbefehl im Feldzug gegen die Mahdisten betraut wurde – doch hatte ihn seine Karriere kürzlich in olympische Höhen geführt. Er beschäftigte sich nur mit übergeordneten Planungen, die etwa Indien, Ägypten oder das Empire betrafen. Es war undenkbar, dass er mit einem einfachen Soldaten sprach oder ihn auch nur wahrnahm. Wie Clausewitz sah er den Krieg als eine Fortführung der Politik an und stellte sich dementsprechend auf ihn ein. Er ging nicht wie Henry Wilson und der Generalstab in Terminplänen für die Verschiffung der Truppen, in Fahrplänen, Pferde- und Quartiersfragen auf, sondern hielt Abstand, überblickte den Krieg als Ganzes unter dem Gesichtspunkt der Kräfteverteilung und war sich bewusst, dass für den langen Kampf, der jetzt begann, eine ungeheure nationale Kraftanstrengung auf militärischem Gebiet erforderlich war.

«Wir müssen darauf vorbereitet sein, Millionenarmeen aufzustellen und mehrere Jahre lang zu unterhalten», verkündete er. Seine Zuhörer waren wie vor den Kopf geschlagen und wollten ihm nicht glauben, aber Kitchener war erbarmungslos. Um einen europäischen Krieg zu führen und zu gewinnen, müsse England eine Armee von siebzig Divisionen haben, die sich mit den kontinentalen Armeen messen könne. Er hatte errechnet, dass eine solche Armee ihre volle Stärke erst im dritten Kriegsjahr erreicht haben konnte – woraus sich die bestürzende Folgerung einer entsprechenden Kriegsdauer ergab. Die aktive Armee mit ihren Berufsoffizieren und besonders mit ihren Unteroffizieren war, nach seiner Meinung, ein kostbarer Besitz und als Kern für die von ihm geplante grössere Streitmacht unerlässlich. Er hielt es daher für eine verbrecherische Dummheit, diese Kern-



truppe jetzt unmittelbar in den Kampf zu werfen, zumal nach seiner Ansicht die Bedingungen so ungünstig waren und sie dort auf die Dauer ohnehin nichts ausrichten konnte. Wäre sie erst einmal fort, so habe man keine gut ausgebildete Truppe mehr, die an ihre Stelle treten könne.

Der grundlegende Unterschied zwischen der englischen und den kontinentalen Armeen bestand darin, dass England keine Dienstpflicht kannte. Die aktive Armee war mehr für Übersee bestimmt als für die Verteidigung der Heimatinsel, die man der Territorialarmee überliess. Seit der Herzog von Wellington ein für allemal proklamiert hatte, Rekruten für den Dienst im Ausland müssten «Freiwillige sein», hingen Grossbritanniens Kriegsanstrengungen folgerichtig von einer Freiwilligenarmee ab, die andere Völker im unklaren darüber liess, wieweit sich Grossbritannien verpflichtete oder je verpflichten könne. Obwohl Lord Roberts, der jetzt über Siebzig war und dienstältester Feldmarschall im Kabinett, einen jahrelangen harten Kampf um die Einführung der Dienstpflicht geführt hatte, in dem ihn nur ein einziges Kabinettsmitglied unterstützte – natürlich Winston Churchill – leistete die Labour-Party energischen Widerstand, und keine Regierung hätte ihre Existenz für diese Sache aufs Spiel gesetzt. Grossbritanniens stehendes Heer auf den Heimatinseln bestand aus sechs Divisionen und einer Kavalleriedivision der aktiven Armee, dazu kamen vier aktive Divisionen mit insgesamt 60'000 Mann Überseetruppen und vierzehn Territorialdivisionen. Eine Reserve von etwa 300'000 Mann zerfiel in zwei Gruppen: die Ersatzreserve, die knapp ausreichte, die aktive Armee auf Kriegsstärke aufzufüllen und während der ersten Kampfwochen im Feld zu unterstützen, und die nationale Reserve, die den Ersatz für die Territorialen zu stellen hatte. Nach Kitcheners Massstäben bestanden diese aus unausgebildeten, unbrauchbaren «Amateuren», die er genauso ungerecht wie die Franzosen – mit unverhohlenem Spott behandelte und gleich Null setzte.

Mit zwanzig Jahren hatte Kitchener im Krieg von 1870/71 als Freiwilliger in der französischen Armee gekämpft und sprach fließend Französisch. Ob er nun von damals her besondere Sympathien für Frankreich hegte oder nicht – jedenfalls war er kein unbedingter Anhänger der französischen Strategie. Zur Zeit der Agadirkrise erklärte er dem Verteidigungsausschuss des Empire, er rechne damit, dass die Deutschen die Franzosen «wie die Rebhühner» jagen würden, und lehnte es ab, an irgendwelchen Entschlüssen mitzuwirken, die der Ausschuss etwa zu treffen für richtig halte. Wie Lord Esher berichtet, teilte er dem Ausschuss mit, «wenn sie sich etwa einbildeten, er werde das Kommando der Armee in Frankreich übernehmen, so hätten sie sich gewaltig geschnitten».

Dass England ihm im Jahre 1914 das Kriegsministerium übertrug und auf diese Weise den einzigen Mann gewann, der aus Überzeugung darauf bestand, dass Vorbereitungen für einen langen Krieg getroffen würden, war die Folge nicht etwa seiner Ansichten, sondern seines Ansehens. Kitchener hatte kein Talent für bürokratische Verwaltungsarbeiten und auch nichts übrig für die «Routine des

grünen Tische» bei den Kabinettsitzungen – dazu war er viel zu sehr daran gewöhnt, als Kolonialgouverneur einfach zu befehlen. Er tat also, was er konnte, um seinem Schicksal zu entgehen. Die Regierung und die Generäle erkannten seine Charakterfehler deutlicher als seine Hellsicht und hätten ihn liebend gern wieder nach Ägypten gehen lassen, wenn sie nur ohne ihn ausgekommen wären. So wurde er also zum Kriegsminister ernannt, nicht weil man glaubte, dass seine Ansichten – die kein Mensch teilte – ihn dafür qualifizierten, sondern weil seine Anwesenheit notwendig war, um «die öffentliche Meinung zu beruhigen».

Das ganze Land blickte seit Khartum mit einer fast religiösen Gläubigkeit auf Kitchener. Zwischen ihm und der Öffentlichkeit bestand dieselbe geheimnisvolle Verbindung, wie sie sich zwischen dem französischen Volk und «Papa Joffre» oder dem deutschen Volk und Hindenburg entwickeln sollte. Die Anfangsbuchstaben «*K of K*» wirkten wie eine Zauberformel, und sein dicker martialischer Schnurrbart war für England ein ähnliches nationales Symbol wie der *pantalon rouge* für Frankreich. Der hochgewachsene und breitschultrige Kitchener glich mit dieser so selbstbewusst getragenen buschigen Pracht einem Bild von Richard Löwenherz aus viktorianischer Zeit, nur dass in seinen strengen, funkelnden Augen noch etwas Unergründliches verborgen lag. Vom 7. August an sollten dieser Bart, diese Augen und ein Zeigefinger über der Schlagzeile «Dein Vaterland braucht dich» von einem berühmten Anwerbungsplakat in die Seele eines jeden Engländers dringen. Ohne Kitchener in einen Krieg zu gehen, wäre für England ebenso unmöglich gewesen wie ein Sonntag ohne Gottesdienst.

Der Kriegsrat jedoch mass Kitcheners prophetischen Worten wenig Bedeutung bei in einem Augenblick, in dem jedermann mit dem nächstliegenden Problem beschäftigt war, nämlich dem Übersetzen der sechs Divisionen nach Frankreich. Sehr viel später schrieb Grey so erstaunt, wie er es vielleicht nicht hätte zu sein brauchen: «Es ist niemals herausgekommen, wie oder wieso er zu dieser Vorhersage über die lange Dauer des Krieges gekommen ist.» Sei es nun, dass Kitchener recht hatte, wo alle anderen irrten, oder dass es Zivilisten immer schwerfällt, den Militärs ein normales Denkvermögen zuzugestehen, oder dass Kitchener nie in der Lage war, beziehungsweise sich dazu herab liess, seine Gründe zu erläutern – jedenfalls unterstellten alle seine Zeitgenossen und Kollegen, dass er, wie Grey es ausdrückte, zu seiner Schlussfolgerung «eher durch instinktive Erleuchtung als durch vernünftige Überlegung» gelangt sei.

Woher Kitchener seine Einsichten auch bezog, soviel steht fest, dass er sogar das Schema der künftigen deutschen Offensive westlich der Maas vorhersagte. Auch das schrieb man später, wie ein Generalstabsoffizier bezeugt, eher einem «gewissen Ahnungsvermögen» zu als «einer Kenntnis der Termine und Entfernungen». In Wirklichkeit sah Kitchener genau wie König Albert im Angriff auf Lüttich schon den Schatten der Einkreisungsbewegung durch Schlieffens rechten Flügel heraufsteigen. Er glaubte nicht, dass Deutschland die belgische Neutralität

verletzt und England gegen sich in den Krieg gezogen hätte, wenn es, nach einer Formulierung von Lloyd George, «nur eine kleine Grenzverletzung» durch die Ardennen plante. Da sich Kitchener der Verantwortung für die Vorkriegsplanung entzogen hatte, konnte er jetzt nicht plötzlich vorschlagen, man möge die sechs Divisionen zurückhalten; aber er sah keinen Grund dafür, sie aufs Spiel zu setzen, indem man sie bis nach Maubeuge vorschob, wo sie seiner Berechnung nach den stärksten Anprall der eindringenden deutschen Truppen auszuhalten hätten. Er riet, sie stattdessen bei Amiens zu konzentrieren, also über hundert Kilometer weiter rückwärts.

Damit erfüllten sich die schlimmsten Befürchtungen der Generäle, für die diese drastische und scheinbar furchtsame Veränderung des Planes ans Unerträgliche grenzte. Der kleine, untersetzte Sir John French mit seiner roten Gesichtsfarbe, der gerade das Kommando an der Front übernehmen sollte, schäumte vor Heldenmut und Kampfeslust geradezu über. Sein schon von Natur aus apoplektisches Äußere liess, zumal er ganz bewusst statt Schlips und Kragen eine steife Kavalleriehalsbinde trug, den Eindruck entstehen, als sei er dauernd dem Ersticken nahe, was, wenn auch nicht physisch, so doch emotionell tatsächlich häufig der Fall war. Als er 1912 zum Chef des Empire-Generalstabs ernannt wurde, teilte er Henry Wilson unverzüglich mit, er beabsichtige, die Armee auf einen Krieg mit Deutschland vorzubereiten, zu dem es «letztlich ganz bestimmt» kommen werde. Seit damals zeichnete er auf dem Papier verantwortlich für die gemeinsame Planung mit Frankreich, obwohl er praktisch den französischen Feldzugsplan ebenso wenig kannte wie den deutschen. Wie Joffre war er zum Chef des Stabes ernannt worden, ohne Stabserfahrung oder eine Stabsausbildung erhalten zu haben.

Diese Ernennung hing wie Kitcheners Berufung zum Kriegsminister weniger mit seiner persönlichen Qualifikation als mit seiner Stellung und seinem Ruf zusammen. Er hatte in den Kolonien auf verschiedenen Schlachtfeldern, auf denen England seinen Ruf als Militärmacht begründete, Mut und Geistesgegenwart bewiesen und dabei gezeigt, was man an massgebender Stelle «einen praktischen Sinn für kleinere taktische Aufgaben» nannte. Im Burenkrieg hatten ihm seine Heldentaten als Kavalleriegeneral, die in dem legendären Galopp durch die Burenlinien zum Einsatz Kimberleys gipfelten, den Ruhm eines schneidigen Kommandeurs eingebracht, der vor keinem Wagnis zurückschreckt. Beim Volk galt er fast soviel wie Roberts und Kitchener. Da England sich im Ganzen seiner Erfolge gegen einen ungeschulten Gegner ohne jede moderne Waffe nicht gerade rühmen konnte, war die Armee stolz auf jeden Helden, und die Regierung war dankbar dafür. Frenchs Tapferkeit kam seiner Karriere ebenso zugute wie seine gesellschaftliche Beliebtheit. Wie Admiral Milne gehörte er zu der Clique um Edward. Als Kavallerieoffizier hatte er das stolze Bewusstsein, zur Elite der Armee zu zählen. Seine Freundschaft mit Lord Esher war natürlich auch kein Hindernis,

und politisch stand er auf der Seite der Liberalen, die 1906 an die Macht kamen. 1907 wurde er Generalinspekteur. 1908 begleitete er als Vertreter der Armee König Eduard auf seinem Staatsbesuch beim Zaren in Reval. Im Jahre 1912 kam dann seine Ernennung zum Chef des Empire-Generalstabs, und 1913 wurde er zum Feldmarschall befördert. Mit zweiundsechzig Jahren war er nach Kitchener – der zwei Jahre älter war, aber jünger aussah – der zweithöchste aktive Offizier im Heer. Es galt allgemein als ausgemacht, dass er im Kriegsfall das Expeditionskorps kommandieren würde.

Als im März 1914 die Meuterei im Curragh wie Samsons Tempel über die Häupter der Armee hereinbrach und French daraufhin um seinen Abschied einkam, schien er seine Karriere wie ein rechter Don Quichotte abrupt abgebrochen zu haben. In Wirklichkeit aber stieg sein Ansehen bei der Regierung, die des Glaubens war, die Opposition habe die Meuterei angezettelt. «French ist ein Prachtkerl, und ich liebe ihn», schrieb Grey anerkennend. Als vier Monate später die Krise da war, wurde er aus der Versenkung geholt und am 30. Juli für den Fall, dass England in den Krieg einträte, zum Oberbefehlshaber bestimmt.

Da French an geistige Arbeit nicht gewöhnt war und für Bücher zumindest seit seinen frühen Erfolgen auf dem Schlachtfeld nicht viel übrig hatte, war er weniger für seine geistigen Fähigkeiten als für seine Reizbarkeit bekannt. «Ich glaube nicht, dass er besonders klug ist», vertraute Georg V. seinem Onkel an, «und er hat schreckliche Launen.» French war sowenig wie sein Kollege jenseits des Kanals ein intellektueller Soldat; der grundlegende Unterschied zwischen beiden lag darin, dass Joffres hervorragendster Charakterzug Festigkeit war, während French sich ausserordentlich abhängig von moralischem Druck, der öffentlichen Meinung und von Vorurteilen zeigte. Man sagte, er habe «das merkurische Temperament, das sich gewöhnlich bei Iren und bei Kavalleristen findet». Joffre war in jeder Situation unerschütterlich; Sir John schwankte zwischen zwei Extremen: er war in guten Zeiten aggressiv und in schlechten deprimiert. Nach Lord Esher hatte er «das Herz eines schwärmerischen Kindes», er war impulsiv und durch Klatsch und Gerüchte leicht beeinflussbar. Seinem einstigen Stabschef im Burenkrieg schenkte er einmal eine goldene Reiseflasche mit einer Widmung, die ihn erinnern sollte an die «lange und bei gutem und schlechtem Wetter erprobte Freundschaft». Dieser erprobte Freund war der weniger sentimentale Douglas Haig, der im August 1914 in sein Tagebuch schrieb: «Ich weiss im Grunde meines Herzens, dass French für dieses bedeutsame Kommando in einer so kritischen Phase der Geschichte unseres Volkes ganz ungeeignet ist.» Dieses innere Wissen wurzelte allerdings bei Haig in dem Gefühl, dass der bestgeeignete Mann für dieses Kommando er selbst sei, und er ruhte auch nicht, bis er dieses Ziel erreicht hatte.

Nachdem Kitchener das Ziel und damit auch den Zweck des Expeditionskorps erneut zur Debatte gestellt hatte, begann der Kriegsrat, der nach Meinung Henry

Wilson's «von den betreffenden Fragen so gut wie nichts verstand... in einer idiotischen Weise strategische Probleme zu erörtern.» Sir John French «verfiel plötzlich auf den lächerlichen Vorschlag, nach Antwerpen zu gehen», den er damit begründete, dass die englische Mobilmachung ja ohnehin verspätet sei und man deshalb die Möglichkeit einer Zusammenarbeit mit den Belgiern in Erwägung ziehen solle. Haig, der wie Wilson ein Tagebuch führte, «zitterte innerlich vor der Unbedenklichkeit», mit der sein Chef daranging, Pläne umzustossen. Sir Charles Douglas, der neue Chef des Generalstabs, war genauso entrüstet und erklärte, nachdem alles in Frankreich für eine Landung vorbereitet sei und die Franzosen schon rollendes Material bereitgestellt hätten, um die Truppen weiterzubefördern, müsse jede Änderung im letzten Moment «die ernstesten Folgen» haben.

Das quälendste Problem für den Generalstab war die unglückselige Differenz im Fassungsvermögen der französischen und der englischen Eisenbahnwaggons. Die Rechenkunststücke, die angestellt werden mussten, wenn Truppen die Waggons zu wechseln hatten, waren derart, dass die Transportoffiziere schon zu zittern anfangen, wenn nur die Rede auf etwaige Änderungen der schon getroffenen Vorkehrungen kam.

Zum Glück für den Seelenfrieden dieser Offiziere scheiterte das Antwerpenprojekt am Veto Churchills, der zwei Monate später selbst dorthin gehen und die kühne und verzweifelte Landung zweier Marinebrigaden und einer Division der Territorialarmee in die Wege leiten sollte – jenen vergeblichen Versuch, den lebenswichtigen belgischen Hafen zu retten. Am 5. August jedoch erklärte er, die Flotte könne die Truppentransporter auf dem längeren Weg über die Nordsee zur Schelde nicht schützen, während sie die Überfahrt über den Kanal von Dover absolut garantieren könne. Er wies darauf hin, dass die Flotte Zeit gehabt habe, sich auf die Kanalüberquerung vorzubereiten, und dass deshalb der Augenblick günstig sei; er bestand dringend darauf, alle sechs Divisionen auf einmal hinüberzuschicken. Haldane unterstützte ihn, Lord Roberts gleichfalls. Nun begann man wieder zu streiten, wie viele Divisionen abgehen sollten, ob man nur eine oder mehrere zurückbehalten solle, bis die Einheiten der Territorialarmee in der Ausbildung aufgeholt hätten oder Ersatz aus Indien herangezogen worden sei.

Kitchener kam wieder auf seinen Vorschlag einer Aufstellung bei Amiens zurück und wurde dabei von seinem Freund Sir Ian Hamilton unterstützt, dem späteren Kommandeur von Gallipoli, der es jedoch für wichtig hielt, dass das Expeditionskorps so rasch wie möglich dort eintreffe. Grierson sprach sich für «eine entscheidende Anzahl am entscheidenden Punkt» aus. Sir John French, immer allen voraus, riet, «sofort hinüberzugehen und den Bestimmungsort später festzulegen». Man einigte sich schliesslich darauf, den Transportbefehl für alle sechs Divisionen unverzüglich zu geben, die Frage des Bestimmungsortes jedoch noch offenzulassen, bis ein Vertreter des französischen Generalstabs, der auf Kitche-

ners hartnäckiges Drängen hin eilends angefordert werden musste, da sei und weitere Auskünfte über die französische Strategie erteilen könne.

Noch keine vierundzwanzig Stunden später hatte der Kriegsrat sich anders besonnen und die sechs Divisionen auf vier herabgesetzt, weil man über Nacht Angst vor einer Invasion bekommen hatte. Die Diskussion über die Stärke des Expeditionskorps war nicht geheim geblieben. Die einflussreiche *Westminster Gazette*, das Organ der Liberalen, prangerte die rücksichtslose Entblössung des Vaterlandes an. Aus dem gegnerischen Lager stimmte Lord Northcliffe in das Klagelied ein und protestierte lautstark dagegen, dass auch nur ein einziger Soldat das Land verlasse. Obwohl die Admiralität die Feststellung des Empire-Verteidigungsausschusses von 1909 bestätigte, dass eine ernstzunehmende Invasion unmöglich sei, tauchten doch immer wieder Schreckbilder von feindlichen Landungen an der Ostküste auf. Zum grössten Ärger von Henry Wilson holte Kitchener, der jetzt für Englands Sicherheit verantwortlich war, eine Division, die sich direkt von Irland aus nach Frankreich hätte einschiffen sollen, nach England heim und kommandierte von anderen Divisionen zwei Brigaden zum Schutz der Ostküste ab, womit er alle Pläne «hoffnungslos durcheinander» brachte. Man beschloss, vier Divisionen und die Kavallerie sofort abzuschicken – am 9. August sollte die Verschiffung beginnen – die 5. Division später nachzusenden und die 6. Division in England zu behalten. Als der Kriegsrat sich vertagte, hatte Kitchener den Eindruck – den die Generäle allerdings nicht teilten – dass man sich auf Amiens als Aufmarschgelände geeignet habe.

Als Oberst Huguet eintraf, den der französische Generalstab eiligst über den Kanal geschickt hatte, teilte ihm Wilson die Einschiffungstermine mit. Obwohl man diese Fakten vor den französischen Gastgebern des Expeditionskorps kaum geheimhalten konnte, zog er sich damit Kitcheners Zorn und einen Verweis wegen Geheimnisverrats zu. Wilson «blieb ihm nichts schuldig», da er, wie er schrieb, «nicht gesonnen war, sich Grobheiten sagen zu lassen», zumal wenn Kitchener «solchen Unsinn redet, wie es heute der Fall war». Damit begann oder verstärkte sich eine gegenseitige Antipathie, die einem Erfolg des Expeditionskorps nicht gerade förderlich war. Wilson, der von allen englischen Offizieren das engste Verhältnis zu den Franzosen hatte und zugleich das Vertrauen Sir John Frenchs besass, wurde von Kitchener für aufgeblasen und anmassend gehalten und infolgedessen ignoriert, während Wilson seinerseits erklärte, er halte Kitchener für «verrückt» und für einen «ebenso grossen Feind Englands wie Moltke», und dieses Vorurteil auch dem von Natur misstrauischen und reizbaren Oberbefehlshaber suggerierte.

Vom 6. bis zum 10. August, während die Deutschen bei Lüttich auf die Belagerungsgeschütze warteten und die Franzosen Mülhausen befreiten und wieder verloren, sammelten sich 80'000 Mann des Expeditionskorps mit 30'000 Pferden, 315 Feldgeschützen und 125 Maschinengewehren bei Sothampton und Ports-

mouth. Die Offiziersdegen waren einem Befehl gemäss, der das für den dritten Mobilmachungstag vorschrieb, bei den Waffenschmieden frisch geschliffen worden, obwohl sie nie zu etwas anderem gebraucht wurden als zum Salutieren bei Paraden. Doch abgesehen von solchen gelegentlichen sentimentalischen Gesten war die Truppe, wie es ihr offizieller Chronist ausdrückte, «die bestausgebildete, bestorganisierte und bestausgerüstete britische Armee, die je in den Krieg gezogen ist».

Am 9. August begann die Einschiffung, wobei die Transporte in Abständen von jeweils zehn Minuten abgingen. Jedesmal, wenn ein Schiff auslief, liessen alle anderen Schiffe im Hafen ihre Sirenen und Dampfpeifen ertönen, und alle Mann an Bord brachen in Hochrufe aus. Es entstand ein so ohrenbetäubender Lärm, dass ein Offizier meinte, General Kluck müsse ihn bis hinter Lüttich hören; doch da die Flotte überzeugt war, den Kanal gegen jeden Angriff abgeschirmt zu haben, fürchtete kaum jemand für die Sicherheit der Überfahrt. Die Transporter überquerten den Kanal bei Nacht und ohne Eskorte. Ein Soldat wunderte sich, als er frühmorgens um 4.30 Uhr erwachte, dass die ganze Transportflotte bei abgestellten Maschinen auf vollkommen ruhiger See trieb, ohne dass ein Zerstörer in Sicht war; man wartete auf Transporter aus anderen Einschiffungshäfen, mit denen ein Treffen in der Kanalmitte vorgesehen war.

Als die ersten Kontingente in Rouen ankamen, wurden sie, wie ein französischer Augenzeuge berichtet, mit so viel Begeisterung aufgenommen, als wären sie zu einem Bussgottesdienst für Jeanne d'Arc gekommen. Andere landeten in Boulogne zu Füssen einer hochragenden Säule, die zu Ehren Napoleons an der Stelle errichtet worden war, von der die Invasion Englands ihren Ausgang nehmen sollen. Wieder andere liefen in Le Havre ein, wo die ganze französische Garnison auf die Kasernendächer kletterte und in wilden Jubel ausbrach, als ihre Verbündeten in der glühenden Hitze die Laufplanken herunterkamen. An jenem Abend ging die Sonne blutrot unter, und in der Ferne grollte ein Sommergewitter.

Am nächsten Tag war in Brüssel eine – allerdings kaum sichtbare – Spur des englischen Verbündeten festzustellen. Hugh Gibson, der Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft, der dem britischen Militärattaché eine Mitteilung überbringen sollte, betrat dessen Zimmer unangemeldet und sah dort einen englischen Offizier in Felduniform, ungewaschen und unrasiert, schreibend am Tisch sitzen. Als Gibson vom Attaché geschwind aus dem Zimmer komplimentiert wurde, fragte er respektlos, ob der Rest der englischen Armee im Hause versteckt sei. Tatsächlich wurden die Landungsplätze der englischen Truppen vor den Deutschen so geheimgehalten, dass sie nicht wussten, wann und wo das Expeditionskorps angekommen war, ehe sie bei Mons darauf stiessen.

In England traten jetzt die wechselseitigen Antipathien der Kommandeure zutage. Der König fragte bei einem Inspektionsbesuch Haig, der zum vertrauten Kreise bei Hofe gehörte, nach seiner Meinung über Sir John French als Oberbe-

fehlshaber. Haig hielt es für seine Pflicht zu antworten: «Ich hatte starke Zweifel, ob einerseits sein Temperament genügend ausgeglichen, andererseits seine militärischen Kenntnisse gründlich genug seien, um ihn zu einer erfolgreichen Führung seines Kommandos zu befähigen.» Nachdem der König abgereist war, schrieb Haig in sein Tagebuch, Sir Johns militärische Ideen während des Burenkriegs hätten ihn «oft erschreckt»; in diesem Zusammenhang erwähnte er auch die «geringe Meinung», die er von Sir Archibald Murray habe, jenem «alten Weib», das wider besseres Wissen und nur um Szenen mit dem aufbrausenden Sir John zu vermeiden, sich dessen Befehlen «schwächlich füge». Sie waren alle beide, fand Haig, «nicht im Geringsten geeignet für die Posten, die sie gegenwärtig bekleideten». Einem Kameraden erklärte er, Sir John höre nicht auf Murray, «verlasse sich aber auf Wilson», was «noch viel schlimmer» sei. Wilson sei kein Soldat, sondern «ein Politiker», und das sei «gleichbedeutend mit krummen Touren und falschen Werten».

Ohne aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen, ebnete sich der glatte, wohlgepflegte, makellose und untadelige Haig, der überall, wo es wichtig war, Freunde sitzen hatte und mit dreiundfünfzig Jahren auf eine ununterbrochene Erfolgskarriere zurückblicken konnte, den Weg zu weiteren Erfolgen. Er war gewohnt, sich selbst nichts abgehen zu lassen, und hatte als Offizier im Sudanfeldzug «ein mit Rotwein beladenes Kamel» unter seinem persönlichen Gepäck quer durch die Wüste mitgeführt.

Am 11. August, drei Tage nach dem Aufbruch nach Frankreich, erfuhr Sir John French zum erstenmal einige interessante Tatsachen über die deutsche Armee. Er besuchte mit General Callwell, dem Vizechef des Operationsstabes, den Geheimdienst, dessen Chef ihm berichtete, wie die Deutschen ihre Reserven einzusetzen pflegten. «Er brachte unermüdlich immer neue Schübe von Reservedivisionen und Sonder-Reservedivisionen zutage», schrieb Callwell, «wie ein Zauberkünstler, der Gläser voller Goldfische aus den Rocktaschen hervorholt. Es sah aus, als mache er das mit Absicht – man wurde ganz zornig auf den Mann.» Es handelte sich um dieselben Nachrichten, die das *Deuxième Bureau*, der französische Geheimdienst, im Frühjahr 1914 erhalten hatte – zu spät, um den Generalstab damit beeindrucken oder dessen Einstellung dem deutschen rechten Flügel gegenüber ändern zu können. Sie kamen nun auch für ein Umwerfen der englischen Konzeption zu spät. Denn es hätte ja Zeit erfordert, viel mehr Zeit, als zur Verfügung stand, wenn eine neue Idee sich hätte durchsetzen und einen grundlegenden Wandel in der Strategie sowie in den zahllosen praktischen Details des Aufmarsches hätte bewirken sollen.

Am nächsten Tag wurde der Streit über die Strategie zwischen Lord Kitchener und den Generälen in einer Schlusssitzung des Kriegsrates ausgefochten. Ausser Kitchener waren Sir John French, Murray, Wilson, Huguot und zwei weitere französische Offiziere anwesend. Obwohl Kitchener die explodierenden Granaten der 42er, die den Weg durch Lüttich freischossen, nicht hören und höchstens ahnen



konnte, versicherte er, die Deutschen würden auf der abgelegenen Seite der Maas «mit starken Kräften» durchstossen. Mit einer weitausholenden Geste zeigte er die deutsche Umfassungsbewegung auf einer riesigen Wandkarte. Wenn sich das britische Expeditionskorps auf Maubeuge konzentrierte, so argumentierte er, würde es überrannt werden, ehe es noch kampfbereit wäre, und zu einem Rückzug gezwungen werden, der sich bei dieser ersten Begegnung mit einem europäischen Gegner seit dem Krimkrieg auf die Truppenmoral verheerend auswirken müsse. Er bestand auf einer weiter rückwärts gelegenen Basis bei Amiens, um grössere Handlungsfreiheit zu haben.

Seine sechs Gegner, die drei englischen und drei französischen Offiziere, hielten einer wie der andere eisern am ursprünglichen Plan fest. Sir John French, der seit seinem eigenen Antwerpenvorschlag von Wilson ständig bearbeitet worden war, protestierte jetzt mit der Begründung, dass jede Änderung den französischen Feldzugsplan «umwerfen» müsse, und verharrte bei dem Entschluss, bis Maubeuge vorzugehen. Die französischen Offiziere beteuerten die Notwendigkeit, ihre Front am linken Flügel zu verstärken. Wilson raste innerlich über die «Feigheit», die Truppen bei Amiens konzentrieren zu wollen. Kitchener erklärte den französischen Feldzugsplan für gefahrvoll; anstatt die Offensive zu ergreifen, die er «ganz und gar missbilligte», sollten sie abwarten, bis sie einen deutschen Angriff parieren könnten. Drei Stunden zog sich der Streit hin, bis Kitchener, ohne überzeugt zu sein, zum Nachgeben gezwungen wurde. Seit fünf Jahren schon hatte der Plan bestanden, er hatte davon gewusst und war ganz und gar dagegen gewesen. Jetzt, wo die Truppen sich schon auf See befanden, musste man sich mit ihm abfinden, denn einen anderen auszuarbeiten fehlte die Zeit.

Mit einer letzten vergeblichen Geste – vielleicht war sie berechnet, um jeder Verantwortung ledig zu werden – nahm Kitchener Sir John mit sich und legte dem Premierminister den Fall vor. «Da Asquith in der Angelegenheit überhaupt nicht Bescheid wusste», schrieb Wilson in seinem Tagebuch, tat er, was zu erwarten war. Als Kitchener ihm seinen Standpunkt erklärte, der zu der sachkundigen und einhelligen Auffassung der beiden Generalstäbe im Widerspruch stand, schloss er sich der Meinung der letzteren an. Das Expeditionskorps marschierte also wie geplant, wenn auch um zwei Divisionen beschnitten. So hatte das Gewicht vorgefasster Pläne wiederum einen Sieg davongetragen.

Anders als die französischen und deutschen Kriegsminister behielt Kitchener aber dennoch die Leitung der militärischen Anstrengungen seines Landes in der Hand; die Instruktionen, die er nun Sir John French bezüglich der Führung des Expeditionskorps in Frankreich erteilte, spiegelten seinen Wunsch, dessen Verantwortlichkeit in einem frühen Stadium des Krieges einzuschränken. Wie Churchill, der im Hinblick auf die ungeheure Aufgabe der britischen Flotte seinem Admiral im Mittelmeer befohlen hatte, die *Goeben* zum Gefecht zu stellen

und doch auch wieder Gefechte mit «überlegenen Kräften» zu vermeiden, so wies jetzt auch Kitchener mit Rücksicht auf die Millionenarmee, die er aufstellen musste, dem Expeditionskorps eine Politik und eine Mission zu, die miteinander unvereinbar waren.

«Die besondere Aufgabe der Ihnen unterstellten Truppe», schrieb er, «besteht darin, die französische Armee zu unterstützen und mit ihr zusammenzuarbeiten ... und den Franzosen darin beizustehen, die deutsche Invasion auf französischen oder belgischen Boden zu verhindern oder abzuwehren.» Mit einem gewissen Optimismus fügte er hinzu: «und letztlich die belgische Neutralität wiederherzustellen» – ein Vorhaben, das sich mit einer Wiederherstellung der Jungfräulichkeit vergleichen liess. Da «die zahlenmässige Stärke der britischen Truppe und die Möglichkeit ihrer Verstärkung eng begrenzt ist» – eine Überlegung, die «nie aus dem Auge verloren» werden darf – so wird es notwendig sein, «grösste Sorgfalt» walten zu lassen, damit es bei einem «Minimum an Verlusten und Verbrauch» bleibt. Kitcheners Missbilligung der französischen Offensivstrategie kam in dem Befehl zum Ausdruck, Sir John French habe zuerst die Zustimmung seiner Regierung einzuholen, wenn er aufgefordert werde, sich an einer «Vorwärtsbewegung» zu beteiligen, die die Franzosen nicht oder kaum unterstützten und bei der die Engländer sich möglicherweise «unverhältnismässig stark exponieren» müssten. Sir John French habe sich «entschieden klarzumachen, dass sein Kommando völlig unabhängig sei und dass er in keinem Falle in irgendeinem Sinne den Befehlen eines alliierten Generals unterstehe».

Der innere Widerspruch konnte nicht grösser sein. Kitchener hatte mit einem Schlage den Grundsatz eines einheitlichen Kommandos zunichte gemacht. Sein Motiv war die Bewahrung der englischen Armee als Kerntruppe für die Zukunft; stand diese nun unter dem Kommando eines Mannes vom Temperament Sir Johns, so kam als Ergebnis praktisch nichts anderes heraus als die Aufhebung des Befehls, die Franzosen zu «unterstützen» und mit ihnen «zusammenzuarbeiten». Selbst als Sir John abgelöst und Kitchener schon tot war, sollte diese Haltung die Kriegsbemühungen der Alliierten noch beeinträchtigen.

Am 14. August trafen Sir John French, Murray, Wilson und Major Sir Hereward Wake vom Generalstab in Amiens ein, wo die englischen Truppen zum weiteren Vormarsch in das Konzentrationsgebiet um Le Cateau und Maubeuge ausgeladen waren. An jenem Tage begannen sie nach Nordosten vorzustossen, während die Klucksche Armee von Lüttich sich südwestwärts bewegte. Das Expeditionskorps marschierte fröhlich die Strassen nach Le Cateau und Mons entlang und wurde unterwegs mit begeisterten Rufen «*Vivent les Anglais!*» begrüsst. Dieser freundliche Willkomm liess es verständlich erscheinen, dass Lord Kitchener seinen Truppen auf die Seele gebunden hatte, «Versuchungen, die sie etwa in Gestalt von Frauen und Wein» erwarten würden, «entschieden zu widerstehen». Je

weiter die Engländer auf ihrem Marsch nach Norden kamen, desto grösser wurde die Begeisterung. Man küsste sie und überschüttete sie mit Blumen. Tische mit Speisen und Getränken waren aufgestellt, aber niemand wollte dafür von den Engländern Geld annehmen. Über einer Balustrade hing ein rotes Tischtuch, auf das weisse Bänder in der Form des Andreaskreuzes aus dem Union Jack genäht waren. Die Soldaten warfen ihre Regimentsabzeichen, ihre Mützen und Koppel lächelnden Mädchen und anderen Bewunderern zu, die um Andenken baten. Bald marschierte die britische Armee mit Bauernkappen auf den Köpfen und Bindfäden um die Hüften. Die ganze Marschstrecke entlang, schrieb ein Offizier später, «wurden wir gefeiert und umjubelt von den Leuten, die uns bald von hinten sehen sollten». Im Rückblick erschien ihm der Vormarsch des Expeditionskorps nach Mons wie unter einem «einzigem Regen von Rosen».

## 13 Sambre und Maas

An der Westfront ging am fünfzehnten Tag die Phase der Truppenkonzentration und vorbereitenden Angriffe zu Ende. Die Zeit der Offensivschlachten begann. Der französische rechte Flügel, der die Offensive in Richtung auf das von den Deutschen besetzte Lothringen eröffnete, schlug eine alte Heeresstrasse ein, deren es so viele in Frankreich und in Belgien gab, wo die geheimnisvolle Macht, die die Menschen zum Kriege treibt, Jahrhundert um Jahrhundert Legionen immer dieselben Strassen hatte zertrampeln und dieselben Dörfer hatte zerstören lassen. Im Osten von Nancy passierten die Franzosen einen Denkstein, der die Inschrift trug: «Hier besiegte im Jahre 362 Jovinus die germanischen Horden.»

Während auf der äussersten Rechten die Armee General Paus die Offensive im Elsass wieder aufnahm, marschierten die Erste und die Zweite Armee unter den Generälen Dubail und de Castelnau nach Lothringen durch zwei natürliche Korridore, die die französischen Angriffslinien bestimmten. Einer führte auf Saarbürg zu, das Ziel der Dubailschen Armee; der andere, der sich von dem Höhenzug um Nancy, dem Grand Couronné, herabsenkte, führte über Château-Salins in ein Tal, das mit der natürlichen Festung von Morhange abschloss, dem Zielpunkt der Armee Castelnaus. Die Deutschen hatten das Gebiet gegen den erwarteten französischen Angriff mit Drahtverhauen, Gräben und Geschützstellungen befestigt. Obwohl in Saarbürg wie auch in Morhange hatten sie gut ausgebaute Stellungen, aus denen sie nur durch Angriffe von unwiderstehlichem *élan* oder durch schweres Artilleriefeuer geworfen werden konnten. Die Franzosen zählten auf den *élan* und hatten für die schwere Artillerie nur Spott übrig.

«Gott sei Dank haben wir keine!» erwiderte ein Generalstabsoffizier im Jahre 1909, als er über 10, 5-cm-Geschütze der schweren Feldartillerie befragt wurde. «Gerade in der Leichtigkeit ihrer Geschütze liegt die Stärke der französischen Armee.» Im Jahre 1911 schlug der Kriegsrat vor, die französische Armee mit 10, 5ern zusätzlich auszustatten, aber die Artilleristen selbst hielten im Vertrauen auf die berühmten französischen 7, 5ern an ihrem Widerstand unverändert fest. Sie verachteten die schweren Feldgeschütze als Hemmnis für die Beweglichkeit der französischen Offensive und betrachteten sie genauso wie die Maschinengewehre als Defensivwaffe. Messimy als Kriegsminister und General Dubail, der damals

im Generalstab war, hatten eine Bewilligung von 10, 5ern für mehrere Batterien durchgesetzt, aber infolge von Regierungswechseln und weil das Artilleriekorps von jeher kein besonderes Ansehen genoss, verfügte die französische Armee 1914 nur über einige wenige.

Auf deutscher Seite wurde die Front in Lothringen von der Sechsten Armee gehalten, die unter dem Kommando von Kronprinz Rupprecht von Bayern stand, und von der Siebten Armee unter dem Generalobersten von Heeringen, die am 9. August dem Befehl Rupprechts unterstellt wurde. Rupprecht hatte die Aufgabe, an seiner Front soviel französische Truppen wie möglich zu binden, um sie von der Hauptfront gegenüber dem deutschen rechten Flügel fernzuhalten. Nach Schlieffens Strategie sollte er das erreichen, indem er sich zurückzog und die Franzosen hinter sich her in einen «Sack» lockte, wo sie mit überdehnten Verbindungslinien ins Gefecht verwickelt werden konnten, während anderswo die Entscheidung fiel. Das wesentliche an diesem Plan war, dass man den Feind in diesem Abschnitt herankommen liess, wozu er ja alle Bereitschaft zeigte, ihn mit der Aussicht auf einen taktischen Sieg reizte und auf diese Weise strategisch erledigte.

Wie der Plan für Ostpreussen, so hatte auch dieser strategische Entwurf seine psychologischen Gefahren. In einer Stunde, in der die Trompeten erklangen und die anderen Generäle dem Sieg entgegenstürmten, verlangte er von Rupprecht, sich gehorsam mit der Notwendigkeit eines Rückzuges abzufinden. Das war gewiss keine verlockende Aussicht für einen kraftvollen und ruhmbegehrigen General, und schon gar nicht für einen von königlichem Rang.

Rupprecht war ein aufrechter, gutaussehender Mann mit diszipliniertem Auftreten, offenem Blick und einem unauffälligen Bart, ohne das extravagante Air seiner beiden Ahnen, der beiden Könige Ludwig von Bayern, deren zahlreiche und kostspielige Leidenschaften – bei dem einen handelte es sich um Lola Montez, bei dem anderen um Richard Wagner – dazu geführt hatten, dass der eine abdanken musste und der andere für wahnsinnig erklärt wurde. Er stammte auch tatsächlich von einem weniger exzentrischen Zweig der Familie ab, der schon den Regenten für den wahnsinnigen König gestellt hatte, und war als direkter Nachkomme Henriettes, der Tochter Karls I. von England, ein legitimer Thronanwärter aus dem Hause Stuart. Zur Erinnerung an König Karl wurde das Schloss der bayerischen Könige jedes Jahr am Tag des Königsmordes mit weissen Rosen geschmückt. Aber Rupprecht war den Alliierten auch noch unmittelbarer verbunden, und zwar durch seine Schwägerin Elisabeth, die mit König Albert von Belgien verheiratet war. Die bayerische Armee war jedoch durch und durch deutsch. Das waren «Barbaren», wie General Dubail nach dem ersten Kampftag berichtete, die vor der Räumung einer Stadt die Häuser plünderten, in denen sie einquartiert gewesen waren, Stuhlpolster und Matratzen aufschlitzten, den Inhalt der Schränke umherstreuten, die Gardinen abrissen, Möbel, Nippes und Geräte zer-

brachen und zertraten. Doch das war zunächst nur das Verhalten einer Truppe, die zum Rückzug gezwungen war. Lothringen sollte Schlimmeres erleben.

Während der ersten vier Tage der Offensive Dubails und Castelnas zogen sich die Deutschen planmässig langsam zurück und liessen sich nur in Nachhutgefechte mit den Franzosen ein. Die Franzosen ergossen sich in ihren blauen Röcken und roten Hosen über die breiten, schnurgeraden, von Platanen gesäumten Strassen. Jedesmal wenn die Strasse über eine Bodenwelle lief, hatten sie einen weiten Blick über die schachbrettartig gewürfelten Gefilde; hier war ein Quadrat grün von Luzerne, dort ein anderes golden von reifem Getreide, ein drittes schon braun und für die nächste Ernte gepflügt, wieder andere mit Heuhaufen in säuberlichen Reihen besetzt. Die 7. Ser liessen mit durchdringendem Geheul ihre Stimme über die Felder hin ertönen, während die Franzosen in das Land einzogen, das ihnen einst gehört hatte. In den ersten Gefechten leisteten die Deutschen keinen allzu unterschiedenen Widerstand, und die Franzosen blieben siegreich, obwohl dort, wo die deutsche schwere Artillerie eingriff, grosse Lücken in die Front gerissen wurden. Am 15. August begegneten General Dubail Wagen, mit denen blasse, böse zugerichtete Verwundete zurückgebracht wurden, manche mit verstümmelten Gliedern. Er sah ein Schlachtfeld vom Vortage mit noch unbeerdigten Toten. Am 17. August nahm das XX. Korps der Armee Castelnas unter dem Kommando General Fochs Château-Salins und kam bis auf Schussweite an Morhange heran. Am 18. August fiel Saarburg Dubails Armee in die Hände. Die Zuversicht stieg gewaltig; der Gedanke einer *offensive à outrance* schien triumphiert zu haben, die Truppen frohlockten und sahen sich schon am Rhein. In diesem Augenblick begann Plan 17 zusammenzubrechen, ja, er war im Grunde schon seit vielen Tagen zusammengebrochen.

An der Front gegenüber Belgien hatte General Lanrezac schon die ganze Zeit das Hauptquartier bearbeitet, man möge ihm erlauben, sich nordwärts auf die herannahenden Deutschen auszurichten, anstatt sich nach Nordosten zur Offensive durch die Ardennen gegen die deutsche Mitte zu wenden. Er sah sich selbst schon von den deutschen Truppen umfasst, die westlich der Maas eindringen würden und deren wahre Stärke er ahnte; so bestand er darauf, dass man ihm erlaubte, einen Teil seiner Armee auf das linke Ufer der Maas zu detachieren, wo sie einen Winkel mit der Sambre bildete und wo er den Weg der Deutschen blockieren könne. Hier konnte er eine Front entlang der Sambre aufstellen, die in Nordfrankreich entspringt und nach Nordosten durch Belgien fliesst, am Bergwerksgebiet der Borinage vorbei, bis sie sich bei Namur mit der Maas vereinigt. Die Ufer entlang erheben sich kegelförmige Schlackenhalden; ihre Fluten durchpflügen Kohlenschiffe, die aus Charleroi kommen, jener Stadt, deren königlicher Name nach 1914 für französische Ohren immer einen ebenso traurigen Klang behalten sollte wie Sedan.

Lanrezac bombardierte das Hauptquartier mit Berichten über seine Erkundung

deutscher Einheiten und Truppenbewegungen; diese zeigten an, dass sich beiderseits Lüttich eine Masse herabwälzte, die Hunderttausende zählte, vielleicht 700'000, «vielleicht sogar zwei Millionen». Das Hauptquartier behauptete hartnäckig, diese Zahlen könnten nicht stimmen. Lanrezac wies darauf hin, dass starke deutsche Kräfte über Namur, Dinant und Givet gerade in dem Augenblick über seine Flanke hereinbrechen würden, wenn die Fünfte Armee in die Ardennen vorstiesse. Als sein Stabschef Hely d'Oissel, ein Melancholiker, dessen Verfassung sich täglich mehr verdüsterte, ins Hauptquartier kam, um seine Sache zu vertreten, rief der Offizier, der ihn empfing: «Was, schon wieder! Macht sich denn euer Lanrezac immer noch Sorgen, dass seine linke Flanke umgangen wird? Das wird nicht passieren, und wenn» – nun griff er die Grundthese des Hauptquartiers auf – «und wenn, so ist das nur um so besser.»

Allerdings konnte sich das Hauptquartier trotz seines festen Vorsatzes, die für den 15. August geplante Offensive durch keinerlei Truppenabzüge zu schwächen, dem ständig wachsenden Beweismaterial für ein Umgehungsmanöver des deutschen rechten Flügels nicht völlig verschliessen. Am 12. August gestattete Joffre Lanrezac, sein am linken Flügel stehendes Korps nach Dinant zu verlegen. «Höchste Zeit», murmelte Lanrezac mit Galgenhumor, wies aber gleichzeitig nachdrücklich darauf hin, dass diese Veränderung nicht mehr genüge: die ganze Armee müsse nach Westen gerichtet werden. Joffre lehnte es ab und verlangte nach wie vor, die Fünfte Armee müsse nach Osten orientiert bleiben, um die ihr zugewiesene Rolle in den Ardennen übernehmen zu können. Stets argwöhnisch auf seine Autorität bedacht, erklärte er Lanrezac: «Nicht Sie tragen die Verantwortung dafür, dass die Umfassungsbewegung zum Stehen gebracht wird.» Wie es allen geistig sehr beweglichen Menschen geht, wenn sie gegen die Blindheit anderer nichts ausrichten können, so wurde Lanrezac, der zudem gewöhnt war, dass man seinen strategischen Vorschlägen Aufmerksamkeit entgegenbrachte, immer gereizter und hörte nicht auf, dem Hauptquartier lästig zu fallen. Joffre fing an, sich über diese ständige Kritik und Streitsucht zu ärgern. Seiner Vorstellung nach hatten Generäle nichts anderes zu sein als Löwen in der Schlacht, dabei aber gehorsam wie Hunde; doch diesem Ideal konnte Lanrezac, der ein selbständiger Kopf war und einen unmittelbaren Instinkt für Gefahren hatte, unmöglich nahekommen. «Meine Unruhe stieg von Stunde zu Stunde», schrieb er später. Am 14. August, dem letzten Tag vor Eröffnung der Offensive, ging er persönlich nach Vitry.

Er fand Joffre in seinem Dienstzimmer, flankiert von den Generälen Belin und Berthelot, seinem Stabschef und dessen Vertreter. Belin, der früher für seine Lebhaftigkeit bekannt gewesen war, trug schon Zeichen von Überarbeitung. Berthelot, fix und gescheit wie sein Pendant Henry Wilson, war ein eingefleischter Optimist, dem es seiner ganzen Veranlagung nach schwerfiel, sich über irgend etwas im Voraus Sorgen zu machen. Er wog zwei Zentner und arbeitete in Hemsär-

meln und leichten Hausschuhen, nachdem er schon bald unter Verzicht auf militärische Würde vor der Augushitze kapituliert hatte. Lanrezac, dessen dunkles Kreolengesicht von Sorgen gezeichnet war, vertrat beharrlich seine Überzeugung, dass die Deutschen genau dann in seiner linken Flanke auftauchen würden, wenn er tief in den Ardennen stecke, wo das schwierige Terrain einen raschen Erfolg unwahrscheinlich und eine Kehrtwendung unmöglich mache. Der Feind werde also ohne jeden Widerstand sein Umfassungsmanöver vollziehen können.

Joffre erklärte Lanrezac in dem salbungsvollen Ton, den Poincaré «ölig» nannte, seine Befürchtungen seien «verfrüht». Er fügte hinzu: «Wir haben den Eindruck, dass die Deutschen dort nichts bereitstehen haben» – wobei «dort» westlich der Maas bedeutete. Belin und Berthelot bestätigten dieses «dort nichts bereit» und bemühten sich, Lanrezac gleichzeitig zu beruhigen und zu ermutigen. Man redete ihm dringend zu, an eine Umfassung nicht mehr zu denken und sich nur auf die Offensive zu konzentrieren. Er verliess das GQG, «den Tod im Herzen», wie er es ausdrückte.

Bei seiner Rückkehr ins Hauptquartier der Fünften Armee in Reims am Rande der Ardennen fand er auf seinem Schreibtisch einen Bericht des Geheimdienstes des GQG, der mit seinem eigenen Untergangsgefühl übereinstimmte. Der Bericht schätzte die Stärke des Feindes jenseits der Maas auf acht Armeekorps und vier bis sechs Kavalleriedivisionen – in Wirklichkeit waren es mehr. Lanrezac sandte unverzüglich einen Adjutanten mit einem Brief an Joffre, in dem er ihn aufforderte, seine Aufmerksamkeit diesem Bericht zuzuwenden, der ja «aus dem Hauptquartier selbst» stammte, und verlangte, dass ein Vorgehen der Fünften Armee in dem Gebiet zwischen Sambre und Maas «unverzüglich ins Auge gefasst und vorbereitet» werden sollte.

Inzwischen erhielt Vitry noch einen weiteren Besucher, der, im höchsten Grad besorgt, das Hauptquartier von der Gefahr auf dem linken Flügel zu überzeugen suchte. Als Joffre es abgelehnt hatte, Gallieni ins Hauptquartier aufzunehmen, hatte Messimy ihn im Kriegsministerium an eine Stelle gesetzt, wo ihm alle Berichte zugeleitet wurden. Obwohl sich darunter keine Geheimdienstberichte aus dem Hauptquartier befanden, die Joffre der Regierung systematisch vorenthielt, hatte Gallieni genügend Informationen gesammelt, um die Umriss der grossen Flut zu ahnen, die sich auf Frankreich herabwälzte. Es war die «fürchterliche Überschwemmung», die Jaurès prophezeit hatte, als er auf die kommende Verwendung von Reservetruppen an der Front hinwies. Gallieni erklärte Messimy, er müsse nach Vitry gehen und Joffre zu einer Abänderung seiner Pläne veranlassen; aber Messimy war fast zwanzig Jahre jünger als Joffre, hatte grossen Respekt vor ihm und erklärte, Gallieni solle sich selbst aufmachen, denn ihm verdanke Joffre ein gut Teil seiner Karriere und müsse ihm deshalb Gehör schenken. Das hiess Joffre unterschätzen, der niemandem Gehör schenkte, wenn er es nicht wollte. Als Gallieni kam, widmete ihm Joffre nur ein paar Minuten und verwies ihn an Belin



und Berthelot. Sie wiederholten die Versicherungen, die sie schon Lanrezac gegeben hatten. Das Hauptquartier habe sich allem «Beweismaterial verschlossen» und weigere sich, den deutschen Vormarsch westlich der Maas als ernsthafte Bedrohung anzusehen, berichtete Gallieni Messimy, als er wieder in Paris war.

Dennoch begann das GQG noch am selben Abend unter dem Druck wachsenden Materials unsicher zu werden. Joffre erklärte sich in einer Antwort auf Lanrezacs letzte dringende Botschaft damit einverstanden, die vorgeschlagene Verlegung der Fünften Armee zu «überprüfen» und «einleitende Massnahmen» dafür zu gestatten, obwohl er noch immer die Bedrohung der Flanke Lanrezacs für «keineswegs unmittelbar und einen Beweis dafür keineswegs für gegeben» hielt. Am nächsten Morgen, dem 15. August, sah alles schon viel schlimmer aus. Das Hauptquartier, das sich ganz und gar auf die grosse Offensive eingestellt hatte, blickte besorgt auf den linken Flügel. Um neun Uhr vormittags wurde Lanrezac telefonisch ermächtigt, die Truppenbewegung vorzubereiten, sie aber nicht ohne direkten Befehl des Höchstkommandierenden durchzuführen. Tagsüber liefen Berichte im Hauptquartier ein, dass deutsche Kavallerie in Stärke von 10'000 Mann die Maas bei Huy überschritten habe; dann kam eine weitere Nachricht, der Feind greife Dinant an und habe die Festung genommen, die die Stadt von dem hohen Felsen des rechten Ufers beherrschte; später wurde gemeldet, sie hätten einen Flussübergang erzwungen, dann aber habe sich Lanrezacs I. Korps vom linken Ufer herab ihnen entgegengestürzt und sie in heftigem Kampf über die Brücke zurückgetrieben (wobei einer der ersten Verwundeten ein 24-jähriger Leutnant namens Charles de Gaulle war). Dies war das Korps, dessen Verlegung über den Fluss am 12. August genehmigt worden war.

Die Bedrohung des linken Flügels konnte nicht länger bagatellisiert werden. Um sieben Uhr abends erhielt Lanrezac telefonisch den direkten Befehl Joffres, die Fünfte Armee in den Winkel zwischen Sambre und Maas zu verlegen, und eine Stunde später folgte das entsprechende Schreiben. Das Hauptquartier hatte nachgegeben – aber nicht völlig. Man hatte den Eindruck, dass der Befehl – Sonderanweisung Nr. 10 – die Pläne nur insoweit änderte, als der drohenden Umfassung begegnet werden sollte, ohne dass die Offensive nach Plan 17 aufgegeben worden wäre. Er gab zu, dass der Feind «seinen Hauptschlag mit seinem rechten Flügel nördlich von Givet» zu führen scheine – als ob man das Lanrezac noch hätte zu sagen brauchen! – und ordnete an, der Hauptteil der Fünften Armee solle nach Nordwesten vorgehen, um «zusammen mit den englischen und belgischen Armeen gegen die feindlichen Kräfte nordwärts zu operieren». Ein Korps der Fünften Armee sollte weiterhin nach Nordosten ausgerichtet bleiben, um die Vierte Armee zu unterstützen, die nun die Hauptlast der Offensive durch die Ardennen tragen musste. Im Endeffekt hatte die Fünfte Armee durch diesen Befehl nach Westen hin eine längere Front zu halten als bisher, ohne dass für die notwendigen Verstärkungen gesorgt wurde.

Befehl Nr. 10 gebot der neuen Spitze, General de Langle de Cary, Kommandeur der Vierten Armee, sich für einen Angriff «in allgemeiner Richtung Neuf château», das heisst in das Herz der Ardennen, bereitzuhalten. Um die Kampfkraft dieser Armee zu steigern, nahm Joffre einen komplizierten Truppenaustausch zwischen den Armeen de Castelnaus, Lanrezacs und de Langles vor. Der Erfolg war, dass Lanrezac zwei Korps hergeben musste, die unter ihm ausgebildet waren, und dafür andere erhielt, die er noch nicht kannte. Obwohl zu diesen die beiden hochqualifizierten Divisionen aus Nordafrika gehörten, die die *Goeben* aufzuhalten versucht hatte, trugen diese zusätzlichen Veränderungen in letzter Minute sehr zu Lanrezacs Verbitterung und Verzweiflung bei.

Während die übrige französische Armee nach Osten vorsties, sah er sich zurückgelassen, um die ungedeckte Flanke Frankreichs vor dem Schlag zu schützen, der seiner Ansicht nach tödlich wirken musste. Das GQG bestritt es zwar, aber er war überzeugt davon, dass man ihm die schwierigste Aufgabe und die geringsten Mittel zugewiesen hatte. Seine Laune wurde nicht besser durch die Aussicht, mit zwei unabhängigen Armeen zusammenarbeiten zu müssen – der englischen und der belgischen – deren Führer ihrem Rang nach über ihm standen und ihm unbekannt waren. Seine Männer mussten in der Augusthitze eine Marschstrecke von einhundertdreissig Kilometern bewältigen, wozu sie fünf Tage brauchten, und selbst wenn sie vor den Deutschen die Sambrelinie erreichten, konnte es, fürchtete er, schon zu spät sein. Dann würde die Übermacht der Deutschen zu gross sein, als dass man sie noch aufhalten könnte.

Wo waren denn die Engländer, die sich zu seiner Linken befinden sollten? Vorläufig hatte noch kein Mensch etwas von ihnen gesehen. Lanrezac hätte vom Hauptquartier genau erfahren können, wo sie standen, aber dem GQG glaubte er überhaupt nichts mehr. Dazu hegte er den leisen Verdacht, dass Frankreich das Opfer einer englischen Perfidie geworden sei. Entweder war das Expeditionskorps überhaupt nur ein Märchen, oder es spielte erst noch ein Cricketmatch zu Ende, ehe es mit in den Krieg kam. Er weigerte sich, an die Existenz dieses Korps zu glauben, solange es nicht einer seiner Offiziere mit eigenen Augen gesehen hatte. Täglich wurden Spähtrupps ausgesandt, an denen auch Leutnant Spears teilnahm, der britische Verbindungsoffizier zur Fünften Armee; sie durchkämmten die Gegend, ohne irgendwo einen Mann in Khaki zu entdecken – eine merkwürdige Art, die Funktionen eines Verbindungsoffiziers auszuüben, über die uns Spears jedoch in seinem bekannten Buch nicht weiter aufklärt. Dieses vergebliche Bemühen bestärkte Lanrezac in seinem Bewusstsein drohender Gefahr. «Meine Qual hatte ihren Höhepunkt erreicht», schrieb er.

Als Joffre seinen Befehl Nr. 10 hinausgehen liess, bat er gleichzeitig Messimy, er möge drei Ersatzdivisionen aus der Küstenverteidigung herausziehen und damit die Lücke zwischen Maubeuge und dem Kanal ausfüllen. Lieber kratzte er alles zusammen, was sich noch finden liess, um die notdürftige Verteidigung ge-

gen den deutschen rechten Flügel zustande zu bringen, als seiner vielgeliebten Offensive auch nur eine einzige Division zu entziehen. Ebenso wenig war er bereit zuzugeben, dass der Feind ihm bereits seinen Willen aufzwang. Kein Lanrezac, kein Gallieni und schon gar kein Spähtruppbericht konnte das Grosse Hauptquartier in seiner Überzeugung erschüttern, dass die Chancen der Franzosen, in der Frontmitte die Initiative in die Hand zu bekommen, nur wachse, je stärker der rechte deutsche Flügel sei.

Die Marschsäulen der Deutschen wälzten sich unaufhaltsam durch Belgien vorwärts über Felder, Strassen, Dörfer und Städte. Von Klucks Armee drängte nördlich, von Bülow's südlich von Lüttich durch das Tal der Maas auf Namur zu. «Die Maas ist ein kostbares Halsband», hatte König Albert gesagt, «und Namur die Perle darin.» Die Maas fliesst durch ein breit eingeschnittenes Tal, zwischen Felsenhöhen, die sich in einiger Entfernung vom Ufer erheben – ein ausgesprochenes Ferienland, wo sonst im August, dem traditionellen Ferienmonat, Familien picknickten, Buben badeten, fischende Männer an den Ufern unter Sonnenschirmen sassen, Mütter in Liegestühlen strickten, während kleine weisse Segelboote auf dem Wasser kreuzten und das Ausflugsboot Namur-Dinant vorbeifuhr. Ein Teil der Armee Bülow's überschritt jetzt den Fluss bei Huy halbwegs zwischen Lüttich und Namur, um auf beiden Ufern des Flusses auf die zweite der berühmten belgischen Festungen vorzustossen. Namur's Festungsring, der nach demselben Schema angelegt war wie die Forts von Lüttich, war die letzte Bastion vor Frankreich. Die Deutschen setzten so viel Hoffnung auf die Belagerungsschütze, die bei Lüttich ihre Aufgabe so gut erfüllt hatten und jetzt im Train der Bülow'schen Armee ihrem nächsten Einsatz zugeführt wurden, dass sie damit rechneten, in drei Tagen Namur hinter sich zu haben. Auf Bülow's linkem Flügel rückte die unter dem Kommando des Generaloberst von Hausen stehende Dritte Armee gegen Dinant vor, so dass die beiden Armeen gleichzeitig auf das Sambre-Maas-Dreieck zustiessen, und zwar gerade in dem Augenblick, in dem auch Lanrezac's Armee dort hineinstrebte. Während Schlieffen's Strategie in vorderster Linie planmässig abrollte, wurde hinter der Front ein scharfer Riss in seinem Plan sichtbar.

Am 16. August wurde das Hauptquartier, das bis zum Ende der Aufmarschphase in Berlin verblieben war, nach Koblenz an den Rhein verlegt, befand sich also etwa hundertdreissig Kilometer hinter der Mitte der deutschen Front. Hier hatte sich Schlieffen einen Höchstkommandierenden vorgestellt, der nicht etwa wie ein neuer Napoleon auf seinem Schimmel von einem Hügel herab die Schlacht beobachtete, sondern sie als ein «moderner Alexander» leitete, «von einem Hause mit geräumigen Büros aus, wo Telegraph, Telephon und Funkgeräte zur Verfügung stehen, während ein ganzes Korps von Autos und Motorrädern startbereit ist und auf Befehle wartet. Hier sitzt der moderne Kommandeur in einem bequemen Sessel an einem grossen Tisch und überblickt das ganze Schlacht-

feld auf einer Karte. Von hier aus spricht er anfeuernde Worte durchs Telephon, und hier empfängt er die Berichte von Armee- und Korpskommandeuren, von Ballonen und lenkbaren Luftschiffen, die die Bewegungen des Feindes beobachten.»

Die Wirklichkeit verdarb dieses Wunschbild. Der moderne Alexander erwies sich als ein Moltke, der, wie er selbst zugab, sich nie von der schrecklichen Erfahrung mit dem Kaiser am ersten Kriegsabend erholt hatte. «Anfeuernde Worte» den Kommandeuren durchs Telephon zu sagen, war nie seine Art gewesen, und selbst wenn es der Fall gewesen wäre, wären sie bei der weiteren Übermittlung verlorengegangen. Das Nachrichtenwesen war der Punkt, der den Deutschen in Feindesland die grössten Sorgen machte. Die Belgier schnitten Telefon- und Telegrafleitungen durch; die starke Funkstation auf dem Eiffelturm störte den Wellenbereich, so dass die verstümmelten Meldungen drei- oder viermal wiederholt werden mussten, ehe sie verstanden werden konnten. Die einzige Empfangsstation der deutschen OHL war so überbeansprucht, dass es acht bis zwölf Stunden dauerte, ehe eine Meldung durchkam. Das war eine der «Schwierigkeiten», die der deutsche Generalstab, verführt durch die Leichtigkeit der Nachrichtenverbindung bei Kriegsspielen, nicht vorbedacht hatte.

Dass die Belgier so bösartig und unnachgiebig Widerstand leisteten, bedrückte die OHL ebenso wie düstere Vorstellungen von der «russischen Dampfwalze» auf ihrem Vernichtungszug durch Ostpreussen. Im Generalstab kam es zu Reibungen. Der von den preussischen Offizieren gepflegte Kult der Arroganz traf niemanden schmerzlicher als sie selbst und ihre Verbündeten. General von Stein, der Generalquartiermeister, ein zugegebenermassen intelligenter, gewissenhafter und schwer arbeitender Mann, wurde von dem österreichischen Verbindungsoffizier im Hauptquartier als grober, taktloser und streitsüchtiger Mensch geschildert, der dem spöttischüberlegenen Ton huldigte, den man unter der Bezeichnung «Berliner Gardeton» kannte. Oberst Bauer von der Operationsabteilung hasste seinen Vorgesetzten, Oberst Tappen, wegen seines unleidlichen Tones und seiner verletzenden Bissigkeit Untergebenen gegenüber. Offiziere beklagten sich, weil Moltke sich weigerte, im Kasino Sekt zuzulassen, und weil die Speisefolge am Tisch des Kaisers so frugal war, dass man nach dem Essen sich aus eigener Tasche noch Butterbrote besorgen musste.

Vom Einsetzen des französischen Angriffes in Lothringen an begann Moltkes Entschluss dahinzuschwinden, sich wie Schlieffen unbeirrt und absolut auf den rechten Flügel zu verlassen. Er erwartete – wie auch sein ganzer Stab –, dass die Franzosen ihr Schwergewicht auf den linken Frontabschnitt verlagern würden, um so der Bedrohung durch den deutschen rechten Flügel zu begegnen. Genauso besorgt wie Lanrezac nach den englischen Truppen Ausschau hielt, bemühte sich die OHL um Nachrichten über starke französische Truppenbewegungen westlich der Maas und konnte bis zum 17. August derartiges doch nicht feststellen. Sie

wurde nicht fertig mit dem leidigen Problem, warum der Feind es ablehnte, sich so zu verhalten, wie es seinen Interessen entsprochen hätte. Aus den Truppenbewegungen in Lothringen und dem völligen Fehlen analoger Bewegungen im Westen schlossen sie, dass die Franzosen ihre Hauptkraft auf eine Offensive durch Lothringen zwischen Metz und den Vogesen konzentrierten. Sie fragten sich, ob das nicht eine Änderung der deutschen Strategie erforderlich mache. Könnten die Deutschen nicht, wenn hier der Hauptangriff der Franzosen erfolgte, durch eine Truppenverschiebung nach dem linken Flügel eine Entscheidungsschlacht in Lothringen herbeiführen, ehe noch der rechte Flügel durch eine Umfassung dazu instande wäre? Könnte es so nicht sogar zu einem echten Cannae kommen, jener doppelten Umfassung, die Schlieffen immer noch als Höchstes vorgeschwebt hatte? Vom 14. bis zum 17. August war die OHL damit beschäftigt, diese verlockenden Aussichten zu erörtern und sogar einige einleitende Massnahmen zur Verlagerung des Schwergewichts nach dem linken Flügel hin zu treffen. Am 17. entschied man dann, dass die Franzosen sich doch nicht in dem erwarteten Ausmass in Lothringen massierten, und kehrte zum ursprünglichen Schlieffenplan zurück.

Doch wenn erst einmal die Unfehlbarkeit einer Doktrin in Frage gestellt worden ist, gibt es keine Rückkehr zu vollkommenem Glauben mehr. Das deutsche Hauptquartier konnte von nun an den Gedanken an eine verlockende Gelegenheit auf dem linken Flügel nicht mehr verdrängen. Moltke war Überlegungen zugänglich geworden, die eine Ausrichtung der eigenen Strategie auf die Bewegung des Feindes ins Auge fassten. Die schwungvolle Einfachheit des Schlieffenplans, die auf einer Totalanstrengung des einen Flügels und der konsequenten Durchführung ohne Rücksicht auf Feindbewegungen beruhte, war dahin. Der Plan, der auf dem Papier so fehlerlos ausgesehen hatte, bekam unter dem Druck der Imponderabilien, vor allem der Gefühlserregungen, die der Krieg mit sich brachte, einen Riss. Nachdem Moltke sich selbst der Vorteile einer wohl vorbereiteten Strategie beraubt hatte, quälte Unentschlossenheit ihn immer dann, wenn ein Entschluss zu treffen war. Am 16. August brachte ihn Kronprinz Rupprecht in diese Lage.

Er wollte Erlaubnis für einen Gegenangriff. Sein Hauptquartier in Saint-Avold, einer trostlosen, unbedeutenden Stadt, die in einem Kessel am Rande des schmutzigen Kohlengebietes an der Saar lag, bot keinerlei fürstliche Annehmlichkeiten, kein Schloss als Quartier, nicht einmal ein Grandhotel. Nach Westen breitete sich eine leicht gewellte Landschaft unter einem weiten Himmel aus, auf der bis zur Mosel keine nennenswerten Hindernisse lagen, und hinten am Horizont lockte der Preis – Nancy, die Krone von Lothringen.

Rupprecht begründete seinen Wunsch mit der Behauptung, er könne seiner Aufgabe, möglichst viele französische Truppen zu binden, am leichtesten durch den Angriff gerecht werden – eine Theorie, die der «Sackstrategie» absolut zuwi-

derlief. Drei Tage lang, vom 16. bis zum 18. August, lief eine erregte Diskussion zwischen Rupprechts Hauptquartier und der OHL über die Telefondrähte, die glücklicherweise durchweg auf deutschem Gebiet lagen. Stellte der gegenwärtige französische Angriff tatsächlich den Hauptstoss dar? Es sah aus, als hätten sie im Elsass oder westlich der Maas nichts «Ernsthaftes» vor. Was bedeutete das? Und wenn sich nun die Franzosen weigerten, vorzurücken und in den «Sack» zu gehen? Gesetzt den Fall, dass Rupprecht sich weiterhin zurückzöge – entstünde dann nicht zwischen ihm und der Fünften Armee, die sich an seine rechte Flanke anschloss, eine Lücke, und würden nicht die Franzosen dann in einem Angriff dort durchstossen? Könnte das nicht den ganzen rechten Flügel in eine Niederlage reissen? Rupprecht und sein Stabschef, General Krafft von Dellmensingen, behaupteten das steif und fest. Sie erklärten, ihre Truppen warteten ungeduldig auf den Befehl zum Angriff, es mache Schwierigkeiten, sie zurückzuhalten, und es sei eine Schande, Truppen zum Rückzug zu zwingen, die «darauf brennen, vorwärts zu gehen»; darüber hinaus sei es doch auch unklug, gleich bei Beginn des Krieges Gelände in Lothringen auch nur vorübergehend aufzugeben, wenn keine absolute Notwendigkeit dazu bestehe.

Das Hauptquartier konnte sich dem nicht verschliessen, war aber doch voller Angst und nicht fähig, zu einem Entschluss zu kommen. Ein Major Zöllner vom Generalstab wurde ins Hauptquartier der Sechsten Armee nach Saint-Avoid geschickt, um die Sache mündlich weiter zu klären. Er betonte, die OHL erwäge eine Änderung der geplanten Rückzugsbewegung, könne aber die Strategie einer Einkesselung nicht völlig aufgeben. So fuhr er wieder zurück, ohne dass man sich geeinigt hatte. Kaum war er fort, als die Meldung eines Luftaufklärers einlief, der örtliche französische Truppenbewegungen nach rückwärts auf den Grand Couronné zu meldete – eine Nachricht, die vom Stab der Sechsten Armee «unverzüglich als Beweis» dafür gedeutet wurde, dass der Feind gar nicht daran denke, nach vorn in den Kessel zu gehen, und dass man deshalb nichts Besseres tun könne, als ihn so rasch wie möglich anzugreifen.

Das war ein kritischer Moment. Noch einmal wurden die Telefone strapaziert zwischen Rupprecht und von Krafft auf der einen und von Stein und Tappen auf der anderen Seite. Ein weiterer Kurier der OHL, Major Dommes, traf am 17. August mit Nachrichten ein, die eine Gegenoffensive wünschenswerter denn je erscheinen liessen. Er berichtete, das deutsche Hauptquartier wisse jetzt genau, dass die Franzosen Truppen auf ihren linken Flügel werfen und nicht in Lothringen «gebunden» seien; er berichtete weiter von den Erfolgen der Belagerungsgeschütze bei Lüttich, die die französische Festungslinie weniger furchtbar erscheinen liessen; und schliesslich, dass die Oberste Heeresleitung jetzt glaube, die Engländer seien noch gar nicht auf dem Kontinent gelandet und kämen vielleicht überhaupt nie, wenn hier in Lothringen rasch eine entscheidende Schlacht geschlagen werden könne. Aber natürlich sei er, Major Dommes, auf Anweisung

Moltkes angehalten, vor all den Gefahren einer Gegenoffensive zu warnen, von denen die schlimmste und weitestreichende in der Notwendigkeit eines – von den deutschen Militärtheoretikern in Acht und Bann getanen – Frontalangriffs liege, weil wegen des gebirgigen Geländes und der französischen Festungen eine Umfassung unmöglich sei.

Rupprecht erwiderte, ein Angriff sei im Verhältnis zu weiterem Rückzug das geringere Übel; er werde den Feind deshalb überraschen und so vielleicht aus dem Gleichgewicht bringen; mit seinem Stab habe er alle Risiken erwogen und glaube sie meistern zu können. Indem er sich selbst mit grosser Beredsamkeit in den Angriffsgeist seiner ritterlichen Truppe hineinsteigerte, von der man einen weiteren Rückzug nicht verlangen dürfe, tat er kund, er habe sich zum Angriff entschlossen, wenn nicht ein ausdrücklicher Befehl des Hauptquartiers ihm das verbiete. «Entweder man lasse mich handeln», rief er, «oder man erteile mir bestimmte Befehle!»

Bestürzt über das «bestimmte Auftreten» des Kronprinzen eilte Dommès zur OHL zurück, um sich neue Instruktionen zu holen. In Rupprechts Hauptquartier wartete man nun und fragte sich, «ob wohl ein Verbot käme». Man wartete den ganzen Vormittag des 18. August, und als bis zum Nachmittag kein Bescheid eingegangen war, rief von Krafft von Stein an, um zu erfahren, ob mit einem Befehl zu rechnen sei. Noch einmal wurden alle Vorteile und Zweifel durchgesprochen. Von Krafft verlor endlich die Geduld und bestand auf Ja oder Nein. «Nein, mit einem Verbot des Angriffs wird Ihnen die Heeresleitung nicht in die Arme fallen», erwiderte von Stein nicht gerade mit der Autorität eines modernen Alexander. «Sie müssen ja die Verantwortung tragen. Fassen Sie also Ihren Entschluss, wie Sie es nach Ihrem Gewissen für recht halten.»

«Er ist schon gefasst. Wir greifen an.»

«Na», sagte von Stein, was soviel wie ein Achselzucken bedeutete, «dann schlagen Sie mit Gott!»

Damit war der Gedanke an einen Kessel erledigt. Die Sechste und die Siebte Armee erhielten den Befehl, kehrtzumachen und sich auf den Gegenangriff vorzubereiten.

Inzwischen bewegten sich die Engländer, von denen die Deutschen annahmen, sie seien noch gar nicht gelandet, auf die für sie vorgesehene Stellung am linken Flügel der französischen Front zu. Die nicht endenwollende Begeisterung beim Empfang durch die französische Bevölkerung entsprang weniger einer heissen Liebe zu den Engländern, die ja jahrhundertlang ihre Gegner gewesen waren, als vielmehr einer fast hysterischen Dankbarkeit für das Auftreten eines Verbündeten in einem Kampf, der für Frankreich um Leben oder Tod ging. Die britischen Soldaten, die geküsst, verwöhnt und mit Blumen überschüttet wurden, fühlten sich gefeiert; ihnen erschien das alles wie ein riesiges Fest, bei dem sie unerklärlicherweise die Helden waren.

Sir John French, der kampflustige Oberbefehlshaber, verliess das Schiff am 14. August zusammen mit Murray, Wilson und Huguet, der jetzt dem britischen Kommando als Verbindungsoffizier beigegeben wurde. Sie verbrachten die Nacht in Amiens und gingen am nächsten Tag nach Paris, um dort mit dem Präsidenten, dem Ministerpräsidenten und dem Kriegsminister zusammenzukommen. «*Vive le Général French!*» rief eine vieltausendköpfige Menge, die vor Freude ausser sich war, den Platz vor der Gare du Nord verstopfte und die Strassen säumte. «'Ipp, 'ipp 'urrah! *Vive l'Angleterre! Vive la France!*» Den ganzen Weg bis zur englischen Botschaft jubelte die Menge, die angeblich noch grösser war als seinerzeit beim Empfang Blériots nach seinem Kanalflug, und winkte voller Freude den Gästen zu.

Poincaré war überrascht, in seinem Gast einen «ruhigen» Menschen von «nicht gerade militärischem Äusseren» mit hängendem Schnurrbart zu finden, den man eher für einen schwerfälligen Pionier als für einen schneidigen Kavalleriekommandeur gehalten hätte, wie es sein Ruf erwarten liess. Er wirkte langsam und pedantisch, zeigte wenig *élan* und konnte sich auf Französisch kaum verständlich machen, obwohl er einen französischen Schwiegersohn hatte und ein Sommerhaus in der Normandie besass. Einen weiteren Schrecken jagte er Poincaré ein, als er ihm erklärte, seine Truppen brauchten noch zehn Tage, das heisst bis zum 24. August, ehe sie zum Einsatz bereit seien. Das war zu einer Zeit, als Lanrezac fürchtete, am 20. August könne es schon zu spät sein. «Wie hat man uns getäuscht», schrieb Poincaré in sein Tagebuch. «Wir glaubten sie fertig bis zum letzten Knopf, und nun lassen sie uns aufsitzen!»

Tatsächlich hatte sich der Mann, dessen hervorragende Qualifikation für das Kommando bisher, abgesehen vom Dienstalder und den guten Beziehungen, in seinem militärischen Feuer gelegen hatte, überraschend gewandelt. Sir John French hatte von dem Augenblick an, in dem er den Fuss auf französischen Boden setzte, plötzlich eine Vorliebe für eine «abwartende Haltung» an den Tag gelegt: es war ein seltsames Widerstreben, das Expeditionskorps einzusetzen, ja ein zunehmender Schwund seines Kampfwillens. Die Ursache mochte in Kitcheners Instruktionen liegen, die mit Nachdruck verlangten, dass die Armee erhalten blieb, und vor jedem Risiko warnten, das «Verlust und Verschleiss» bedeuten konnte; vielleicht hatte sich Sir John French auch plötzlich klargemacht, dass hinter dem Expeditionskorps nicht die Masse ausgebildeter englischer Reserven stand, die an seine Stelle treten konnte; möglich auch, dass ihn, nachdem er den Kontinent betreten hatte und fast unmittelbar vor einem furchtbaren Feind und einer unvermeidbaren Schlacht stand, das Gewicht seiner Verantwortung bedrückte, dass sein schneidiges Auftreten nur noch Vortäuschung eines längst geschwundenen Mutes war oder er sich einfach nicht voll verantwortlich fühlte, weil er auf fremdem Boden für anderer Leute Vaterland kämpfen sollte – all das kann niemand beurteilen, der sich nicht selbst schon in der gleichen Lage befunden hat.



Gewiss ist nur das eine, dass Sir John von Anfang an seine Alliierten nach jeder Begegnung enttäuscht, erschrocken oder empört zurückliess. Der eigentliche Zweck, zu dem das Expeditionskorps nach Frankreich gekommen war, nämlich die Vernichtung Frankreichs durch Deutschland zu verhindern, schien ihm nicht mehr gegenwärtig oder doch jedenfalls nicht mehr vordringlich. Es sah aus, als glaubte er, die von Kitchener so betonte Unabhängigkeit seiner Kommandos bedeute, er könne «es sich selbst einteilen, wann er kämpfte und wann er ausruhte», wie Poincaré es ausdrückte, und brauche sich nicht darum zu kümmern, ob nicht vielleicht in der Zwischenzeit die Deutschen Frankreich überrennen und damit jede weitere Diskussion über den Einsatz illusorisch machen könnten. Wie der nicht zu umgehende Clausewitz schon dargelegt hatte, ist eine unter selbständigem Kommando operierende verbündete Armee nicht der Idealfall; doch wenn sie sich nicht vermeiden lässt, dann soll jedenfalls ihr Kommandeur «nicht etwa der umsichtigste und bedachtsamste, sondern der *unternehmendste sein*». Während der nächsten drei Wochen, der kritischsten Zeit des ganzen Krieges, sollte jeder zeigen, warum Clausewitz das eine Wort so hervorgehoben hatte.

Am nächsten Tag, dem 16. August, besuchte Sir John das Hauptquartier in Vitry, wo Joffre bemerkte, dass er «fest an seinen eigenen Vorstellungen hing» und sehr «darauf sah, seine Armee nicht zu exponieren». Sir John seinerseits war keineswegs beeindruckt, was vielleicht mit dem feinen Gefühl des britischen Offiziers für das soziale Milieu zusammenhing. Die Bemühungen um eine Republikanisierung der französischen Armee hatten für englische Beobachter leider zur Folge gehabt, dass die Offiziere zu einem ziemlich hohen Prozentsatz keine «Gentlemen» waren. «*Au fond* sind sie nicht gesellschaftsfähig», schrieb Sir John ein paar Monate später an Kitchener, «und man muss immer daran denken, aus welcher Schicht die meisten dieser französischen Generäle stammen.» Zweifellos – der französische Generalissimus war ein Kaufmannssohn.

Bei dieser Gelegenheit sprach Joffre den höflichen, aber dringenden Wunsch aus, das britische Expeditionskorps möge am 21. August an der Sambre zusammen mit Lanrezac zum Kampf antreten. Im Gegensatz zu dem, was er Poincaré gesagt hatte, erklärte Sir John French, er wolle sein Bestes tun, um diesen Termin einzuhalten. Da er den exponierten Flügel der französischen Linie halten sollte, verlangte er, dass Joffre Sordets Kavallerie und zwei Reservedivisionen «ihm direkt unterstellen» solle. Selbstverständlich lehnte Joffre das ab. In seinem Bericht an Kitchener über diesen Besuch bemerkte Sir John, General Berthelot und der Generalstab hätten ihm «grossen Eindruck» gemacht wegen ihrer «ruhigen, zuversichtlichen und überlegenen Haltung» und weil ihnen «keinerlei Nervosität und Verwirrung» anzumerken gewesen sei. Über Joffre äusserte er sich nur insofern, als er sagte, dass er offenbar den Wert einer «abwartenden Haltung» zu schätzen wisse, ein merkwürdiges Fehlurteil, das für ihn selbst ganz aufschlussreich war.

Der nächste Besuch galt Lanrezac. Die gespannte Atmosphäre, die im Hauptquartier der Fünften Armee herrschte, kam in den ersten Begrüßungsworten Hely d'Oissels an Huguet zum Ausdruck, als dieser am 17. August vormittags im Wagen mit den lange gesuchten englischen Offizieren vorfuhr: «Endlich sind Sie da. Keine Minute zu früh. Wenn wir geschlagen werden, sind Sie daran schuld.»

General Lanrezac erschien den Stufen, um seine Besucher zu begrüßen, deren leibhaftiges Erscheinen den zähen Argwohn, dass man ihn hier vielleicht mit Offizieren ohne Divisionen täuschen wolle, immer noch nicht zum Schweigen brachte. Was in der nächsten halben Stunde gesprochen wurde, war nicht dazu angetan, seine Sorgen zu zerstreuen. Er sprach kein Englisch und sein Besucher kein brauchbares Französisch, und wenn sich die beiden Generäle dennoch ohne Dolmetscher zu einer Beratung zurückzogen, so reicht die Erklärung von Leutnant Spears, das sei aus einer Art Geheimhaltungssucht geschehen, für ein Unterfangen von so zweifelhaftem Wert kaum aus. Sie tauchten auch bald wieder auf, um ihre beiden Stäbe, in denen sich mehrere zweisprachige Offiziere befanden, im Raum der Operationsabteilung zusammenzubringen. Sir John French blickte auf die Karte, setzte seine Brille auf, deutete auf einen Punkt an der Maas und versuchte, General Lanrezac auf französisch zu fragen, ob er meine, dass die Deutschen den Fluss an dieser Stelle überqueren würden, die den eigentlich unaussprechbaren Namen Huy trug. Da die Brücke bei Huy die einzige war zwischen Lüttich und Namur und die Truppen Bülows sie in dem Augenblick überschritten, in dem er diese Frage stellte, war seine Bemerkung korrekt, wenn auch überflüssig. Er stolperte erst über den Ausdruck «den Fluss überqueren», und Henry Wilson musste ihm mit «*traverser le fleuve*» unter die Arme greifen, doch als er zu «à Huy» kam, stockte er wieder.

«Was sagt er? Was sagt er da?» fragte Lanrezac nervös.

«... à Hoy», brachte Sir John schliesslich heraus, aber es klang, als rufe er ein Schiff an.

Man erklärte Lanrezac, dass der englische Oberbefehlshaber von ihm wissen wolle, ob die Deutschen seiner Meinung nach die Maas bei Huy überschreiten würden. Lanrezac erwiderte: «Sagen Sie dem Marschall, dass die Deutschen meiner Meinung nach zum Fischen an die Maas gekommen sind.» Er sagte das in einem Ton, den er vielleicht in einem seiner berühmten Vorträge bei der Beantwortung einer besonders törichten Frage angeschlagen haben mochte, also keineswegs so, wie man normalerweise mit dem Feldmarschall einer befreundeten Armee spricht.

«Was sagt er? Was sagt er da?» fragte nun wieder Sir John, der zwar nicht die Worte, aber doch den Ton begriffen hatte.

«Er sagt, sie werden den Fluss überschreiten, Sir», antwortete Wilson milde.

Die durch diesen Austausch hervorgerufene Stimmung war für Missverständ-

nisse mehr als förderlich. Das erste ergab sich in der Frage der Quartiere und Nachrichtenverbindungen, jener unvermeidlichen Reibungspunkte zwischen benachbarten Armeen. Dann kam ein ernsteres wegen des Einsatzes der Kavallerie, da jeder der beiden Armeeführer die Kavallerie des anderen zur strategischen Erkundung benutzen wollte. Sordets überanstrengtes Korps, das zur Hälfte hätte neu beschlagen werden müssen, hatte Joffre Lanrezac zugewiesen. Es war gerade wieder ausgeschickt worden mit dem Auftrag, nördlich der Sambre mit den Belgiern Fühlung aufzunehmen und sie nach Möglichkeit von einem Rückzug nach Antwerpen abzubringen. Lanrezac hatte – wie die Engländer ja auch – Informationen über die Einheiten und die Marschlinie des Feindes bitter nötig. Dazu wollte er sich der ausgeruhten englischen Kavalleriedivisionen bedienen. Sir John French schlug ihm das ab. Da er anstatt mit sechs nur mit vier Divisionen nach Frankreich gekommen war, beabsichtigte er die Kavallerie vorläufig als Reserve zurückzuhalten. Lanrezac verstand, er wolle sie als berittene Infanterie an der Front einsetzen, und das war für den Helden von Kimberley eine ebenso verächtliche Handlungsweise, wie wenn ein Angler statt einer Fliege plötzlich lebende Köder hätte benutzen sollen.

Der heftigste Streit entbrannte jedoch über den Termin, zu dem das Expeditionskorps einsatzbereit sein sollte. Obwohl Sir John am vorhergehenden Tage Joffre erklärt hatte, er werde bis zum 21. August fertig sein, kam er jetzt auf das zurück, was er Poincaré gesagt hatte, und behauptete, entweder aus purer Bosheit oder weil ihm die Nerven durchgingen, vor dem 24. könne er nicht so weit sein. Für Lanrezac brachte das den Krug zum Überfließen. Ob wohl der britische General dachte, der Feind werde auf ihn warten? Diese Frage stellte er allerdings nicht laut. Man konnte sich also auf die Engländer nicht verlassen, er hatte es ja von Anfang an gewusst. Die Unterredung schloss mit «geröteten Köpfen». Hinterher teilte Lanrezac Joffre mit, die Engländer könnten «frühestens am 24. fertig sein», ihre Kavallerie solle als berittene Infanterie eingesetzt werden, man dürfe also nicht damit rechnen, sie zu einem anderen Zweck einsetzen zu können, und warf die Frage auf, wie sich «im Falle eines Rückzuges» auf den Strassen ein Durcheinander mit den britischen Truppen vermeiden lasse. Diese Formulierung jagte dem Hauptquartier einen Schrecken ein. Lanrezac, der «wahre Löwe» mit dem vielbewunderten Angriffsgeist, dachte also schon an die Möglichkeit eines Rückzuges.

Auch Sir John erwartete ein Schrecken, als er in seinem Hauptquartier eintraf, das er vorläufig in Le Cateau bezogen hatte. Er erfuhr, dass der Kommandeur seines II. Korps, sein guter Freund General Grierson, am selben Morgen plötzlich im Zug bei Amiens gestorben war. Frenchs Bitte an Kitchener, ihm als Ersatz für Grierson einen ganz bestimmten General zu schicken – «Bitte erfüllen Sie mir meinen Wunsch in dieser Angelegenheit» – wurde abgeschlagen. Kitchener schickte General Sir Horace Smith-Dorrien, mit dem sich French nie verstanden

hatte, da sie beide Starrköpfe waren. Wie Haig hatte auch Smith-Dorrien keinen grossen Respekt vor dem Oberkommandierenden und neigte dazu, nach eigenem Gutdünken zu handeln. Bei Sir John French äusserte sich der Groll über Kitcheners Entscheidung in einer verstärkten Aversion gegen Smith-Dorrien, und als alles vorüber war, liess er seinen Ärger in jenem traurigen und gewundenen Dokument aus, das er «1914» betitelte und das ein bekannter Kritiker als «eines der unglücklichsten Bücher, die je geschrieben worden sind», bezeichnete.

Im belgischen Hauptquartier in Löwen kam am 17. August – dem Tag, an dem sich Sir John French und Lanrezac begegneten und Kronprinz Rupprecht um die Genehmigung des Gegenangriffs rang – Ministerpräsident de Broqueville zu König Albert, um mit ihm die Frage der Verlegung der Regierung von Brüssel nach Antwerpen zu erörtern. Es liefen Berichte ein, dass Abteilungen aller Waffengattungen der Kluckschen Armee, die den belgischen Truppen um das Vier- oder Fünffache überlegen waren, die belgische Front an der Gette etwa fünfundzwanzig Kilometer von Brüssel entfernt angriffen; 8'000 Mann der von Bülow'schen Armee überschritten die Brücke bei Huy in knapp fünfzig Kilometer Entfernung und hielten auf Namur zu. Was könne Namur ausrichten, da doch Lüttich gefallen sei? Die Zeit des Aufmarsches war vorüber, die Hauptmacht der Deutschen befand sich unterwegs, und die Armeen der Garantiemächte waren bis jetzt noch nicht da. «Wir stehen allein», sagte der König zu de Broqueville. Die Deutschen würden, wie er vermutete, wahrscheinlich Zentralbelgien überrennen und Brüssel besetzen, «und der endgültige Ausgang der Ereignisse ist immer noch ungewiss». Allerdings wurde an jenem Tage die französische Kavallerie im Gebiet von Namur erwartet. Als Joffre das König Albert mitteilte, hatte er ihm versichert, es sei die ehrliche Überzeugung des Hauptquartiers, dass die deutschen Truppen westlich der Maas lediglich «zur Sicherung» dienten. Er hatte versprochen, bald weitere Divisionen nachzuschicken, um mit den Belgiern gemeinsam gegen die Feinde vorzugehen. König Albert glaubte nicht, dass die Deutschen nur zur Sicherung an der Gette und bei Huy stünden. So kam es zu dem traurigen Entschluss der Regierung, die Hauptstadt zu verlassen. Am 18. August befahl der König auch einen allgemeinen Rückzug der Armee von der Gette in die befestigten Stellungen von Antwerpen und die Verlegung des Hauptquartiers von Löwen fünfundzwanzig Kilometer rückwärts nach Malines (Mechelen).

Der Befehl löste «ungläubiges Erschrecken» unter der Angriffspartei des belgischen Generalstabs und vor allem im Herzen des Obersten Adelbert aus, des Repräsentanten Präsident Poincarés. Dieser energische und für eine Offensive so hervorragend geeignete Mann hatte «nicht ganz» die gleiche Eignung für diplomatische Missionen, wie der französische Gesandte für Belgien bedauernd zugab.

«Sie werden doch nicht den Rückzug vor einer einfachen Kavalleriesicherung

antreten?» explodierte Oberst Adelbert. Verblüfft und zornig beschuldigte er die Belgier, sie liessen die Franzosen ohne jede vorherige Warnung «im Stich», und zwar «genau in dem Augenblick, in dem das französische Kavalleriekorps nördlich der Sambre und Maas erschienen sei». Die Folgen würden schlimm sein, erklärte er, der moralische Erfolg für die Deutschen gross, und Brüssel werde ohne Schutz «den Überfällen deutscher Kavallerie» offen stehen. Das war seine Vorstellung von der Stärke des Feindes, der zwei Tage später Brüssel mit über einer Viertelmillion Soldaten besetzen sollte. Abgesehen von diesem Fehltriteil und dem groben Ton war es vom französischen Standpunkt aus verständlich, dass Oberst Adelbert Qualen ausstand. Der Rückzug auf Antwerpen bedeutete, dass die belgische Armee die Flanke der alliierten Front freigab und auf die Verbindung mit den Franzosen am Vorabend der grossen französischen Offensive verzichtete.

Im Laufe des 18. August änderte der König mehrere Male seinen Entschluss, weil er immer noch zwischen dem Wunsch, die belgische Armee vor der Vernichtung zu bewahren, und dem Widerstreben, eine gute Stellung gerade dann aufzugeben, wenn möglicherweise Hilfe aus Frankreich im Anmarsch war, qualvoll schwankte. Ehe noch der Tag zu Ende ging, löste sich dieses Dilemma für den König durch Joffres Befehl Nr. 13 gleichen Datums, aus dem deutlich hervorging, dass Frankreich seine Hauptkräfte in anderer Richtung einsetzen und es Belgien überlassen musste, den Durchgang westlich der Maas zu sperren und sich dabei, so gut es ging, von der Fünften Armee und den Engländern helfen zu lassen. König Albert zögerte nicht länger. Er setzte den Befehl für den Rückzug nach Antwerpen erneut in Kraft, und noch in derselben Nacht wurden die fünf belgischen Divisionen aus ihren Stellungen an der Gette abberufen und in die Stellungen vor Antwerpen zurückgeführt, wo sie am 20. August eintrafen.

Joffres Befehl Nr. 13 war das Signal zum «Fertigmachen» für die grosse Offensive durch die deutsche Mitte, auf die Frankreich alle seine Hoffnungen gesetzt hatte. Er richtete sich an die Dritte, Vierte und Fünfte Armee und wurde den Belgiern und den Engländern bekanntgegeben. Mit ihm erhielten die Dritte und Vierte Armee unter den Generälen Ruffey und de Langle de Cary die Anweisung, sich auf den Angriff durch die Ardennen vorzubereiten, wogegen der Fünften je nach Massgabe des deutschen Aufgebots westlich der Maas zwei Möglichkeiten offenblieben. In dem einen Falle sollte Lanrezac nach Norden über die Sambre vorstossen, «in vollem Zusammenwirken mit den belgischen und englischen Armeen»; wenn dagegen der Feind «nur einen Teil seiner rechten Flügelgruppe» westlich der Maas ins Gefecht führte, sollte er über den Fluss zurückgehen und sich der Hauptoffensive durch die Ardennen anschliessen, «den belgischen und britischen Truppen» jedoch «die Aufgabe überlassen, mit den deutschen Truppen nördlich der Sambre und Maas fertigzuwerden».

Das war ein unmöglicher Befehl. Danach hätte Lanrezacs Armee – eine hetero-

gene Masse aus drei Korps und sieben verschiedenen Divisionen mit einer Frontbreite von fast fünfzig Kilometern – die gerade in Bewegung auf die Sambre zu war, sich nach zwei Seiten hin ausrichten und im zweiten Falle zur ursprünglichen Aufstellung zurückkehren müssen, der sich Lanrezac vor drei Tagen erst mit so viel Mühe glücklich entzogen hatte. Der Befehl hätte Lanrezac nun so weit lähmen können, dass er haltmachte und Joffre die Wahl der Entscheidung überliess. Statt dessen bewirkte die Formulierung: «nur ein Teil seines rechten Flügels», dass er endgültig jedes Vertrauen in das Hauptquartier verlor. Er liess die zweite Möglichkeit ausser Acht und stiess zur Sambre vor. Joffre teilte er mit, er werde bis zum 20. August in der Lage sein, allen feindlichen Kräften, die den Fluss zwischen Namur und Charleroi zu überqueren versuchten, mit einem Gegenangriff zu begegnen und sie «in die Sambre zu werfen».

Während seine Bataillone dem Feinde entgegenmarschierten, sangen sie *Sambre et Meuse*, ein Lied aus dem Krieg von 1870/71, das als Marschlied bei der französischen Armee besonders beliebt war:

«Das Regiment von Sambre und Maas marschierte unter dem Rufe  
,Freiheit’!

Es suchte den Pfad des Ruhms, der zur Unsterblichkeit führt.

Das Regiment von Sambre und Maas starb unter dem Rufe ,Freiheit’!

Und schrieb dabei ein Ruhmesblatt, das es unsterblich machte.»

Hinter dem Befehl Nr. 13 stand der unerschütterliche Entschluss des Hauptquartiers, Plan 17 durchzuführen, der alle seine Hoffnungen auf einen Sieg durch eine entscheidende Schlacht verkörperte. Im August, als der Krieg noch jung war, überragte auch weiterhin die Vorstellung, er könne durch eine Entscheidungsschlacht zu einem raschen Ende geführt werden. Das Hauptquartier war des festen Glaubens, einer französischen Offensive durch die deutsche Mitte werde es gelingen, den deutschen rechten Flügel zu isolieren und zu vernichten, wie stark er auch sein mochte. In jener Zeit rief Messimy, der wegen der schwach verteidigten Grenze unterhalb der Sambre «Qualen» ausstand, Joffre an und musste hören, der Generalissimus schlafe. Da Messimys Respekt grösser war als seine Sorge, erklärte er sich damit einverstanden, dass er nicht geweckt werde. Berthelot sagte, um ihn zu beruhigen: «Wenn die Deutschen so unklug sind, ein Umfassungsmanöver durch das nördliche Belgien durchzuführen, dann um so besser. Je stärker sie ihren rechten Flügel machen, desto leichter wird es uns fallen, ihr Zentrum zu durchbrechen.»

An jenem Tage machte der deutsche rechte Flügel seine Schwenkung durch Belgien, indem von Klucks Armee an der Aussenseite auf Brüssel vorsties, von Bülow in der Mitte auf Namur und von Hausen an der Innenseite auf Dinant. Namur, das von der belgischen 4. Division und der Garnison gehalten wurde, stand allein; es wurde allgemein trotz der Ereignisse bei Lüttich immer noch als

eine unbezwingbare Festung angesehen, und man hoffte, Namur würde doch wenigstens aushalten, bis Lanrezac die Sambre überschritten, Fühlung mit den Verteidigern aufgenommen und seine Truppen am Rande des Festungskreises von Namur in Stellung gebracht hätte. Major Duruy, ehemaliger Militärattaché in Brüssel, der als Verbindungsoffizier nach Namur geschickt worden war, berichtete am 19. August Joffre pessimistisch, er glaube nicht, dass die Festung sich lange werde halten können. Da die Verteidiger von der übrigen Armee abgeschnitten waren, stand es weder mit dem Kampfgeist noch mit der Munition zum besten. Duruy liess sich in seiner Ansicht nicht beirren, obwohl es viele Gegenstimmen gab.

Am 18. August erreichte von Klucks Spitze die Gette und musste feststellen, dass ihre Pläne von der belgischen Armee durchkreuzt worden waren. Von Kluck hatte die Aufgabe, diese Armee zu vernichten; seine Hoffnung war es gewesen, zwischen den Belgiern und Antwerpen durchstossen und den Feind einkreisen zu können, ehe er seine sichere Basis erreichte. Doch er kam zu spät. König Alberts Rückzug hatte die belgische Armee gerettet und einsatzfähig gehalten, so dass sie von Kluck im Rücken bedrohen würde, wenn er sich später zum Marsch auf Paris südwärts wandte. Wie von Kluck der Obersten Heeresleitung berichten musste, «war es nicht gelungen, die Belgier entscheidend zu schlagen oder von Antwerpen abzurängen, da sie... stets rechtzeitig ausgewichen waren».

Bei seiner bevorstehenden Wendung nach Süden hatte von Kluck aber nicht nur die Belgier im Rücken, sondern auch einen neuen Feind vor sich, die Engländer. Nach der Berechnung der Deutschen kamen für eine Landung der Engländer am ehesten die Häfen in Frage, die der Front in Belgien am nächsten lagen. Da nun der Mensch ein erstaunliches Talent hat, immer das zu sehen, was er zu sehen erwartet, selbst wenn es gar nicht vorhanden ist, berichteten die von Kluckschen Kavalleriepatrouillen getreulich von englischen Landungen in Ostende, Calais und Dünkirchen am 13. August. Danach hätte von Kluck jeden Augenblick auf sie stossen müssen. In Wirklichkeit waren sie natürlich gar nicht da, sondern landeten weiter unten bei Boulogne, Rouen und Le Havre. Die Ostende-Meldung versetzte jedoch die Oberste Heeresleitung in Sorge, von Klucks rechte Flanke könne bei der Schwenkung von den Engländern angegriffen werden; sollte er aber den linken Flügel wenden, um ihnen entgegenzutreten, werde möglicherweise eine Lücke zwischen seinen und den Bülow'schen Truppen entstehen. Um diese gefährliche Situation zu verhindern, unterstellte ihn die Oberste Heeresleitung am 17. August zu seinem grössten Ärger dem Generalobersten von Bülow. Wie es die OHL fertigbrachte, auf Grund einer Meldung über eine Landung der Engländer bei Ostende ihre Massnahmen zu treffen und dennoch am selben Tag Kronprinz Rupprecht zu erklären, die Engländer seien noch nicht gelandet und kämen vielleicht überhaupt nicht, das ist eines der Geheimnisse des Krieges, die nur ver-

mutungsweise geklärt werden können. Vielleicht lag es daran, dass die Belange der beiden Flügel in der Obersten Heeresleitung von zwei verschiedenen Arbeitsgruppen wahrgenommen wurden, die sich in diesem Fall gegenseitig nicht verständigten.

Den Führern der Ersten und Zweiten Armee fehlten jeweils nur noch zwei Jahre an den Siebzig. Von Kluck, ein dunkler Mann mit strengem Blick, der in kein Schema passte, wirkte jünger, während von Bülow mit seinem weissen Bart und dem aufgeschwemmten Gesicht älter aussah, als er war. Von Kluck war 1870 verwundet und im Alter von fünfzig Jahren geadelt worden. Schon vor dem Krieg war er dazu ausersehen, die führende Rolle im Marsch auf Paris zu übernehmen. Seine Armee sollte der Rammsporn des rechten Flügels sein und seine Armee das Tempo des Ganzen bestimmen. Deshalb hatte man ihr auch mit einer Dichte von mehr als 10'000 Mann pro Kilometer Frontlänge gegenüber 8'000 Mann bei Bülow und 2'000 bei Kronprinz Rupprecht die grösste Schlagkraft gegeben. Doch in ihrer Angst vor einer Lücke glaubte die Oberste Heeresleitung, von Bülow in der Mitte des rechten Flügels werde am besten in der Lage sein, die Geschlossenheit der drei Armeen zu wahren. Von Kluck war heftig empört über diese Anordnung, und die Folge davon war, dass es ständig Streit gab über von Bülows Befehle für die täglichen Marschleistungen. Das wirkte sich bei dem mangelhaften Nachrichtenwesen so verheerend aus, dass die OHL nach zehn Tagen gezwungen war, ihren Befehl zu widerrufen. Daraufhin sollte nun tatsächlich eine Lücke entstehen, die nicht wiedergutzumachen war.

Die Belgier fielen von Kluck noch mehr auf die Nerven als von Bülow. Dadurch, dass die belgische Armee die Deutschen zwang, sich kämpfend durchzuschlagen, verzögerte sie den Ablauf des Marschplans; dazu wurde durch Sprengungen von Eisenbahnen und Brücken die Zufuhr von Munition, Lebensmitteln, Medizin, Post und allem anderen Nachschub unterbrochen, so dass die Deutschen ihre Anstrengungen nie auf einen Punkt konzentrieren konnten, sondern ständig dafür sorgen mussten, die rückwärtigen Verbindungslinien intakt zu halten. Zivilisten blockierten die Strassen und, was noch viel schlimmer war, durchschnitt Telefon- und Telegrafendrähte, so dass die Verbindungen nicht nur zwischen den Armeen und der Obersten Heeresleitung gestört wurden, sondern auch zwischen den einzelnen Armeen und von Korps zu Korps. Dieser «überaus aggressive Guerrillakrieg», wie von Kluck sich ausdrückte, und vor allem die Francireurs, die die deutschen Soldaten abschossen, erbitterten ihn und die anderen Kommandeure. Von dem Augenblick an, in dem seine Armee belgischen Boden betrat, hielt er es für nötig, «harte, unerlässliche Vergeltungsmassnahmen» zu ergreifen, wie «standrechtliche Erschiessungen und Strafbrände», um sich so vor den «tückischen» Angriffen der Zivilbevölkerung zu schützen. Ausgebrannte Dörfer und getötete Geiseln bezeichneten den Weg der Ersten Armee. Als die Deutschen am 19.



August nach dem Getteübergang festgestellt hatten, dass die belgische Armee während der Nacht zurückgewichen war, liessen sie ihren Zorn an Aarschot aus, einer kleinen Stadt zwischen der Gette und Brüssel, die als erste eine Massenexekution erdulden musste. In Aarschot wurden hundertfünfzig Zivilisten erschossen. Dieser Vorgang wiederholte sich, und die Zahl der durch von Bülows Armee bei Ardennes und Tamines Getöteten war noch höher, bis schliesslich bei Dinant die Truppen von Hausens über sechshundert Menschen exekutierten. In Belgien gibt es zahlreiche Städte, deren Friedhöfe heute noch viele Reihen von Grabsteinen zeigen, auf denen sich unter dem Namen und der Jahreszahl 1914 immer wieder die Worte finden: «*Fusillé par les Allemands*» (Von den Deutschen erschossen). Oft finden sich neuere und längere Reihen mit der gleichen Inschrift und der Jahreszahl 1944.

Generaloberst von Hausen, der die Dritte Armee kommandierte, fand genau wie von Kluck, dass das «tückische» Verhalten der Belgier, die ihm «Schwierigkeiten über Schwierigkeiten» machten, Vergeltungsmassnahmen erfordere, und zwar «sofortige und strenge». Dazu sollte «die Festnahme angesehener Leute, vornehmlich von Gutsbesitzern, Bürgermeistern und Pfarrern als Geiseln» gehören, ferner die «Inbrandlegung von Häusern und Gehöften und die Erschiessung von auf der Tat Ergriffenen». Hausens Armee bestand aus Sachsen, und dieser Name bekam in Belgien die Bedeutung von «wild». Hausen selbst konnte über die «feindselige Haltung» des belgischen Volkes gar nicht hinwegkommen. Zu entdecken, «wie sehr wir gehasst werden», verblüffte ihn immer von Neuem. Er beklagte sich bitter über das Benehmen der Familie d'Eggremont, in deren luxuriösem Schloss mit vierzig Zimmern, Gewächshäusern, Gärten und Stallungen für fünfzig Pferde er für eine Nacht einquartiert war. Der alte Graf lief, «die Faust in der Tasche ballend», umher, die zwei Söhne erschienen nicht bei Tisch, der Vater kam zu spät zum Essen und lehnte es ab, zu sprechen oder auch nur auf Fragen zu antworten; diese unfreundliche Haltung gab er auch dann nicht auf, als von Hausen so entgegenkommend war, seine Militärpolizei anzuweisen, die chinesischen und japanischen Waffen, die Graf d'Eggremont während seiner Dienstzeit als Diplomat im Osten gesammelt hatte, nicht zu konfiszieren. Das war ein sehr niederdrückendes Erlebnis.

Die deutschen Vergeltungsaktionen waren, von Einzelfällen abgesehen, keine spontane Antwort auf belgische Provokationen. Sie waren sorgfältig vorausbedacht und hatten den Zweck, durch rasche Einschüchterung der Belgier Zeit und Menschen zu sparen. Geschwindigkeit war wesentlich, und wesentlich war auch, dass man mit jedem verfügbaren Bataillon in Frankreich einmarschierte. Der belgische Widerstand arbeitete diesem Ziel entgegen, indem er Truppen band. Man hatte gedruckte Proklamationen vorbereitet. Sobald die Deutschen eine Stadt betraten, bedeckten sich die Mauern, als wären sie von einer biblischen Pest befohlen, mit dem weissen Ausschlag der Plakate, die an jedem Haus angebracht wur-

den und die Bevölkerung vor jedem «feindseligen Akt» warnten. Zivilisten, die auf Soldaten schossen, wurden mit dem Tode bestraft, und dieselbe Strafe galt auch für eine Menge geringfügigerer Vergehen: «Wer sich auf zweihundert Meter einem Flugzeug oder einem Fesselballon nähert, wird auf der Stelle erschossen.» Die Besitzer von Häusern, in denen verborgene Waffen gefunden wurden, sollten ebenfalls erschossen werden. Hauseigentümer, in deren Häusern man versteckte belgische Soldaten antraf, sollten zu «lebenslänglicher» Zwangsarbeit nach Deutschland verschickt werden. Dörfer, in denen «feindselige Akte» gegen deutsche Soldaten begangen würden, «werden verbrannt». Kam es zu einem solchen Vorfall «auf der Strasse zwischen zwei Dörfern, wird die gleiche Strafe an den Einwohnern beider Dörfer vollzogen».

Zusammenfassend stellten die Proklamationen fest: «Für alle feindseligen Handlungen gelten die folgenden Grundsätze: alle Bestrafungen werden ohne Gnade vollzogen, die ganze Gemeinde wird als verantwortlich angesehen, Geiseln werden in grosser Anzahl festgenommen.» Diese Anwendung des Grundsatzes der Kollektivverantwortlichkeit, die in der Haager Konvention ausdrücklich geächtet worden war, erschreckte 1914 die Welt, soweit sie an menschlichen Fortschritt geglaubt hatte.

Von Kluck klagte, dass die angewandten Methoden «nur langsam Abhilfe» brächten. Das belgische Volk fuhr fort, seine absolut unversöhnliche Feindseligkeit an den Tag zu legen. «Bis an die südliche Grenze Belgiens frass dieses Gift an den Lebensbedingungen der Armee.» Die Vergeltungsmassnahmen wurden häufiger und strenger. Der Rauch brennender Dörfer, die von fliehenden Einwohnern verstopften Strassen, die als Geiseln erschossenen Bürgermeister wurden in alle Welt hinaus gemeldet; denn die Korrespondenten der Alliierten, der Amerikaner und anderer neutraler Völker, denen Joffre und Kitchener den Zugang zur Front verwehrten, waren vom ersten Kriegstag an massenhaft nach Belgien geströmt. Die Amerikaner stellten eine stattliche Gruppe meisterlicher Berichterstatter, welche sich ihre Passierscheine von der deutschen Armee verschafften und sich ihr anschlossen. Sie berichteten von den Trümmern geplündelter Häuser, den geschwärzten Dörfern, in denen kein menschliches Wesen mehr zu finden war und nur eine Katze ruhig auf einer zerborstenen Türschwelle sass, von den mit zerbrochenen Flaschen und zersplitterten Fensterscheiben übersäten Strassen, dem qualvollen Gebrüll der ungemolkenen Kühe, den endlosen Zügen der Flüchtlinge mit Bündeln, Wagen, Karren und Regenschirmen für regnerische Nächte am Strassenrand, von den Feldern, auf denen sich die reifen Ähren neigten, ohne dass sie jemand schnitt, von den nicht enden wollenden Fragen: «Haben Sie die Franzosen gesehen? Wo sind die Franzosen? Wo sind die Engländer?»

Am 19. August, als in dem vierzig Kilometer entfernten Aarschot die Schüsse des Exekutionskommandos krachten, herrschte in Brüssel eine unheilschwangere Stille. Die Regierung war am Tag zuvor abgereist. Noch hingen Flaggen in den

Strassen und liessen ihr Rot und Gelb in der Sonne leuchten. Die Hauptstadt schien in ihren letzten Stunden noch einmal aufgeblüht zu sein und wurde doch schon stiller, wie in einer Art Wehmut. Kurz vor dem Ende tauchten die ersten Franzosen auf, eine Schwadron müder Kavalleristen, die langsam die Avenue de la Toison d'Or herabritten auf Pferden, die die Köpfe hängen liessen. Ein paar Stunden später fuhren vier Autos mit Offizieren in seltsamen Khakiuniformen vor. Die Leute starteten sie an, und schwache Zurufe wurden laut: «Die Engländer!» Belgiens Verbündete waren endlich gekommen – zu spät, um die Hauptstadt zu retten. Am 19. strömten immer noch Flüchtlinge aus dem Osten zu. Man holte die Fahnen ein; das Volk war gewarnt worden; es lag eine Drohung in der Luft.

Am 20. August wurde Brüssel besetzt. Auf den Strassen erschienen plötzlich Ulanenschwadronen mit eingelegten Lanzen. Sie waren nur die Herolde einer düsteren Parade, die nun in fast unglaublicher Macht und Grossartigkeit folgte. Sie begann um ein Uhr mittags mit endlosen Kolonnen graugrüner Infanteristen, rasiert und gebürstet, mit frisch gewichsten Stiefeln und in der Sonne blitzenden Bajonetten; sie marschierten in dichten Reihen, so dass die Lücken nicht sichtbar wurden, die die Kämpfe gerissen hatten. Die Kavallerie trug das gleiche Graugrün; mit den von ihren Lanzen flatternden schwarzweissen Fähnchen sahen sie aus wie mittelalterlicher Ritter. Die Phalanx der unzähligen Hufe, die dicht aufgeschlossen über das Pflaster trabten, schien imstande, alles niederzutrampeeln, was ihr in den Weg kam. Schwere Geschütze der Artillerie donnerten über das Kopfsteinpflaster, Trommeln schlugen. Heisere Kehlen sangen im Chor: «Heil Dir im Siegerkranz» nach der Melodie «*God save the King*». Weiter und weiter zogen sie heran, mehr und immer mehr, Brigade auf Brigade. Die Menschenmengen sahen der Parade schweigend zu und waren bestürzt über die riesigen Massen, ihre Unerschöpflichkeit und grossartige Perfektion. Die Vorführung der Ausrüstung sollte den Zuschauern Respekt einflössen und erfüllte diesen Zweck vollkommen. Man bestaunte die Küchenwagen mit ihren brennenden Feuern und rauchenden Schornsteinen nicht weniger als die Wagen, die als Schusterwerkstätten eingerichtet waren und in denen die Schuhmacher auf ihren Schemeln an Stiefelsohlen hämmerten und die Soldaten, deren Stiefel gerade ausgebessert wurden, auf den Trittbrettern standen.

Die Parade hielt sich auf der einen Strassenseite, so dass Staboffiziere in Autos und Melder auf Fahrrädern neben den Marschsäulen hin- und herflitzen konnten. Kavallerieoffiziere boten ein buntes Bild; manche rauchten mit nonchalanter Arroganz Zigaretten, andere trugen Monokel oder englische Reitpeitschen. Stunde um Stunde dauerte der Durchzug der Sieger, den ganzen Nachmittag und Abend, die ganze Nacht und noch bis in den nächsten Tag hinein. Drei Tage und drei Nächte stampften die 320'000 Mann der Armee von Klucks durch Brüssel.

Ein deutscher Generalgouverneur übernahm die Stadt, in der die deutsche Fahne auf dem Rathaus gehisst, die Uhren nach deutscher Zeit gerichtet wurden und die innerhalb von zehn Tagen eine Kontribution von 50 Millionen Francs (40 Millionen Mark) aufzubringen hatte, während die Provinz Brabant 450 Millionen Francs (360 Millionen Mark) zahlen sollte. In Berlin läuteten die Glocken, als der Fall Brüssels bekannt wurde; auf den Strassen ertönte stolzes Jubelgeschrei, die Menschen waren ausser sich vor Glück, Unbekannte umarmten einander – es herrschte eine «grimmige Freude».

Der 20. August konnte Frankreich nicht von seiner Offensive abbringen. Lanrezac hatte die Sambre erreicht, und die Engländer standen mit ihm auf gleicher Höhe. Nach allem Hin und Her versicherte Sir John French jetzt Joffre, er werde am nächsten Tage einsatzbereit sein. Doch kamen in dem Augenblick schlechte Nachrichten aus Lothringen. Kronprinz Rupprechts Gegenangriff hatte mit einem gewaltigen Schlag eingesetzt. Castelnaus Armee, die dadurch aus dem Gleichgewicht gekommen war, dass Joffre ihr zugunsten der belgischen Front ein Korps entzogen hatte, wich zurück, und Dubail berichtete von ernstesten Angriffen. Im Elsass hatte General Pau gegen stark reduzierte deutsche Kräfte Mülhausen und das umliegende Gebiet wieder genommen; doch nun mussten seine Truppen ihren Platz in der Front einnehmen, da Lanrezacs Marsch nach der Sambre der von der Mitte ausgehenden Offensive Kräfte entzogen hatte. In der ausweglosen Situation fasste Joffre den Beschluss, Paus Truppen zurückzunehmen: selbst das Elsass musste als höchster Preis dem Plan 17 geopfert werden. Obgleich man es genauso wie die Eisengruben von Briey siegreich wiederzugewinnen hoffte, spricht doch die Verzweigung aus der Proklamation, die General Pau an das Volk richtete, das er eben erst befreit hatte. «Im Norden beginnt die grosse Schlacht, die das Schicksal Frankreichs und damit auch des Elsass entscheiden wird. Dorthin ruft der Oberkommandierende die gesamte Streitmacht der Nation zum entscheidenden Angriff. Wir müssen das Elsass nun in tiefem Schmerz für den Augenblick verlassen, um seine endgültige Befreiung zu sichern. Das ist die grausame Notwendigkeit, der sich die Elsass-Armee und ihr Kommandant nur mit Schmerzen gebeugt haben und die sie nie anerkannt hätten, wenn es nicht um das Letzte ginge.» Danach blieb weiter nichts in den Händen der Franzosen als ein einziger Geländestreifen um Thann, wo Joffre bei einem Besuch im November die schweigenden Menschenmassen zum Weinen brachte, indem er nichts weiter sagte: «*Je vous apporte le baiser de la France.*» Auf die endgültige Befreiung des übrigen Gebietes sollte das Elsass vier lange Jahre warten.

An der Sambre, wo Lanrezac am nächsten Tag die Offensive zu ergreifen hatte, war «der 20. August für die Truppe ein aufregender Tag», wie Leutnant Spears berichtet. «Es lag eine Spannung in der Luft. Niemand konnte sich dem Eindruck entziehen, dass eine grosse Schlacht bevorstand. Der Kampfgeist der Fünften Armee war ausgezeichnet... Man fühlte sich des Erfolges sicher.» Anders stand es

mit dem Kommandeur. Auch General d'Amade war unruhig; er befehligte die Gruppe der drei Reservedivisionen, die Joffre – gewissermassen als Geste in letzter Minute – an den linken Flügel der Engländer geschickt hatte. Auf eine Anfrage, die er an das GQG richtete, antwortete ihm General Berthelot: «Die Meldungen über die deutschen Kräfte in Belgien sind stark übertrieben. Es liegt kein Grund zur Aufregung vor. Die Massnahmen, die auf meine Veranlassung getroffen wurden, genügen für den Moment.»

Gegen drei Uhr nachmittags meldete General de Langle de Cary Feindtätigkeit in seinem Frontabschnitt und fragte bei Joffre an, ob er nicht sofort zur Offensive antreten solle. Das Hauptquartier war noch immer fest davon überzeugt, dass das Zentrum der Deutschen um so schwächer sein müsse, je stärker die Truppenbewegungen auf dem rechten Flügel seien. «Ich verstehe Ihre Ungeduld», erwiderte Joffre, «aber meiner Meinung nach ist die Zeit zum Angriff noch nicht gekommen... je stärker das Gebiet (der Ardennen) in dem Augenblick, in dem wir zur Offensive übergehen, von feindlichen Truppen entblösst ist, um so bessere Ergebnisse kann man aus dem Vorgehen der Dritten Armee, die von der Vierten unterstützt wird, erhoffen. Es ist deshalb von höchster Wichtigkeit, dass wir den Feind nach Nordwesten an uns vorüberfluten lassen, ohne ihn vorzeitig anzugreifen.»

Um neun Uhr abends hielt er die Zeit für gekommen und erliess den Befehl an die Vierte Armee, unverzüglich mit der Offensive zu beginnen. Dies war die Stunde des *élan*. Als es Nacht wurde am 20. August, meldete Joffre an Messimy: «Wir haben Grund, der Entwicklung der Operationen mit Zuversicht entgegenzusehen.»

## 14 Zusammenbruch – Lothringen, Ardennen, Charleroi, Mons

«Es ist grossartig und schrecklich zu denken, dass, noch ehe die Woche zu Ende geht, die grösste Schlacht geschlagen sein wird, von der die Welt gehört hat», schrieb Henry Wilson am 21. August in sein Tagebuch. Als er es schrieb, hatte sie bereits begonnen. Vom 20. bis zum 24. August war die ganze Westfront in einem Kampf entbrannt – eigentlich waren es vier einzelne Schlachten – der unter dem Namen «Grenzschlachten» in die Geschichte eingegangen ist. Angefangen hatte es auf der Rechten in Lothringen, wo schon seit dem 14. August gekämpft wurde; die Kunde vom Ausgang verbreitete sich an der ganzen Front, so dass die Kämpfe in Lothringen Einfluss auf die Schlacht in den Ardennen hatten, diese wiederum die Kämpfe an Sambre und Maas beeinflusste (Schlacht von Charleroi) und Charleroi schliesslich auf die Geschehnisse bei Mons einwirkte.

Am Morgen des 20. August hatten die Erste Armee General Dubails und die Zweite Armee General de Castelnaus in Lothringen sich schon an den vorbereiteten Widerstandslinien der Deutschen bei Saarburg und Morhange in blutigem Kampf die Köpfe ingerannt. Die *offensive à outrance* war allzu früh vor der schweren Artillerie, dem Stacheldraht und den eingegrabenen Maschinengewehren der Verteidiger zum Stillstand gekommen. Die französische Dienstvorschrift hatte in ihren Richtlinien für die Angriffstechnik die Berechnung aufgestellt, dass die Infanterielinie in einem Ansturm von zwanzig Sekunden fünfzig Meter zurücklegen könne, ehe die feindliche Infanterie Zeit hätte, die Gewehre aufzunehmen, zu zielen und zu feuern. All diese «in Manövern so peinlich trainierten Turnübungen», wie ein Franzose sich später bitter ausdrückte, erwiesen sich auf dem Schlachtfeld als grausige Torheiten. Mit Maschinengewehren brauchte der Feind nur acht Sekunden bis zum Feuerbeginn, keine zwanzig. Die Dienstvorschrift hatte weiter ausgerechnet, dass das Schrapnellfeuer der 7, 5er die Verteidigung dadurch «neutralisieren» würde, dass sie den Feind zwänge, den Kopf gesenkt zu halten und «ins Blaue zu feuern». Statt dessen konnte ein unter Beschuss liegender Feind, wie Ian Hamilton auf Grund seiner Erfahrungen im Russisch-Japanischen Krieg warnend mitgeteilt hatte, wenn er hinter Brustwehren eingegraben lag, durch Schiessscharten ruhig weiter zielen und feuern.

Trotz der ungünstigen Vorbedingungen befahlen beide französischen Generäle

einen Angriff am 20. August. Ohne jede Unterstützung durch Artilleriesperrefeuer warfen sich ihre Truppen gegen die befestigte deutsche Front. Kronprinz Rupprechts Gegenangriff, den die Oberste Heeresleitung nicht zu verbieten gewagt hatte, wurde am selben Morgen mit mörderischem Artilleriefeuer eröffnet, das klaffende Lücken in die französischen Reihen riss. Fochs XX. Korps der Castelnaschen Armee bildete die Spitze des Angriffs. Der Vormarsch kam vor den Verteidigungslinien bei Morhange ins Stocken. Die Bayern, deren Kampfbegier Rupprecht gegen seinen Willen hatte bändigen müssen, griffen ihrerseits an, drangen auf französischen Boden vor und begannen, sobald erst einmal der Ruf «*franc tireurs*» erklingen war, ein wildes Plündern, Schiessen und Brennen. In der altertümlichen Stadt Nomeny im Moseltal zwischen Metz und Nancy wurden am 20. August fünfzig Zivilisten erschossen oder mit dem Bajonett umgebracht, und was von den durch Artilleriefeuer schon halbwegs zerstörten Häusern noch übrig war, wurde auf Befehl des Obersten von Hannapel vom 8. Bayerischen Regiment niedergebrannt.

Castelnas Armee, die sich an ihrer ganzen Front in schwere Gefechte verwickelt sah, wurde nun auf dem linken Flügel von deutschen Kräften aus der Garnison von Metz heftig angegriffen. Als dieser nachgab und alle Reserven bereits in den Kampf geworfen waren, erfasste Castelnau, dass keine Hoffnung mehr auf weiteres Vordringen bestand, und brach die Schlacht ab. Defensive – das Wort war bisher ebenso verpönt wie der blosse Gedanke daran – blieb jetzt die einzige Wahl. Zweifelhaft, ob Castelnau erkannte, was er nach Ansicht des leidenschaftlichsten Kritikers des Planes 17 hätte erkennen müssen, dass nämlich die Pflicht der französischen Armee nicht darin bestand, französischen Boden anzugreifen, sondern ihn zu verteidigen. Er ordnete einen allgemeinen Rückzug auf die Verteidigungslinie des Grand Couronné an, weil er nicht anders konnte. Zu seiner Rechten hielt Dubails Armee trotz schwerer Verluste noch aus und hatte sogar an Terrain gewonnen. Als nun ihre linke Flanke durch Castelnas Rückzug ungedeckt blieb, befahl Joffre der Ersten Armee, in Übereinstimmung mit der Nachbararmee gleichfalls zurückzugehen. Dubails «Widerstreben», ein Gebiet aufzugeben, um das er sieben Tage lang schwer gekämpft hatte, war gross, und seine alte Abneigung gegen Castelnau wurde nicht geringer durch diesen Rückzug, den seiner Ansicht nach «die Lage seiner Armee keineswegs erforderte».

Die Franzosen wussten es zwar noch nicht, aber die blutigen Kämpfe bei Morhange hatten die helle Flamme der Offensivdoktrin zum Erlöschen gebracht. Sie starb auf einem Feld in Lothringen, das am Ende des Tages nichts zeigte als Reihen hingemähter Gefallener, erstarrt in der Hilflosigkeit vor einem plötzlichen Tod, als habe ein tückischer Orkan an dieser Stätte gehaust. Es war eine von den Lektionen, mit denen, wie ein Überlebender später erkannte, «Gott den Königen ihre Grenzen zeigt». Der Zwang zur Verteidigung, der den anfänglichen Bewe-

gungskrieg in einen vierjährigen Stellungskrieg verwandeln und eine ganze Generation Europäer verschlingen sollte, wurde bei Morhange offenbar. Foch, der geistige Vater des Planes 17, der Mann mit dem Grundsatz: «Es gibt nur einen Weg für unsere Verteidigung – wir müssen angreifen, sobald wir dafür gerüstet sind», war dabei und musste es miterleben. Vier Jahre lang erschöpften sich die kriegführenden Mächte in einem unbarmherzigen, gnadenlosen und unnützen Morden. Am Ende war es freilich wieder Foch, der triumphierte. Und doch zeigte sich, dass die Lektion für den nächsten Krieg nicht galt.

Am 21. August erfuhr General de Castelnau, dass sein Sohn in der Schlacht gefallen sei. Als sein Stab ihm seine Anteilnahme aussprechen wollte, schweig er einen Augenblick und sagte dann die Worte, die für Frankreich zu einer Art Devise werden sollten: «Weitermachen, meine Herren.»

Am nächsten Tag dröhnten die Schläge der schweren Artillerie Rupprechts unablässig wie das Tosen der wilden Jagd. Viertausend Granaten fielen während eines fünfundsechzigstündigen Bombardements auf St. Geneviève bei Nomeny. Castelnau erschien die Lage so bedenklich, dass er ernsthaft einen Rückzug hinter den Grand Couronné und die Aufgabe Nancys erwog. «Ich kam am 21. nach Nancy», schrieb Foch später, «sie wollten es evakuieren. Ich sagte, der Feind steht fünf Tage von Nancy entfernt, und da ist das XX. Korps. Das werden sie nicht so ohne weiteres überrennen.» Jetzt wurde aus der Theorie des Vortragssaales das «*Attaquez!*» des Schlachtfeldes. Foch behauptete, mit einer befestigten Linie im Rücken sei ein Gegenangriff die beste Verteidigung, und er setzte diese Ansicht durch. Am 22. August schien ihm der geeignete Zeitpunkt gekommen. Zwischen den französischen Stellungssystemen von Toul und Épinal war eine natürliche Lücke, die Trouée de Charmes, wo die Franzosen gehofft hatten, den deutschen Angriff in eine bestimmte Bahn lenken zu können. Spätrupps stellten fest, dass Rupprecht bei einer Offensivbewegung in Richtung auf Charmes seine Flanke der Armee in Nancy preisgab.

Rupprechts Bewegung war in einem der schicksalhaften Telefongespräche mit der Obersten Heeresleitung festgelegt worden. Der Erfolg, den die Armeen des deutschen linken Flügels errangen, indem sie die Franzosen aus Saarburg und Morhange zurückwarfen, hatte doppelte Wirkung: er brachte Rupprecht das Eiserne Kreuz Erster und Zweiter Klasse – das war verhältnismässig harmlos – und er liess in der Obersten Heeresleitung das alte Wunschbild von einer Entscheidungsschlacht in Lothringen wieder aufleben. Vielleicht konnte man bei der deutschen Durchschlagskraft doch einen Frontalangriff wagen. Vielleicht würden sich Épinal und Toul als ebenso verwundbar erweisen wie Lüttich, und vielleicht wäre die Mosel keine stärkere Barriere als die Maas. Vielleicht gelänge es auch den beiden Armeen des linken Flügels doch, den französischen Festungsgürtel zu durchbrechen und im Zusammenwirken mit dem rechten Flügel ein echtes Cannae herbeizuführen – eine doppelte Umfassung. Nach dem Bericht Oberst Tappens



war dies das Bild, das der Obersten Heeresleitung vorschwebte. Vor ihm schmolz der alte Glaube an den rechten Flügel wie vor dem verführerischen Lächeln einer Frau dahin.

Während Moltke mit seinen Beratern diesen Gedanken unentwegt erörterte, kam ein Anruf von General Krafft von Dellmensingen, Rupprechts Stabschef, der wissen wollte, ob der Angriff weitergeführt oder gestoppt werden solle. Bisher war man sich stillschweigend darüber einig gewesen, dass Rupprechts Armeen, sobald sie die französische Eröffnungsoffensive aufgefangen und in ihrem Frontabschnitt eine Stabilisierung erreicht hätten, haltmachen, sich auf Defensive einstellen und alle verfügbaren Kräfte zur Verstärkung des rechten Flügels abgeben sollten. Man hatte aber für alle Fälle unter der Bezeichnung «Fall 3» gewissenhaft eine Alternative vorbereitet, die einen Angriff über die Mosel in Betracht zog – allerdings nur auf ausdrücklichen Befehl der Obersten Heeresleitung.

«Wir müssen endgültigen Bescheid haben, wie die Operation weitergehen soll», verlangte Krafft. «Wir erwarten sicher, dass Fall 3 der Aufmarschanweisungen kommen wird.»

«Nein», erwiderte Oberst Tappen, der Chef der Operationsabteilung. «Die Sache ist zwar dem Generalobersten von Moltke noch nicht vorgetragen. Wenn Sie aber etwa fünf Minuten am Apparat bleiben können, so werde ich Ihnen vielleicht gleich einen Bescheid geben können.» In weniger als fünf Minuten kam er mit einer überraschenden Antwort zurück: «Verfolgung Richtung Épinal.»

Krafft war in «grösster Bestürzung». «Ich hatte den Eindruck gewonnen, dass in diesen wenigen Minuten eine der folgenschwersten Entschliessungen des ganzen Krieges gefasst worden sei.»

«Verfolgung Richtung Épinal» bedeutete eine Offensive durch die Trouée de Charnes. Das hiess, dass die Sechste und die Siebte Armee zu einem Frontalangriff auf die französische Festungslinie antreten müssten, statt sich zur Verstärkung des rechten Flügels bereitzuhalten. Rupprecht ging am nächsten Tag, dem 23. August, pflichtgemäss und energisch vor. Foch antwortete mit einem Gegenangriff. In den darauffolgenden Tagen verwickelten sich die deutsche Sechste und Siebte Armee in einen erbitterten Kampf mit der französischen Ersten und Zweiten Armee, denen die Geschütze von Beifort, Epinal und Toul den Rücken stärkten. Während sie im Kampf lagen, wurden andere Schlachten ausgefochten.

Das Scheitern der Offensive in Lothringen entmutigte Joffre nicht. Er war vielmehr der Ansicht, Rupprechts stürmischer Gegenangriff, der den deutschen linken Flügel so weitgehend band, biete die rechte Gelegenheit, die eigene Offensive gegen das deutsche Zentrum zu starten. Joffre war der Rückzug Castelnau aus Morhange bereits bekannt, als er am Abend des 20. August das Zeichen zum Angriff in den Ardennen gab, der Aktion, in der Plan 17 gipfelte. Zur gleichen Zeit,

in der die Vierte und Dritte Armee in die Ardennen eindringen, sollte nach seinem Befehl die Fünfte Armee über die Sambre hinweg zur Offensive gegen die «nördliche Gruppe» des Feindes vorgehen – wie das GQG den deutschen rechten Flügel bezeichnete. Er gab diesen Befehl, obwohl er gerade von Oberst Adelbert und Sir John French erfahren hatte, dass eine Entlastung bei dieser Offensive durch die Belgier und Engländer nicht in der erhofften Weise erfolgen könne. Die belgische Armee hatte – mit Ausnahme einer Division bei Namur – die Verbindung aufgegeben, und die britische Armee würde nach Mitteilung ihres Oberbefehlshabers erst in drei oder vier Tagen soweit sein. Die Voraussetzungen hatten sich also verändert, und ausserdem hatte die Schlacht in Lothringen auch noch gefährliche Irrwege in der Kampfpraxis enthüllt. Das hatte man schon am 16. August erkannt, als Joffre an alle Armeeführer Anweisungen herausgab, in denen es hiess, man müsse «Artillerieunterstützung abzuwarten» lernen und verhindern, dass die Truppe «sich voreilig dem feindlichen Feuer aussetze».

Trotzdem hielt Frankreich an Plan 17 als seiner einzigen Konzeption fest, die auf den entscheidenden Sieg abzielte, und Plan 17 verlangte nun einmal die Offensive – jetzt und nicht etwa später. Die einzige Alternative wäre gewesen, sofort zur Grenzverteidigung überzugehen. Aber das war im Hinblick auf Ausbildung, Planung, Mentalität und Geist des französischen Heeres ganz ausgeschlossen.

Darüber hinaus war das Hauptquartier fest davon überzeugt, die französischen Armeen würden im Zentrum zahlenmässig überlegen sein. Der französische Generalstab konnte sich vom Zwang seiner Theorie nicht lösen, von der er bei seiner gesamten Planung ausgegangen war, dass nämlich das Zentrum der Deutschen schwächer sein müsste. Unter diesem Gesichtspunkt gab Joffre seinen Befehl zur allgemeinen Offensive in den Ardennen und an der Sambre für den 21. August.

Das Gelände der Ardennen ist für eine Offensive nicht günstig. Es ist waldig, bergig und unübersichtlich, steigt im Allgemeinen auf der französischen Seite steil an und ist in den Senken zwischen den einzelnen Erhebungen von vielen Wasserläufen durchschnitten. Caesar, der zum Durchmarsch zehn Tage brauchte, beschrieb den stillen, dunklen Wald als «eine Stätte des Schreckens» mit schlammigen Pfaden und ewigen, aus den Torfmooren aufsteigenden Nebeln. Freilich hatte man inzwischen viel gerodet und bebaut; Strassen, Dörfer und zwei oder drei grössere Städte waren an die Stelle der Schrecken Caesars getreten, aber noch immer waren grosse Flächen von Wäldern mit dichtem Unterholz bedeckt, in denen es wenig Strassen und viele Möglichkeiten für Hinterhalte gab. Französische Generalstabsoffiziere hatten das Gelände vor 1914 auf mehreren Inspektionsreisen erkundet und kannten seine Schwierigkeiten. Trotz ihrer Warnungen waren die Ardennen als Ansatzpunkt für den Durchbruch aussersehen worden, weil man erwartete, dass hier im Zentrum der deutsche Widerstand am schwächsten sein würde. Die Franzosen hatten sich eingeredet, das Gelände habe, wie Joffre sagte,

gerade seiner Schwierigkeiten wegen «seinen besonderen Vorteil für die Seite, die – wie wir – an schwerer Artillerie unterlegen, an Feldgeschützen aber überlegen» sei. Joffres Memoiren wurden, obwohl in der Ichform gehalten, von einem Stab militärischer Mitarbeiter zusammengestellt und geschrieben und sind als eine gewissenhafte und faktisch offizielle Version der Gedankengänge des Generalstabs vor Kriegsausbruch und während des Jahres 1914 anzusehen.

Von der Annahme ausgehend, bei den gemeldeten Feindbewegungen quer zur Front handle es sich um deutsche Einheiten auf dem Marsch zur Maas, stellte sich das französische Hauptquartier die Ardennen als verhältnismässig «entleert» von Feinden vor. Da Joffre einen Überraschungsangriff vorhatte, untersagte er jede Aufklärungstätigkeit, die vor dem Haupttreffen zur Feindberührung hätte führen und Plänkeleien veranlassen können. Die Überraschung sollte er auch haben – aber nicht nur auf deutscher Seite.

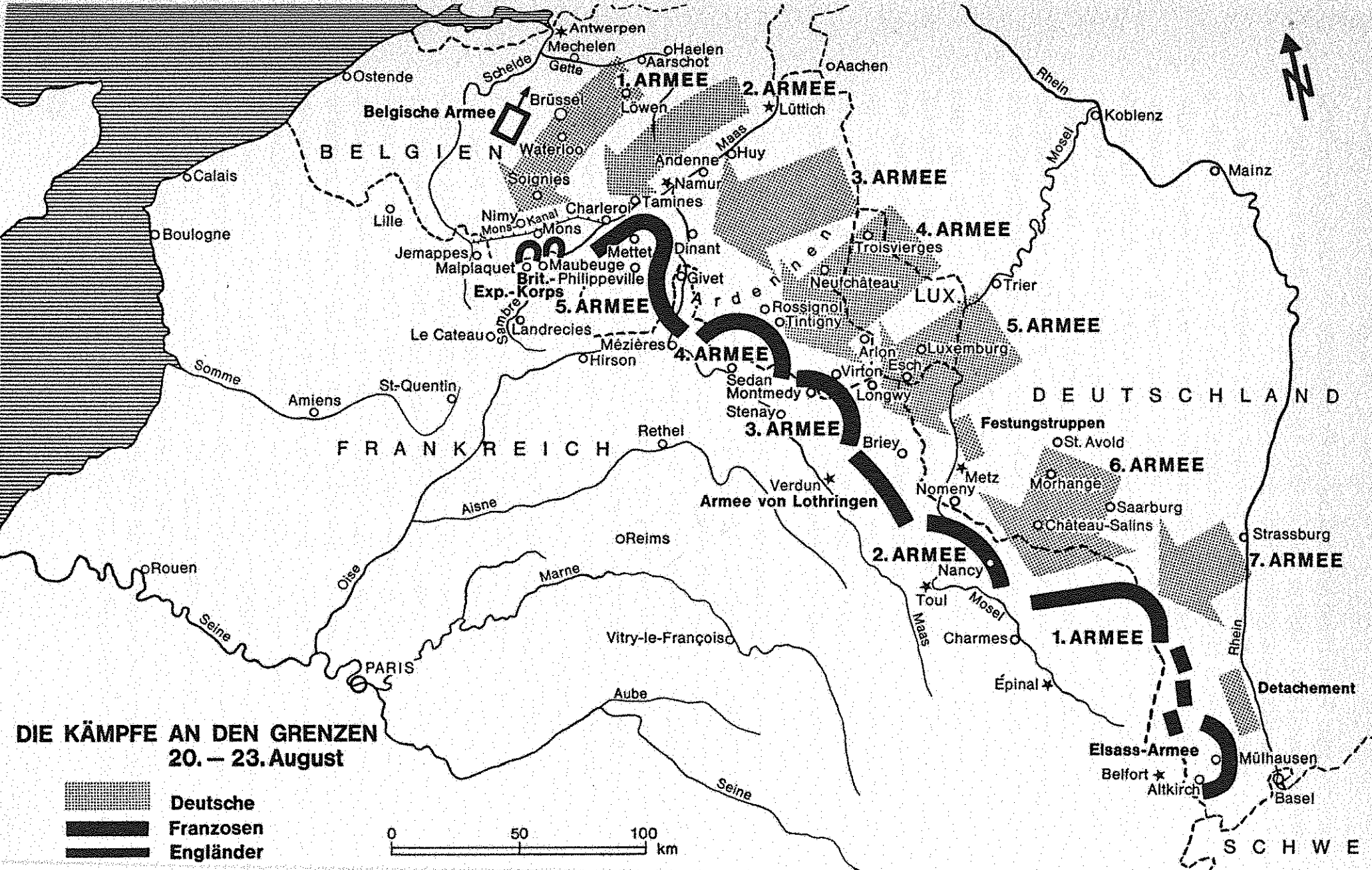
Die südlichen Ausläufer der Ardennen berühren Frankreich im nördlichen Teil Lothringens, wo das Eisengebiet von Briey liegt. Die preussische Armee hatte dieses Gebiet 1870 besetzt. Da damals das Eisenerz von Briey noch nicht entdeckt war, hatten die Deutschen diesen Teil Lothringens nicht mit annektiert. Mittelpunkt des Eisengebietes war Longwy an den Ufern der Chiers, und die Ehre, Longwy zu nehmen, war dem Kronprinzen vorbehalten geblieben, dem Führer der deutschen Fünften Armee.

Mit zweiunddreissig Jahren war dieser Spross der kaiserlichen Familie ein schmalbrüstiger, schlanker Mann mit einem Fuchsgesicht, der kaum eine Ähnlichkeit mit seinen fünf stämmigen Brüdern aufwies, mit denen die Kaiserin nachfolgend Jahr für Jahr ihren Gatten beschenkt hatte. Kronprinz Wilhelm machte den Eindruck körperlicher Schwäche und, wie ein amerikanischer Beobachter es formulierte, «eines Geistes, der nicht über dem Durchschnitt lag»; insofern ähnelte er seinem Vater nicht. Gleich ihm aber war er ein Poseur und liebte auffallende Gesten, litt jedoch wie alle Thronfolger am Vater-Sohn-Komplex. Wie üblich drückte sich das in politischer Rivalität und geheimen Liebesaffären aus. Er hatte sich zum Schirmherrn und Verfechter der aggressivsten Militärdoktrin gemacht, und in den Berliner Läden wurde sein Bild mit der Unterschrift verkauft: «Nur wenn wir uns auf unser Schwert verlassen, können wir den Platz an der Sonne gewinnen, der uns gebührt, den man uns aber freiwillig nicht zugesteht.» Obwohl seine Erziehung darauf angelegt war, ihn für die Übernahme von Militärkommandos vorzubereiten, war seine Ausbildung nicht ausreichend gewesen. Zu ihr gehörte, dass er als Oberst bei den Totenkopfhütern sowie ein Jahr beim Generalstab Dienst tat, nicht aber ein Divisions- oder ein Korpskommando. Trotzdem fand der Kronprinz, dass seine Erfahrungen beim Generalstab und den Stabsübungen der letzten Jahre ihm die «theoretischen Grundlagen für die Führung grosser Verbände» vermittelt hätten. Diese Zuversicht hätte Schlieffen nicht

geteilt, der die Ernennung junger unerfahrener Kommandeure beklagte. Er fürchtete, es würde ihnen mehr daran gelegen sein, sich in eine «wilde Jagd nach dem Pour le mérite» zu stürzen, als den strategischen Plan zu befolgen.

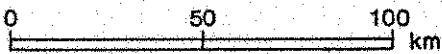
Der Auftrag des Kronprinzen bestand darin, zusammen mit der Vierten Armee unter dem Herzog von Württemberg den Angelpunkt des rechten Flügels zu bilden und sich im Zentrum langsam vorwärts zu bewegen, während der rechte Flügel ausschwang und sich in seinem grossen Umfassungsmanöver abwärts bewegte. Die Vierte Armee sollte sich durch die nördlichen Ardennen auf Neufchâteau zu bewegen, während die Fünfte Armee durch die südlichen Ardennen gegen Virton und die beiden französischen Festungsstädte Longwy und Montmédy vorgehen sollte. Das kronprinzliche Hauptquartier befand sich in Thionville – mit dem deutschen Namen Diedenhofen – wo der Kronprinz wie ein rechter Soldat Kohlsuppe, Kartoffeln und gekochtes Rindfleisch mit Meerrettich ass, Gerichte, die man allerdings, da er doch der Kronprinz war, mit Wildente, Salat, Früchten, Wein, Kaffee und Zigarren aufbesserte. Umgeben von den «ernsten, oft beklommenen» Gesichtern der einheimischen Bevölkerung und voller Neid auf die Fortschritte des rechten Flügels, warteten der Kronprinz und sein Stab fieberhaft auf ihre Stunde. Schliesslich kam der Marschbefehl für den 19. August.

Der Armee des Kronprinzen stand die französische Dritte Armee unter General Ruffey gegenüber. Ruffey, der mit seiner Propaganda für die schwere Artillerie allein auf weiter Flur stand, war wegen seiner Hymnen auf grosskalibrige Geschütze unter dem Namen «*le poète du canon*» bekannt. Er hatte es nicht nur gewagt, die Allmacht der 7, 5er anzuzweifeln, sondern auch vorgeschlagen, Flugzeuge als Offensivwaffe einzusetzen und eine Luftwaffe von 3'000 Flugzeugen zu schaffen. Man war von diesem Einfall nicht begeistert. «*Tout ça, c'est du sport!*» rief General Foch im Jahr 1910. Was den Einsatz für militärische Zwecke betraf, so hatte er noch hinzugefügt: «*L'avion, c'est zéro!*» Im nächsten Jahr nahm General Gallieni, der bei den Manövern Luftaufklärer einsetzte, einen Oberst des Obersten Kriegsrates mit seinem gesamten Stab gefangen. 1914 verfügte die französische Armee zwar schon über Flugzeuge, aber von General Ruffey hiess es noch immer, er habe «zuviel Phantasie». Da er ausserdem wenig Neigung zeigte, sich von Generalstabsoffizieren vorschreiben zu lassen, was er zu tun habe, hatte er sich schon Feinde im Hauptquartier gemacht, ehe er noch in die Ardennen kam. Sein Hauptquartier war in Verdun, und seine Aufgabe bestand darin, den Feind auf Metz-Thionville zurückzuwerfen und dort einzuschliessen, beim Vormarsch aber auch das Gebiet von Briey wieder zu nehmen. Während er die rechte Hälfte des deutschen Zentrums zurückdrängen sollte, würde die Vierte Armee unter General de Langle de Cary mit der linken Hälfte ebenso verfahren. Die zwei französischen Armeen würden sich ihren Weg durch die Mitte bahnen und den Arm des deutschen rechten Flügels an der Schulter abschneiden.



**DIE KÄMPFE AN DEN GRENZEN  
20. – 23. August**

-  Deutsche
-  Franzosen
-  Engländer



General de Langle, ein Veteran von 1870/71, war im Kommando belassen worden, obwohl er einen Monat vor Kriegsbeginn die französische Altersgrenze von vierundsechzig Jahren erreicht hatte. Äusserlich ähnelte er Foch, war klein, schneidig und flink, sprühte vor Energie und sah auf Fotografien immer aus, als wäre er gerade auf dem Sprung zu einem Unternehmen. General de Langle war bereit, ja er brannte darauf, augenblicklich loszuschlagen, und lehnte es ab, sich durch unangenehme Nachrichten beunruhigen zu lassen. Seine Kavallerie war in einem Gefecht bei Neufchâteau auf heftigen Widerstand gestossen und zum Rückzug gezwungen worden. Die Erkundungsfahrt eines Stabsoffiziers im Auto hatte weitere Warnzeichen erbracht. Der Offizier war in Arlon mit einem aufgeregten Beamten der luxemburgischen Regierung ins Gespräch gekommen, der ihm sagte, die Deutschen befänden sich «in Massen» in den nahegelegenen Wäldern. Auf dem Rückweg wurde das Auto des Offiziers beschossen, aber seine Berichte an das Hauptquartier der Vierten Armee wurden als «pessimistisch» bezeichnet. Das Stimmungsbarometer stand auf Tapferkeit, nicht auf Besonnenheit. Die Stunde forderte rasches Vorgehen und erlaubte kein Zögern. Erst nach der Schlacht erinnerte sich General de Langle, missbilligt zu haben, dass Joffre den Befehl zum Angriff gab, «ohne mir vorher die Möglichkeit zur Erkundung zu lassen», und erst hinterher schrieb er: «Das Hauptquartier hatte es auf eine Überraschung angelegt; aber wer überrascht wurde, waren wir.»

General Ruffey machte sich mehr Sorgen als sein Nachbar. Er nahm die Berichte belgischer Bauern von Deutschen, die in Wäldern und Kornfeldern steckten, ernster. Als er dem Hauptquartier seine Schätzung der vor ihm stehenden feindlichen Kräfte vorlegte, beachtete man sie nicht, ja las sie nicht einmal – so lautete jedenfalls später seine Beschwerde.

Am Morgen des 21. August lag überall in den Ardennen dichter Bodennebel. Die deutsche Vierte und Fünfte Armee waren am 19. und 20. August vorgerückt und hatten ihre Stellungen während des Vormarsches jeweils mit Gräben befestigt. Man erwartete einen französischen Angriff, wenn man auch nicht wusste, wo und wann er stattfinden würde. Den französischen Kavalleriepatrouillen, die vorgeschickt worden waren, um das Terrain zu erkunden, «hätte man ebensogut die Augen verbinden können». Die gegnerischen Armeen bewegten sich durch das waldige und hügelige Gelände vorwärts, ohne mehr als ein paar Schritte weit sehen zu können; und so stolperten sie aufeinander, ehe sie noch recht wussten, wer vor ihnen stand. Die Deutschen gruben sich ein, sobald ihre Spitze Feindberührung hatte und die Kommandeure feststellten, dass rings um sie die Schlacht losbrach. Die Franzosen, deren Offiziere es in der Ausbildung vor dem Krieg verschmäht hatten, das Eingraben in den Dienstplan aufzunehmen, aus Angst, die Leute könnten am Boden «kleben», und die deshalb so wenig wie möglich Hacken und Spaten mit sich führten, stürzten sich mit dem Bajonett in die *attaque brusquée*. Sie wurden von Maschinengewehren niedergemäht. An anderen Stellen

wiederum dezimierten die französischen 7,5er deutsche Einheiten, die genauso überrascht worden waren.

Am ersten Tag gab es nur vereinzelte Plänkeleien; am 22. August jedoch war der Kampf in den ganzen unteren Ardennen voll entbrannt. In Einzelgefechten bei Virton, Tintigny, Rossignol und Neufchâteau brüllten und blitzten die Geschütze, stürzten Menschen sich aufeinander, fielen die Verwundeten und häuften sich die Toten. Bei Rossignol wurden Algerier der 3. französischen Kolonialdivision vom VI. Korps der Armee des Kronprinzen umzingelt und kämpften sechs Stunden lang, bis nur noch ein verschwindender Rest übrigblieb. Der Divisionskommandeur, General Raffanel, und ein Brigadekommandeur, General Rondonney, waren beide unter den Gefallenen. Im August 1914 fielen die Generäle wie einfache Soldaten.

Bei Virton eröffnete das französische VI. Korps unter General Sarrail das Feuer mit seinen 7,5ern auf die Flanke eines deutschen Korps. «Das Schlachtfeld bot hinterher einen unbeschreiblichen Anblick», berichtete ein französischer Offizier, der vor Schreck wie betäubt war. «Tausende von Toten standen noch aufrecht, gestützt von reihenweise übereinanderliegenden Körpern, die sich wie Strebepfeiler von der Horizontalen bis zu einem Winkel von 60 Grad aufbäumten.» Offiziere von St. Cyr gingen mit weissen Handschuhen und weissen Federn auf dem Tschako in die Schlacht; es galt als «chic», in weissen Handschuhen zu sterben. Ein unbekannter französischer Sergeant hatte in seinem Tagebuch festgehalten: «Die Geschütze stossen bei jedem Schuss zurück. Die Nacht fällt ein, und sie sehen aus wie alte Männer, die die Zunge herausstrecken und Feuer speien. Wohin man sich auch wendet, liegen Tote, Franzosen und Deutsche, mit dem Gewehr in der Hand. Regen fällt, Granaten heulen und explodieren – die ganze Zeit Granaten. Artilleriefeuer ist das Schlimmste. Ich lag die ganze Nacht und hörte die Verwundeten stöhnen – viele davon waren Deutsche. Das Feuer dauert noch an. Jedesmal wenn eine Pause ist, hören wir die Verwundeten von überallher aus dem Wald schreien. Zwei oder drei Mann werden jeden Tag verrückt.»

Bei Tintigny notierte ein deutscher Offizier in sein Tagebuch: «Etwas Schrecklicheres kann man sich nicht vorstellen. Wir sind viel zu schnell vorgegangen – ein Zivilist feuerte auf uns – er wurde sofort erschossen – wir bekamen den Befehl, den Feind von der Flanke her in einem Buchenwald anzugreifen – wir verloren die Richtung – die Männer waren erledigt – der Feind eröffnete das Feuer – die Granaten hagelten nur so auf uns herab.»

Der Kronprinz wollte hinter Rupprecht nicht nachstehen, dessen Siege bei Saarburg und Morhange inzwischen bekanntgeworden waren; so drängte er seine Truppen, in «Wundern an Tapferkeit und todesmutiger Hingabe» mit ihren Kameraden zu wetteifern. Er hatte sein Hauptquartier nach Esch in Luxemburg verlegt, befand sich also jetzt auf dem anderen Flussufer Longwy gegenüber und verfolgte den Gang der Schlacht auf grossen Karten, die an die Wand gesteckt worden waren. Die Spannung war qualvoll, die Telefonverbindung mit Koblenz

schlecht, die Oberste Heeresleitung «viel zu weit hinten», der Kampf furchtbar, die Verluste entsetzlich. Er erklärte, Longwy sei noch nicht genommen, aber «wir haben den Eindruck, dass wir die Offensive des Feindes unter Kontrolle gebracht haben». Nach eingehenden Meldungen zogen sich französische Einheiten ungeordnet und ohne Befehl zurück.

Das war richtig. Unmittelbar vor der Schlacht musste General Ruffey voller Wut feststellen, dass er mit drei Reservedivisionen in einer Gesamtstärke von 50'000 Mann, die einen Teil seiner Armee ausmachten, nicht mehr rechnen konnte. Joffre hatte sie mit Beschlag belegt, um der drohenden Offensive Rupprechts begegnen und eine eigene Armee für Lothringen aufstellen zu können, die aus diesen drei und vier weiteren Reservedivisionen bestand. Die Armee von Lothringen unter General Maunoury begann am 21. August zwischen Verdun und Nancy Gestalt zu gewinnen; sie sollte Castelnas Armee den Rücken stärken und die rechte Flanke des Vormarsches durch die Ardennen schützen. Es war eine jener in letzter Minute getroffenen Massnahmen, die die rettende Elastizität der französischen Armee bewiesen, im Augenblick aber sich negativ auswirkten. Sie beschnitt Ruffeys Kampfkraft und legte sieben Divisionen in einem entscheidenden Augenblick lahm. Ruffey hat später stets behauptet, dass er die Schlacht von Virton hätte gewinnen können, wenn er die 50'000 Mann zusätzlich gehabt hätte, an die seine Befehle schon hinausgegangen waren. Damals überwältigte der Zorn sein Taktgefühl. Als während der Schlacht ein Generalstabsoffizier vom Hauptquartier bei ihm erschien, explodierte Ruffey: «Ihr im Hauptquartier lest ja die Meldungen nicht, die wir euch schicken. Ihr seid ja blind für alles, was der Feind vorhat... Sagen Sie dem Generalissimus, seine Operationen seien schlechter als 1870 – er sieht überhaupt nichts – Unfähigkeit, wohin man schaut.» Das war eine Botschaft, die den Olymp nicht erfreute, wo Joffre und sein göttliches Gefolge eher dazu neigten, der Unfähigkeit der Kommandeure und Truppen – Ruffey nicht ausgenommen – die Schuld zu geben.

Am selben Tag, dem 22. August, durchlebte General de Langle die qualvollsten Augenblicke eines Armeeführers – er wartete auf Nachrichten von der Front. «In Qualen» an sein Hauptquartier in Stenay an der Maas gefesselt, das gut dreissig Kilometer von Sedan entfernt lag, empfing er eine Hiobsbotschaft nach der anderen. Dem Drang, sich selbst in den Kampf zu stürzen, konnte er nur widerstehen, indem er sich vorhielt, dass ein General in vorderster Linie nichts zu suchen habe, sondern die Bewegungen nur aus der Distanz leiten könne. Seinem Stab gegenüber kaltes Blut zu behalten und «jene Selbstbeherrschung» zu wahren, die «für einen Chef in entscheidenden Augenblicken unerlässlich ist», war genauso schwer.

Als der Tag sich neigte, wurden die schrecklichen Verluste des Kolonialkorps bekannt. Ein anderes Korps befand sich – nach de Langles Ansicht durch Ver-



schulden eines Kommandeurs – auf dem Rückzug und gefährdete seine Nachbarn. «Ernste Schlappe bei Tintigny; alle Truppen im Kampf mit unbefriedigenden Ergebnissen», musste er Joffre melden; und er fügte hinzu, dass die Verluste und Auflösungserscheinungen seiner Einheiten es unmöglich machten, den Befehl vom 23. August auszuführen. Joffre weigerte sich einfach, das zu glauben. Mit heiterer Gelassenheit berichtete er Messimy, noch nachdem de Langles Meldung eingegangen war, die Armeen seien aufgestellt, «wo der Feind am verwundbarsten und wo unsere zahlenmässige Überlegenheit gewährleistet ist». Das Hauptquartier hatte seine Aufgabe erfüllt. Jetzt lag alles bei den Truppen und deren Kommandeuren, die ja «den Vorteil dieser Überlegenheit» hatten. Diese Versicherung wiederholte er auch de Langle gegenüber, wobei er von der Voraussetzung ausging, dass dieser nicht mehr als drei feindliche Korps vor sich habe und die Offensive wiederaufnehmen müsse.

In Wirklichkeit waren die französischen Armeen in den Ardennen keineswegs überlegen. Der Armee des Kronprinzen gehörten ausser den drei von den Franzosen festgestellten Korps zwei Reservekorps an, die die gleichen Ziffern wie die aktiven trugen, und dasselbe galt für die Armee des Herzogs von Württemberg. Das ergab ein klares Übergewicht an Menschen und Material über die französische Dritte und Vierte Armee.

Der Kampf dauerte noch den ganzen 23. August an, aber am Abend wusste man, dass das französische Schwert am Schild des Gegners zerschellt war. Der Feind hatte sich in den Ardennen eben doch nicht als «verletzlich» erwiesen. Trotz der massiven Stärke seines rechten Flügels war sein Zentrum nicht geschwächt. Die Franzosen hatten ihn nicht «in der Mitte durchschneiden» können. Mit dem Ruf «*En avant!*», mit geschwungenem Degen, mit dem ganzen *élan*, auf den die französische Armee so stolz war, führten die Offiziere ihre Kompanien zum Angriff – gegen einen Feind, der sich eingrub und seine Feldgeschütze einsetzte. Feldgrau, das in Nebel und Dämmerung verschwamm, hatte den allzu sichtbaren *pantalon rouge* geschlagen; *cran* war der steten, soliden und methodischen Ausbildung unterlegen. Beide französischen Armeen in den Ardennen befanden sich auf dem Rückzug, die Dritte nach Verdun und die Vierte nach Stenay und Verdun. Briey mit seinem Eisenerz wurde nicht zurückerobert und sollte noch weitere vier Jahre deutsche Waffen schmieden für den langen Krieg, den Deutschland ohne dieses Eisen nicht hätte führen können.

Am Abend des 23. August hatte Joffre das volle Ausmass der Niederlage in den Ardennen noch immer nicht erkannt. Die Offensive war «für den Augenblick zum Stillstand gekommen», telegraphierte er an Messimy; aber «ich werde keine Anstrengung scheuen, die Offensive wieder zu eröffnen».

Ohne sich mit der Einnahme der Festung aufzuhalten, die Belagerungstruppen vorbehalten blieb, passierte die Armee des Kronprinzen an diesem Tage Longwy und rückte befehlsgemäss weiter vor, um die französische Dritte Armee von Verdun abzulenken. Der Kronprinz, der vor kaum einem Monat noch von seinem

Vater ermahnt worden war, seinem Stabschef in jeder Beziehung gehorsam zu sein und «zu tun, was er dir sagt», war «tief gerührt», als er an diesem Ruhmestag ein Telegramm von Papa Wilhelm erhielt, mit dem ihm wie Rupprecht das Eiserne Kreuz Erster und Zweiter Klasse verliehen wurde. Das Telegramm wurde unter den Offizieren seines Stabes herumgereicht, damit alle es lesen konnten. Bald sollte der Kronprinz selbst Orden austeilen, wobei er, wie ein Bewunderer später im Krieg beschrieb, in einem «blendendweissen Waffenrock» zwischen zwei Reihen Soldaten einherschritt und Eiserne Kreuze aus einem von einem Adjutanten getragenen Korb nahm. Da war es schon so weit, dass man, wie ein österreichischer Verbündeter berichtete, dem Eisernen Kreuz nur noch durch Selbstmord entgehen konnte. Doch heute war der «Held von Longwy», wie er bald genannt werden sollte, nicht minder berühmt als Rupprecht, und hätte der Geist Schlieffens bei dieser übertriebenen Bewunderung «gewöhnlicher Frontsieg» ohne Umfassung oder Vernichtung protestiert oder sich über diese «wilde Jagd auf Orden» lustig gemacht, niemand hätte auf ihn gehört.

Inzwischen hatte an der Sambre Lanrezacs Fünfte Armee den Befehl erhalten, über den Fluss hinweg anzugreifen. Sie sollte sich «auf die Festung Namur stützen» und mit ihrem linken Flügel an Charleroi vorbei die «nördliche Gruppe» des Feindes zum Ziel nehmen. Ein Korps der Fünften Armee sollte in dem Winkel, den die beiden Flüsse bildeten, Zurückbleiben, um die Maaslinie gegen einen deutschen Angriff aus Osten zu halten. Obwohl Joffre keine Befehlsgewalt über die Engländer hatte, verlangte sein Befehl von Sir John French, dass er «an dieser Unternehmung teilnehme», indem er «in allgemeiner Richtung Soignies» vorgehe, das heisst über den Kanal von Mons. Dieser Kanal verbindet die Sambre mit der Schelde. Er bildet einen Teil des fortlaufenden Wasserweges zur Strasse von Calais, der die Sambre von Namur bis Charleroi benutzt und von dort als Kanal bis zur Schelde weiterläuft, die den Weg des rechten deutschen Flügels schneidet.

Nach dem deutschen Terminplan sollte von Klucks Armee diese Linie am 23. August erreicht haben, während von Bülow's Armee, die unterwegs Namur zu bezwingen hatte, schon eher dort sein und etwa zur gleichen Zeit das jenseitige Ufer erreichen sollte.

Der englische Zeitplan, der sich aus Sir John French's Einsatz ergab, sah vor, dass das englische Expeditionskorps den Kanal gleichfalls am 23. erreichte, also am selben Tag wie die Deutschen. Keine der beiden Armeen wusste vorläufig von diesem Zusammentreffen. Die Vorhut der britischen Kolonnen sollte dem Plan entsprechend die Linie früher erreichen, nämlich schon in der Nacht des 22. August. Am 21. August, dem Tag, an dem Lanrezac befehls-gemäss die Sambre überschreiten sollte, lag das britische Expeditionskorps, von dem man erwartet hatte, dass es «an dieser Operation teilnehme», einen vollen Tagesmarsch hinter den Franzosen. Anstatt, wie vorgesehen, miteinander in den Kampf zu gehen, mussten

die beiden Armeen nun wegen der Verspätung der Engländer und der mangelhaften Verbindung, an der die unglückseligen Spannungen zwischen den beiden Kommandeuren schuld waren, zwei getrennte Schlachten schlagen, nämlich Charleroi und Mons, während ihre Hauptquartiere nur wenig über fünfzig Kilometer auseinander lagen.

Für General Lanrezac war die Offensivdoktrin schon abgetan. Zwar stand ihm jetzt noch nicht das ganze Bild klar vor Augen, wie drei deutsche Armeen auf seine Front zustiesßen, aber er spürte ihre Gegenwart. Hausens Dritte Armee näherte sich ihm von Osten her, Bülow's Zweite Armee von Norden, und Kluck's Erste Armee rückte gegen die nur halb so grosse britische Armee zu seiner Linken vor. Er kannte weder ihre Namen noch ihre Stärke, aber er wusste, dass sie da waren. Er wusste oder entnahm den Aufklärungsergebnissen, dass stärkere Kräfte auf ihn zukamen, als er selbst zur Verfügung hatte. Die Einschätzung der gegnerischen Potenz ist nie absolut, es handelt sich dabei vielmehr um das Kombinieren von Teilmeldungen der Patrouillen und des Geheimdienstes, die ein Bild ergeben müssen, und zwar nach Möglichkeit ein Bild, das den Theorien entspricht, auf die man eingeschworen ist, oder das den Erfordernissen einer ganz bestimmten Strategie Rechnung tragen soll. Was ein Stab aus dem verfügbaren Nachrichtenmaterial macht, hängt davon ab, wie optimistisch oder pessimistisch die Massgebenden sind, was sie zu glauben wünschen oder zu glauben sich fürchten, und manchmal auch von der Sensibilität oder Intuition eines Einzelnen.

Für Lanrezac ergab sich aus den Meldungen über die Stärke der deutschen Truppen westlich der Maas ein anderes Bild als für das Hauptquartier. Letzteres glaubte an ein schwaches deutsches Zentrum in den Ardennen. Lanrezac dagegen sah eine grosse Welle genau auf die Fünfte Armee zurollen. Das Hauptquartier schätzte die deutschen Kräfte westlich der Maas auf siebzehn oder achtzehn Divisionen. Als Gegengewicht rechneten sie die dreizehn Divisionen Lanrezac's, eine getrennte Gruppe von zwei Reservedivisionen, fünf britische Divisionen und eine belgische Division bei Namur, also insgesamt einundzwanzig Divisionen, und das hielten sie für eine ansehnliche zahlenmässige Überlegenheit. Joffre's Plan bestand darin, die Deutschen durch diese Kräfte hinter der Sambre festzuhalten, bis die französische Dritte und Vierte Armee in den Ardennen durch die deutsche Mitte gebrochen wären. Dann sollten sie sich vereint nach Norden wenden und die Deutschen aus Belgien hinauswerfen.

Der britische Stab, den Henry Wilson zwar nicht dem Rang nach, wohl aber faktisch beherrschte, befand sich hinsichtlich dieser Schätzung mit dem französischen Hauptquartier in Übereinstimmung. In sein Tagebuch hat Wilson am 20. August dieselbe Zahl – siebzehn oder achtzehn Divisionen – für die Deutschen westlich der Maas eingetragen, um dann mit der zufriedenen Bemerkung zu schliessen: «Je mehr, desto besser; denn dadurch wird ihr Zentrum schwach.»

Lord Kitchener daheim in England und fern der Front war von Furcht und bösen Ahnungen heimgesucht. Am 19. August telegraphierte er Sir John French, dass der deutsche Vormarsch westlich und nördlich der Maas, vor dem er ihn gewarnt habe, «sich endgültig zu entwickeln» scheine. Er wollte über alle Meldungen informiert werden und wiederholte dieses Verlangen am nächsten Tag. In Wahrheit betrug die Truppenstärke der Deutschen westlich der Maas nicht siebzehn oder achtzehn Divisionen, sondern dreissig: sieben aktive und fünf Reservekorps, fünf Kavalleriedivisionen und andere Einheiten. Von Hausens Armee, die zu dieser Zeit die Maas noch nicht überschritten hatte, sondern einen Teil des rechten Flügels bildete, sollte weitere vier Korps oder acht Divisionen beisteuern. Während in den Grenzschlachten insgesamt die deutsche Überlegenheit anderthalb zu eins betrug, war das Übergewicht des rechten Flügels nahezu zwei zu eins.

Der Punkt, auf den sich diese Kräfte konzentrierten, war Lanrezacs Armee, und das wusste der General. Die Engländer hielt er nach seinem unglücklichen Gespräch mit ihrem Führer für ungerüstet und auch für unverlässlich. Er wusste, dass die belgische Verteidigung in Namur zusammenbrach. Eines der ihm bei dem jüngsten Truppenaustausch neu zugeteilten Korps, das seine linke Flanke westlich von Charleroi halten sollte, hatte am 21. August seine Stellung noch nicht bezogen. Wenn er, wie befohlen, über die Sambre hinweg angriff, fürchtete er, von den deutschen Truppen überflügelt zu werden, die zu seiner Linken herabströmten und dann ungehindert auf Paris zumarschieren könnten. Das Leitprinzip alles dessen, was er in St. Cyr und an der Ecole Supérieure gelehrt hatte, das Prinzip, das die ganze französische Armee formte, lautete: «Den Feind angreifen, wo immer man ihm begegnet.» In seiner jetzigen Situation grinsten ihm diese Devise wie ein Totenschädel an.

Lanrezac zögerte. Er schrieb Joffre, dass die Fünfte Armee, wenn er nördlich der Sambre die Offensive ergriff, «möglicherweise ohne jede Unterstützung in eine Schlacht gehen müsse», da die Engländer nicht soweit wären, um in Verbindung mit ihm kämpfen zu können. Sollten beide in Übereinstimmung handeln, so müsse die Fünfte Armee bis zum 23. oder 24. August warten. Joffre erwiderte: «Ich überlasse es vollständig Ihnen, den rechten Augenblick für den Beginn der Offensive zu wählen.» Der Feind war nicht so grosszügig.

Teile der Bülowischen Armee, deren Hauptkräfte bereits Namur angriffen, stürzten sich am 21. August auf die Sambre herab und erzwangen an zwei Stellen zwischen Namur und Charleroi den Übergang. Die Einheiten der Fünften Armee wussten von Lanrezac, dass man mit der eigenen Offensive auf die «benachbarten Armeen» warte und dass sie in der Zwischenzeit allen deutschen Versuchen, den Fluss zu überqueren, Widerstand zu leisten hätten. Da es den Begriff «Vorbereitungen zur Verteidigung» im Vokabular der französischen Militärs nicht gab,

hatte das X. Korps, das diesen Abschnitt hielt, sich weder eingegraben noch Stacheldraht gezogen noch sich sonstwie zur Verteidigung des Südufers eingerichtet; es wartete einfach, um sich sozusagen mit blosser Waffe auf den Feind zu stürzen. «Mit klingenden Hörnern, fliegenden Fahnen und Trommelschlag», aber ohne Artillerievorbereitung traten die Franzosen nun zum Sturm an. Nach hartem Kampf wurden sie zurückgeworfen, und die einbrechende Nacht sah den Feind im Besitz von Taminés und einem anderen Dorf auf der Südseite des Flusses.

Durch das Knattern des Gewehrfeuers und das Krachen der Granaten konnte man in der Ferne einen dumpfen Ton wie von einer riesigen Trommel hören. Die deutschen Belagerungsgeschütze hatten mit der Beschiessung der Forts von Namur begonnen. Die 42er und 30, 5er waren von Lüttich herangeschleppt, in Schussweite gebracht und einzementiert worden, um nun ihre Zweitonnengeschosse über eine zweite belgische Festung auszuschütten. Die Granaten kamen mit «einem langen singenden Heulen» herüber, schrieb eine Engländerin, die ein freiwilliges Sanitätskorps nach Namur geführt hatte. Wo immer man stand und wo immer sie einschlugen, wenn man sie hörte, hatte man das Gefühl, als kämen sie unmittelbar neben einem herunter und explodierten in einer Entfernung von höchstens einem Meter. Die Stadt litt zwei Tage lang unter dem schrecklichen Toben, während ringsum der Himmel Vernichtung auf die Forts herabschleuderte. Es spielte sich ebenso wie in Lüttich ab: Gase explodierten, Beton zerbröckelte wie Gips, Männer in den Kasematten wurden wahnsinnig. Die Garnison und die 4. Division fühlten sich verlassen, da sie von der restlichen belgischen Armee abgeschnitten waren. Kommandant Duruy, Lanrezacs Verbindungsoffizier in Namur, kehrte ins Hauptquartier der Fünften Armee zurück, um zu melden, er glaube nicht, dass sich die Forts noch einen Tag halten könnten, wenn sie keinerlei französische Unterstützung zu sehen bekämen. «Sie müssen die französischen Truppen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel vorüberziehen sehen. Eine Kapelle ist unerlässlich», betonte er. Drei französische Bataillone – ein Regiment von etwa 3'000 Mann – wurden noch am selben Abend in Marsch gesetzt und stiessen am nächsten Morgen zu den Verteidigern von Namur. Diese erreichten damit eine Stärke von 37'000 Mann. Die deutschen Truppen, die vom 21. bis zum 24. August an dem Sturm beteiligt waren, zählten zwischen 107'000 und 153'000 Mann mit 400 bis 500 Geschützen.

Am Abend des 21. August berichtete Sir John French an Kitchener, er glaube nicht, dass es vor dem 24. zu ernsthaften Kämpfen kommen werde. «Ich denke, ich übersehe die Lage genau, und ich betrachte sie als vorteilhaft für uns», schrieb er. Er überblickte sie jedoch nicht so genau, wie er dachte. Als am nächsten Tag die britischen Truppen auf der Strasse nach Mons marschierten, «in der allgemeinen Richtung Soignies», meldeten Kavalleriepatrouillen ein deutsches Korps, das sich auf der Strasse Brüssel-Mons gleichfalls auf Soignies zu bewegte. Aus ihrer derzeitigen Position konnte man schliessen, dass sie das Dorf noch am Abend erreichen würden.

Es erschien unwahrscheinlich, dass der Feind Sir Johns Termin, den 24. August, abwarten würde. Ein britischer Flieger brachte weitere beunruhigende Nachrichten; er meldete, ein anderes deutsches Korps rücke auf einer Strasse vor, die weit genug westlich liege, um die britische Linke zu überflügeln. Umfassung! Plötzlich erhob sich das Schreckgespenst mit grausamer Deutlichkeit vor den Augen der Engländer – zumindest vor denen des Nachrichtendienstes. Die «Welle», von der Kitchener ewig redete, war nun keine blosser Einbildung mehr, sondern hier marschierten Kolonnen lebendiger Soldaten. Die Stabsoffiziere standen unter dem Einfluss Henry Wilsons und nahmen die Meldung nicht ganz ernst. Durch Wilson waren sie auf die französische Strategie eingeschworen und nicht geneigter als das französische Hauptquartier, eine beunruhigende Version über den deutschen rechten Flügel hinzunehmen. «Die Informationen, die Sie beigebracht und dem Oberkommandierenden mitgeteilt haben, scheinen etwas übertrieben zu sein», erklärten sie und liessen den Marschbefehl unverändert.

Sie waren sich bewusst, auf dem Schauplatz früherer Triumphe zu stehen. Fünfzehn Kilometer südlich von Mons kamen sie durch Malplaquet an der Grenze zwischen Frankreich und Belgien und sahen am Strassenrand den Denkstein, der den Ort bezeichnete, an dem Marlborough die Armeen Ludwigs XIV. besiegt und sich Unsterblichkeit in einem französischen Volkslied erworben hatte. Vor ihnen, zwischen Mons und Brüssel, lag Waterloo. Da sie nun, fast genau hundert Jahre nach der Schlacht, auf dieses ruhmvolle Kampffeld zurückkehrten, konnten sie nicht anders als zuversichtlich sein.

Als sich die Spitzen ihrer Kolonnen am 22. August Mons näherten, sah eine Gruppe einer Kavallerieschwadron, die die Strasse nördlich des Kanals erkundete, vier Reiter auf sich zukommen. Sie wirkten fremd. Im selben Augenblick erblickten die fremden Reiter die Briten und verhielten. Es war wie ein Atemhalten, dann wurde jedem klar, dass er den Feind vor sich hatte. Die Ulanen wendeten, um sich wieder mit dem Rest ihrer Schwadron zu vereinigen, und galoppierten zurück. Die Briten jagten hinter ihnen her und holten sie in den Strassen von Soignies ein. In einem scharfen Scharmützel fanden sich die Ulanen «durch ihre langen Lanzen behindert, und nicht wenige warfen sie weg». Die Briten töteten drei oder vier und verliessen siegreich den etwas beengten Ort des Renkontres. Rittmeister Hornby, der Führer der Schwadron, erhielt als erster britischer Offizier, der einen Deutschen mit dem neu eingeführten Kavalleriesäbel getötet hatte, eine Auszeichnung. Der Krieg hatte korrekt und mit den ermutigendsten Ergebnissen begonnen.

Nachdem es auf der Strasse nach Soignies, wie erwartet, zur ersten Feindberührung gekommen war, hatte der Stab keine Veranlassung mehr, seine Auffassung über die Stärke oder Stellung des Feindes zu ändern. Wilson schätzte die deutschen Truppen, die den Briten gegenüberstanden, auf ein oder möglicherwei-

se zwei Korps und eine Kavalleriedivision, was weniger oder höchstens genauso viel war wie die zwei Korps und die Kavalleriedivision des Expeditionskorps. Wilsons energisches Wesen, seine Zuversicht und seine anerkannte Vertrautheit mit dem Gelände und den Franzosen wirkten überzeugender als die Berichte der Geheimdienstoffiziere – zumal Frontoffiziere traditionsgemäss den Schätzungen ihrer Kameraden vom Nachrichtendienst misstrauen, weil sie unterstellen, dass diese stets das Schlimmste annehmen. Der Tod Sir James Griersons, der unter den Engländern am meisten von der deutschen Militärtheorie und -praxis verstand, hatte Wilsons Theorien Oberwasser gegeben, die ein Abklatsch der Auffassungen des französischen Hauptquartiers waren. So wurde die Schlacht am folgenden Tag vom Stab und den Korpskommandeuren mit Zuversicht erwartet, die Sir John allerdings nicht teilte. Dieser war noch immer in düsterer Stimmung; er zögerte – fast wie ein zweiter Lanrezac. Als General Smith-Dorrien, der eben in Frankreich eingetroffen war, um Griersons Stelle einzunehmen, sich am 21. August meldete, wurde ihm gesagt, er solle «auf der Linie des Condékanals zum Kampf antreten». Auf seine Frage, ob damit Offensive oder Defensive gemeint sei, erhielt er zur Antwort, er habe «den Befehlen nachzukommen». Was Sir John vor allem beunruhigte, war, dass er nichts über Lanrezacs Operationsplan auf seiner rechten Flanke wusste und befürchtete, es werde eine Lücke zwischen ihnen entstehen. Am 22. August morgens machte er sich in einem Automobil zu einer Besprechung mit seinem unerfreulichen Nachbarn auf; als er aber unterwegs hörte, Lanrezac habe sich nach vorn in das Korpshauptquartier in Mettet begeben, wo das X. Korps jetzt in hitzigem Gefechte lag, kehrte er um, ohne ihn gesehen zu haben. Im Hauptquartier empfing ihn eine gute Nachricht. Die 4. Division, die man beim Aufbruch in England zurückgelassen hatte, war in Frankreich eingetroffen und befand sich auf dem Vormarsch. Die stets wachsende Bedrohung in Gestalt des deutschen Vormarsches durch Belgien und der Rückzug der belgischen Armee nach Antwerpen hatten Kitchener bestimmt, sie über den Kanal zu senden.

General von Kluck war über das Kavalleriegeplänkel auf der Strasse nach Soignies überraschter als die Engländer. Die französischen und englischen Geheimhaltungsmassnahmen waren so gut, dass er bis zu diesem Augenblick von seinem englischen Gegenüber nichts geahnt hatte. Er wusste, dass sie gelandet waren; das war ihm aus einer belgischen Zeitung bekannt, die Kitcheners offizielles Communiqué über die gelungene Landung des britischen Expeditionskorps «auf französischem Boden» veröffentlicht hatte. Diese Nachricht vom 20. August war das erste Wort, das England, die Welt und der Feind von der Landung erfuhren. Kluck dachte noch immer, die Landung hätte bei Ostende, Dünkirchen und Calais stattgefunden – vor allem deswegen, weil er es glauben wollte; denn seine Absicht war, die Engländer zusammen mit den Belgiern «anzufallen und zu zersprengen», ehe er auf die Franzosen stiess.

Nun musste er auf seinem Marsch von Brüssel her sich darum sorgen, dass die Belgier in seinem Rücken einen Ausfall aus Antwerpen machen könnten und er möglicherweise mit einem Flankenangriff der Engländer rechnen müsse, die seiner Meinung nach irgendwo rechts von ihm in Belgien aufmarschierten. Er versuchte immer wieder, seine Armee nach Westen zu verschieben, um die Engländer stellen und angreifen zu können, aber Bülow mit seiner ständigen Angst vor einer Lücke erteilte stets neue Befehle, die ihn nach innen zurückzogen. Kluck protestierte, doch Bülow gab nicht nach. «Die Erste Armee könnte sich sonst zu weit entfernen und nicht mehr imstande sein, die Zweite Armee zu unterstützen», sagte er. Sobald Kluck bei Soignies merkte, dass die Engländer sich genau vor ihm befanden, versuchte er wieder nach Westen auszuholen, um dem Feind in die Flanke zu kommen. Als Bülow ihn erneut daran hinderte, protestierte er wütend bei der Obersten Heeresleitung. Dort hatte man noch weniger Ahnung, wo die Engländer sich etwa befinden könnten, als die Alliierten von der Lage des deutschen rechten Flügels. «Es besteht hier die Ansicht, dass Landungen grösseren Umfangs noch nicht erfolgt sind», erklärte die Oberste Heeresleitung und lehnte Klucks Vorschlag ab. Kluck war damit jeder Möglichkeit beraubt, den Feind zu umfassen. Ihm blieb nur der Frontalangriff, und voller Zorn marschierte er in Richtung Mons. Sein Befehl für den 23. verlangte, er solle den Kanal überqueren, das Gelände nach Süden besetzen und den Feind nach Maubeuge zurückdrängen, während er ihm gleichzeitig den Rückzug von Westen her abschneide.

An jenem 22. August hatte Bülow auf seiner Linken mit Hausen ebensoviel Sorgen wie mit Kluck auf der Rechten. Wenn Kluck die Tendenz hatte vorzuprelen, so neigte Hausen dazu, zurückzubleiben. Bülow plante, nachdem Vorausabteilungen seiner Armee schon jenseits der Sambre mit Lanrezacs X. Korps im Gefecht lagen, eine Vernichtungsschlacht in einem gemeinsamen Grossangriff mit seiner eigenen und der Hausenschen Armee. Aber am 22. war Hausen noch nicht bereit. Bülow beklagte sich bitter über unzulängliche Zusammenarbeit seitens seines Nachbarn. Hausen wiederum beklagte sich in ebenso bitteren Worten über Bülows ständige Hilfsforderungen. Da entschloss Bülow sich, nicht länger zu warten, und warf drei Korps in einen heftigen Angriff auf die Sambrelinie.

Während dieses und des nächsten Tages gerieten Bülows und Lanrezacs Armeen in der Schlacht von Charleroi aneinander, in die am Ende des ersten Tages auch Hausens Armee noch eingriff. Das waren dieselben zwei Tage, an denen die französische Dritte und Vierte Armee in den nebligen Wäldern der Ardennen mit dem Verderben rangen. Lanrezac befand sich in Mettet, um die, Schlacht zu leiten, aber seine Tätigkeit bestand dabei weitgehend aus qualvollem Warten auf Divisions- und Korpskommandeure, die nach rückwärts berichten sollten, was bei ihnen vorging. Diese wiederum fanden es schwierig genug, herauszubekommen, was bei den Einheiten vorging, die teils unter schwerem Feuer lagen, teils in Dörfern



in Strassenkämpfe verwickelt waren oder erschöpft und blutend rückwärts taumelten, zumal kaum ein Offizier übrig war, der eine Meldung hätte machen können. Man bekam in Mettet handgreifliche Beweise, noch ehe Berichte einliefen. Ein Wagen mit einem verwundeten Offizier fuhr auf dem Platz vor, auf dem Lanrezac und sein Stab sorgenvoll auf und ab schritten; die Unruhe hatte sie aus dem Haus getrieben. In dem Verwundeten erkannte man General Boë, den Kommandeur einer Division des X. Korps. Mit aschgrauem Gesicht und schreckgeweiteten Augen flüsterte er Hely d'Oissel, der an den Wagen lief, unter Schmerzen stockend zu: «Sagen Sie ihm... sagen Sie dem General... wir haben ausgehalten... solange wir konnten.»

Das III. Korps, das zur Linken des X. vor Charleroi lag, meldete «schreckliche Verluste». Nachdem die Deutschen im Laufe des Tages in die Industriestadt beiderseits des Flusses eingedrungen waren, kämpften die Franzosen verbissen, um sie wieder hinauszwerfen. Als die Deutschen in dichterem Schwärmen angriffen – wie sie es immer taten, ehe sie eines Besseren belehrt wurden – gaben sie ein unvergleichliches Ziel für die 7, 5er ab. Die 7, 5er, die 15 Schuss in der Minute abgeben konnten, verfügten nur über Granaten, mit denen bloss 2,25 Schuss pro Minute möglich waren. Bei Charleroi fochten die «Turkos» der beiden algerischen Divisionen – lauter Freiwillige – genauso tapfer, wie ihre Väter bei Sedan gekämpft hatten. Ein Bataillon griff eine deutsche Batterie an und erledigte die Kanoniere mit dem Bajonett; bei seiner Rückkehr waren von seinen 1030 Mann nur zwei unverletzt. Je nach den Umständen in den verschiedenen Abschnitten wurden die Franzosen durch den Artilleriebeschuss aus Batterien, die sie meist nicht einmal sehen oder erreichen konnten, entweder zur Raserei gebracht oder demoralisiert. Sie empfanden eine ohnmächtige Wut, wenn sie die deutschen Flugzeuge wie Falken am Himmel auftauchen sahen, die das Artilleriefeuer leiteten und auf deren Flug über die französischen Linien unweigerlich ein erneuter Granatenhagel folgte.

Am Abend musste Lanrezac melden, dass das X. Korps «zum Rückzug gezwungen» sei, nachdem «es schwer gelitten» habe; das III. Korps sei in «heftige Kämpfe verwickelt» und habe «schwere Verluste» an Offizieren; das VIII. Korps auf dem linken Flügel sei intakt, General Sordets Kavalleriekorps auf der äussersten Linken jedoch «weitgehend erschöpft» und gleichfalls zum Rückzug gezwungen, so dass eine Lücke zwischen der Fünften Armee und den Engländern entstehe. Es stellte sich heraus, dass diese Lücke mehr als fünfzehn Kilometer betrug und einem ganzen feindlichen Korps Raum gab. Lanrezac war so besorgt, dass er sich mit einer Botschaft an Sir John French wandte und ihn ersuchte, die Franzosen zu entlasten, indem er Bülow's rechte Flanke angreife. Sir John erwiderte, das könne er nicht, versprach aber, vierundzwanzig Stunden lang die Linie des Monskanals zu halten.

Während der Nacht wurde Lanrezacs Lage noch stärker gefährdet, als von Hau-

sen vier frische Korps und 340 Geschütze an der Maas einsetzte. Er griff während der Nacht an und bildete Brückenköpfe jenseits des Flusses. Franchet d'Espereys I. Korps, das die Aufgabe hatte, den Maaslauf an der rechten Seite der Front Lanrezacs zu halten, ging zu Gegenangriffen über. Es war das einzige Korps der Fünften Armee, das sich in seiner Stellung eingrub.

Hausens Absicht war laut Befehlen der Obersten Heeresleitung, südwestlich in Richtung auf Givet anzugreifen, wo er voraussichtlich auf die Nachhut der Lanrezacschen Armee stossen würde, die dann zwischen ihm und Bülow eingekesselt und vernichtet werden konnte. Bülow jedoch, dessen Einheiten in diesem Abschnitt nicht weniger Schläge erhalten als ausgeteilt hatten, war zu einem massiven Entscheidungsangriff entschlossen und befahl Hausen, direkt westwärts in Richtung auf Mettet das Gros der Fünften Armee anzugreifen, statt ihm südwestwärts die Rückzugslinie abzuschneiden. Hausen fügte sich, und das war ein Fehler. Damit war er für den ganzen 23. August durch einen Frontalangriff auf die gut verteidigten Stellungen und die kraftvolle Führung des Franchet d'Espereyschen Korps gebunden und liess Lanrezacs Rückzugslinie offen. Durch diese Lücke sollte die Gelegenheit zu einer Vernichtungsschlacht entschwinden.

Den ganzen hellen, heissen Tag lang war am 23. August der Sommerhimmel von den hässlichen schwarzen Wölkchen der platzenden Granaten gesprenkelt. Die Franzosen hatten sie sofort «*marmites*» getauft, nach dem gusseisernen Suppentopf, der auf jedem französischen Herd stand. «*Il plut des marmites*» (es regnete Granaten), war alles, was ein erschöpfter Soldat hinterher von diesem Tage zu sagen wusste. An manchen Stellen griffen die Franzosen immer noch an, um die Deutschen hinter die Sambre zurückzuwerfen, an einigen hielten sie stand, während sie an anderen in schlimmer Unordnung und Auflösung zurückgingen. Die Strassen waren mit langen Zügen belgischer Flüchtlinge verstopft, die, von Staub bedeckt, mit kleinen Kindern und Bündeln beladen, Schubkarren vor sich herschoben und sich matt und erschöpft ohne Ziel, ohne Heimstatt und Zuflucht vorwärts bewegten, immer nur nach Norden, auf der Flucht vor dem schrecklichen Brüllen der Geschütze.

Die Flüchtlingszüge passierten Philippeville, gut dreissig Kilometer von Charleroi entfernt, wo Lanrezac an jenem Tag sein Hauptquartier hatte. Lanrezac stand auf dem Markt, die rotbehosten Beine weit gespreizt, die Hände auf den Rücken gelegt, sah mit verdüstem Gesicht zu und sagte kein einziges Wort. Über der schwarzen Bluse wirkte sein dunkles, volles Gesicht nahezu blass und wie eingefallen. Er fühlte sich «den schlimmsten Befürchtungen ausgeliefert». Von allen Seiten drängte der Feind gegen ihn. Das Hauptquartier liess jegliche Führung vermissen; man wollte dort nur wissen, was er von der Lage halte. Lanrezac spürte die Lücke äusserst schmerzhaft, die durch den Rückzug der Kavallerie Sordets entstanden war. Mittags traf die Nachricht ein, die man befürchtet hatte

und doch nicht glauben wollte, dass nämlich die belgische 4. Division Namur aufgab. Die Stadt, die den Zusammenfluss von Sambre und Maas beherrschte, und auch die Forts auf den dahinterliegenden Höhen würden bald in Bülows Händen sein. Von General Langle de Cary, dem Führer der Vierten Armee, kam keine Antwort, obwohl Lanrezac ihm am Morgen eine Ordonnanz geschickt und ihn ersucht hatte, seine Bewegungen so vorzunehmen, dass der Abschnitt, in dem ihre beiden Truppen sich berührten, gestärkt würde.

Lanrezac wurde von seinem Stab gedrängt, er möge Franchet d'Esperey, der eine verlockende Möglichkeit meldete, einen Gegenangriff erlauben. Eine deutsche Einheit, die sich auf der Verfolgung des zurückweichenden X. Korps befand, bot ihm ihre Flanke dar. Andere wieder plädierten leidenschaftlich für einen Gegenangriff auf der äussersten Linken durch das XVIII. Korps, um damit den Druck auf die Engländer zu mildern, die an jenem Tage bei Mons dem vollen Einsatz der Kluckschen Armee standzuhalten hatten. Zum Ärger der Verfechter einer Offensive lehnte Lanrezac ab. Er verhielt sich schweigend, gab keine Befehle und wartete. In dem Streit, den seine Kritiker und Anhänger über die Schlacht von Charleroi noch Jahre danach austragen sollten, hatte jeder seine eigene Version darüber, was sich wohl an jenem Nachmittag im Herzen des Generals abgespielt haben mochte. Den einen erschien er kleinmütig oder gelähmt, andere sahen in ihm den Mann, der seine Chancen in einer undurchsichtigen und gefährvollen Situation kühl abwog. Da das Hauptquartier ihm keine Direktiven gab, musste er die Entscheidung selbst treffen.

Am späten Nachmittag kam es zu dem für diesen Tag entscheidenden Vorfall. Truppen der Hausenschen Armee weiteten einen Brückenkopf über die Maas bei Onhaye südwestlich von Dinant aus. Franchet d'Esperey warf ihnen sofort eine Brigade unter General Mangin entgegen, um die Gefahr abzuwenden, die die Fünfte Armee vom Rücken her bedrohte. Gleichzeitig erhielt Lanrezac endlich Nachricht von General de Langle. Sie hätte nicht schlimmer sein können. Die Vierte Armee war nicht nur in den Ardennen ohne Erfolg geblieben – wie es ein zurückliegendes Communiqué des Hauptquartiers meldete – sondern auch zum Rückzug gezwungen worden, so dass nunmehr die ganze Maaslinie zwischen Sedan und Lanrezacs rechter Flanke ungeschützt lag. Damit wurde plötzlich die Anwesenheit der Sachsen von Hausens in Onhaye zu einer zusätzlichen Bedrohung. Lanrezac glaubte – «ich musste glauben» – dass diese feindlichen Kräfte die Vorhut einer Armee seien, die durch de Langles Rückzug freie Bahn bekäme und noch verstärkt würde, wenn man sie nicht unverzüglich zurückschläge. Er konnte noch nicht wissen, dass General Mangins Brigade die Sachsen in einem glänzenden Bajonettangriff aus Onhaye hinauswerfen würde.

Zu alledem lief auch noch die Nachricht ein, dass das III. Korps vor Charleroi angegriffen worden sei, sich nicht habe behaupten können und zurückgehe. Kommandant Duruy kam mit der Meldung, die Deutschen hätten die nördlichen Forts

von Namur eingenommen und marschierten in die Stadt ein. Lanrezac kehrte ins Korpshauptquartier bei Chimay zurück, wo ihm «die Schlappe der Vierten Armee bestätigt wurde, die sich seit dem Morgen auf dem Rückzug befindet, und zwar mit einem Kurs, der die rechte Flanke der Fünften Armee völlig ungedeckt lasse».

Lanrezac erschien die Gefahr auf seiner Rechten «akut». Er wurde den Gedanken an jene andere Katastrophe nicht los, genau an derselben Stelle, wo de Langles Armee jetzt zurückwich und «wo vor 44 Jahren unsere Armee von den Deutschen eingekreist und zur Kapitulation gezwungen wurde – jenes fürchterliche Desaster, das unsere Niederlage endgültig machte – was für eine Erinnerung»!

Sollte Frankreich von einem zweiten Sedan verschont bleiben, so musste die Fünfte Armee vor der Vernichtung bewahrt werden. Lanrezac war sich jetzt darüber klar, dass sich die französischen Armeen auf der ganzen Linie von den Vogesen bis zur Sambre auf dem Rückzug befanden. Solange die Armeen noch existierten, war die Niederlage nicht irreparabel wie seinerzeit bei Sedan; der Kampf konnte weitergehen. Aber wenn die Fünfte Armee vernichtet würde, käme die ganze Linie ins Wanken, und die Folge wäre eine totale Niederlage. Ein Gegenangriff, mochte er noch so dringend notwendig sein und noch so tapfer durchgeführt werden, konnte die Lage im Ganzen nicht retten.

Endlich brach Lanrezac das Schweigen. Er gab den Befehl zum allgemeinen Rückzug, in dem vollen Bewusstsein, dass man ihn für einen «catastrophard» halten würde, dessen man sich entledigen musste – was ja auch tatsächlich geschah. Nach seinem eigenen Bericht erklärte er einem seiner Offiziere: «Wir sind geschlagen worden, aber das Unglück lässt sich reparieren. Solange die Fünfte Armee lebt, ist Frankreich nicht verloren.» Freilich klingt dies in den Memoiren wie eine Bemerkung ex eventu, aber sie kann durchaus gefallen sein. Schicksalhafte Augenblicke sind dem Pathos förderlich, ganz besonders in Frankreich.

Lanrezac traf seine Entscheidung, von der er annahm, dass Joffre sie missbilligen werde, ohne das Hauptquartier zu Rate zu ziehen. «Der Feind bedroht meine rechte Flanke an der Maas», meldete er, «Onhaye ist besetzt, Givet bedroht, Namur gefallen.» Dieser Situation wegen und weil «die Vierte Armee ausfiel», befahl er den Rückzug der Fünften Armee. Mit dieser Meldung schwand die letzte Hoffnung der Franzosen, den alten Feind in einem kurzen Krieg schlagen zu können. Die letzte der französischen Offensiven war gescheitert. Joffre missbilligte den Entschluss tatsächlich – aber nicht an jenem Abend. In den trüben und bitteren Stunden des Sonntagabend, jenes 23. August, an dem der gesamte französische Kriegsplan zusammenbrach, als niemand genau wissen konnte, was von Abschnitt zu Abschnitt eigentlich vorging, und das Gespenst eines zweiten Sedan nicht mehr nur vor Lanrezac auftauchte, da stellte das Hauptquartier den Rückzug der Fünften

Armee weder in Frage, noch gab es einen Gegenbe fehl. Joffre erkannte die Entscheidung zwar durch sein Schweigen an, aber er verzieh sie nicht.

Später sollte es im offiziellen Bericht über die Schlacht von Charleroi heissen, dass General Lanrezac «im Glauben, er sei auf der rechten Flanke bedroht, anstelle eines Gegenangriffs einen Rückzug befohlen habe». Das war zu einer Zeit, als das Hauptquartier einen Sündenbock für das Fehlschlagen des Planes 17 brauchte und sich dafür den Führer der Fünften Armee aussuchte. In der Stunde seiner Entscheidung jedoch erhob im Hauptquartier niemand den Einwand, General Lanrezac «glaube» nur, auf v der rechten Flanke bedroht zu sein, ohne dass es sich in der Tat so verhalte, was ja die Nachkriegsformulierung impliziert.

Weit auf der Linken waren seit dem frühen Morgen die britische Armee und von Klucks Truppen in einen Zweikampf über den achtzehn Meter breiten Kanal von Mons hinweg verstrickt. Durch den frühen Morgennebel und den Regen brach die Augustsonne und kündigte grosse Hitze für spätere Stunden an. Die Sonntagsglocken läuteten wie üblich, und die Leute aus den Bergwerksdörfern gingen in ihren schwarzen Sonntagskleidern in die Kirche zur Messe. Der Kanal mit den Industriegeleisen und Fabrikhöfen an seinen Ufern war schwarz von Schlamm und roch nach chemischen Rückständen aus Hochöfen und Fabriken. Zwischen kleinen Gemüsebeeten, Weiden und Obstgärten erhoben sich überall die spitzen grauen Schlackenhalde wie Hexenhüte und verliehen der Landschaft ein bizarres, unnatürliches Aussehen. Der Krieg schien hier weniger monströs.

Die Engländer hatten beiderseits von Mons Stellung bezogen. Nach Westen hin hielt das von General Smith-Dorrien kommandierte II. Korps die fünfundzwanzig Kilometer lange Kanalstrecke zwischen Mons und Condé besetzt und füllte einen Bogen östlich von Mons aus, wo der Kanal eine etwa drei Kilometer breite und zwei Kilometer tiefe Schleife macht. Rechts vom II. Korps bildete General Haigs I. Korps eine Diagonalfrent zwischen Mons und dem linken Flügel der Lanrezacschen Armee. Die von General Allenby, dem späteren Eroberer von Jerusalem, kommandierte Kavalleriedivision wurde in Reserve gehalten. Gegenüber von Haig lag die Trennlinie zwischen Klucks und Bülow's Armee. Kluck hielt sich so weit wie möglich westlich, und dadurch wurde Haigs Korps in den Kämpfen vom 23. August nicht angegriffen, die in Geschichte und Legende unter dem <sup>1</sup> Namen «Schlacht von Mons» bekannt werden sollten.

Sir John French's Hauptquartier befand sich in Le Cateau, etwa fünfundvierzig Kilometer südlich von Mons. Die fünf Divisionen, die er an einer knapp vierzig Kilometer langen Front zu dirigieren hatte – Lanrezac's Front dehnte sich über mehr als fünfundsiebzig Kilometer und umfasste dreizehn Divisionen – hätten es kaum nötig gehabt, dass er so weit hinten blieb. Vielleicht hatte seine Unschlüssigkeit zu dieser Wahl geführt. Die Meldungen seiner Luft- und Kavallerieaufklärung machten

ihm Sorgen, er wusste nichts Genaues von seinem Nachbarn, fühlte sich unbehaglich wegen ihrer beider gemeinsamen Frontlinie, die im Zickzack verlief und dem Feind vielfache Gelegenheit bot, und das alles nahm ihm genauso wie Lanrezac die Lust zum Angriff.

Am Abend vor der Schlacht berief er die älteren Stabsoffiziere beider Korps und der Kavalleriedivision nach Le Cateau und teilte ihnen mit, dass «infolge des Rückzugs der französischen Fünften Armee» die britische Offensive nicht stattfinden werde. Ausser ihrem X. Korps, das aber gar nicht mit der britischen Armee in Berührung stand, befand sich die Fünfte Armee zu dieser Zeit nicht auf dem Rückzug; aber Sir John French musste ja jemandem die Schuld geben. Aus demselben kameradschaftlichen Geist hatte General Lanrezac einen Tag früher das Ausbleiben der britischen Armee als Grund dafür angeführt, dass er bezüglich der Offensive versagte. Wie Lanrezac damals seinem Korps befohlen hatte, die Sambrelinie zu halten, statt über den Fluss hinweg anzugreifen, so gab Sir John French jetzt Befehl, die Kanallinie zu halten. Trotz Henry Wilson, der noch immer von der grossen Offensive nach Norden träumte, durch die Belgien von den Deutschen gesäubert werden sollte, wurden die Kommandeure mit der Möglichkeit einer ganz anderen Massnahme vertraut gemacht. General Smith-Dorrien griff das auf und befahl um 2.30 Uhr morgens, die Brücken über den Kanal für die Sprengung vorzubereiten. Das war eine vernünftige Vorsichtsmassnahme, die jedoch für die Franzosen nicht in Frage kam, wodurch diese im August 1914 so enorme Verluste zu verzeichnen hatten. Fünf Minuten vor Beginn der Schlacht verfügte Smith-Dorrien weiter, dass die Brücken auf Divisionsbefehl zerstört werden sollten, «falls ein Rückzug sich als notwendig erweist».

Als Sir John um sechs Uhr morgens den Korpskommandeuren seine letzten Weisungen gab, hatte er – oder sein Stab – noch die gleiche Vorstellung vom Umfang der feindlichen Kräfte, mit denen sie sich messen sollten: ein oder höchstens zwei Armeekorps, dazu Kavallerie. In Wirklichkeit hatte von Kluck in jenem Augenblick vier Korps und drei Kavalleriedivisionen – 160'000 Mann mit 600 Geschützen – gegenüber dem Expeditionskorps, das 70'000 Mann und 300 Geschütze zählte. Von den zwei Reservekorps von Klucks lag eines zwei Tagemärsche zurück, und das zweite war als Deckung gegen Antwerpen zurückgelassen worden.

Um neun Uhr vormittags eröffneten die ersten deutschen Geschütze das Feuer auf die britischen Stellungen, wobei der Angriff sich zunächst gegen den Frontbogen richtete, den die Kanalschleife bildete. Die Brücke bei Nimy und der nördlichste Punkt des Bogens waren Brennpunkte des Angriffs. Da die Deutschen in dichten Schwärmen anrückten, boten sie die «vollkommensten Zielscheiben» für die britischen Schützen; gut eingegraben und entsprechend ausgebildet, gaben diese ein so rasches und genau gezieltes Feuer ab, dass die Deutschen glaubten, sie hätten Maschinengewehre vor sich. Nachdem mehrere Angriffswellen niedergemäht worden

waren, holten sie stärkere Kräfte heran und gingen in gelöster Formation vor. Die Engländer hatten Befehl zu «hartnäckigem Widerstand» und hielten ihr Feuer vom Frontbogen trotz ständig wachsender Verluste aufrecht. Von 10.30 Uhr an hatte sich die Schlacht dem geraden Abschnitt des Kanals entlang nach Westen ausgedehnt, da die Deutschen eine Batterie nach der anderen ins Gefecht warfen, erst vom III., dann vom IV. Korps.

Um drei Uhr nachmittags, als die britischen Regimenter im Frontbogen dem Artilleriebeschuss und den Infanterieangriffen sechs Stunden lang standgehalten hatten, wurde der Druck auf die dezimierten Reihen zu stark. Nachdem sie die Brücke bei Nimy gesprengt hatten, zogen sie sich kompanieweise auf eine zweite Verteidigungslinie zurück, die zwei oder drei Kilometer weiter rückwärts vorbereitet worden war. Da die Aufgabe des vorspringenden Kanalstücks die Truppen gefährdete, die die gerade Linie hielten, erteilte man auch diesen nun den Befehl zum Rückzug, womit sie um fünf Uhr nachmittags begannen. Bei Jemappes, wo die Schleife in den geraden Lauf übergeht, und bei Mariette, drei Kilometer westlich, ergab sich plötzlich eine neue Gefahr, als sich herausstellte, dass die Brücken mangels eines Zünders, der die Ladung zur Explosion bringen sollte, nicht gesprengt werden konnten. Ein Vorstoss der Deutschen über den Kanal mitten in die zurückgehende Truppe hinein konnte den geregelten Rückzug in eine wilde Flucht verwandeln und möglicherweise sogar zu einem Durchbruch führen. Hauptmann Wright von den königlichen Pionieren, mutig wie ein Horatier, hangelte sich unter der Brücke von Mariette entlang und versuchte, die unterbrochenen Kontakte zu flicken. In Jemappes arbeiteten ein Korporal und ein Gemeiner anderthalb Stunden lang unter dauerndem Beschuss an der gleichen Aufgabe. Sie hatten Erfolg und wurden ausgezeichnet, aber Hauptmann Wright hatte kein Glück, obwohl er, schon verwundet, einen zweiten Versuch machte. Auch er erhielt eine Auszeichnung, fiel aber drei Wochen später an der Aisne.

Während des Spätnachmittags wurde unter ständigen Feuerüberfällen die schwierige Absetzbewegung so durchgeführt, dass jedes Regiment den Rückzug des benachbarten deckte, bis alle die Stellungen und Dörfer der zweiten Verteidigungslinie erreicht hatten. Die Deutschen, die anscheinend unter den Kämpfen tagsüber genauso gelitten hatten, machten keine ernsthafte Anstrengung, den Übergang über die unzerstörten Brücken zu erzwingen, und zeigten auch keine Lust zur Verfolgung. Im Gegenteil, in der Dämmerung hörten die zurückgehenden Engländer die deutschen Hornsignale für «Feuer einstellen», dann den unvermeidlichen Gesang, und schliesslich schwieg alles jenseits des Kanals.

Zum Glück für die Engländer hatte von Kluck aus der grossen zahlenmässigen Überlegenheit seiner Truppen keinen Nutzen gezogen. Da er wegen der hemmenden Befehle Bülow's nicht imstande war, die Flanke des Feindes ausfindig zu machen und zu umfassen, war er mit seinen beiden mittleren Korps, dem III. und IV., frontal auf die Engländer gestossen und hatte die bei einem derartigen Angriff unvermeidli-

chen Verluste erlitten. Ein deutscher Reservehauptmann des III. Korps sah sich als einzigen Überlebenden seiner Kompanie und als einzigen überlebenden Kompanieführer seines Bataillons. «Sie sind jetzt meine einzige Stütze», lamentierte der Major. «Das Bataillon ist ein Trümmerhaufen, mein schönes, stolzes Bataillon ...» und das Regiment ist «ein Häuflein nur, zusammengeschossen, zusammengebrochen». Der Oberst des Regiments, der wie jedermann im Kriege den Verlauf des Kampfes nur danach beurteilen konnte, was seiner eigenen Einheit zustieß, verbrachte eine sorgenvolle Nacht, denn – so sagte er – «wenn die Engländer die leiseste Ahnung haben, wie es hier bei uns aussieht, machen sie heute nacht einen Gegenangriff und rennen uns vollends über den Haufen».

Keines der Kluckschen Flankenkorps, weder das II. Korps auf der rechten noch das IX. auf der linken Seite, war in die Schlacht geworfen worden. Wie der Rest der Ersten Armee hatten sie in elf Tagen zweihundertvierzig Kilometer hinter sich gebracht und waren auf den Strassen mehrere Marschstunden weit hinter den beiden Korps im Zentrum auseinandergesogen. Hätten sie am 23. August alle miteinander angegriffen, so hätte die Geschichte vielleicht einen anderen Verlauf genommen. Während des Nachmittags war sich von Kluck einmal seines Irrtums bewusst geworden und hatte den beiden Korps im Zentrum befohlen, die Engländer festzuhalten, bis die Flankenkorps zur Umfassung herangezogen werden und eine Vernichtungsschlacht liefern könnten. Ehe es soweit war, sahen sich die Engländer gezwungen, ihre Pläne von Grund auf zu ändern.

Henry Wilson hatte sich innerlich noch nicht umgestellt und drängte mit ritterlichem Ungestüm nach vorn, ohne sich klarzumachen, dass Plan 17 unter den gegebenen Verhältnissen ebensowenig anwendbar war wie etwa der Langbogen. Gleich Joffre, der noch sechs Stunden nach Eingang von de Langles Bericht über die Katastrophe in den Ardennen auf der Offensive bestehen konnte, wollte Wilson, selbst nachdem die Kanallinie hatte aufgegeben werden müssen, doch am nächsten Tag zur Offensive übergehen. Er hatte «sorgfältige Berechnungen» angestellt und war zu dem Schluss gekommen, dass «wir nur ein Korps und eine Kavalleriedivision (möglicherweise zwei Korps) uns gegenüber» hätten. Er «überzeugte» Sir John French und Murray, dass es sich so verhalte, «mit dem Ergebnis, dass man mir erlaubte, Befehle für einen Angriff am nächsten Tag auszuarbeiten». Um acht Uhr abends, als er eben seine Arbeit beendet hatte, wurde diese durch ein Telegramm Joffres zunichte gemacht; in ihm wurde den Engländern mitgeteilt, es liege nunmehr überreiches Beweismaterial dafür vor, dass die Kräfte auf der Gegenseite sich auf drei Korps und zwei Kavalleriedivisionen beliefen. Das hatte mehr Durchschlagskraft als Wilson und setzte jedem Gedanken an Angriff ein Ende.

Schlimmere Nachrichten folgten. Um elf Uhr nachts traf Leutnant Spears nach eiliger Fahrt aus dem Hauptquartier der Fünften Armee ein und brachte die bittere



Kunde, dass General Lanrezac die Schlacht abbreche und die Fünfte Armee auf eine Linie im Rücken des Expeditionskorps zurücknehme. Spears' Zorn und Bestürzung darüber, dass diese Entscheidung getroffen worden war, ohne die Engländer zu hören oder zu informieren, war nicht geringer als bei Oberst Adelbert in dem Augenblick, in dem er erfuhr, König Albert habe sich entschlossen, nach Antwerpen zurückzugehen. Das klingt unüberhörbar noch aus dem Bericht, den Spears siebzehn Jahre später geschrieben hat.

Nach Lanrezacs Rückzug hing das britische Expeditionskorps in der Luft und befand sich in unmittelbarer Gefahr. In einer sorgenvollen Konferenz beschloss man, die Truppen sofort zurückzunehmen, sobald nur Befehle ausgeschrieben und an die Front geleitet werden könnten. Der seltsame Ort, den Smith-Dorrien sich für sein Hauptquartier ausgesucht hatte, war Anlass von Verzögerungen, die Menschenleben kosten sollten. Es befand sich nämlich in einem bescheidenen privaten Landhaus, das den ziemlich grossartigen Namen «Château de la Roche» trug und bei Sars-la-Bruyère lag, einem Weiler an einer entlegenen Landstrasse, die schon bei Tag nicht leicht zu finden war, geschweige denn mitten in der Nacht, noch dazu ohne Telegraf- oder Telefonverbindung. Selbst Marlborough und Wellington hatten es nicht verschmäht, günstiger gelegene, wenn auch weniger vornehme Hauptquartiere an der Hauptstrasse zu beziehen, der eine in einer Abtei, der andere in einer Schenke. Die Befehle für Smith-Dorrien mussten mit dem Auto übermittelt werden und erreichten ihn erst um drei Uhr morgens, während Haigs I. Korps, das nicht in der Schlacht gewesen war, seine Befehle telefonisch eine Stunde früher erhielt und so in der Lage war, seinen Rückzug noch vor Tagesanbruch vorzubereiten und in die Wege zu leiten.

Inzwischen waren die beiden deutschen Flankenkorps herangeführt worden, der Angriff wurde erneuert, und der Rückzug des II. Korps, das den ganzen Tag unter Feuer gelegen hatte, begann unter denselben Bedingungen. In der Verwirrung erhielt ein Bataillon seinen Befehl überhaupt nicht; es kämpfte, bis es umzingelt und fast alle seine Männer gefallen, verwundet oder gefangengenommen waren. Nur zwei Offiziere und zweihundert Mann kamen davon.

So endete der erste Kampftag für die britischen Soldaten, die zum erstenmal seit dem Krimkrieg einem europäischen Feind gegenüberstanden, und zwar in der ersten Schlacht auf europäischem Boden seit Waterloo. Es war eine bittere Enttäuschung, sowohl für das I. Korps, das durch Staub und Hitze heranmarschiert war und nun kehrtmachen und wieder zurückmarschieren musste, fast ohne einen Schuss abgegeben zu haben, wie noch viel mehr für das II. Korps, das auf seine Leistung im Kampf mit einem berühmten und furchtbaren Gegner stolz war, dabei aber gar nichts wusste von dessen zahlenmässiger Überlegenheit und dem Rückzug der Fünften Armee, und das deshalb den Rückzugsbefehl nicht verstehen konnte.

Es war eine «ernste» Enttäuschung für Henry Wilson, der Kitchener und dem Kabinett die Schuld gab, weil sie nur vier statt sechs Divisionen geschickt hatten. Wären alle sechs dagewesen, sagte er mit jener grossartigen Unfähigkeit, einen Irrtum einzugestehen, die ihn schliesslich Feldmarschall werden liess, «so wäre dieser Rückzug ein Vormarsch gewesen und die Niederlage ein Sieg».

Wilson's Zuversicht und Hochstimmung kamen ins Wanken, und Sir John French, der schon in seinen besten Zeiten launisch war, versagte gänzlich. Obwohl kaum länger als eine Woche in Frankreich, verleideten die Spannungen, die Sorge und seine Verantwortung zusammen mit dem unkameradschaftlichen Verhalten Lanrezacs und nicht zuletzt mit der Enttäuschung am ersten Tag der Schlacht ihm sein Kommando. Seinen Bericht am nächsten Tage schloss er mit einer unheilverkündenden Bemerkung, aus der man schliessen musste, dass er seine Pläne bereits unter dem Blickwinkel der Abreise traf: «Ich meine, dass unverzüglich die Aufmerksamkeit auf die Verteidigung von Le Havre gelenkt werden sollte.» Le Havre, an der Seinemündung, lag ungefähr hundertfünfzig Kilometer südlich vom ursprünglichen britischen Landungsplatz bei Boulogne.

Das war die Schlacht von Mons. Da sie das erste Eingreifen der Engländer in einem Kriege darstellte, der später der «Grosse Krieg» heissen sollte, hat man sie rückblickend mit allem ausgestattet, was zur Grösse gehört, und ihr im britischen Pantheon einen Platz eingeräumt, der sie gleichberechtigt neben die Schlachten von Hastings und Azincourt stellt. Es rankten sich sogar Legenden um sie, wie etwa die von den Engeln von Mons. Alle Soldaten waren tapfer, alle Gefallenen Helden. Die Taten eines jeden Regiments wurden bis zur letzten Stunde und Kugel der Schlacht aufgezeichnet, bis Mons nur noch geheimnisvoll durch einen Schleier von Ruhm und Ritterlichkeit schimmerte, der ihm den Glorienschein eines Sieges gab. Zweifellos haben die Engländer bei Mons tapfer und gut gekämpft, besser als eine Reihe französischer Einheiten, aber nicht besser als viele andere; nicht besser als die Belgier bei Haelen oder die Turkos bei Charleroi oder General Mangins Brigade bei Onhaye oder der Feind bei verschiedenen anderen Gelegenheiten. Die Schlacht dauerte neun Stunden, ehe der Rückzug einsetzte; in ihr kämpften zwei Divisionen, das heisst 35'000 englische Soldaten, die englischen Verluste betragen insgesamt 1600 Mann, und der Vormarsch der Armee von Klucks wurde um einen Tag verzögert. Während der «Grenzschlachten», zu denen die von Mons gehörte, standen siebzig französische Divisionen, d.h. etwa 1'250'000 Mann, zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Abschnitten und vier Tage hindurch im Kampf. Die französischen Verluste während dieser vier Tage betragen mehr als 140'000 Mann, d.h. das Doppelte der Gesamtzahl des damaligen britischen Expeditionskorps in Frankreich.

Nach den beiden Schlachten von Charleroi und Mons blieb Belgien bedeckt vom Staub der zerstörten Mauern seiner Häuser und von den Schlachentrümmern wie von Pockennarben gezeichnet zurück. Verschmutztes Heu, das die Soldaten als Lager benutzt hatten, lag in den Strassen umher neben verlassenen Bündeln und blutbefleckten Verbänden. «Und über alledem lag ein Geruch», schrieb Will Irwin, «den ich noch nie in einem Buch über den Krieg erwähnt fand – der Geruch einer halben Million ungewaschener Menschen... Er lag tagelang über jeder Stadt, durch die die Deutschen zogen.» Derein mischte sich der Geruch von Blut, Arznei, Pferdemist und Toten. Die Toten sollten eigentlich vor Mitternacht von ihren eigenen Truppen begraben werden, aber oft waren es zu viele und die Zeit zu kurz. Schlimmer war es noch mit den Pferden, deren Körper noch länger unverscharrt und aufgedunsen lagen und in Verwesung übergingen. Man konnte belgische Bauern sehen, die – wie auf Bildern von Millet – über ihre Spaten gebeugt sich bemühten, die Toten von ihren Feldern wegzuräumen, nachdem die Truppen weitergezogen waren.

Verlassen unter den Leichen lagen die Überreste des Planes 17 und schimmernde Fetzen der französischen Dienstvorschrift: «...die französische Armee kennt hinfort kein Gesetz als das der Offensive... die Offensive allein führt zu positiven Ergebnissen.»

Joffre blieb in einer geheimnisvollen Weise auch jetzt noch ungerührt, wo er inmitten des Zusammenbruchs aller Hoffnungen Frankreichs stand, wo die Verantwortung für diese Katastrophe letztlich auf seinen Schultern ruhte, Frankreichs Grenzen aufgebrochen waren und jede einzelne seiner Armeen sich auf dem Rückzug befand oder verzweifelt darum kämpfte, eine Verteidigungslinie zu halten. Dadurch, dass er unverzüglich die Planer freisprach und alle Schuld auf die Durchführenden schob, war er in der Lage, sich sein Selbstvertrauen ebenso rein und vollkommen zu erhalten wie sein Vertrauen in Frankreich, und auf diese Weise wiederum konnte er die einzig wesentlichen Vorkehrungen in all den Schwierigkeiten der vor ihm liegenden Tage treffen.

Am Morgen des 24. August, als «man sich der Beweiskraft der Tatsachen», wie er es ausdrückte, «nicht mehr verschliessen konnte», meldete er Messimy, dass die Armee «zu einer Verteidigungshaltung verurteilt» sei und gestützt auf den Festungsgürtel aushalten und dabei versuchen müsse, den Feind zu zermürben, bis sich eine günstige Gelegenheit biete, die Offensive wieder aufzunehmen. Er machte sich unverzüglich daran, die Rückzugslinien festzulegen und eine Umgruppierung seiner Armeen vorzubereiten, um eine Massierung zu erreichen, die ihm die Erneuerung des Angriffs von der an der Sonne geplanten Verteidigungslinie aus ermöglichen sollte. Ein kurz zuvor aus Petersburg eingelaufenes Telegramm von Paléologue hatte ihn zu der Hoffnung ermutigt, dass die Deutschen sehr bald Truppen aus dem Westen an die bedrohte Russlandfront abrufen müssten, und am Morgen seines eigenen Unglückstages wartete Joffre sehnsüchtig darauf, etwas von der russischen

Dampfwalze zu hören. Doch alles, was zu ihm drang, war ein sibyllinisches Telegramm mit der Meldung, dass in Ostpreussen «ernste strategische Probleme» bereinigt würden, und mit dem Versprechen «weiterer Offensivoperationen».

Neben der Neubildung seiner Linien bestand Joffres dringendste Aufgabe darin, die Ursache des Fehlschlages festzustellen. Ohne einen Augenblick zu zögern, fand er sie in «schweren Mängeln seitens der Kommandeure». Tatsächlich waren einige unter der furchtbaren Verantwortung ihres Kommandos zusammengebrochen. Ein General der Artillerie musste vor Charleroi den Platz des Kommandeurs des III. Korps einnehmen, der in den kritischsten Augenblicken des Kampfes nirgends zu finden war. In der Schlacht in den Ardennen beging ein Divisionskommandeur des VI. Korps Selbstmord. Menschen erweisen sich genau wie alle Pläne als fehlbar, wenn jene Imponderabilien wirksam werden, die in den Manövern fehlen: Gefahr, Tod und Einsatz menschlichen Potentials. Joffre jedoch, für den der Plan unfehlbar sein musste, wollte auch den Menschen keine Unzulänglichkeiten zugestehen. Er verlangte die Namen aller Generäle, die sich schwach oder unfähig gezeigt hatten, und verlängerte mit unbarmherziger Hand die Liste der *Limogés*. Da er, wie Henry Wilson, keinen Fehler in der Theorie oder Strategie zugab, konnte er das Misslingen der Offensive «trotz der zahlenmässigen Überlegenheit, die ich unseren Armeen gesichert zu haben glaubte», nur einem «Mangel an Offensivgeist» zuschreiben. Er hätte statt Mangel «Übermass» sagen sollen. Denn bei Morhange in Lothringen, bei Rossignol in den Ardennen und bei Tamines an der Sambre lag die Ursache des Versagens nicht an zuwenig, sondern an zuviel *cran* der Franzosen. In einem «Tagesbefehl für alle Armeen», der am Tag unmittelbar nach dem Debakel erlassen wurde, verbesserte das Hauptquartier das Wort «Mangel» in «Missverständnis». Die Dienstvorschrift, hiess es da, war «missverstanden oder fehlerhaft angewendet» worden. Infanterieangriffe waren aus zu grosser Distanz und ohne Artillerieunterstützung geführt worden und hatten deshalb Verluste durch Maschinengewehrfeuer gezeitigt, die sich hätten vermeiden lassen. Künftig müsse erobertes Gelände «sofort zur Verteidigung eingerichtet» und «Gräben angelegt» werden. Der «Kapitalfehler» habe in mangelnder Koordinierung zwischen Artillerie und Infanterie bestanden, und hier sei Berichtigung eine «absolute Notwendigkeit». Die 7, 5er müssten mit grösster Reichweite feuern. «Schliesslich müssen wir dem Feind darin nachzueifern, dass Flugzeuge zur Vorbereitung von Artillerieangriffen eingesetzt werden.» Was man auch sonst an militärischen Fehlern den Franzosen vorwerfen konnte, mangelnde Bereitschaft, aus Erfahrungen zu lernen, gehörte nicht dazu, zumindest nicht auf taktischem Gebiet.

Weniger schnell war das Hauptquartier, wenn es galt, den Fehler im Bereiche seiner eigenen Strategie zu suchen, selbst dann noch, als das *Deuxième Bureau* am 24. August eine verblüffende Entdeckung machte: es hatte herausgefunden, dass

den aktiven Korps des Feindes Reservekorps folgten, die dieselbe Korpsnummer trugen. Dieser erste Nachweis für den Einsatz von Reserveeinheiten in vorderster Linie war die Antwort auf die Frage, wie die Deutschen es fertiggebracht hatten, auf dem rechten Flügel und im Zentrum gleich stark zu sein. Doch auch das liess Joffre noch nicht auf den Gedanken kommen, dass Plan 17 vielleicht eine angreifbare Grundlage haben könnte. Er hielt ihn noch immer für einen guten Plan, der infolge schlechter Ausführung fehlgeschlagen war. Als er nach dem Krieg bei einer parlamentarischen Untersuchung der Gründe für die Katastrophe, die Frankreich der Invasion aussetzte, zur Aussage aufgefordert wurde, wollte man auch seine Meinung über die Vorkriegstheorie des Stabes hören, nach der es um so besser für Frankreich sein sollte, je stärker der rechte deutsche Flügel sei. «Aber das glaube ich immer noch», erwiderte Joffre. «Der Beweis dafür ist, dass unsere Grenzschlachten gerade darauf angelegt waren und dass wir freie Bahn gehabt hätten, wenn sie erfolgreich ausgegangen wären... Ja noch mehr, sie hätten Erfolg gehabt, wenn die Vierte und Fünfte Armee gut gekämpft hätten. In diesem Falle wäre nämlich der gesamte deutsche Vormarsch erledigt gewesen.»

An dem dunklen Augustmorgen 1914, an dem der Rückzug begann, war es weniger die Vierte als die Fünfte Armee und deren Führer, denen er die Hauptschuld gab. Obwohl auch der Groll der Briten sich über dem Haupt General Lanrezacs zusammenschloss, erklärte ein anonym Sprecher der britischen Armee letztlich doch, dass Lanrezacs Entschluss, am 23. August zurückzugehen, anstatt zum Gegenangriff zu schreiten, «ein zweites Sedan» verhindert habe. Derselbe Sprecher fügte im Hinblick auf Lanrezacs früheres Beharren auf Verlegung der Fünften Armee westlich der Maas nach Charleroi hinzu: «Es besteht kein Zweifel, dass diese Änderung des Plans das britische Expeditionskorps und vermutlich auch die französische Armee vor der Vernichtung gerettet hat.»

Am 24. August jedoch war weiter nichts klar, als dass die französischen Armeen sich auf dem Rückzug befanden und der Feind mit erbarmungsloser Gewalt vorrückte. Das Ausmass des Debakels war der Öffentlichkeit bis zum 25. August unbekannt. Da verkündeten die Deutschen die Einnahme Namurs mit 5'000 Gefangenen. Diese Nachricht erschreckte die ganze Welt so, dass niemand sie glauben wollte. In London hatte die *Times* prophezeit, Namur werde eine Belagerung von sechs Monaten aushalten, und jetzt war es in vier Tagen gefallen. Im Tonfall der Bestürzung und des *understatement* hiess es nun in England, man sei sich klar, dass der Fall von Namur «allgemein einen entschiedenen Nachteil» darstelle und dass «die Chancen einer raschen Beendigung des Krieges sich beträchtlich vermindert» hätten.

Wie sehr sie sich vermindert hatten und wie weit man vom Kriegsende entfernt war, wusste noch keiner. Niemand konnte erkennen, dass die grösste Schlacht des Krieges schon geschlagen war, wenn man von der Anzahl der beteiligten Truppen

und von der relativen wie absoluten Höhe der Verluste in vergleichbaren Zeiträumen ausging. Niemand konnte damals schon die Folgen voraussehen: dass nämlich die endgültige Besetzung von ganz Belgien und Nordfrankreich die Deutschen in den Besitz des Industriepotentials beider Länder brachte, der Industrieanlagen Lüttichs, der Kohle aus der Borinage, des lothringischen Eisenerzes, der Werke in Lille, der Flüsse, Eisenbahnen und der Landwirtschaft, und dass diese Besetzung alle späteren Versuche, einen Kompromissfrieden oder einen «Frieden ohne Sieg» zu schliessen, blockierte und den Krieg um vier weitere Jahre verlängerte; denn sie schraubte einerseits die deutschen Ansprüche hoch und liess andererseits in den Franzosen den Entschluss reifen, bis zum letzten um Wiedererlangung ihres Besitzes und Wiedergutmachung zu kämpfen.

Alles das sind aus der Rückschau gewonnene Erkenntnisse. Der 24. August brachte den Deutschen einen ungeheuren Zuwachs an Zuversicht. Sie sahen vor sich nur geschlagene Armeen, der Genius Schlieffens hatte sich bewährt, ein entscheidender Sieg schien greifbar nahe. In Frankreich schrieb Präsident Poincaré in sein Tagebuch: «Wir müssen uns innerlich sowohl auf Rückzug wie auch auf Invasion einstellen. Soviel zu den Illusionen der letzten vierzehn Tage. Die Zukunft Frankreichs hängt jetzt von seiner Widerstandskraft ab.»

*Elan* allein hatte nicht genügt.

## 15 «Die Kosaken kommen!»

Am 5. August fuhr in Petersburg Frankreichs Botschafter Paléologue an einem Kosakenregiment vorbei, das gerade an die Front ausrückte. Als der General die französische Flagge am Wagen des Botschafters sah, beugte er sich vom Pferde herab, um Paléologue zu umarmen, und bat um die Erlaubnis, ihm sein Regiment vorführen zu dürfen. Während Paléologue von seinem Wagen aus ernst die Truppen an sich vorüberziehen sah, richtete der General zwischen den Kommandos an die Mannschaften aufmunternde Rufe an den Botschafter: «Wir werden diese Preussen erledigen!... Kein Preusse mehr, kein Deutschland mehr!... Wilhelm nach St. Helena!»

Die Russen waren, da ihr Streit mit Österreich den Krieg so sehr beschleunigt hatte, Frankreich dankbar für seine Bündnistreue und bemühten sich, ihrerseits die gleiche Loyalität bei der Unterstützung der französischen Planung zu beweisen. «Unser eigentliches Ziel», musste der Zar pflichtschuldigst erklären, obwohl ihm gar nicht so prahlerisch zumute war, «ist die Vernichtung der deutschen Armee». Er versicherte den Franzosen, dass er die Operationen gegen Österreich als «zweit-rangig» betrachte und dem Grossfürsten befohlen habe, «den Weg nach Berlin um jeden Preis und so bald wie möglich freizumachen».

Der Grossfürst war in den letzten Tagen der Krise zum Oberkommandierenden ernannt worden, obwohl Suchomlinow, der diesen Posten für sich selbst ins Auge gefasst hatte, ein ernstzunehmender Rivale war. Doch selbst ein russisches Regime in den letzten Tagen der Romanows war nicht so verrückt, dass es sich in einem Krieg gegen Deutschland für den deutschfreundlichen Suchomlinow entschieden hätte, als es zwischen diesen beiden Männern wählen musste. Immerhin blieb er noch Kriegsminister.

Vom Augenblick der Kriegserklärung an begannen die Franzosen ihre Verbündeten zur Eile anzutreiben, da sie nicht genau wussten, ob Russland auch wirklich durchführen wolle und könne, was es versprochen hatte. «Ich flehe Eure Majestät an», bat Botschafter Paléologue in einer Audienz beim Zaren am 5. August, «Ihren Armeen eine sofortige Offensive zu befehlen, da sonst die Gefahr besteht, dass die französische Armee überwältigt wird». Nicht zufrieden damit, beim Zar vorgesprochen zu haben, ging Paléologue auch zum Grossfürsten, der dem Botschafter versicherte, er habe die Absicht, am 14. August eine energische Offensive zu beginnen

und damit den versprochenen Termin – den 15. Mobilisierungstag – einzuhalten, ohne die Konzentration aller seiner Truppen abzuwarten. Der Grossfürst setzte, obwohl er sonst berühmt war für seine unkonventionelle, ja bisweilen unmögliche Ausdrucksweise, eine Botschaft an Joffre auf, in der er Töne anschlug wie ein Held aus alten Zeiten. «Im festen Glauben an den Sieg», hiess es in seinem Telegramm, werde er auf dem Vormarsch gegen den Feind neben seiner eigenen Standarte die Fahne der französischen Republik führen, die Joffre ihm 1912 auf einem Manöver überreicht habe.

Dass die Durchführungsvorbereitungen den Frankreich gegebenen Versprechungen erst in weitem Abstand folgten, war nur allzu offenbar, und vielleicht lag hier der Anlass für die Tränen, die der Grossfürst vergossen haben soll, als er zum Oberkommandierenden ernannt wurde. Nach dem Bericht eines Kameraden «schien er völlig unvorbereitet für diese Aufgabe und verbrachte nach seinen eigenen Worten viele Stunden mit Weinen, als er den kaiserlichen Befehl erhalten hatte, weil er nicht wusste, wie er seine Obliegenheiten in Angriff nehmen sollte». Da er von einem führenden russischen Historiker als für seine Aufgabe «hervorragend qualifiziert» angesehen wird, mag der Grossfürst weniger seiner selbst wegen als vielmehr um Russland und die ganze Welt geweint haben. Über dem Jahr 1914 lastete eine Atmosphäre, die jeden, der sie verspürte, um die Menschheit zittern liess. Auch den kühnsten und resoluteiten Männern kamen die Tränen. Messimy eröffnete am 5. August eine Kabinettsitzung mit einer Ansprache voller Kraft und Zuversicht, brach jedoch mitten darin ab, verbarg den Kopf in den Händen und konnte vor Schluchzen nicht weiterreden. Winston Churchill verlor die Nerven, als er das britische Expeditionskorps verabschiedete und ihm seine Siegeswünsche aussprach, und beim Abschied von Henry Wilson «weinte er so sehr, dass er seinen Satz nicht beenden konnte». Bis zu einem gewissen Grade konnte man eine solche Gemütsbewegung auch in Petersburg feststellen.

Die Kameraden des Grossfürsten waren nicht eben die festesten Stützen. Stabschef war 1914 General Januschkewitsch, ein junger Mann von vierundvierzig Jahren mit einem schwarzen Schnurrbart und lockigem schwarzen Haar, der hauptsächlich dadurch auffiel, dass er keinen Vollbart trug, und der vom Kriegsminister «noch ein Kind» genannt wurde. Mehr Höfling als Soldat, hatte er im Krieg gegen Japan nicht mitgekämpft, obwohl er im selben Garderegiment wie Nikolaus II. gedient hatte, was natürlich ein Grund für rascheste Beförderung war. Er hatte die Kriegsschule absolviert und war später ihr Kommandeur gewesen, hatte zum Stab des Kriegsministeriums gehört und war, als der Krieg ausbrach, gerade erst drei Monate Stabschef. Wie der deutsche Kronprinz war er völlig von seinem Stellvertreter abhängig, dem General Danilow, einem Mann, der hart arbeitete, strenge Zucht hielt und geistig die stärkste Potenz im Stab war. Januschkewitschs Vorgänger im Amt des Stabschefs, General Jilinsky, hatte es vorgezogen, auf diesen Posten zu verzich-

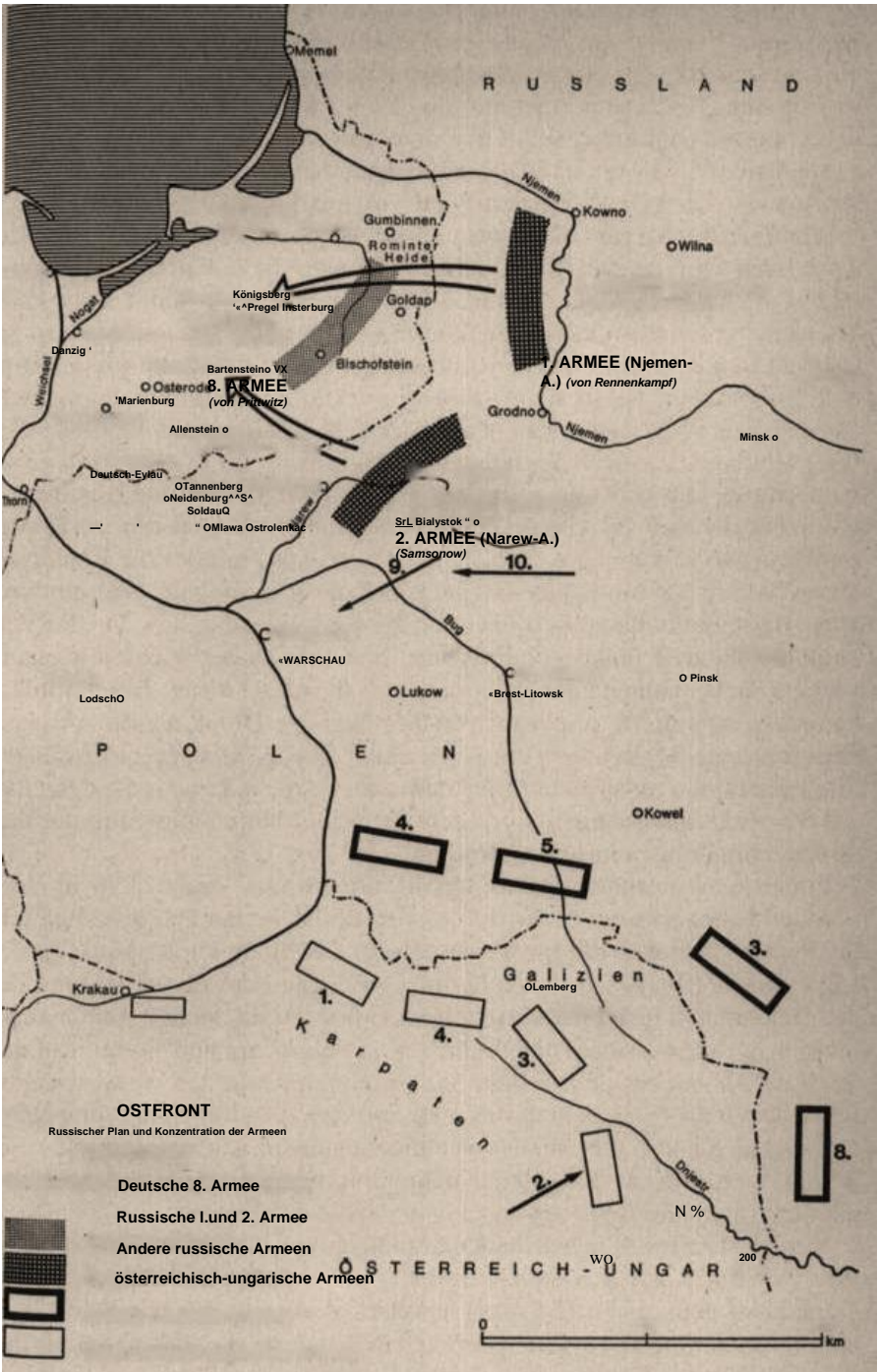


ten, und hatte Suchomlinow überredet, ihn zum Kommandeur des Warschauer Militärdistriktes zu ernennen. Er hatte jetzt unter dem Grossfürsten das Oberkommando über die nordwestliche Armeegruppe an der Front gegen Deutschland inne. Den Russisch-Japanischen Krieg hatte er, ohne sich besonders auszuzeichnen, aber auch ohne geradezu einen Fehler zu verschulden, als Stabschef des Oberkommandierenden, des Generals Kuropatkin, mitgemacht; und nachdem er erst einmal um diesen Prestigeverlust herumgekommen war, hatte er es fertiggebracht, sich ohne besondere persönliche Beliebtheit und militärisches Talent in den oberen Rängen zu halten.

Russland hatte keinerlei Vorbereitungen getroffen, um den vorverlegten Angriffstermin, der den Franzosen versprochen worden war, einhalten zu können. Man musste im letzten Moment improvisieren. Ein besonderes System wurde angeordnet: die «Vormobilisierung», mit deren Hilfe gewisse Stufen der Vorbereitung übersprungen und mehrere Tage gewonnen werden konnten. Ein ganzer Strom von Telegrammen aus Paris, von Paléologue überzeugungskräftig formuliert, sorgte dafür, dass der Druck anhielt. Am 6. August hiess es im Befehl des russischen Generalstabes, es sei wichtig, Massnahmen «für eine energische und möglichst frühzeitige Offensive gegen Deutschland zur Entlastung der Franzosen zu treffen, jedoch natürlich erst, wenn genügend Truppen verfügbar sind». Am 10. August war die Vorbehaltsklausel «genügend Truppen» gefallen. Der Befehl dieses Tages lautete: «Selbstverständlich ist es unsere Pflicht, Frankreich im Hinblick auf den grossen Schlag, den Deutschland vorbereitet, zu unterstützen. Diese Unterstützung muss in Form des schnellstmöglichen Vormarsches gegen Deutschland erfolgen, wobei jene deutschen Truppen angegriffen werden, die in Ostpreussen zurückgeblieben sind.» Die Erste und Zweite Armee erhielten den Befehl, am 14. Mobilmachungstag (13. August) zum Vormarsch «bereitzustehen», obwohl sie in diesem Falle ohne Nachschubeinheiten aufbrechen mussten, die vor dem 20. Mobilmachungstag (19. August) nicht völlig versammelt sein konnten.

Die Organisationschwierigkeiten waren ungeheuer; das eigentliche Problem lag, wie der Grossfürst es Poincaré gegenüber einmal bekannte, darin, dass in einem so riesigen Reich wie Russland niemals jemand genau wusste, ob ein ausgegebener Befehl auch zugestellt worden war. Mangel an Telefondraht, an Telegrafenausüstung und geschultem Nachrichtenpersonal machten jede präzise oder schnelle Nachrichtenübermittlung unmöglich. Knappheit an motorisierten Beförderungsmitteln bremste in Russland alles ab. Im Jahre 1914 besass die Armee 418 motorisierte Transportfahrzeuge, 259 Personenkraftwagen und zwei motorisierte Krankenwagen. (Sie hatte jedoch 320 Flugzeuge.) Die Folge war, dass der Nachschub, sobald er den Ausladebahnhof verliess, auf Pferdefuhrwerke angewiesen blieb.

Nachschub war bestenfalls Glückssache. Zeugenaussagen in Prozessen nach dem Krieg mit Japan enthüllten ein weitgespanntes System von Schiebung und Bestechung, das wie ein Maulwurfsbau die Armee unterhöhlte.



R U S S L A N D

Memel

Njemen

Kowno

Wilna

Gumbinnen  
Rominten  
Heide

Königsberg  
Pregel  
Msterburg

Goldap

1. ARMEE (Njemen-A.)  
(von Rennenkampf)

Bartensteino VX  
8. ARMEE  
(von Pritwitz)

Bischofstein

Grodno

Minsk

Danzig

Osterodo

Marienburg

Allenstein

Deutsch-Eyläu

O Tannenberg

Neidenburg

Soldau

Omlawa Ostrolenka

2. ARMEE (Narew-A.)  
(Samsonow)

Srl Bialystok

9

10

WARSCHAU

Lodz

Lukow

Brest-Litowsk

Pinsk

P O L E N

Kowel

4.

5.

3.

Galizien

Lemberg

1.

4.

3.

Krakau

Karpaten

2.

8.

N %

200

ÖSTERREICH-UNGAR

WO

Als sogar der Gouverneur von Moskau, General Reinbot, der Bestechlichkeit bei der Vergabe von Armeeaufträgen überführt wurde und ins Gefängnis kam, konnte er immer noch genügend persönliche Verbindungen in Bewegung setzen, die ihm nicht nur eine Begnadigung, sondern sogar einen neuen Posten verschafften. Als der Grossfürst seinem Intendanturstab zum erstenmal als Oberkommandierender gegenübertrat, redete er ihn mit den Worten an: «Meine Herren, gestohlen wird nicht.»

Wodka, ein anderer traditioneller Kriegsgefährte, wurde verboten. Bei der letzten Mobilmachung im Jahre 1904 waren die Soldaten schwankend und taumelnd eingerückt, und in den Regimentsdepots hatte ein solcher Wirrwarr von betrunkenen Schläfern und zerbrochenen Flaschen geherrscht, dass man eine Woche zusätzlich gebraucht hatte, um wieder Ordnung zu schaffen. Als jetzt die Franzosen erklärten, eine Verzögerung von vierundzwanzig Stunden könne zum tödlichen Verhängnis werden, verfügte Russland ein vorübergehendes Alkoholverbot für die Dauer der Mobilmachung. Das war tatsächlich ein drastischer und zuverlässiger Beweis dafür, dass die ehrliche Absicht bestand, die französischen Bitten um Eile zu erfüllen. Die Verfügung vom 22. August allerdings, mit der die Regierung dieses Verbot auf die Dauer des ganzen Krieges ausdehnte, war ein typisches Beispiel für die Unbesonnenheit der letzten Romanows. Da der Verkauf von Wodka Staatsmonopol war, beschnitt dieser Ukas mit einem Schläge die Einnahmen der Regierung um ein volles Drittel. Es sei wohlbekannt, kommentierte ein bestürztes Mitglied der Duma diesen Akt, dass kriegführende Regierungen durch verschiedenartige Steuern und Auflagen ihre Einnahmen zu vermehren suchten, «aber dass ein Land in Kriegszeiten auf die Hauptquelle seiner Einkünfte verzichtet hätte – das ist in der Geschichte bisher noch nicht dagewesen».

In der letzten Stunde des 15. Mobilisierungstages, um elf Uhr in einer schönen Sommernacht, begab sich der Grossfürst aus der Hauptstadt in sein Feldhauptquartier in Baranowitschi, einem Eisenbahnknotenpunkt an der Linie Moskau-Warschau, etwa halbwegs zwischen der deutschen und der österreichischen Front. Er stand mit seinem Stab und deren Familienangehörigen nachdenklich auf dem Bahnsteig in Petersburg und wartete auf den Zar, der kommen und seinen Oberkommandierenden verabschieden sollte. Doch die Eifersucht der Zarin siegte über die Höflichkeit, und Nikolaus erschien nicht. Abschiedsworte und Segenssprüche wurden mit leiser Stimme gesprochen, die Männer nahmen schweigend ihre Plätze im Zug ein und traten ihre Reise an.

Hinter der Front gingen die Bemühungen um die Aufstellung der Armeen weiter. Russische Kavallerie hatte auf Erkundungsritten deutsches Gebiet seit dem ersten Kriegstag sondiert. Auf ihren Einfällen gelang es ihnen weniger, den deutschen Vorpostenschleier zu durchdringen, als den deutschen Zeitungen einen Vorwand für schreiende Schlagzeilen und wüste Geschichten von der Grausam-

keit der Kosaken zu liefern. Schon am 4. August hörte ein Offizier in Frankfurt, also im äussersten Westen Deutschlands, Gerüchte, dass 30'000 Flüchtlinge aus Ostpreussen unterwegs seien und in Frankfurt untergebracht werden sollten. Der deutsche Generalstab wurde allmählich durch die Forderungen, Ostpreussen vor den slawischen Horden zu schützen, von seiner Aufgabe abgelenkt, nach Möglichkeit die ganze militärische Schlagkraft auf den Kampf gegen Frankreich zu konzentrieren.

Am 12. August frühmorgens eröffnete ein Detachement der von General Rennenkampf kommandierten Ersten Armee, bestehend aus einer Kavalleriedivision unter General Gurko und einer Infanteriedivision, als Vorausabteilung die Invasion Ostpreussens und nahm die Stadt Marggrabowa acht Kilometer hinter der Grenze. Als die Russen ständig feuernd durch die Aussenbezirke geritten und auf dem leeren Marktplatz angekommen waren, fanden sie die Stadt unverteidigt und von den deutschen Truppen verlassen. Die Läden waren geschlossen, aber die Bewohner standen an den Fenstern. Auf dem flachen Land floh die Bevölkerung Hals über Kopf vor den herannahenden Schwadronen, ehe es noch zum Kampfe kam, als wäre das alles vorbereitet. Am ersten Vormittag sahen die Russen, wie sich entlang ihrer Marschroute schwarze Rauchsäulen erhoben, die sich beim Näherkommen nicht etwa als Bauernhöfe und Häuser entpuppten, die von ihren Besitzern vor der Flucht in Brand gesteckt waren, sondern als Strohhäufen, die man angezündet hatte, um die Richtung des Einmarsches zu markieren. Allorts fanden sich Anzeichen einer systematischen Vorbereitung durch die Deutschen. Auf Hügeln waren hölzerne Wachtürme errichtet worden. Fahrräder standen bereit für Bauernbuben von zwölf bis vierzehn Jahren, die als Melder eingesetzt waren. Man fand deutsche Soldaten, die – als Bauern, ja sogar als Bauersfrauen verkleidet – Beobachterdienste zu erfüllen hatten. Letztere erkannte man, vermutlich im Verlaufe nichtmilitärischer Handlungen, an ihrer ärarischen Unterwäsche; aber viele wurden wahrscheinlich nie gefasst, da es ja, wie General Gurko mit Bedauern eingestand, nicht möglich war, jeder Frau in Ostpreussen die Röcke hochzuheben.

General Rennenkampf erhielt General Gurkos Meldungen von geräumten Städten und fliehender Bevölkerung und schloss daraus, dass die Deutschen so weit östlich von ihrer Basis an der Weichsel keinen ernsthaften Widerstand planten. Er war darum in erster Linie darauf bedacht, voranzukommen, und sorgte sich deshalb nicht so sehr um seinen unvollständigen Nachschubdienst. Dem schneidigen, kräftigen einundsechzigjährigen Offizier mit dem offenen Blick und dem aufgezwirbelten Schnurrbart ging der Ruf eines kühnen und entschlossenen Mannes voraus, der sich während des Boxeraufstandes, als Kommandeur einer Kavalleriedivision im Russisch-Japanischen Krieg und als Führer der Strafexpedition nach Tschita, die die Überreste der Revolution von 1905 unbarmherzig beseitigte, als geschickter Taktiker erwiesen hatte. Seine militärische Tapferkeit wurde leicht

überschattet von seiner deutschen Abstammung und von irgendeiner undurchsichtigen Geschichte, die nach General Gurko «seinen moralischen Ruf beträchtlich geschädigt» hatte. Als sein seltsames Verhalten in den nächsten Wochen diese Faktoren wieder in Erinnerung rief, zweifelten seine Kollegen trotzdem nicht an seiner Loyalität Russland gegenüber.

Rennenkampf liess die Vorsichtsmassregeln General Jilinskys, des von Anfang an pessimistischen Kommandeurs der nordwestlichen Armeegruppe, ausser Acht, beschleunigte die Konzentration seiner drei Armeekorps und fünfeinhalb Kavalleriedivisionen und eröffnete am 17. August die Offensive. Seine Erste Armee mit etwa 200'000 Mann überschritt die Grenze auf einer Front von fünfzig Kilometern beiderseits der Rominter Heide. Das Ziel war die Lücke bei Insterburg, über fünfzig Kilometer oder nach russischen Begriffen etwa drei Tagemärsche von der Grenze entfernt. Sie bestand aus einer Strecke offenen Geländes, das sich knapp fünfzig Kilometer breit zwischen dem befestigten Gebiet von Königsberg im Norden und den Masurischen Seen im Süden erstreckte. Es war ein Land der kleinen Dörfer und grossen Bauernhöfe mit uneingeäunten Feldern und weiten Ausblicken von den hier und da sich erhebenden Bodenwellen aus. Hier sollte die Erste Armee durchstossen und die Hauptmasse der deutschen Truppen festhalten, bis Samsonows Zweite Armee, die von Süden um die Seensperre herunkam, heran sei und den Deutschen den entscheidenden Schlag in Flanke und Rücken versetzte. Es war vorgesehen, dass die beiden russischen Armeen sich im Gebiet von Allenstein zu einer gemeinsamen Front vereinigen sollten.

General Samsonows Ziel, etwa in der Höhe von Allenstein, lag knapp siebenzig Kilometer hinter der Grenze; das waren, wenn alles gut ging, etwa dreieinhalb oder vier Tagemärsche. Zwischen Ausgangspunkt jedoch und Ziel gab es viele Gelegenheiten für die unvorhersehbaren Zufälle im Kriege – das, was Clausewitz die «Friktionen» nannte. Da es durch Russisch-Polen nach Ostpreussen keine Ost-West-Bahnlinie gab, konnte Samsonows Armee die Grenze erst zwei Tage nach Rennenkampf überschreiten und würde schon eine Marschwoche hinter sich haben, ehe die Grenze erreicht war. Die Marschrouten führten auf sandigen Strassen durch ödes, unbebautes Land, das von Wäldern und Sümpfen durchzogen und nur spärlich von armen polnischen Bauern besiedelt war. Befand man sich erst auf feindlichem Gebiet, so würde es wenig Möglichkeiten geben, Verpflegung und Furance zu beschaffen.

Für General Samsonow bedeutete diese Gegend im Gegensatz zu Rennenkampf fremden Boden; und auch mit seiner Truppe und seinem Stab war er noch nicht vertraut. Als Achtzehnjähriger hatte er im Jahre 1877 gegen die Türken gekämpft; mit dreiundvierzig Jahren war er General; im Russisch-Japanischen Krieg hatte er gleichfalls eine Kavalleriedivision kommandiert; seit 1909 fand er als Gouverneur von Turkestan halb-militärische Verwendung. Als der Krieg aus-

brach, war er fünfundfünfzig Jahre alt und befand sich auf Krankenurlaub im Kaukasus; so erreichte er Warschau und das Hauptquartier der Zweiten Armee erst am 12. August. Die Nachrichtenverbindung zwischen seiner und der Rennenkampfischen Armee war ebenso fragmentarisch wie die zum Hauptquartier Jilinskys in der Etappe, das die Bewegungen beider Armeen koordinieren sollte. Präzision bei der Einhaltung von Terminen war ohnehin nicht die Stärke der Russen. Da man im April vor Kriegsbeginn den Feldzug in Kriegsspielen zum grossen Teil mit denselben Kommandeuren und Stäben durchgeprobt hatte, waren dem besorgten russischen Generalstab die Schwierigkeiten wohlbekannt. Diese Kriegsspiele, bei denen Suchomlinow die Rolle des Oberkommandierenden innehatte, brachten an den Tag, dass die Erste Armee zu früh aufgebrochen war; gleichwohl behielt man, als es ernst wurde, den Zeitplan unverändert bei. Rechnete man zwei Tage für Rennenkampfs Vorsprung und vier Tage für Samsonows Anmarsch, so ergab sich ein Zeitraum von sechs Tagen, in dem es die Deutschen nur mit einer einzigen russischen Armee zu tun hätten.

Am 17. August hatten die zwei Kavalleriekorps General Rennenkampfs, die seine Flanken zur Rechten und zur Linken schützten, Auftrag, nicht nur seinen Vormarsch abzuschirmen, sondern auch beide Eisenbahnlinien zu blockieren, um die Zurücknahme deutschen rollenden Materials zu verhindern. Da die Russen absichtlich eine andere Spurbreite verwandten, um sich vor einer Invasion zu schützen, konnten sie kein eigenes rollendes Material heranbringen; und das unschätzbare Eisenbahnnetz Ostpreussens wiederum konnte man nur benutzen, wenn deutsche Züge erbeutet worden waren. Natürlich hatten die Deutschen nicht viel zum Erbeuten zurückgelassen. Die russische Armee, die weiter und weiter von ihrer Basis weg in feindliches Land einrückte, bewegte sich fast von Anfang an schneller vorwärts als ihr bespannter und schlecht organisierter Nachschub. Was die Nachrichtenübermittlung anbetraf, so waren die Russen, die keinen Draht hatten, um eigene Linien zu legen, auf deutsche Telegrafestationen und -linien angewiesen, und als man deren Zerstörung feststellte, nahm man seine Zuflucht zu unverschlüsselten Funkmeldungen, da die Divisionsstäbe weder Codes noch Entschlüssler hatten.

Auch von der Aufklärung und Feuerleitung durch Flugzeuge war wenig zu erwarten, da der grösste Teil der Luftwaffe an die österreichische Front abgestellt worden war. Beim ungewohnten Anblick eines Flugzeuges begannen russische Soldaten ohne Rücksicht darauf, dass es ja schliesslich ein eigenes sein könnte, mit ihren Gewehren loszuknallen, weil sie der Meinung waren, eine so gescheite Erfindung wie diese fliegende Maschine könne nur deutschen Ursprungs sein. Der russische Soldat konsumierte Mengen von Schwarzbrot und Tee und soll davon – wieso ist freilich nicht recht einzusehen – einen typischen Pferdegeruch verbreitet haben. Bewaffnet war er mit einem vierkantigen Bajonett, das, aufs Gewehr aufgesetzt, die Waffe mannshoch und ihren Träger im Nahkampf dem

deutschen Gegner überlegen machte. An Feuerkraft und Feuerwirkung jedoch kamen zwei deutsche Divisionen drei russischen gleich. Diese russische Unterlegenheit wurde natürlich durch den gegenseitigen Hass des Kriegsministers Suchomlinow und des Oberbefehlshabers keineswegs ausgeglichen, zumal die Verbindung zwischen Front und Etappe ohnehin schlecht und die Versorgung noch schlechter war. Der Krieg hatte noch keinen Monat gedauert, als der Munitionsmangel sich schon so verheerend auswirkte und die Gleichgültigkeit oder Trägheit des Kriegsministeriums so entmutigend war, dass der Grossfürst sich am 8. September veranlasst sah, einen direkten Appell an den Zaren zu richten. An der österreichischen Front, berichtete er, müssten die Operationen gestoppt werden, bis ein Vorrat von 100 Granaten pro Geschütz erreicht sei. «Gegenwärtig haben wir nur 25 pro Geschütz. Ich finde es notwendig, Euer Majestät zu bitten, den Nachschub von Granaten zu beschleunigen.»

Der Schrei «Die Kosaken kommen!», der aus Ostpreussen erklang, brachte den deutschen Entschluss ins Wanken, bei der Verteidigung der Provinz mit den geringstmöglichen Kräften auszukommen. Die Achte Armee in Ostpreussen, die aus viereinhalb Korps, einer Kavalleriedivision, Königsberger Garnisonstruppen und einigen Landwehrbrigaden bestand, war zahlenmässig jeder der beiden russischen Armeen etwa ebenbürtig. Sie hatte Befehl von Moltke, Ost- und Westpreussen zu verteidigen, sich aber nicht von überlegenen Streitkräften oder in den Festungsbereich von Königsberg zurückdrängen zu lassen. Wenn sie sich von beträchtlich überlegenen Truppen bedroht fände, sollte sie sich hinter die Weichsel zurückziehen und Ostpreussen den Feinden überlassen. Ein derartiger Befehl enthielt «für schwache Charaktere grosse psychologische Gefahr», wie Oberst Max Hoffmann meinte, der jetzt stellvertretender Operationschef der Achten Armee war.

Der schwache Charakter, an den Hoffmann dabei dachte, war der Führer der Achten Armee, Generalleutnant von Prittwitz und Gaffron. Als Liebling des Hofes hatte Prittwitz eine Karriere gemacht, die aus einer Kette von Beförderungen bestand, und zwar nach Ansicht eines Offizierskollegen deswegen, weil er «den Kaiser bei Tisch mit lustigen Geschichten und zweideutigem Klatsch zu unterhalten verstand». Der jetzt Sechsendsechzigjährige war bei seiner Korpulenz eine Art deutscher Falstaff, «von eindrucksvoller Erscheinung, in höchstem Grade selbstbewusst, rücksichtslos bis zur Ungezogenheit und hemmungslos». Er war als «der Dicke» bekannt, hatte weder geistige noch militärische Interessen und rührte sich nur vom Fleck, wenn es unbedingt sein musste. Moltke, der ihn für unfähig hielt, den Posten eines Führers der Achten Armee auszufüllen, hatte jahrelang versucht, ihn aus dieser Stellung zu entfernen, aber seine Bemühungen hatten gegen Prittwitz' Beziehungen nichts ausrichten können. Das Äusserste, was Moltke erreichen konnte, war, dass er seinen eigenen Stellvertreter, den Grafen von Walder-

see, zum Stabschef Prittwitz' ernannte. Im August war Waldersee, der an den Nachwirkungen einer Operation litt, nach Hoffmanns Ansicht «nicht voll einsatzfähig», und da Prittwitz das ohnehin nie gewesen war, konnte Hoffmann sich befriedigt sagen, dass die wirkliche Befehlsgewalt über die Achte Armee in den Händen des bestqualifizierten Mannes lag, nämlich in seinen eigenen.

Die Sorgen um Ostpreussen wurden akut, als am 15. August Japan sich auf die Seite der Alliierten stellte und damit starke russische Streitkräfte freigab. Die deutsche Diplomatie war wieder einmal an einer Aufgabe gescheitert, bei der ihr nie Erfolg beschieden war: sie konnte Freunde weder gewinnen noch sich erhalten. Japan hatte seine eigenen Vorstellungen darüber, wo in einem europäischen Krieg seine wahren Interessen lägen, und das voraussichtliche Opfer war sich dessen durchaus bewusst. «Japan will diesen Krieg dazu benutzen, China unter seine Kontrolle zu bringen», prophezeite Präsident Yuan Shi-kai. Wie sich dann herausstellte, nahm Japan, solange die europäischen Mächte zu beschäftigt waren, als dass sie ihm Einhalt hätten gebieten können, die Gelegenheit wahr, um China die Einundzwanzig Gebote aufzuerlegen und Eingriffe in die chinesische Souveränität und in chinesisches Hoheitsgebiet vorzunehmen, die auf die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts nicht ohne Wirkung bleiben sollten. Zunächst einmal war die unmittelbare Folge des japanischen Anschlusses an die Alliierten, dass russische Truppen aus dem Fernen Osten frei wurden. Die Deutschen sahen wie mit einem Zauberschlage neue slawische Horden auftauchen und hatten einen weiteren Grund zur Nervosität, weil Ostpreussen dem Schutz der Achten Armee allein überlassen blieb.

Von Anfang an hatte General von Prittwitz Disziplinschwierigkeiten mit dem Kommandeur seines I. Korps, General von François, einem achtundfünfzigjährigen Offizier hugenottischer Abstammung, der mit seinen blitzenden Augen fast wie ein deutscher Foch wirkte. Das I. Korps rekrutierte sich aus Ostpreussen, und sein Kommandeur war entschlossen, nicht einen einzigen Slawen preussischen Boden betreten zu lassen; er drohte die Strategie der Achten Armee durcheinanderzubringen, indem er sich zu weit vorwagte.

Von Hoffmanns Berechnungen ausgehend, erwartete die Achte Armee, dass Rennenkamps Armee zuerst vorgehen werde, und richtete sich auf ein Treffen am 19. oder 20. August in der Gegend von Gumbinnen ein, etwa vierzig Kilometer von der russischen Grenze entfernt und noch vor der Lücke von Insterburg. Dreieinhalb Korps, darunter das I. Korps unter François, und eine Kavalleriedivision wurden dieser Armee entgegengeschickt, während das IV. Korps nach Südosten ging, um mit der herannahenden Armee Samsonows Fühlung aufzunehmen. Am 16. August wurde das Hauptquartier der Achten Armee nach Bartenstein verlegt, näher an die Insterburger Front, wo sich herausstellte, dass François Gumbinnen bereits erreicht und passiert hatte. Er war für sofortige Offensive, während



Hoffmanns Strategie vorsah, dass man Rennenkampfs Armee so weit herankommen lassen sollte, wie es ihr in ihren ersten zwei Marschtagen möglich wäre. Nach seiner Theorie würde die Armee um so verwundbarer sein, je weiter sie sich von ihrer Basis entfernte. Hoffmann wünschte nicht, dass ihr Vormarsch aufgehalten werde; es lag ihm vielmehr daran, sie so bald als möglich in der Gegend von Gumbinnen zu haben, damit den Deutschen Zeit bleibe, sie allein in eine Schlacht zu verwickeln, ehe sie kehrtmachen und sich Samsonow entgegenstellen müssten.

François' Vormarsch über Gumbinnen hinaus – wo er am 16. August sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte – drohte den Rest der Achten Armee zur Flankendeckung hinter ihm heranzuziehen, und das hätte ein Ausbreiten auf Kosten der Schlagkraft bedeutet. Am 16. befahl ihm Prittwitz kategorisch haltzumachen. François protestierte telefonisch und behauptete verärgert, je näher der russischen Grenze man den Feind stellte, desto weniger Gefahr bestehe für deutsches Gebiet. Prittwitz erwiderte, die Aufgabe eines Teiles von Ostpreussen sei unvermeidlich, und sandte einen schriftlichen Befehl, in dem er François daran erinnerte, dass «er allein der Kommandeur» sei, und ihm noch einmal den Vormarsch fortzusetzen verbot. François ignorierte ihn. Am 17. August mittags um ein Uhr erhielt Prittwitz «zu seiner grossen Überraschung» eine Meldung von François, dass er sich bereits im Gefecht befinde, und zwar bei Stallupönen, gut dreissig Kilometer hinter Gumbinnen und nur acht Kilometer von der russischen Grenze entfernt.

Als an jenem Morgen Rennenkampfs Armee in voller Stärke die Grenze überschritt, setzte sich sein III. Korps im Zentrum mehrere Stunden vor den beiden anderen in Bewegung, weniger einem bestimmten Plan folgend als aus mangelnder Koordinierung. Sobald russische Vortrupps die Truppen François' bei Stallupönen festgestellt hatten, wurde der Befehl zum Angriff gegeben. Ein paar Kilometer östlich der Stadt kam es zum Gefecht. General François und sein Stab beobachteten den Verlauf des Kampfes vom Stallupöner Kirchturm aus, als «in dieses die Nerven spannende Kampfbild hinein» plötzlich die Kirchenglocken mit schrecklichem Getöse über ihnen zu läuten begannen. Der ganze Turm erbebte unter den Schwingungen, das Fernrohr zitterte auf seinem Stativ, und die wütenden Offiziere liessen eine Serie von Flüchen über das Haupt des unglücklichen Ratsherrn herabprasseln, der es für seine Pflicht gehalten hatte, seine Mitbürger vor den herannahenden Russen zu warnen.

Wütend war man auch im Hauptquartier der Achten Armee, als die Meldung von François einging. Man befahl ihm telefonisch und telegrafisch, das Gefecht abubrechen, und entsandte eilends einen Generalmajor, der den Befehl persönlich bestätigen sollte. Dieser erklimmte den Kirchturm mit einem Groll, der dem der Besatzung nichts nachgab, und schrie General von François an: «Der Oberbefehlshaber befiehlt Ihnen, den Kampf sofort abubrechen und den Rückzug auf

Gumbinnen anzutreten.» Zornig über den Ton und die Form gab François hochtrabend zurück: «Melden Sie dem General von Prittwitz, General von François werde den Kampf abbrechen, wenn die Feinde geschlagen seien!»

Inzwischen war eine deutsche Brigade mit fünf Batterien von der deutschen rechten Flanke herübergeschickt worden, um die Russen im Rücken zu fassen. Da der frühe Vormarsch des russischen III. Korps und besonders seiner 27. Division, die jetzt vor Stallupönen im Gefecht lag, eine Lücke zwischen dieser Division und dem russischen Korps zu ihrer Linken hatte entstehen lassen, war sie dem deutschen Angriff schutzlos ausgeliefert. Das Regiment, über das der deutsche Angriff hereinbrach, gab nach und floh, verwickelte dabei die ganze 27. Division in den Rückzug und liess den Deutschen 3'000 Gefangene zurück. Obwohl der Rest der Armee Rennenkampf's das Tagesziel erreichte, musste die 27. Division an die Grenze zurückkehren, um sich wieder neu zu ordnen, wodurch die für den nächsten Vormarsch bestimmten Termine nicht eingehalten werden konnten. Mit stolzeschwellter Brust zog sich François noch am selben Abend in Richtung Gumbinnen zurück, nachdem er Stallupönen hatte räumen lassen, überzeugt davon, dass der Ungehorsam auch sein Gutes habe.

Trotz dieser Schlappe setzte sich Rennenkampf's Armee erneut in Marsch. Doch schon am 19. August begann sich die schlechte Organisation des Nachschubs spürbar zu machen. Noch keine fünfundzwanzig Kilometer von der eigenen Grenze entfernt, meldeten Korpskommandeure, dass die Versorgung nicht herankomme und die Nachrichtenverbindungen weder zwischen den Korps noch zum Hauptquartier hin funktionierten. Vor ihnen waren die Strassen verstopft von einem Durcheinander aus Rindvieh- und Schafherden, die von der fliehenden Bevölkerung davongetrieben wurden. Diese Flüchtlingszüge und die Rückwärtsbewegung des François'schen Korps liessen Rennenkampf und seinen Vorgesetzten, General Jilinsky, den Kommandeur der Nordwestfront, vermuten, dass die Deutschen Ostpreussen evakuierten. Das passte den Russen nicht; denn wenn die deutsche Armee sich zu früh zurückzöge, würde sie der Vernichtung durch die russische Zange entgehen. Rennenkampf befahl infolgedessen einen Stopp für die 20. Division, weniger wegen seiner eigenen Schwierigkeiten, als um den Feind vorwärts in eine Schlacht zu locken und Samsonow's Zweiter Armee Zeit zu geben, heranzukommen und den Deutschen vom Rücken her den entscheidenden Schlag versetzen zu können.

General von François war mehr als bereit dazu. Wieder witterte er eine Schlacht, und sogleich wandte er sich am 19. telefonisch an General von Prittwitz im Hauptquartier der Achten Armee und bat um Erlaubnis, den Rückzug unterbrechen und stattdessen einen Gegenangriff machen zu dürfen. Es sei eine einmalige Gelegenheit, versicherte er, weil die Russen aufgelockert und auseinandergezogen marschierten. Voller Mitgefühl beschrieb er die Flucht der Bevölkerung und wies leidenschaftlich auf die Schande hin, die es bedeute, wenn man preussi-

schen Boden von slawischen Füßen betreten lasse. Prittwitz war unschlüssig. Die Achte Armee hatte, da sie hinter Gumbinnen zu kämpfen beabsichtigte, wohl vorbereitete Stellungen den Lauf der Angerapp entlang. Aber der verfrühte Vormarsch von François hatte den Plan umgestossen, und François befand sich nun über fünfzehn Kilometer jenseits von Gumbinnen in östlicher Richtung. Erlaubte man ihm den Angriff, so bedeutete das die Annahme einer Schlacht fern von der Angerapplinie; die anderen zweieinhalb Korps würden mit hineingezogen und noch weiter vom XX. Korps getrennt werden, das zur Beobachtung der von Süden her anrückenden Armee Sansonows ausgeschickt war und jederzeit Unterstützung würde brauchen können.

Andererseits war der Gedanke unerträglich, dass eine deutsche Armee das Schauspiel eines Rückzugs ohne ernsthafte Schlacht bieten sollte, auch wenn es sich nur um dreissig Kilometer handelte, zumal das ja unter den Augen der verstornten Bevölkerung geschehen müsste. Noch schwieriger wurde die Entscheidung, als die Deutschen Rennenkampf's Stoppbefehl auffingen. Dieser wurde den russischen Korpskommandanten drahtlos übermittelt, und zwar so primitiv chiffriert, dass ein deutscher Mathematiklehrer, der der Achten Armee als Entschlüssler beigegeben war, ihn mühelos entziffern konnte.

Daraufhin stellte sich die Frage, wie lange Rennenkampf haltmachen würde. Der Zeitraum, der den Deutschen für die Bekämpfung einer isolierten russischen Armee verblieb, wurde immer kürzer; am Abend lief schon der dritte von den sechs Tagen ab. Warteten die Deutschen an der Angerapp auf Rennenkampf's Angriff, so konnte es passieren, dass sie zwischen zwei gleichzeitig vorrückende Armeen gerieten. Gerade in diesem Augenblick traf die Nachricht vom XX. Korps ein, dass Samsonow's Armee am selben Morgen die Grenze überschritten habe. Der zweite Arm der Zange rückte näher. Die Deutschen mussten entweder sofort Rennenkampf angreifen und ihre vorbereitete Stellung an der Angerapp aufgeben oder aber sich zurückziehen und sich gegen Samsonow wenden. Prittwitz und sein Stab wählten die erste Möglichkeit und befahlen François, am nächsten Morgen, dem 20. August, anzugreifen. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, dass die anderen zweieinhalb Korps, die befehlsgemäss an der Angerapp warteten, nicht so rasch in Bewegung gesetzt werden konnten, dass sie ihn noch eingeholt hätten.

Vor Tagesanbruch eröffnete François' schwere Artillerie überraschend für die Russen das Feuer, und die Granaten fielen ununterbrochen eine halbe Stunde lang. Um vier Uhr früh bewegte sich seine Infanterie im Dämmerchein über die Stoppelfelder vorwärts, bis sie auf Schussweite an die russischen Linien herangekommen war. Als der Tag anbrach, loderte der Kampf wie eine züngelnde Flamme an der ganzen Front auf. Die russischen Batterien überschütteten die angreifenden grauen Linien mit Granaten und sahen die weisse Strasse vor sich plötzlich grau gefärbt von den Körpern Gefallener. Eine zweite graue Welle

spülte heran und kam näher als die erste. Die Russen konnten die mit Spitzen versehenen Helme erkennen. Wieder gaben die Batterien Feuer, die Welle brach sich, und eine neue rückte heran. Die russischen Geschütze, deren Munitionsvorräte pro Tag für 244 Salven ausreichten, feuerten jetzt, als hätten sie 440 verfügbar. Ein Flugzeug mit schwarzen Kreuzen überflog sie und bombardierte ihre Stellungen. Die grauen Wellen nahmen kein Ende. Sie waren keine fünfhundert Meter mehr entfernt, als die russischen Geschütze zu stottern begannen und in Schweigen verfielen, da sie sich verschossen hatten. Die beiden Divisionen François' rieben die russische 28. Division auf, deren Verluste sechzig Prozent betragen, was praktisch Vernichtung bedeutete. François' Kavallerie mit drei Batterien bespannter Artillerie holte weit aus, um die offene russische Flanke zu umfassen, ohne dass die russische Kavallerie Widerstand leistete. Sie zog sich zurück, weil sie keine Artillerie hatte, und gab so den Deutschen Gelegenheit, sich rückwärts auf den russischen Nachschub zu stürzen. Dies war das Schicksal der Korps auf Rennkampfs äußerster Rechten; im Zentrum und auf der Linken dagegen standen die Dinge ganz anders.

Hier waren die Russen, durch den Donner der François'schen Geschütze vor Tagesanbruch gewarnt, für den Angriff gerüstet, der sich abschnittsweise über eine Front von fast sechzig Kilometern ausdehnte. Im Zentrum erreichte das deutsche XVII. Korps die Front erst um acht Uhr morgens, vier Stunden später als François, und das I. Reservekorps auf dem rechten Flügel traf erst mittags ein. Das XVII. Korps kommandierte General August von Mackensen, auch einer von den Generälen, die 1870 gekämpft hatten und jetzt fünfundsechzig oder darüber waren. Das I. Reservekorps wurde von General Otto von Below geführt. Beide hatten sich am Abend des 19. noch hinter der Angerapp befunden, als sie den unerwarteten Befehl erhielten, in einer Offensive jenseits Gumbinnen am nächsten Morgen zu François zu stoßen. Mackensen hatte eilends seine Einheiten zusammengezogen und während der Nacht den Fluss überschritten, war aber auf dem anderen Ufer in Flüchtlingsgruppen, Wagen und Vieh geraten, die die Straßen verstopften. Bis sie sich da wieder herausgefunden hatten und weit genug vorangekommen waren, um die Fühlung mit dem Feinde aufzunehmen, hatten sie den Vorteil eines Überraschungsangriffes verspielt, und die Russen eröffneten als erste das Feuer. Die Wirkung schwerer Geschütze ist verheerend, auf wen immer sie gerichtet sind, und dies war einer von den wenigen Fällen im Jahre 1914, in denen die Deutschen der leidende Teil waren. Die Infanterie nahm volle Deckung und wagte nicht den Kopf zu heben, Munitionswagen explodierten, Pferde galoppierten reiterlos. Am Nachmittag gab Mackensens 35. Division unter dem Feuer nach. Eine Kompanie warf die Waffen weg und begann zu laufen; eine weitere wurde von der Panik erfasst, dann ein ganzes Regiment, dann die Nachbarn dieses Regiments. Bald waren Wege und Felder mit rückwärts flutenden Bataillonen bedeckt, Stabs- und Divisionsoffiziere selbst sausten in Autos quer über die Front

und versuchten die Flucht aufzuhalten, doch erst nach mehr als fünfundzwanzig Kilometern konnte sie zum Stehen gebracht werden.

Von Belows I. Reservekorps auf Mackensens rechter Seite konnte nicht zu Hilfe kommen, da es noch später aufgebrochen war und von den Russen sofort in schwere Kämpfe verwickelt wurde, als es an dem vorgesehenen Abschnitt bei Goldap am Rande der Rominter Heide eintraf. Die Flucht des Mackensenschen Korps im Zentrum entblösste von Belows linke Flanke und zwang auch ihn zurückzugehen, sowohl zur Deckung des Rückzugs Mackensens als auch zum eigenen Schutz. Zur Rechten von Belows erschien die 3. Reservedivision unter dem Kommando des Generals von Morgen, da sie als letzte von der Angerapp aufgebrochen war, erst am Abend, als schon alles vorbei war, und bekam nichts mehr vom Kampf zu sehen. Obwohl die Deutschen ihren Rückzug zum Stillstand brachten und François den Russen schwere Verluste zugefügt hatte, war die Schlacht von Gumbinnen als Ganzes ein russischer Sieg.

Prittwitz sah schon seinen gesamten Feldzug verloren. Eine energische russische Verfolgung durch die gesprengte deutsche Mitte konnte in die Insterburger Lücke stossen, die Achte Armee aufspalten und François' Korps nach Norden drängen, bis es im Festungsbereich von Königsberg Zuflucht suchen müsste, was die Oberste Heeresleitung ausdrücklich verboten hatte. Um die Achte Armee zu retten und zusammenzuhalten, sah Prittwitz seinen einzigen Ausweg in einem Rückzug zur Weichsel. Moltkes letzte Worte zu ihm waren gewesen: «Erhalten Sie mir die Armee. Lassen Sie sich nicht von der Weichsel vertreiben, und geben Sie im äussersten Notfall das Gebiet östlich der Weichsel preis.» Prittwitz war der Ansicht, dass dieser äusserste Notfall jetzt eingetreten sei, zumal Mackensen ihm in einem Telefongespräch zuvor die Panik seiner Truppen drastisch geschildert hatte.

Am 20. August um sechs Uhr abends rief er François an und erklärte ihm, die Armee müsse sich trotz des Sieges in seinem Abschnitt auf die Weichsel zurückziehen. Wie vom Donner gerührt protestierte François leidenschaftlich, gab mit Nachdruck Prittwitz dies und das zu bedenken, behauptete, die Russen könnten wegen ihrer eigenen Verluste keine energische Verfolgung aufnehmen, und bedrängte ihn, sich anders zu entscheiden. Als François den Hörer auflegte, hatte er den Eindruck, dass Prittwitz nicht unbedingt eisern entschlossen sei und sich bereit erklärt habe, die Sache noch einmal zu überlegen.

Im Hauptquartier begann sich unter all dem aufgeregten Kommen und Gehen und all den widersprüchlichen Meldungen eines klar abzuzeichnen: der Feind dachte nicht an Verfolgung. Im russischen Hauptquartier hatte Rennenkampf zwischen drei und vier Uhr am Nachmittag den Befehl gegeben, die Verfolgung aufzunehmen; da jedoch Meldungen einliefen, Mackensens Rückzug werde durch schweres Artillerief Feuer gedeckt, hatte er um halb fünf Uhr den Befehl widerrufen. In Ungewissheit über das Ausmass der deutschen Flucht im Zentrum

wartete er ab. Einem erschöpften Stabsoffizier, der um Erlaubnis bat, sich schlafen legen zu dürfen, wurde erklärt, er dürfe sich hinlegen, aber nur in Kleidern. Er schlief eine Stunde und wurde dann von Rennkampf geweckt, der lächelnd neben seinem Bett stand und sagte: «Jetzt können Sie sich ausziehen, die Deutschen gehen zurück.»

Die Militärgeschichtler, die sich über Kriegereignisse hermachen, wenn sie vorüber sind, haben sich mit Wonne auf diese Bemerkung gestürzt, vor allem Hoffmann, der sie schadenfroh und ziemlich entstellt wiedergibt. Nicht ohne Berechtigung weisen sie darauf hin, dass es, wenn der Feind zurückgeht, Zeit zur Verfolgung ist und nicht zum Schlafen. Wegen der grossen Bedeutung der Schlacht von Tannenberg, deren Vorspiel Gumbinnen war, hat diese Episode des durch Rennkampf unterbrochenen Vormarschs ganze Schwaden hitziger Erklärungen und Beschuldigungen ausgelöst, unter denen auch Anspielungen auf seine deutsche Abstammung sowie die unverblühte Behauptung nicht fehlten, er sei ein Verräter. Eine Erklärung, die viel plausibler ist, lieferte Clausewitz schon hundert Jahre vor dem Ereignis. «Ausserdem hängt sich nun das Gewicht des sinnlichen Menschen mit seinen Bedürfnissen und Schwächen an den Willen des Feldherrn», schrieb er in einer Erörterung des Problems der Verfolgung. «Alle die Tausende, welche unter seinem Befehl stehen, haben das Bedürfnis nach Ruhe und Stärkung, haben das Verlangen, die Schranken der Gefahr und Arbeit vorderhand geschlossen zu sehen... Nur in wenigen ist noch soviel freies Spiel des Mutes, um, nachdem das Notwendige vollbracht ist, auch noch an diejenigen Erfolge zu denken, die in solchem Augenblick als eine blosser Verschönerung des Sieges, als ein Luxus des Triumphs, erscheinen.»

Ob nun Rennkampf zu dieser abschliessenden Erkenntnis kam oder nicht, Tatsache war, dass er sich nicht auf den fliehenden Feind werfen konnte – oder es jedenfalls nicht zu können glaubte – um den endgültigen Sieg zu erringen. Seine Nachschublinien funktionierten nur mässig; wenn er sich immer noch weiter von seinem Ausladebahnhof entfernte, so bedeutete das, dass er für den Nachschub überhaupt nicht mehr erreichbar wäre. Er würde seine Verbindungslinien in Feindesland verlängern müssen, während die Deutschen, die sich auf ihre Basis zurückbewegten, die ihren verkürzten. Er konnte die deutschen Eisenbahnen nicht benutzen, ohne erst ihr rollendes Material erobert zu haben, und über Eisenbahnarbeiter, die die Spurweite hätten ändern können, verfügte er nicht. Sein Train war nach dem deutschen Kavallerieangriff in chaotischem Zustand; die Kavallerie seines rechten Flügels hatte sich miserabel gehalten; er hatte den grössten Teil einer Division verloren. So blieb er, wo er war.

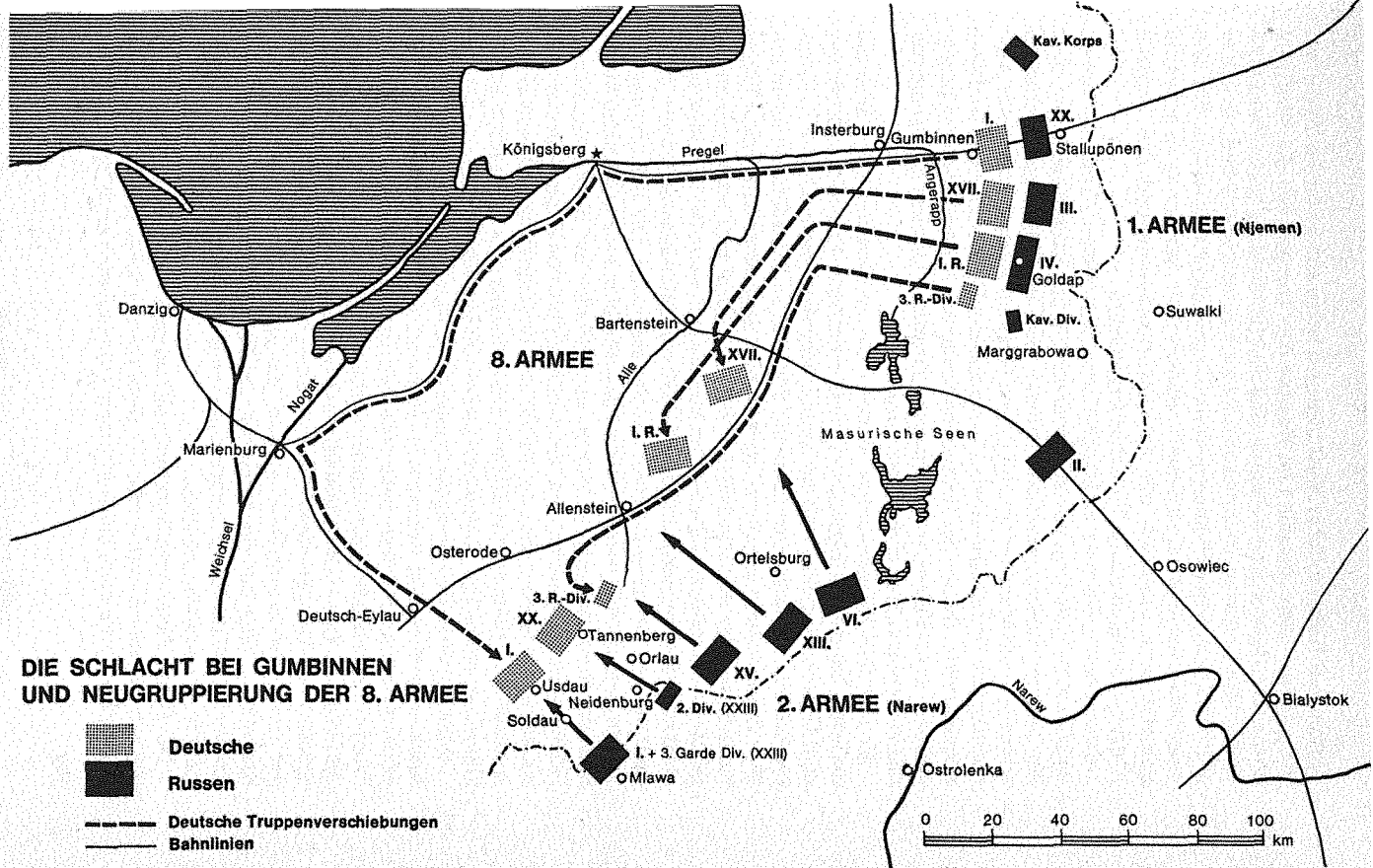
Es war ein heisser Abend. Oberst Hoffmann stand vor dem Haus, in dem das deutsche Hauptquartier untergebracht war, und erörterte die Schlacht und die Aussichten für den nächsten Tag mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten, Gene-

ralmajor Grünert, mit dem zusammen er Prittwitz und Waldersee, die Männer mit dem schwächeren Willen, hoffte lenken zu können. In diesem Augenblick wurde ihnen eine Meldung gebracht. Sie kam von General von Scholtz vom XX. Korps und sagte, dass die russische Südararmee jetzt mit vier oder fünf Korps die Grenze überschritten habe und sich in einer achtzig bis hundert Kilometer breiten Front nähere. Hoffmann schlug in der für ihn typischen aufreizenden Art, von der niemand recht wusste, ob er sie ernst nehmen sollte, vor, die Meldung zu «unterschlagen», um Prittwitz und Waldersee, die seiner Ansicht nach im Augenblick die Nerven verloren hatten, damit nicht zu belasten. Keine Redensart wird im Krieg so häufig angewendet wie: «Er verlor die Nerven», und zwar bezieht sich das dann meist auf einen Kameraden. In diesem Fall war sie zweifellos berechtigt. Doch Hoffmanns bündiges Komplott war vergeblich, denn eben traten Prittwitz und Waldersee aus dem Haus, und ihre Mienen verrieten, dass auch sie die Meldung erhalten hatten. Prittwitz rief sie alle herein und sagte: «Meine Herren, wenn wir die Schlacht gegen die Wilna-Armee fortsetzen, wird die Warschau-Armee in unserem Rücken vorstossen und uns von der Weichsel abschneiden. Wir müssen den Kampf gegen die Wilna-Armee abbrechen und uns hinter die Weichsel zurückziehen.» Er sprach schon nicht mehr von einem Rückzug «auf», sondern «hinter» die Weichsel.

Hoffmann und Grünert bestritten sofort die Notwendigkeit und behaupteten, sie könnten in zwei oder drei Tagen die Schlacht mit der Wilna-Armee «zu Ende bringen» und hätten dann noch Zeit genug, der Gefahr aus dem Süden entgegenzutreten, und bis dahin könne Scholtz' Korps «allein fertigwerden».

Prittwitz fiel ihnen schroff ins Wort. Es sei seine und Waldersees Sache, die Entscheidung zu treffen. Er blieb dabei, dass die Bedrohung durch die russische Südararmee zu gross sei. Hoffmann musste die notwendigen Vorkehrungen für den Rückzug hinter die Weichsel treffen. Dieser wies darauf hin, dass der linke Flügel der Südararmee bereits der Weichsel näher sei als die Deutschen, und zeigte mit Hilfe seines Zirkels, dass der Rückzug unmöglich geworden sei. Er bat um «Anweisungen», wie er ihn bewerkstelligen solle. Prittwitz entliess ihn unvermittelt, schickte auch alle anderen aus dem Zimmer, rief die Oberste Heeresleitung in Koblenz an und verkündete seine Absicht, sich auf oder sogar hinter die Weichsel zurückzuziehen. Der Wasserstand, fügte er hinzu, sei infolge der Sommerhitze niedrig, und er zweifle, ob er den Fluss ohne Verstärkung überhaupt werde halten können.

Moltke war entsetzt. Das kam davon, dass man diesem feisten Idioten das Kommando der Achten Armee überlassen und dass er selbst seine letzten Worte zu Prittwitz nicht genügend überlegt hatte. Die Preisgabe Ostpreussens würde eine ungeheure moralische Schlappe und ausserdem den Verlust des wertvollsten Korn- und Milchgebietes bedeuten. Noch schlimmer: wenn die Russen die Weichsel überschritten, würden sie nicht nur Berlin, sondern auch die österreichische Flanke und sogar Wien bedrohen. Verstärkungen! Woher sollte er Ver-





stärkungen holen ausser von der Westfront, wo noch das letzte Bataillon im Kampfe lag! Truppen von der Westfront abzuziehen, konnte jetzt bedeuten, dass man den Feldzug gegen Frankreich verlor. Moltke war zu erschrocken oder auch zu weit vom Schuss, als dass er auf den Gedanken gekommen wäre, Gegenbefehl zu erteilen. Für den Augenblick begnügte er sich damit, seinem Stab Anweisung zu geben, in unmittelbarem Gespräch mit François, Mackensen und den anderen Korpskommandeuren die Tatsachen zu eruieren.

Inzwischen versuchten im Hauptquartier der Achten Armee Hoffmann und Grünert, Waldersee davon zu überzeugen, dass Rückzug nicht nur nicht der einzige Ausweg, sondern vielmehr ganz unmöglich sei. Hoffmann schlug jetzt ein Manöver vor, mit dessen Hilfe die Achte Armee unter Ausnutzung des Vorteils der inneren Linie und des Eisenbahnnetzes so disponieren konnte, dass sie der Bedrohung beider russischer Armeen zu begegnen und, wenn alles nach Wunsch ginge, ihr ganzes Gewicht gegen eine von den beiden zu kehren in der Lage wäre.

Er riet, falls Rennenkampfs Armee – wie zu erwarten war – auch am nächsten Tag die Verfolgung noch nicht aufnähme, François' I. Korps aus dem Gefecht zu ziehen und zur Verstärkung des Scholtzschen XX. Korps per Schiene die lange Strecke an die Südfront zu befördern. François bezöge dann Stellung an Scholtz' rechter Seite gegenüber dem linken Flügel Samsonows, der der Weichsel am nächsten stand und infolgedessen die grösste Gefahr bildete. General von Morgens Division, die bei Gumbinnen nicht mitgefochten hatte, würde ebenfalls zur Unterstützung Scholtz' abgestellt werden, und zwar auf einer anderen Bahnlinie. Die Beförderung der Truppen mit allem Zubehör, Ausrüstung, Pferden, Geschützen und Munition, die Bereitstellung von Zügen, das Verladen auf Stationen, die von Flüchtlingen gestürmt wurden, das Umdirigieren von Zügen von einer Linie auf eine andere – alles das würde eine umfangreiche und verwickelte Aufgabe darstellen; aber Hoffmann war überzeugt, das bis ins letzte ausgeklügelte deutsche Eisenbahnsystem werde ihr gewachsen sein.

Während diese Bewegung im Gange wäre, würde man den Rückzug der Mackensenschen und Belowschen Korps für weitere zwei Tagesmärsche südwärts leiten, so dass sie nach erfolgreicher Herauslösung der südlichen Front etwa fünfzig Kilometer näher wären. Von hier würden sie, wenn alles gut ginge, die kurze innere Distanz rasch bewältigen und sich links von den Scholtzschen Truppen aufstellen, wo sie nur wenig später als François auf der rechten Seite einträfen. So wäre die ganze Armee von viereinhalb Korps zur Stelle, um der Südarmee des Feindes entgegenzutreten. Die Kavallerie und die Königsberger Reserven würden als Schirm vor Rennenkampfs Armee Zurückbleiben.

Der Erfolg dieses Manövers hing voll und ganz von einer einzigen Bedingung ab – Rennenkampf durfte sich nicht von der Stelle rühren. Hoffmann glaubte, er werde noch einen weiteren Tag oder auch noch länger verharren, um auszuruhen,

zu überholen und seine Nachschub Verbindungen in Ordnung zu bringen. Diese seine Zuversicht beruhte nicht auf irgendwelchem mysteriösen Geheimnisverrat oder auf übernatürlicher Intelligenz, sondern einfach auf seiner Überzeugung, dass Rennenkampf sich aus natürlichen Gründen zu diesem Stillstand entschlossen habe. In jedem Falle würden Mackensens und Belows Korps den Frontwechsel erst in zwei oder drei Tagen vollziehen. Bis dahin werde man doch wohl mit Hilfe weiterer abgefangener Codemeldungen einen Hinweis auf Rennenkampfs Absichten erhalten.

Dies war Hoffmanns Beweisführung, und Waldersee liess sich davon überzeugen. Auf irgendeine Weise überredete dann an jenem Abend Waldersee auch Prittwitz, oder er erlaubte Hoffmann, die nötigen Befehle ohne dessen Billigung vorzubereiten – darüber sieht man nicht ganz klar. Da der Stab nicht wusste, dass Prittwitz inzwischen der Obersten Heeresleitung mitgeteilt hatte, er beabsichtige sich auf die Weichsel zurückzuziehen, machte sich niemand die Mühe, dem Oberkommando mitzuteilen, dass der Gedanke an einen Rückzug aufgegeben worden sei.

Am nächsten Morgen gelang es zwei Herren aus dem Stabe Moltkes, nachdem sie sich mehrere Stunden mit widerspenstigen Feldtelefonen herumgeschlagen hatten, einzeln mit jedem Korpskommandeur im Osten zu sprechen und von ihnen zu erfahren, dass die Lage zwar ernst, der Rückzug aber eine übereilte Lösung sei. Da Prittwitz auf den Rückzug eingeschworen schien, beschloss Moltke, ihn zu ersetzen. Während er das mit seinem Stellvertreter, von Stein, besprach, genoss Oberst Hoffmann das freudige Bewusstsein, recht behalten zu haben – wenigstens bisher. Durch Aufklärung wurde festgestellt, dass Rennenkampfs Armee sich ruhig verhielt; «sie folgte zunächst überhaupt nicht». Sofort wurde Befehl gegeben, dass François' I. Korps sich nach Süden abzusetzen habe. Nach seinem eigenen Bericht war François so bewegt, dass er weinte, als er am Nachmittag Gumbinnen verliess. Prittwitz hatte anscheinend nachgegeben, nicht ohne es sofort wieder zu bereuen. Am Abend rief er wiederum die Oberste Heeresleitung an und erklärte von Stein und Moltke, dass der Vorschlag seines Stabes, gegen die Warschau-Armee vorzugehen «unmöglich» und «zu waghalsig» sei. Auf eine entsprechende Frage antwortete er, er könne nicht einmal gewährleisten, dass er mit seiner «Handvoll Männer» die Weichsel zu halten in der Lage sei. Er müsse Verstärkung haben. Damit war seine Entlassung besiegelt.

Jetzt, wo die Ostfront in Gefahr war zusammenzubrechen, brauchte man einen mutigen, starken und entschlossenen Mann, der das Kommando übernehmen konnte. Man weiss zwar im Voraus nie, wie ein Kommandeur den Schwierigkeiten des Krieges begegnet, wenn es ernst wird; aber die Oberste Heeresleitung war in der glücklichen Lage, einen Stabsoffizier zu kennen, der sich erst vor einer Woche in der Schlacht bewährt hatte – Ludendorff, den Helden von Lüttich. Er

wäre der rechte Mann als Stabschef der Achten Armee. Im deutschen Kommandosystem, das immer zwei Führer an der Spitze vorsah, war der Stabschef genauso wichtig wie der Kommandierende, ja manchmal, bei entsprechenden Fähigkeiten und dem nötigen Temperament, sogar noch wichtiger. Ludendorff befand sich im Augenblick bei der Bülow'schen Zweiten Armee in den Randbezirken von Namur, wo er nach seinem Erfolg bei Lüttich den Sturm auf Belgiens zweite grosse Festung leitete. Er stand auf der Schwelle Frankreichs, und zwar in einem sehr kritischen Augenblick – aber die Notlage der Ostfront liess keine Wahl. Moltke und von Stein waren beide der Ansicht, dass er geholt werden müsse. Ein Hauptmann der OHL wurde sofort per Auto mit einem Schreiben abgesandt, das General Ludendorff am nächsten Tag, dem 22. August, morgens neun Uhr erreichte.

«Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage», schrieb von Stein. «Ich weiss keinen anderen Mann, zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte.» Er entschuldigte sich, weil er Ludendorff von der Schwelle einer entscheidenden Aktion weghole, «die, so Gott will, durchschlagend sein wird», aber das Opfer sei «unausweichlich». «Sie können natürlich nicht für das verantwortlich gemacht werden, was geschehen ist, aber Sie können mit Ihrer Energie noch das Schlimmste abwenden.»

Ludendorff brach schon nach einer Viertelstunde im Wagen des Hauptmanns auf. Fünfzehn Kilometer von Namur entfernt fuhr er durch Wavre. «Am Tage vorher hatte ich es als friedliche Stadt gesehen. Jetzt fand ich es in Flammen. Auch dort hatte die Bevölkerung den Kampf aufgenommen.»

Um sechs Uhr abends kam Ludendorff in Koblenz an. Schon nach drei Stunden war er über die Lage im Osten informiert und von Moltke empfangen worden, der «sehr abgespannt erschien», und auch vom Kaiser, der «in ruhiger Stimmung», aber von der Invasion in Ostpreussen tief betroffen war. Ludendorff fertigte noch einige Befehle für die Achte Armee aus und reiste um neun Uhr abends mit einem Sonderzug an die Ostfront ab. Die Befehle betrafen Hoffmann und Grünert, die ihn in Marienburg erwarten sollten, zum anderen François' Korps, das zur Unterstützung des Scholtz'schen XX. Korps an die Südfront geschickt werden sollte. Mackensens und von Belows Korps wurden angewiesen, ihre Ablösung zu beenden und den 23. August zum Ruhen und Auffrischen zu benutzen. Das entsprach genau Hoffmanns Befehlen, und damit verwirklichte sich das Ideal der deutschen Kriegsschule, die anstrebt, dass alle Schüler für die gestellte Aufgabe die gleiche Lösung finden. Es ist allerdings auch möglich, dass Ludendorff eine telegrafisch durchgegebene Fassung der Hoffmann'schen Befehle gesehen hat.

Während der Fahrt durch Belgien erfuhr Ludendorff von dem Stabshauptmann, dass die Oberste Heeresleitung zum Führer der Achten Armee einen General a. D. ausersehen habe, dass man aber noch nicht wisse, ob er den Posten annehme.

Sein Name sei Paul von Beneckendorff und von Hindenburg. Ludendorff kannte ihn nicht. Bevor er später am Abend Koblenz verliess, erfuhr er, dass die Verbindung mit General von Hindenburg hergestellt worden sei; dieser habe angenommen und werde am nächsten Morgen um vier Uhr in Hannover zusteigen.

Nachdem ein Stabschef gefunden war, hatte sich die OHL mit dem Problem befasst, einen Kommandierenden zu finden. Man war sich darüber einig, dass Ludendorff zwar ohne Zweifel ein Mann von grossen Fähigkeiten sei, dass es aber gut wäre, dem Zweiergespann einen regelrechten «von» beizugeben. So ging man die Namen verschiedener im Ruhestand befindlicher Korpskommandeure durch. Von Stein erinnerte sich, dass er bei Ausbruch des Krieges von einem früheren Kameraden einen Brief erhalten hatte, in dem es hiess: «Vergessen Sie mich nicht, wenn die Dinge sich so entwickeln, dass irgendwo ein Kommandierender gebraucht wird» und beteuert wurde, der Schreiber sei «noch gut bei Kräften». Das war der rechte Mann. Er kam aus einer alten Junkerfamilie, die seit Jahrhunderten in Preussen ansässig war. Unter Schlieffen hatte er im Generalstab gedient und regelrecht alle Stufen durchlaufen, die ihn zum Stabschef eines Korps und dann zum Korpskommandeur geführt hatten, ehe er sich im Jahre 1911 mit fünfundsiebzig Jahren zur Ruhe gesetzt hatte. In zwei Monaten würde er achtundsechzig sein, aber damit war er nicht älter als Kluck, Bülow und Hausen, die drei Generäle des rechten Flügels. Was man im Osten brauchte, war besonders nach Prittwitz' Angstanfall ein Mann, der eiserne Nerven hatte, und Hindenburg war während seiner ganzen soliden und verlässlichen Laufbahn für seine Unerschütterlichkeit bekannt gewesen. Moltke gab seine Zustimmung, der Kaiser war einverstanden. Ein Telegramm an den General a. D. ging ab.

Hindenburg befand sich zu Hause in Hannover, als er um drei Uhr nachmittags ein Telegramm bekam mit der Anfrage, ob er zur «sofortigen Verwendung» bereit sei. Er erwiderte: «Bin bereit.» Ein zweites Telegramm wies ihn an, sich nach dem Osten zu begeben und dort sofort das Kommando über die Achte Armee zu übernehmen. Die OHL machte sich nicht die Mühe, ihn erst zu Besprechungen nach Koblenz einzuladen. Er solle in Hannover in den Zug einsteigen, sein Stabschef sei General Ludendorff, den er unterwegs im Zug treffen werde. Hindenburg hatte gerade noch Zeit, sich eine von den neuen feldgrauen Uniformen anmessen zu lassen, ehe er in der alten blauen Uniform eines preussischen Generals abreiste, was ihm recht peinlich war.

Als ein paar Tage später die Abberufung Prittwitz' veröffentlicht wurde, bemerkte Fürstin Blücher, die unschätzbare Chronistin: «Ein General Hindenburg, ein ziemlich alter Mann, ist an seine Stelle getreten.» Die Zeitungen beeilten sich, Material über den neuen Kommandeur zusammenzuscharen, was nicht leicht zu finden war, da er in den Ranglisten unter «Beneckendorff» erschien. Sie waren glücklich, als sie herausfanden, dass er bei Sedan gekämpft und dort das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse erhalten hatte und auch schon 1866 gegen Österreich dabei-

gewesen war. Seine Vorfahren Beneckendorff gehörten zu den Deutschordensrittern, die Ostpreussen besiedelt hatten; der Name Hindenburg war durch Heiratsverbindung im achtzehnten Jahrhundert dazugekommen. Hindenburg war in Posen in Westpreussen geboren und hatte am Anfang seiner Karriere als Stabsoffizier des I. Korps in Königsberg die militärischen Probleme des Masurischen Seengebietes studiert, eine Tatsache, die bald zum Keim der Legende wurde, nach der Hindenburg der Mann war, der schon dreissig Jahre im Voraus die Schlacht von Tannenberg geplant habe. Er war auf dem Gut seines Grossvaters in Neudeck in Westpreussen aufgewachsen und erinnerte sich, als Junge mit einem alten Gärtner gesprochen zu haben, der einmal zwei Wochen für Friedrich den Grossen gearbeitet hatte.

Er wartete auf dem Bahnhof in Hannover, als der Zug um vier Uhr morgens einlief. General Ludendorff, dem er noch nie begegnet war, «betrat schneidig» den Bahnsteig, um sich bei ihm zu melden. Auf der Fahrt nach Osten setzte er die Lage auseinander und berichtete, welche Befehle er schon gegeben habe. Hindenburg hörte zu und war einverstanden. So wurde auf dem Wege in die Schlacht, die sie beide berühmt machen sollte, die Verbindung, ja die «Ehe» geboren, die sich in dem geheimnisvollen Zeichen HL ausdrückte und das kaiserliche Deutschland bis zum Ende regieren sollte. Als Hindenburg etwas später zum Feldmarschall ernannt wurde, bekam er den Spitznamen «Marschall Was-sagst-du» wegen der Angewohnheit, jedesmal, wenn er um seine Meinung gefragt wurde, sich an Ludendorff zu wenden und ihn zu fragen: «Was sagst du?»

Der erste, den die Oberste Heeresleitung vom Wechsel im Kommando der Achten Armee in Kenntnis setzte, war bezeichnenderweise der Chef des Eisenbahnwesens an der Ostfront, Generalmajor Kersten. Am Nachmittag des 22. August, noch ehe der Sonderzug seine Fahrt angetreten hatte, erschien dieser Offizier «mit sehr betretenem Gesicht» in Hoffmanns Dienstzimmer und zeigte ihm ein Telegramm, das für den nächsten Tag die Ankunft eines Sonderzuges in Marienburg ankündigte, mit dem der neue Kommandeur und sein Stabschef zu erwarten seien. Auf diese Weise erfuhren Prittwitz und Waldersee von ihrer Ablösung. Eine Stunde später erhielt Prittwitz selbst ein Telegramm, das ihn und Waldersee auf die «Liste der zur Disposition gestellten Offiziere» setzte. «Er verabschiedete sich von uns», sagt Hoffmann, «ohne sich auch nur mit einem einzigen Wort über diese Behandlung zu beklagen.»

Ludendorff benahm sich nicht taktvoller. Obwohl er Hoffmann gut kannte und in Berlin vier Jahre lang im selben Hause wie jener gewohnt hatte, als beide im Generalstab dienten, gab er seine telegrafischen Befehle an jeden Korpskommandanten einzeln und nicht über den Stab der Achten Armee durch. Das muss nicht unbedingt eine beabsichtigte Kränkung gewesen sein; es war die Regel bei Generalstabsoffizieren, dass sie keine Rücksicht kannten. Hoffmann und Grünert

fühlten sich allerdings prompt beleidigt. Der Empfang, den sie den neuen Kommandeuren in Marienburg bereiteten, war, wie Ludendorff sagt, «alles andere als freundlich».

Man stand jetzt vor der entscheidenden Frage, von der das Schicksal des ganzen Feldzugs abhing: sollten Mackensens und von Belows Korps bleiben, wo sie waren, um ein weiteres Vorrücken Rennenkampfs auffangen zu können, oder sollten sie in Übereinstimmung mit Hoffmanns Plan nach Süden in Marsch gesetzt werden, um Samsonows rechtem Flügel Widerstand zu leisten? Es bestand keine Hoffnung, Samsonows Armee zu besiegen, wenn man nicht die ganze Achte Armee einsetzte. François' Korps hatte an jenem Tage, dem 23. August, gerade den schwierigen Verladeprozess auf fünf verschiedenen Bahnhöfen zwischen Insterburg und Königsberg abgeschlossen und befand sich nun auf dem Wege an die Südfront. Es würden noch zwei weitere Tage mit dem Transport, mit Verschiebungen und der ebenso komplizierten Ausladung vergehen, ehe das Korps einsatzbereit war. Von Morgens Division war gleichfalls auf dem Weg, doch auf einer anderen Linie. Man liess Mackensens und Belows Korps diesen einen Tag stillhalten. Kavallerieaufklärung ergab weiterhin «Passivität» bei der Armee Rennenkampfs. Sie war von Mackensen und von Below nur etwa fünfzig bis sechzig Kilometer entfernt; führte man die beiden Korps nach Süden gegen die andere russische Armee, so konnte er – wenn er vorging – ihnen immer noch auf den Fersen bleiben und in den Rücken fallen. Hoffmann wollte, dass Mackensen und von Below sich sofort in Marsch setzten. Ludendorff war unschlüssig, denn schliesslich hatte er vor kaum sechsuunddreissig Stunden erst Namur verlassen und war hier als Neuling in eine Situation geraten, in der jede Entscheidung schicksalhaft werden konnte und die er zu verantworten hatte. Hindenburg wiederum, der noch vor vierundzwanzig Stunden ausser Dienst gewesen war, verliess sich auf Ludendorff.

Auf russischer Seite stand das Oberkommando vor der schwierigen Aufgabe, die Zange um den Feind gleichzeitig von beiden Seiten zu schliessen. Es gab dabei so viele und verschiedenartige, so verzwickte und handgreifliche Hindernisse, dass die militärische Leitung von Anfang an pessimistisch war. General Jilinsky, dem Befehlshaber der Nordwestfront, der die Aufgabe hatte, die Bewegungen der Armeen Rennenkampfs und Samsonows zu koordinieren, fiel dabei nichts Besseres ein, als sie ständig zur Eile anzutreiben. Da Rennenkampf als erster aufgebrochen war und auch als erster Feindberührung gehabt hatte, richtete Jilinsky alle seine Befehle zur Beschleunigung an Samsonow. Gleichzeitig war Jilinsky selbst letztes Glied in einer Kette, die immer dringlichere Bitten von Frankreich her durchliefen. Um den Druck zu mildern, der im Westen auf ihnen lastete, instruierten die Franzosen ihren Botschafter, er möge «die Notwendigkeit einer *offensive à outrance* der russischen Armeen gegen Berlin mit Beharrlichkeit vertreten». Die Forderungen gingen von Joffre nach Paris, von Paris nach Petersburg, von Petersburg zum «Stavka» (dem russischen Hauptquartier in Baranowitschi),

vom Stavka an Jilinsky, und Jilinsky gab sie sämtlich an General Samsonow weiter, der sich seinen Weg Schritt für Schritt durch den Sand bahnte.

Dieser «einfache und freundliche Mann», wie ihn ein britischer Verbindungs-offizier bei der Zweiten Armee bezeichnete, entbehrte, seit er im Russisch-Japanischen Kriege eine Kavalleriedivision befehligt hatte, jeglicher Praxis, die ihm hätte helfen können, eine Armee von dreizehn Divisionen zu kommandieren. Er hatte es mit einem Stab und mit Divisionskommandeuren zu tun, die er nicht kannte. Da die russische Armee nicht auf regionaler Basis organisiert war, waren die neu eingezogenen Reservisten, die in manchen Fällen bis zu zwei Dritteln eines Regiments ausmachten, ihren Unteroffizieren und Offizieren vollkommen fremd. Der Mangel an Offizieren und der Umstand, dass sehr viele von den Männern kaum oder überhaupt nicht lesen und schreiben konnten, erschwerten die Weitergabe der Befehle von oben nach unten. Das grösste Durcheinander herrschte wohl im Nachrichtenkorps. Im Telegrafenamts in Warschau entdeckte ein Stabsoffizier zu seinem Schrecken einen Stoss Telegramme an die Zweite Armee, die ungeöffnet und unbefördert da lagen, weil keine Verbindung mit dem Feldhauptquartier hergestellt worden war. Der Offizier sammelte sie ein und lieferte sie per Auto ab. Die Hauptquartiere der Korps hatten nur so viel Leitungen, dass sie allenfalls Verbindung mit den Divisionskommandos, nicht aber mit dem Armeehauptquartier oder mit den benachbarten Korps herstellen konnten. So kam es, dass man zum Funk Zuflucht nahm.

Weil dauernd Eile verlangt wurde, hatte man zwar vier Tage beim Aufmarsch eingespart, die Organisation der Nachschublinien aber vernachlässigt. Ein Korps war gezwungen, seine Granaten mit einem anderen zu teilen, dessen Nachschub nicht eingetroffen war, und musste so seine eigenen Berechnungen über den Haufen werfen. Es fehlte an Bäckerei wagen. Wenn eine Armee auf feindlichem Gebiet aus dem Lande leben soll, sind Requirierungstrupps notwendig, die unter Kavallerieschutz vorausgeschickt werden müssen; dafür aber hatte man keine Vorkehrungen getroffen. Es zeigte sich, dass ein einziges Pferd nicht genügte, um Wagen und Geschützlafetten über die sandigen Strassen zu ziehen. Mancherorts mussten bei der Hälfte der Wagen die Pferde ausgespannt und der anderen Hälfte zusätzlich vorgespannt werden; dann legte man eine Strecke Wegs zurück, spannte aus, führte die Pferde zurück, spannte sie an den verlassenen Wagen wieder an, und alles ging noch einmal von vorn los.

«Beschleunigen Sie den Vormarsch der Zweiten Armee und führen Sie Ihre Operationen so rasch und energisch wie möglich durch», drahtete Jilinsky am 19. August. «Die Verzögerung des Vormarsches der Zweiten Armee bringt die Erste Armee in eine schwierige Lage.» Das entsprach nicht der Wahrheit. Samsonow überschritt am 19. termingemäss die Grenze; aber Jilinsky war von einer Entwicklung der Ereignisse in dieser Richtung so fest überzeugt, dass er den Tatsachen vorauseilte.

«Vormarsch termingemäss, ohne Stopp, Tagesmärsche von etwa zwanzig Kilometern auf sandigem Boden. Ich kann nicht schneller marschieren», erwiderte Samsonow. Er berichtete, seine Männer seien pausenlos zehn bis zwölf Stunden täglich auf den Beinen. «Ich brauche sofortige und entscheidende Operationen», telegrafierte Jilinsky drei Tage später. «Grosse Müdigkeit» seiner Männer mache höhere Geschwindigkeit unmöglich, antwortete Samsonow; «Das Land ist verwüstet, die Pferde haben lange keinen Hafer bekommen, es gibt kein Brot.»

An jenem Tage traf das Samsonowsche XV. Korps unter General Martos auf das deutsche XX. Korps unter General von Scholtz. Das Gefecht wurde eröffnet. Die Deutschen, die noch keine Verstärkung erhalten hatten, gingen zurück. Etwa fünfzehn Kilometer diesseits der Grenze nahm General Martos Soldau und Neidenburg, wo sich noch wenige Stunden zuvor das Hauptquartier von General Scholtz befunden hatte. Als in Neidenburg eindringende Kosakenpatrouillen berichteten, deutsche Zivilisten hätten aus den Fenstern auf sie geschossen, befahl General Martos ein Bombardement der Stadt, das den Marktplatz fast völlig zerstörte. Der «kleine, graue Mann» fühlte sich nicht sehr behaglich, als er am Abend sein von den deutschen Bewohnern verlassenes Quartier betrat, in dem ihn die Familienfotos vom Kaminsims anstarrten. Es war das Haus des Bürgermeisters, und General Martos ass die für den Hausherrn bestimmte Mahlzeit, die ihm dessen Magd auftrug.

Am 23. August, dem Tag, an dem Ludendorff und Hindenburg im Osten ankamen, besetzten das russische VI. und XIII. Korps zur Rechten von General Martos noch einige Dörfer; General Scholtz, der – abgesehen von einiger Unterstützung durch die hinter ihm liegende Weichselgarnison – noch immer allein war, zog sich noch etwas weiter zurück. Da Jilinsky nichts vom Stillstand Rennenkampfs im Norden wusste, liess er unentwegt weitere Befehle auf Samsonow los. Die Deutschen vor ihm zögen sich eilig zurück, erklärte er Samsonow, und liessen «nur unbedeutende Kräfte» vor seiner Front stehen. «Sie haben deshalb eine überaus energische Offensive durchzuführen ... Sie müssen den vor General Rennenkampfs Armee zurückgehenden Feind angreifen und aufhalten, um ihm den Rückzug auf die Weichsel abzuschneiden.»

Das war durchaus der ursprüngliche Plan, aber er fusste darauf, dass Rennenkampf die Deutschen im Norden festhielt. In Wirklichkeit hatte Rennenkampf jedoch um diese Zeit schon gar keine Fühlung mehr mit den Deutschen. Am 23. August nahm er den Vormarsch wieder auf, aber in der falschen Richtung. Anstatt sich seitlich nach Süden zu bewegen, um sich vor den Seen mit Samsonow zu vereinigen, wandte er sich genau nach Westen, um Königsberg im Auge zu behalten; denn er hatte Angst, François werde seine Flanke angreifen, wenn er sich nach Süden wendete. Obwohl das eine Bewegung war, die nicht das geringste mit dem ursprünglichen Plan zu tun hatte, unternahm Jilinsky nichts, um sie abzuän-



dem. Genau wie Rennenkampf war er völlig im unklaren über die deutschen Truppenbewegungen und setzte voraus, dass sie sich nach den russischen Vorstellungen vollzögen, nämlich in Form eines Rückzugs auf die Weichsel. Infolgedessen trieb er Samsonow unablässig vorwärts.

Am Abend des 23. August rückte General Martos' Korps, dem das Ausweichen des Feindes Mut machte, von Neidenburg vor und näherte sich bis auf etwa 700 Meter den deutschen Linien. Scholtz' Korps hatte sich zwischen den Dörfern Orlau und Frankenau eingegraben. Die Russen standen unter Befehl, die Gräben um jeden Preis zu nehmen. Sie lagen die ganze Nacht in Stellung und krochen vor Tagesanbruch weitere hundert Meter vorwärts. Als das Signal zum Angriff kam, nahmen sie die letzten sechshundert Meter in drei Anläufen, indem sie sich unter dem Feuer der deutschen Maschinengewehre zu Boden warfen, aufsprangen und vorgingen, wieder hinwarfen und wieder vorstürmten. Als die Welle von Männern in weissen Blusen mit den funkelnden Bajonetten heranrollte, kletterten die Deutschen aus den Gräben, liessen ihre Maschinengewehre im Stich und flohen. An anderen Stellen der Front setzte die überlegene deutsche Artillerie den Angreifern zu. Das russische XIII. Korps auf Martos' rechter Seite kam nicht zu Hilfe, weil die Nachrichtenverbindung oder die Führung oder beides versagte, so dass die Überlegenheit nicht ausgenutzt werden konnte. Als der Tag zu Ende ging, befanden sich die Deutschen zwar im Rückzug, aber keineswegs auf der Flucht. Die Russen eroberten zwei Feldgeschütze und machten einige Gefangene, hatten aber selbst hohe Verluste, insgesamt 4'000 Mann. Ein Regiment verlor neun von sechzehn Kompanieführern, eine Kompanie von 190 Mann 120 und alle ihre Offiziere.

Obwohl die deutschen Verluste geringer waren, zog sich Scholtz angesichts des zahlenmässig weit überlegenen Gegners etwa fünfzehn Kilometer zurück und schlug sein Hauptquartier für die Nacht in dem Dorf Tannenberg auf. Samsonow, der immer noch von Jilinsky geplagt wurde – er solle auf die vereinbarte Linie vorrücken, wo er den «Rückzug» des Feindes abschneiden könne – erteilte allen seinen Korps – dem XXIII. zur Linken, dem XV. und XIII. im Zentrum und dem VI. zur Rechten – Befehle mit Instruktionen und Marschrouten für den folgenden Tag. Jenseits Neidenburg wurde die Nachrichtenverbindung immer schwächer. Ein Korps hatte nun überhaupt keinen Draht mehr und verliess sich auf berittene Melder. Das VI. Korps hatte den Schlüssel nicht, um die Funksprüche des XIII. zu dechiffrieren. Infolgedessen wurden Samsonows Befehle unverschlüsselt gefunkt.

Bis zu diesem Augenblick, etwa vierundzwanzig Stunden nach der Ankunft Ludendorffs und Hindenburgs, hatte die Achte Armee noch nicht entschieden, ob Mackensens und von Belows Korps herangeführt und Samsonows rechtem Flügel entgegengeworfen werden sollten. Hindenburg kam mit seinem Stab nach Tannenberg, um sich mit Scholtz zu beraten, der «ernst, jedoch zuversichtlich» war. Sie kehrten ins Hauptquartier zurück.

An jenem Abend, schrieb Hoffmann später, «war die Lage... wohl die schwierigste der ganzen Schlacht». Während der Stab noch debattierte, brachte ein Nachrichtoffizier einen aufgefangenen Befehl Samsonows für den nächsten Tag, den 25. August. Obwohl dieser Beitrag von Feindseite keinen Aufschluss über die entscheidende Frage gab, nämlich über Rennenkamps Absichten, zeigte er den Deutschen doch, wo sie vermutlich auf Samsonows Truppen stossen würden. Das war eine Hilfe. Die Achte Armee entschloss sich, alle ihre Kräfte in eine Schlacht gegen Samsonow zu werfen. Befehle an Mackensen und von Below gingen hinaus, sie sollten Rennenkampf den Rücken kehren und sofort südwärts marschieren.

## 16 Tannenberg

Das quälende Bewusstsein, Rennenkampf im Rücken zu haben, trieb Ludendorff dazu an, so rasch wie möglich mit Samsonow ins Gefecht zu kommen. Die erste Phase der Schlacht sollte, so lautete sein Befehl, am 25. August beginnen, und zwar in Gestalt eines Angriffs auf Usdau durch das I. Korps des Generals von François, das Samsonows linken Flügel umfassen sollte. François weigerte sich. Seine schwere Artillerie und ein Teil seiner Infanterie waren nach der langen Bahnfahrt von der Front bei Gumbinnen her noch beim Ausladen und demzufolge nicht einsatzbereit. Ohne volle Artillerieunterstützung und ohne genügend Munition anzugreifen, heisse einen Fehlschlag riskieren, behauptete François; lasse man Samsonow einen Rückzugsweg offen, so werde er der ihm zgedachten Vernichtung entgehen. Insgeheim wurde ihm von Hoffmann und General Scholtz vom XX. Korps der Rücken gestärkt, wobei vor allem Scholtz, der am Vortage gegen die Russen im Gefecht gestanden hatte, über das Feldtelefon versicherte, er brauche zunächst keine Verstärkung, um seine Stellung halten zu können.

Als Ludendorff sich schon am zweiten Tag seines neuen Kommandos einer Insubordination gegenüber sah, fuhr er zornig in das Hauptquartier François' und nahm auch Hindenburg und Hoffmann mit. Auf seine beharrlichen Vorstellungen erwiderte François: «Wenn es befohlen wird, wird natürlich angegriffen, freilich müssen die Truppen dann mit dem Bajonett kämpfen.» Um zu zeigen, wer hier zu gebieten habe, wischte Ludendorff alle Einwände François' beiseite und wiederholte seinen Befehl unverändert. Während des ganzen Gesprächs sagte Hindenburg gar nichts und fuhr pflichtschuldigst wieder mit Ludendorff davon, als es vorüber war. Hoffmann, der in einem anderen Wagen sass, hielt an der Eisenbahnstation Montowo an, wo sich die nächste Gelegenheit für telefonische und telegrafische Verbindung mit dem Hauptquartier bot. Hier überreichte ihm ein Offizier vom Nachrichtendienst zwei abgefangene russische Funkmeldungen. Beide waren unverschlüsselt, die eine stammte von Rennenkampf, um halb sechs Uhr morgens aufgegeben, die andere von Samsonow um sechs Uhr früh. Rennenkampfs Befehl, der die Marschentfernungen für die Erste Armee angab, liess erkennen, dass das Marschziel des nächsten Tages die Deutschen im Rücken noch nicht bedrohen konnte. Samsonows Order, die nach dem Gefecht am Vortage ge-

gen General Scholtz erteilt worden war, offenbarte, dass die Russen die Rückwärtsbewegung Scholtz' fälschlich für einen vollen Rückzug hielten; ausserdem enthielt sie genaue Weisungen und Termine für die Verfolgung eines, wie man glaubte, besiegten Feindes.

So viel Glück war keinem Kommandeur in den Schoss gefallen, seit die Perser mit Hilfe eines griechischen Verräters den Thermopylenpass hatten umgehen können. Die absolute Vollständigkeit der Meldungen machte Generalmajor Grünert, Hoffmanns unmittelbaren Vorgesetzten, misstrauisch. Laut Hoffmanns Bericht fragte er immer wieder besorgt: «Sollen wir es ihnen glauben? Warum sollten wir es ihnen nicht glauben?... Ich (Hoffmann) glaubte den Russen prinzipiell alles.» Hoffmann behauptete, persönlich Kenntnis zu haben von einem Streit zwischen Rennenkampf und Samsonow, der aus dem Russisch-Japanischen Krieg herrührte, in dem er als deutscher Beobachter gewesen war. Er erzählte, Samsonows sibirische Kosaken hätten nach tapferem Kampf die Kohlenbergwerke von Jentai preisgeben müssen, weil Rennenkamps Kavalleriedivision trotz wiederholter Befehle nicht in den Kampf eingegriffen habe, und Samsonow habe dann Rennenkampf in einem erregten Streit auf dem Bahnsteig des Bahnhofs Mukden niedergeschlagen. Triumphierend erklärte Hoffmann, es sei ganz klar, dass Rennenkampf sich nicht beeilen würde, Samsonow zu Hilfe zu kommen. Da es sich hier weniger um eine Hilfeleistung für Samsonow als einfach um Sieg oder Niederlage in einem Feldzug handelte, lässt sich darüber streiten, ob Hoffmann selbst an seine Geschichte glaubte oder nur so tat; jedenfalls hat er sie auch später immer gern erzählt.

Hoffmann und Grünert nahmen also die abgefangenen Funksprüche, eilten zu ihrem Wagen und sausten hinter Hindenburg und Ludendorff her. Als sie sie nach einigen Kilometern überholten, befahl Hoffmann dem Chauffeur, auf gleicher Höhe zu bleiben, und überreichte die Papiere während der Fahrt. Dann hielten alle, und die vier Offiziere überprüften die Lage. Es stellte sich heraus, dass der für den nächsten Tag geplante Angriff von Mackensens und Belows Korps auf Samsonows rechten Flügel abrollen konnte, ohne dass Rennenkampf dazwischenkommen würde. Ob François seinen Angriff aufschieben sollte, bis er vollzählig sei und sämtliches Material beisammen habe, oder nicht, darüber waren die Meinungen geteilt. Da aber Ludendorff nicht um Haaresbreite nachgeben wollte, erneuerte er seinen Befehl bei der Rückkehr ins Hauptquartier.

Gleichzeitig ergingen Anweisungen zur Durchführung des allgemeinen Planes einer doppelten Umfassung am nächsten Tag, dem 26. August. Auf der deutschen Linken sollte von Mackensen mit von Belows Unterstützung Samsonows äussersten rechten Flügel angreifen, der – bei Bischofsburg, mit der Kavallerie bei Sensburg – eine Linie vor den Seen erreicht hatte, in der er mit Rennenkampf eine Front hätte bilden können, wenn dieser nur dort gewesen wäre. Seine Abwesenheit liess die Flanke offen, die die Deutschen umfassen zu können hofften. Im Zentrum sollte Scholtz' XX. Korps, das jetzt durch eine Landwehrdivision und

General von Morgens 3. Reservedivision verstärkt wurde, die Schlacht vom Vortag erneuern. Auf der deutschen Rechten hatte François Weising, den Angriff zu eröffnen, der Samsonows linken Flügel umfassen sollte.

Alle Befehle gingen vor Mitternacht des 25. August hinaus. Am nächsten Morgen, dem Eröffnungstag der Hauptschlacht, verlor Ludendorff einen Augenblick lang die Nerven, als ein Luftaufklärer Truppenbewegungen bei Rennenkampf auf die Deutschen zu meldete. Obwohl Hindenburg überzeugt war, dass die Achte Armee «nicht die geringsten Bedenken zu haben brauche», nur eine Sicherung gegen Rennenkampf zurückzulassen, war Ludendorff nun wieder voller Sorge. Nach seinen Worten «stand Rennenkampfs gewaltige Armee wie eine drohende Gewitterwolke im Nordosten». «Er brauchte nur anzu treten, und wir waren geschlagen.» Er begann dieselben Befürchtungen zu hegen, die Prittwitz gequält hatten, und war voller Zweifel, ob er auch wirklich alle Streitkräfte gegen Samsonow festlegen oder die Offensive gegen die russische Zweite Armee aufgeben und sich nach rückwärts gegen die Erste wenden solle. Der Held von Lüttich «scheint etwas die Nerven verloren zu haben», berichtete Hoffmann, der Militärschriftsteller, der seinen Kameraden diese Schwäche am häufigsten nachsagt. Doch selbst Hindenburg gibt zu, dass sein Gefährte von «schweren Zweifeln» gequält war und dass in diesem Augenblick er es war, der seinem Stabschef den Rücken stärkte. Mit seinen Worten: «Wir überwandten die Krisis in uns.»

Eine zweite Krise trat ein, als das Hauptquartier feststellte, dass François, der noch immer auf seine Artillerie wartete, die Schlacht nicht, wie befohlen, begonnen hatte. Ludendorff forderte kategorisch, dass der Angriff für den Mittag anzusetzen sei. François erwiderte, dass die Ausgangsstellungen, entgegen den Erwartungen des Hauptquartiers, am Vormittag noch nicht eingenommen worden seien. Die Folge war eine Explosion und eine – nach Hoffmann – «vermutlich unfreundliche» Antwort Ludendorffs. François brachte es fertig, den ganzen Tag lang hinhaltend zu zögern und den Augenblick abzuwarten, den er selbst für den richtigen hielt.

Plötzlich unterbrach ein unerwarteter Telefonanruf von der weitentfernten OHL in Koblenz den Streit mit François. Ludendorff, der auch ohne die Oberste Heeresleitung schon genügend Sorgen hatte, nahm den Hörer ab und hiess Hoffmann an einem anderen Apparat mithören, «was sie will». Zu seinem Erstaunen musste er erfahren, dass Oberst Tappen, der Chef der Operationen bei der OHL, ihm eine Verstärkung von drei Korps und einer Kavalleriedivision zu senden vorschlug. Ludendorff kam frisch von der Westfront, hatte an den Mobilisierungsplänen mitgearbeitet und kannte die bei der Offensive pro Kilometer erforderliche Truppendichte bis auf die letzte Dezimalstelle. So wollte er seinen Ohren nicht trauen. Schlieffens Plan fusste darauf, dass auch noch der letzte Mann zur Stärkung des rechten Flügels verwendet wurde. Was konnte die Oberste Heereslei-

tung dazu bestimmt haben, auf dem Höhepunkt der Offensive drei ganze Korps aus der Front zu ziehen? Entsetzt erklärte er Tappen, die Verstärkung sei im Osten «absolut nicht nötig», sie werde in jedem Fall für die Schlacht, die bereits anlaufe, nicht mehr rechtzeitig eintreffen. Man könne sie aber entbehren, meinte Tappen.

Dieser bedeutungsvolle Entschluss war aus der Panik zu verstehen, die die OHL befallen hatte, als die Russen mit ihrer Offensive zwei anstatt sechs Wochen nach der Mobilmachung begannen und damit die Voraussetzungen für den deutschen Plan erschütterten. Dass man die Truppen entbehren zu können glaubte, beruhte nach Tappens Bericht auf dem «entscheidenden Sieg» an der französischen Grenze, der «im Grossen Hauptquartier den Glauben erweckte, dass die grosse Entscheidungsschlacht im Westen zu unseren Gunsten geschlagen sei». Unter diesem Eindruck beschloss Moltke am 25. August «trotz der entgegenstehenden Bedenken», Verstärkungen zu schicken, um Ostpreussen vor den Russen zu retten. Die Klagen der Flüchtlinge, die Plünderungen der Junkergüter durch die Kosaken, die Tränen, mit denen hochgeborene Damen die Kaiserin anflehten, ihren Familien Grundbesitz und Vermögen zu erhalten, taten ihre Wirkung. Um die Gemüter gegen die Russen aufzubringen, hatte die deutsche Regierung die Flüchtlinge absichtlich in verschiedenen Städten untergebracht; und nun war es ihr gelungen, sich selbst in Angstgefühle hineinzusteigern. Der Präsident des ostpreussischen Provinzialrates sprach bei der OHL um Hilfe für seine Heimat vor. Ein Direktor von Krupp schrieb am 25. August in sein Tagebuch: «Gestern hörte man noch allgemeine Urteile wie: „Ach was, die Russen, die werden nie mit ihrer Mobilmachung fertig... Wir werden uns für lange Zeit erfolgreich in der Defensive haltens Heute ist die Stimmung eine ganz andere... man spricht von der Preisgabe Ostpreussens.» Der Kaiser war erschüttert. Moltke selbst hatte sich schon immer Sorgen gemacht wegen der unzulänglichen Verteidigung im Osten, denn – so schrieb er vor dem Krieg – «alle Erfolge im Westen würden nichts nützen, wenn die Russen sehr bald in Berlin ankommen würden».

Zwei der Korps, die er jetzt von der Westfront abzog, hatten im Kampf um Namur an der Verbindungsstelle zwischen der deutschen Zweiten und Dritten Armee gestanden und wurden nun, nach dem Fall der belgischen Festung, von General von Bülow zu anderweitiger Verwendung freigegeben. Am 26. August wurden sie mit der 8. Kavalleriedivision abgestellt und traten im Fussmarsch – die belgischen Eisenbahnlinien waren zerstört – «zur möglichst baldigen Abbeförderung» an die Ostfront den Weg zu den deutschen Verladebahnhöfen an. Ein weiteres Korps befand sich schon auf dem Bahnhof von Thionville, als warnende Stimmen in der OHL Moltke bestimmten, seinen Befehl zu widerrufen.

1300 Kilometer entfernt bereitete im Osten General Samsonow eine neue Schlacht vor. Auf seiner äussersten Rechten hatte das VI. Korps unter General Blagoweschtschensky ordnungsgemäss das für das Treffen bestimmte Gelände

vor den Seen erreicht, doch Samsonow hatte dieses Korps auf sich gestellt gelassen, während er den Hauptteil seiner Armee mehr nach Westen vorschob. Obwohl er sie damit von Rennenkampf oder doch von dem Ort entfernte, an dem man Rennenkampf vermutete, war dies nach Samsonows Ansicht die Richtung, die seine Armee einhalten musste, um sich zwischen die Weichsel und die Deutschen zu schieben; denn er war der Meinung, dass diese sich nach Westen zurückzögen. Samsonows Ziel war die Linie Allenstein-Osterode, wo man die bedeutendste deutsche Bahnlinie zu fassen bekäme und von wo es, wie er Jilinsky am 23. August berichtete, «leichter sein würde, in das Herz Deutschlands vorzustossen».

Es war nun schon offensichtlich, dass Samsonows erschöpfte und halbverhungerte Truppen, die sich nur mit Mühe bis zur Grenze geschleppt hatten, kaum zum Kampf fähig waren, geschweige denn zu einem Vorstoss ins Herz Deutschlands. Die Verpflegung kam nicht heran, die Soldaten hatten ihre eisernen Rationen verzehrt, die Dörfer waren verlassen, Heu und Hafer noch nicht eingebracht, und das Land gab nur wenig her für Mensch und Tier. Alle Korpskommandeure wünschten eine Rast. Ein Generalstabsoffizier berichtete über die «elende» Verpflegung der Truppe in Jilinskys Hauptquartier: «Ich weiss nicht, wie die Männer das noch länger aushalten sollen. Es ist lebenswichtig, dass ein angemessener Requisitionsdienst organisiert wird.» Doch Jilinsky war in Wolkowysk, das 190 Kilometer Luftlinie östlich der Front lag – mit der Eisenbahn waren es noch mehr – zu weit entfernt, um sich durch diese Berichte beunruhigen zu lassen. Er bestand darauf, dass Samsonow die Offensive fortsetzte, «um dem vor General Rennenkampf zurückweichenden Feind entgegenzutreten und ihm den Rückzug auf die Weichsel abzuschneiden».

Diese Auffassung vom Vorhaben des Feindes beruhte auf den Berichten Rennenkampfs; da aber der General seit der Schlacht vom Gumbinnen keine Feindberührung mehr gehabt hatte, waren diese Meldungen über die Bewegungen der Deutschen nichts als optimistische Phantasien. Inzwischen erkannte Samsonow jedoch aus eindeutigen Eisenbahnbewegungen und anderen Einzelmeldungen, dass er nicht einer Armee gegenüberstand, die sich im vollen Rückzug befand, sondern einer reorganisierten Armee, die sich auf ihn zubewegte. Es liefen Berichte ein über die Konzentration neuer feindlicher Kräfte – es handelte sich um François – gegenüber seiner linken Flanke. Da Samsonow die Gefahr zu seiner Linken erkannte, sandte er einen Offizier ab, der Jilinsky davon überzeugen sollte, dass es nötig sei, die Armee nach Westen zu dirigieren, statt weiterhin nach Norden zu marschieren. Jilinsky zeigte die für den Etappenkommandeur typische Verachtung für die Vorsicht des Frontkommandeurs und verstand diesen Wunsch so, als wolle Samsonow in die Defensive gehen. Er erwiderte dem Offizier «grob»: «Es ist Feigheit, dort einen Feind zu sehen, wo keiner ist. Ich werde General Samsonow nicht erlauben, den Feigling zu spielen. Ich bestehe auf Fortsetzung der Offensive.» Es schien, so meinte ein Kollege, als zielte er mit seiner

Strategie auf das *Poddavki* ab, eine russische Form des Damespiels, bei dem man bemüht ist, alle seine Steine zu verlieren.

In der Nacht des 25. August, zur selben Zeit, als Ludendorff seine Befehle ausgab, ordnete Samsonow seine Truppen. In der Mitte sollten das XV. und XIII. Korps unter den Generälen Martos und Kliujew mit einer Division des XXIII. Korps unter General Kondratowitsch den Hauptangriff auf die Linie Allenstein-Osterode vortragen. Die linke Flanke der Armee sollte vom I. Korps General Artonomows gehalten werden, und zwar mit Unterstützung der anderen Division des XXIII. Korps. Fünfzig Kilometer entfernt hielt das isolierte VI. Korps die rechte Flanke. Infolge der mangelhaften Erkundungsmethoden der russischen Kavallerie wusste Samsonow nicht, dass Mackensens Korps, das man zuletzt in panischer Flucht vor Gumbinnen gesehen hatte, neu geordnet worden war, zusammen mit Belows Korps in Gewaltmärschen seine Front erreicht hatte und nun auf seine rechte Seite losging. Der Befehl für das VI. Korps hatte zuerst gelaute: Stellung halten «mit dem Ziel, die rechte Flanke der Armee zu sichern»; dann hiess es, es solle «in aller Eile» herüberkommen, um den Angriff des Zentrums auf Allenstein zu unterstützen. In letzter Minute wurde am Morgen des 26. der Befehl schliesslich erneut dahingehend geändert, dass das Korps nun doch wieder in seiner Stellung bleiben und die rechte Flanke decken sollte. Inzwischen befand sich aber das VI. Korps schon auf dem Marsch zum Zentrum.

Weit hinten in der Etappe überkam das russische Oberkommando ein Katastrophengefühl. Schon am 24. August schrieb Kriegsminister Suchomlinow, der sich nicht die Mühe gemacht hatte, Waffenfabriken zu bauen, weil er nicht an Feuerwaffen glaubte, an General Januschewitsch, den Generalstabschef: «Geben Sie um Gottes willen Befehl, Gewehre aufzusammeln. Wir haben 150'000 an die Serben geschickt, unsere Reserven sind nahezu aufgebraucht, und der Ausstoss in den Fabriken ist gering.» Trotz des Elans ritterlicher Offiziere – ein General galoppierte in die Schlacht mit dem Kriegsruf: «Wilhelm nach St. Helena!» – war die Stimmung bei den Armeeführern von Anfang an gedrückt. Sie gingen ohne Zuversicht in den Krieg und hielten ohne Glauben darin aus. Gerüchte von diesem Pessimismus des Hauptquartiers drangen, wie es nicht anders möglich war, an das Ohr des französischen Botschafters in Petersburg. Am 26. August sagte ihm Samsonow, Jilinsky sei der Ansicht, dass «eine Offensive in Ostpreussen zum Scheitern verurteilt» sei. Januschewitsch sei derselben Ansicht und habe energisch gegen die Offensive protestiert. Doch General Danilow, der stellvertretende Stabschef, bestand darauf, dass Russland Frankreich nicht enttäuschen dürfe und trotz «zweifelloser vorhandener Risiken» angreifen müsse.

Danilow hielt sich mit dem Grossfürsten im Stavka, dem Hauptquartier des Generalstabs in Baranowitschi, auf. Man hatte diesen ruhigen Ort im Waldgebiet, wo der Stavka ein Jahr lang bleiben sollte, deshalb ausgewählt, weil sich hier eine



Nord-Süd-Linie der Eisenbahn mit der Hauptstrecke zwischen Moskau und Warschau kreuzte. Beide Fronten, die deutsche und die österreichische, wurden von hier aus dirigiert. Der Grossfürst mit seinem Gefolge, die hohen Offiziere des Generalstabs und die alliierten Militärattachés wohnten und assen in Eisenbahnwagen, weil sich herausgestellt hatte, dass das für den Oberkommandierenden vorgesehene Haus zu weit vom Haus des Bahnhofsvorstehers entfernt war, das die Operations- und Nachrichtenstäbe beherbergte. So wurden Dächer über die Wagen gebaut, die Sonne und Regen abhielten, dazu hölzerne Fusswege gelegt und im Bahnhofsgarten ein Zelt errichtet, unter dem man im Sommer die Mahlzeiten einnahm. Es gab keinerlei Luxus, und physische Unbequemlichkeiten nahm man nicht tragisch. An den niedrigen Türöffnungen allerdings mussten Streifen aus weissem Papier angebracht werden, die den Grossfürsten aufmerksam machen und zum Bücken veranlassen sollten, denn er hatte die unglückliche Gewohnheit, sich an den Eingängen immer den Kopf zu stossen.

Danilow war unruhig, weil Rennenkampf offensichtlich den Kontakt mit dem Feind verloren hatte, die Nachrichtenverbindungen versagten und infolgedessen weder Jilinsky zu wissen schien, wo sich die Armeen befanden, noch die Armeen umeinander Bescheid wussten. Als im Stavka die Nachricht einlief, dass Samsonow am 24./25. August den Feind gestellt habe und im Begriff sei, wieder in die Schlacht einzutreten, stieg die Sorge, weil Rennenkampf den zweiten Arm der Zange noch nicht herangeführt hatte. Am 26. August besuchte der Grossfürst Jilinskys Hauptquartier in Wolkowysk, um Druck dahinter zu setzen, dass Rennenkampf vorwärtsgetrieben werde. In seiner am 23. August begonnenen gemächlichen Verfolgung hatte der General die ehemaligen deutschen Stellungen an der Angerapp passiert, die die Achte Armee bei ihrer grossen Verlegung nach Süden aufgegeben hatte. Der Augenschein eines hastigen Aufbruchs bekräftigte seine Vorstellung von einem geschlagenen Feind. Nach den Aufzeichnungen eines seiner Stabsoffiziere glaubte er, es sei falsch, den Deutschen zu rasch nachzudrängen, weil sie dann vielleicht auf die Weichsel zurückgehen könnten, ehe Samsonow in der Lage wäre, sie abzuschneiden. Rennenkampf bemühte sich also nicht, nahe genug an den Gegner heranzukommen, um sich mit eigenen Augen von der Richtigkeit seiner Vermutung zu überzeugen; doch diese Unterlassungssünde machte anscheinend auch Jilinsky keinen Kummer, der Rennenkampfs Ansichten ungeprüft übernahm.

Die Befehle, die Rennenkampf am Tag nach dem Besuch des Grossfürsten von Jilinsky erhielt, mahnten zur Verfolgung eines Feindes, den man noch immer auf dem Rückzug wähnte, und zur Vorsicht vor einem möglichen deutschen Ausfall aus der Festung Königsberg in Rennenkampfs Flanke. Es war beabsichtigt gewesen, Königsberg mit sechs Reservedivisionen zu zernieren; aber diese waren noch nicht zur Stelle. So instruierte Jilinsky Rennenkampf, er möge Königsberg mit zwei Korps blockieren, bis die Reservedivisionen herankämen, und mit seinen

anderen beiden Korps «diejenigen feindlichen Kräfte verfolgen, die nicht in Königsberg Zuflucht suchen, sondern sich möglicherweise auf die Weichsel zurückziehen könnten». Mit der «Annahme», dass der Feind sich auf dem Rückzug befinde, war für Jilinsky die Vorstellung einer Bedrohung Samsonows nicht vereinbar; daher drängte er Rennekampf nicht, möglichst schnell die ursprünglich geplante Verbindung mit Samsonows rechtem Flügel herzustellen. Er sagte ihm nur, dass die «gemeinsamen Operationen» der Ersten und Zweiten Armee dahin zielen müssten, die zurückgehenden Deutschen gegen die Ostsee hin- und von der Weichsel abzudrängen. Da die beiden russischen Armeen weder Verbindung miteinander hatten noch sich aufeinander zubewegten, konnte von «gemeinsam» eigentlich nicht die Rede sein.

Als am 26. August der Morgen graute, setzte sich Samsonows VI. Korps befehlsgemäss in Richtung auf das Zentrum in Marsch, ohne zu wissen, dass dieser Befehl inzwischen aufgehoben worden war. Eine Division war bereits unterwegs, als die andere die Meldung erhielt, dass etwa zehn Kilometer hinter ihr in nördlicher Richtung Feinde gesichtet worden seien. In der Annahme, es handele sich dabei um Truppen, die vor Rennekampf zurückwichen, beschloss der russische Divisionskommandeur, kehrtzumachen und sie anzugreifen. In Wirklichkeit aber war es Mackensens Korps, das da seinerseits zum Angriff vorsties. Es stürzte sich auf die Russen, und während diese um ihr Leben kämpften, wurde die Nachbardivision, die schon zwölf Kilometer entfernt war, verzweifelt zu Hilfe gerufen. Sie machte kehrt und stand, nachdem sie insgesamt achtundzwanzig Kilometer zurückgelegt hatte, am Ende des Tages einem zweiten feindlichen Korps gegenüber, nämlich dem von Belows. Die Verbindung zwischen den beiden russischen Divisionen war abgerissen. Der Korpskommandeur, General Blagoweschtschensky, «verlor den Kopf» (in diesem Fall stammt die Formulierung von einem britischen Militärkritiker); der Divisionskommandeur, dessen Truppen den ganzen Tag im Gefecht gelegen und dabei 5'000 Mann und 16 Feldgeschütze verloren hatten, befahl aus eigener Initiative den Rückzug. Während der Nacht machten Befehle und Gegenbefehle die Verwirrung vollständig; auf den Strassen kamen die Einheiten durcheinander, und als es Morgen wurde, befand sich das VI. Korps in völliger Auflösung und wich noch immer zurück. Samsonows rechter Flügel war in die Flucht geschlagen.

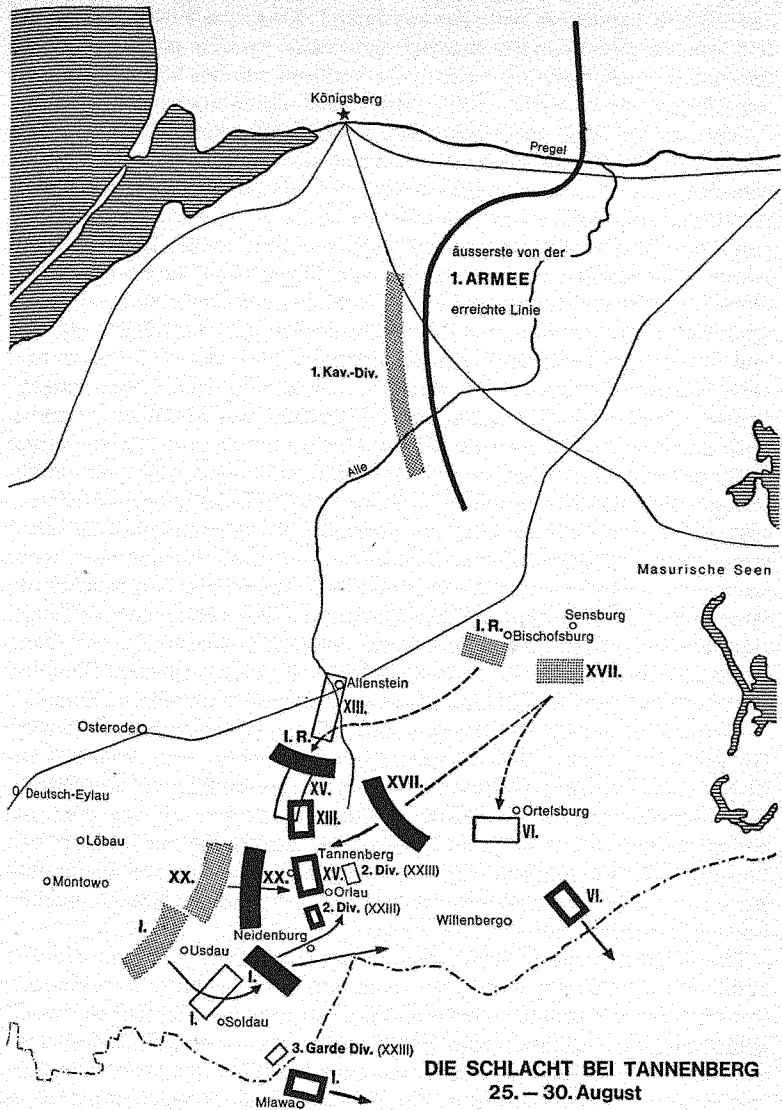
Während dieser Ereignisse ging sein Zentrum mit zweieinhalb Korps zur Offensive vor. In der Mitte stand General Martos in schwerem Gefecht. Sein Nachbar zur Linken, eine Division des XXIII. Korps, wurde abgewiesen und zurückgeworfen, wodurch seine Flanke frei wurde. Zur Rechten nahm das XIII. Korps unter General Kliujew Allenstein, eilte jedoch Martos zu Hilfe, als es erfuhr, dass er bedrängt werde, und überliess die Besetzung Allensteins dem VI. Korps, das nach Kliujews Ansicht schon unterwegs war. Doch das VI. Korps kam nicht, und bei Allenstein klaffte eine Lücke.

Wenige Kilometer hinter der Front sass in Neidenburg im Hauptquartier der





Zweiten Armee General Samsonow mit seinem Stabschef, General Potowsky, und dem britischen Militärattaché Major Knox beim Essen, als die geschlagene Division des XXIII. Korps sich in die Strassen ergoss. In ihrer Angst vermuteten die Männer hinter jedem Geräusch die Verfolger, und als ein Sanitätswagen vorbeirumpelte, erhob sich gleich der Ruf: «Ulanen kommen!» Sowie Samsonow und Potowsky – ein nervöser Mensch, der einen Klemmer trug und aus einem heute vergessenen Grund unter dem Namen «der verrückte Mullah» bekannt war – den Aufruhr hörten, schnallten sie ihre Säbel um und eilten hinaus. Zuallererst sahen sie, in welchem Zustand sich die Truppen befanden. Die Männer waren «furchtbar erschöpft ... sie hatten drei Tage lang weder Brot noch Zucker bekommen». «Zwei Tage lang erhielten meine Männer keine Rationen, und von Nachschub keine Spur», berichtete ihnen ein Regimentskommandeur.

Obwohl Samsonow noch keine ausreichenden Nachrichten über das Desaster des VI. Korps auf dem rechten Flügel erhalten hatte, war ihm bis zum Abend klargeworden, dass es sich nun nicht mehr darum handeln konnte, den Feind zu umfassen, sondern nur noch darum, selbst einer Umfassung zu entgehen. Dennoch beschloss er, die Schlacht nicht abubrechen, sondern sie am nächsten Tag mit dem Korps seines Zentrums wiederaufzunehmen, um die Deutschen im Kampf festzuhalten, bis Rennenkampf herankäme und ihnen den entscheidenden Schlag versetzte. General Artomonow, dem Kommandeur des I. Korps, der die Front gegenüber François auf der äussersten Linken der Russen hielt, befahl er, «die Flanke des Heeres... um jeden Preis zu decken». Er war überzeugt, dass «nicht einmal ein bedeutend überlegener Feind den Widerstand des berühmten I. Korps brechen» könne, und fügte hinzu, der Erfolg der Schlacht hänge von seiner Widerstandskraft ab.

Am nächsten Morgen, dem 27. August, war der sehnlich erwartete Augenblick der Offensive François' gekommen. Seine Artillerie war eingetroffen. Um vier Uhr morgens, noch ehe es hell wurde, brach wie ein Orkan ein Trommelfeuer von unbeschreiblicher Gewalt über die Stellungen des russischen I. Korps bei Usdau herein. Das deutsche Oberkommando – Hindenburg in gewichtiger Ruhe, Ludendorff erregt und finster, und hinter ihnen Hoffmann als spöttischer Schatten – verliess sein derzeitiges Hauptquartier bei Löbau, etwa dreissig Kilometer rückwärts, um sich auf einen Hügel zu postieren, von dem aus Ludendorff die Koordinierung der beiden Korps von François und Scholtz «an Ort und Stelle zu überwachen» beabsichtigte. Noch ehe sie den Hügel erreicht hatten, kam die Nachricht, dass Usdau genommen sei. Mitten in die Freude über diese Meldung traf sehr bald der Widerruf. Das Gebrüll des Artilleriesperrefeuers dauerte an. Die Männer des berühmten russischen I. Korps, die ebenso schlecht gepflegt waren wie ihre Kameraden vom XXIII. und jeden Kampfgeist verloren hatten, flohen vor dem Granatenhagel aus ihren Gräben und liessen eine Zahl von Gefallenen zurück, die nicht geringer war als die der Geflohenen.



**DIE SCHLACHT BEI TANNENBERG  
25. – 30. August**

-  Deutsche 26. Aug.
-  Deutsche 29. Aug.
-  Russen 26. Aug.
-  Russen 29. Aug.

Um elf Uhr vormittags hatte das russische I. Korps das Feld geräumt, die Schlacht war allein von der Artillerie gewonnen worden, und Ludendorff, durch dessen Drängen sie leicht hätte verloren werden können, war der Ansicht, dass die russische Zweite Armee nun «durchbrochen» sei.

Aber sie war nicht geschlagen, und Ludendorff erkannte, dass «im Gegensatz zu anderen Kriegen» die Schlacht nicht an einem Tag gewonnen war. François' Vormarsch stiess östlich von Usdau noch immer auf Widerstand; auch die beiden russischen Korps im Zentrum griffen weiterhin in gewaltiger Massierung an, und im Rücken drohte immer noch Rennenkampf. Die Strassen waren verstopft von Flüchtlingen und Vieh, ganze Dörfer befanden sich auf der Flucht. Auch bei den Deutschen gab es erschöpfte Soldaten, die hinter jedem Pferdegetrappel Verfolger witterten und riefen: «Sie kommen!», woraus dann am Ende der Kolonne wurde: «Die Kosaken kommen!» Als das Oberkommando nach Löbau zurückkehrte, nahm es ungläubig und voller Entsetzen eine Meldung entgegen, nach der François' Korps sich auf der Flucht befinde und «Reste» seiner Einheiten gerade in Montowo einträfen. Ein aufgeregter Telefonanruf bestätigte, dass tatsächlich zurückweichende Einheiten des I. Korps niedergeschlagen und in einzelne Gruppen aufgelöst vor dem Bahnhof zu sehen seien. Wenn François' Flanke irgendwie umgangen worden war, dann konnte die Schlacht verloren sein, und einen Augenblick lang tauchte wie seinerzeit vor Prittwitz das Schreckgespenst eines verlorenen Feldzugs, eines Rückzugs hinter die Weichsel, der Aufgabe Ostpreussens, auf. Dann stellte sich heraus, dass die Truppen in Montowo einem einzigen Bataillon gehörten, das beim Kampf hinter Usdau nicht hatte standhalten können.

Erst spät an jenem Tag drang schliesslich die Wahrheit bis zu Jilinskys Hauptquartier durch, dass die Deutschen keineswegs «zur Weichsel zurück», sondern gegen Samsonow vorgingen. Da endlich verständigte er Rennenkampf telegrafisch, dass die Zweite Armee schweren Angriffen ausgesetzt sei und dass er Beistand leisten solle, «indem Sie mit Ihrem linken Flügel so weit wie möglich vorgehen». Doch die angegebenen Zielpunkte lagen zu weit westlich und nicht weit genug vorn, und von Beschleunigung oder Gewaltmärschen war keine Rede.

Die Schlacht dauerte schon den dritten Tag. Zwei Armeen, die nun vollkommen engagiert waren, stürmten heran, verbissen sich ineinander, trennten sich und prallten wieder aufeinander in unübersichtlichen Einzelgefechten, die sich über eine Front von mehr als sechzig Kilometern erstreckten. Ein Regiment ging vor, ein benachbartes wurde zurückgeschlagen, Lücken rissen auf, der Feind stiess durch oder unterliess es unbegreiflicherweise. Die Geschütze brüllten, Kavallerieschwadronen, Infanterieeinheiten, schwere, bespannte Feldgeschützatterien bewegten sich kreuz und quer durch Dörfer und Wälder, zwischen Seen hindurch, über Felder und Strassen. Granaten schlugen in Bauernhäuser und Dorfstrassen ein. Ein Bataillon, das unter Sperrfeuer vorging, verschwand hinter einem Vor-

hang von Rauch und Nebel in ein unbekanntes Schicksal; Gefangenenkolonnen, die nach hinten geführt wurden, versperrten den angreifenden Truppen den Weg. Brigaden eroberten Gelände oder gaben es auf, schnitten die gegenseitigen Verbindungslinien und gerieten in den falschen Divisionsbereich. Einheitsführer verloren ihre Einheiten, Stabswagen sausten umher, über die Köpfe hinweg brausten deutsche Aufklärungsflugzeuge und versuchten Nachrichtenmaterial zu sammeln; Armeeführer bemühten sich krampfhaft herauszubekommen, was vorging, und gaben Befehle, die vielleicht gar nicht ankamen und nicht durchgeführt wurden oder schon nicht mehr der Situation entsprachen, wenn sie die Front erreichten. Dreihunderttausend Mann schlugen aufeinander los, marschierten vorwärts und müde wieder zurück, feuerten ihre Geschütze ab, betranken sich, wenn sie das Glück hatten, ein Dorf einzunehmen, oder warfen sich mit ein paar Kameraden auf den Waldboden nieder, wenn die Nacht hereinbrach. Und am nächsten Tag ging der Kampf weiter, und die grosse Schlacht an der Ostfront wurde zu Ende gekämpft.

General François eröffnete die Schlacht am 28. bei Morgengrauen erneut mit mächtigem Artilleriesperfeuer. Ludendorff befahl ihm, nach links einzuschwenken, um den Druck auf das Scholtzsche Korps aufzufangen, das er für «überaus erschöpft» hielt. François ignorierte den Befehl und rückte weiterhin genau nach Osten vor in der Absicht, die Umfassung der Flanke Samsonows zu vollenden und ihm den Rückzug abzuschneiden. Nachdem der Ungehorsam am Vortage sich als so erfolgreich erwiesen hatte, verlegte sich Ludendorff bei François beinahe aufs Bitten. Das I. Korps werde «der Armee den grösstmöglichen Dienst leisten, wenn es diesen Befehl ausführe», sagte er. François achtete nicht darauf und zog nach Osten, wobei er auf dem Marsch längs der Strassen Abteilungen postierte, die ein Ausbrechen des Feindes verhindern sollten.

Voller Angst um das Zentrum warteten Ludendorff und Hindenburg das Ende der Schlacht im Feldhauptquartier Scholtz' ab, das in dem Dorf Frögenau lag, etwa drei Kilometer von dem noch kleineren Dörfchen Tannenberg entfernt. Als Abgangsort der Befehle wurde Frögenau eingetragen. Ludendorff wurde wieder einmal von bösen Ahnungen Rennenkampfs wegen geplagt. In seiner Sorge um das Scholtzsche Korps, seinem Ärger über François, dem Kummer über das dauernd gestörte Feldtelefon, das ihn mit diesem ungehorsamen Kommandeur verband, und über das Fehlen jeglicher Telefonverbindungen mit Mackensen und von Below auf seinem linken Flügel war er «nicht voll befriedigt». Mackensen und Below, die mit den einander widersprechenden Befehlen nicht zurechtkamen – sie sollten erst die eine, dann eine andere Richtung einschlagen – schickten einen Stabsoffizier im Flugzeug ins Hauptquartier, um die Dinge zu klären. Dieser fand «eine wenig freundliche Aufnahme», weil sich keines der beiden Korps dort befand, wo es sein sollte. Am Nachmittag jedoch gingen beide zur Zufriedenheit vor, Mackensen verfolgte den zerschlagenen rechten Flügel, und Below stiess auf

die Lücke bei Allenstein zu, um das russische Zentrum anzugreifen. Jetzt erschien das Vorrücken François' schon eher gerechtfertigt, und Ludendorff liess einen revidierten Befehl an ihn hinausgehen, nach dem er die Richtung beibehalten sollte, die er bereits eingeschlagen hatte.

Gerade als die Überzeugung, dass der Sieg in Aussicht stehe, im deutschen Hauptquartier die Gemüter zu erwärmen begann, kam die Meldung, Rennenkampfs Armee befinde sich unzweifelhaft auf dem Vormarsch. Doch der gute Verlauf des Tages vermittelte nun schon die Gewissheit, dass er zu spät kommen werde. In der Tat befand sich in dieser Nacht Rennenkampfs nächstes Korps beim Biwak noch immer über dreissig Kilometer von Bischofsburg entfernt, dem Ort, an dem Samsonow VI. Korps zwei Tage vorher geschlagen worden war. Da er sich auf feindlichem Gebiet nur langsam vorwärtsbewegte, rückte Rennenkampf bis zum Ende des nächsten Tages – es war der 29. August – etwa fünfzehn Kilometer weiter nach Westen vor, nicht jedoch nach Süden, und hatte noch keine Verbindung mit Samsonow hergestellt. Er sollte auch nie dazu kommen.

Die Vernichtung des «berühmten I. Korps», an dessen Standfestigkeit Samsonow so fest geglaubt hatte, kündete dem General den schlimmen Ausgang an, zumal ja auch das VI. Korps auf seinem anderen Flügel schon vernichtet war. Seine Flanken waren beide umgangen; seine Kavallerie, die einzige Waffengattung, in der er den Deutschen zahlenmässig überlegen war, hatte in der Schlacht, da sie zu weit entfernt von den Flanken postiert war, keine wesentliche Rolle gespielt und war jetzt isoliert. Nachschub- und Verbindungswesen befanden sich in völlig chaotischem Zustand; nur das standhafte XV. und XIII. Korps kämpften noch. Im Hauptquartier zu Neidenburg konnte Samsonow das Dröhnen der Geschütze François' hören. Da schien es für ihn nur noch einen einzigen Weg zu geben. Er telegraphierte an Jilinsky, er breche jetzt an die Kampffront auf. Dann ordnete er an, Gepäck und Funkgerät nach Russland zurückzuschicken, und schnitt so eine Verbindung nach rückwärts ab. Man sagt, er habe den Grund für diesen Entschluss «mit sich ins Grab genommen», aber er ist leicht zu begreifen. Die Armee, deren Führung ihm anvertraut worden war, löste sich unter ihm auf. So wurde er wieder Kavallerieoffizier und Divisionsgeneral und tat, was er am besten verstand. Mit sieben Mann seines Stabes ritt er auf Pferden, die man Kosaken abgenommen hatte, davon, um das persönliche Kommando im Feuer zu übernehmen, im Sattel, wo er sich zu Hause fühlte.

Am 28. August verabschiedete er sich hinter Neidenburg von Major Knox. Samsonow sass, von seinem Stab umgeben, auf dem Boden und studierte die Karten. Dann stand er auf, nahm Knox beiseite und erklärte ihm, die Lage sei «kritisch». Er selbst gehöre jetzt an die Front, wohin ihn seine Pflicht rufe; doch da es Knox' Pflicht sei, seiner Regierung Bericht zu erstatten, rate er ihm zurückzukehren, «solange es noch Zeit sei». Dann stieg er zu Pferde, drehte sich im Sat-

tel noch einmal um und sagte mit einem wehmütigen Lächeln: «Einmal lacht dem Feind das Glück, ein andermal wird es uns lachen.» Dann ritt er davon.

Geraume Zeit später hatte General Martos, der die Schlacht in seinem Abschnitt von einem Hügel herab leitete, gerade den Befehl gegeben, eine Kolonne deutscher Gefangener aus der Kampfzone zu führen, als zu seiner Überraschung der Armeeführer mit seinem Stab zu Pferde herankam. Samsonow erkundigte sich nach der zurückgehenden Kolonne, und als er hörte, dass es Gefangene seien, lenkte er sein Pferd dicht an Martos heran, beugte sich herab, um ihn zu umarmen, und sagte traurig: «Sie allein werden uns retten.» Doch das war wider besseres Wissen gesagt – noch in der Nacht gab er den Befehl zum allgemeinen Rückzug der restlichen Zweiten Armee.

Der Rückzug während der nächsten zwei Tage – am 29. und 30. August – war eine noch immer ihrem Höhepunkt zustrebende unerbittliche Katastrophe. Die zwei Korps im Zentrum, die am längsten und am besten gefochten hatten und am weitesten vor- und am spätesten zurückgegangen waren, hatten die geringste Chance zu entkommen: sie hatten sich am stärksten in der deutschen Umfassung verfangen. General Kliujews Korps befand sich noch in der Offensive, als von Below zu seiner Rechten die Lücke bei Allenstein durchbrach und den Kordon um das russische Zentrum schloss. Kliujews und Martos' Korps arbeiteten sich hilflos durch Wälder und Sümpfe in nutzlosen Märschen, mit falschen Wendungen, vergeblichen Versuchen, sich neu zu gruppieren und wieder Fuss zu fassen, während der Kessel immer enger wurde. In dem sumpfigen Gelände, in dem die Strassen Dämme bildeten, stellten die Deutschen an jeder Kreuzung Wachen mit Maschinengewehren auf. Die Männer des Martosschen Korps waren in den letzten vier Tagen buchstäblich am Verhungern. Kliujews Korps legte in seinen letzten vierzig Stunden fast siebenzig Kilometer ohne jede Verpflegung zurück. Die Pferde wurden weder gefüttert noch getränkt.

Am 29. August machten General Martos und einige Herren seines Stabes den Versuch, mit einer Eskorte von fünf Kosaken einen Weg durch den Wald zu finden. Ringsherum feuerte der Feind unentwegt. Generalmajor Matschagowsky, Martos' Stabschef, fiel im Maschinengewehrfeuer. Seine Begleiter wurden nach und nach abgeschossen, bis schliesslich nur noch ein Stabsoffizier und zwei Männer der Eskorte beim General waren. Da Martos seinen Brotbeutel einem Adjutanten gegeben hatte, der jetzt nicht mehr da war, hatte er seit dem Morgen weder gegessen noch getrunken oder geraucht. Ein erschöpftes Pferd legte sich hin und verendete, die Männer stiegen ab und führten die übrigen Pferde am Zügel. Dunkelheit fiel ein. Sie versuchten, sich an den Sternen zu orientieren, aber der Himmel umzog sich. Da hörten sie Soldaten herankommen, die sie für Freunde hielten, da die Pferde zu ihnen hinstrebten. Plötzlich blitzte ein deutscher Scheinwerfer durch den Wald und wanderte auf der Suche nach ihnen vorwärts und rückwärts.



Martos wollte aufsteigen und davongaloppieren, doch sein Pferd wurde getroffen. Er stürzte und wurde von deutschen Soldaten gefangengenommen.

Später, in einem «schmutzigen kleinen Hotel» in Osterode, wohin man Martos als Gefangenen gebracht hatte, betrat Ludendorff sein Zimmer, hielt ihm in perfektem Russisch seine Niederlage vor und betonte, die russische Grenze liege nun für die deutsche Invasion offen. Hindenburg folgte ihm, und «als er sah, wie verstört ich war, hielt er lange Zeit meine Hände und redete mir zu, ich möge mich doch beruhigen». In unbeholfenem, keineswegs akzentfreiem Russisch versprach er, Martos seinen Degen zurückzugeben, und verabschiedete sich mit einer Verbeugung und den Worten: «Ich wünsche Ihnen glücklichere Tage.»

In den Wäldern nördlich Neidenburgs wurden die Trümmer des Martosschen Korps niedergemacht, sofern sie sich nicht ergaben. Nur ein einziger Offizier des XV. Korps konnte entkommen und nach Russland zurückkehren. Etwa fünfzehn Kilometer östlich von Neidenburg igelten sich die Reste des XIII. Korps ein, dessen Kommandeur, General Kliujew, ebenfalls gefangengenommen worden war. Mit vier Geschützen, die sie von einer deutschen Batterie in den Wäldern erbeutet hatten, hielten sie den Feind die ganze Nacht des 30. August hindurch in Schach, bis sie keine Munition mehr hatten und die meisten von ihnen tot waren. Die Überlebenden wurden gefangengenommen.

An jenem Tag fand ein letzter russischer Angriff statt, den General Sirelius, der Nachfolger des seines Kommandos enthobenen Generals Artomonow vom I. Korps, mit grosser Energie in die Wege leitete. Er sammelte mehrere verstreute und noch frische Regimenter und Artillerieeinheiten, die an der Schlacht nicht teilgenommen hatten, und brachte so etwa eine Division zusammen. Damit setzte er zu einer Offensive an, die François' Linien durchbrach und zur Rückeroberung Neidenburgs führte. Doch sie kam zu spät und konnte nicht durchgehalten werden. Diese letzte Aktion der russischen Zweiten Armee war nicht von General Samsonow befohlen worden, denn dieser war tot.

Wie General Martos fing auch er sich in der Nacht des 29. August in dem Netz, doch in einem anderen Waldgebiet. Er ritt mit seinen Begleitern durch die Wälder, die die Strassen säumten, und gelangte nach Willenberg, das nur wenig mehr als zehn Kilometer von der russischen Grenze entfernt lag. Aber die Deutschen waren schon vor ihm dort. Der General wartete mit seiner Gruppe im Wald, bis die Nacht einfiel, und ging dann zu Fuss weiter, da es unmöglich war, das sumpfige Gelände im Dunkeln zu Pferde zu überqueren. Die Streichhölzer gingen zu Ende, und sie konnten den Kompass nicht mehr erkennen. So fassten sie einander bei der Hand, um sich im Dunkeln nicht zu verlieren, und stolperten weiter. Samsonow, der an Asthma litt, wurde zusehends schwächer. Immer wieder sagte er zu Potowsky, seinem Stabschef: «Der Zar hat mir vertraut. Wie kann ich ihm

nach einem solchen Desaster wieder unter die Augen treten?» Als sie zehn Kilometer zurückgelegt hatten, machten sie halt, um zu rasten. Es war ein Uhr morgens. Samsonow entfernte sich und ging in der Dunkelheit seitab. Ein Schuss zerriß die Stille der Nacht. Potowsky wusste sofort, was das bedeutete. Schon vorher hatte ihm Samsonow seine Absicht gestanden, Selbstmord zu begehen, doch Potowsky war der Meinung, ihn davon abgebracht zu haben. Nun war er überzeugt, dass der General tot sei. Die Offiziere versuchten, den Toten in der Dunkelheit zu finden, es gelang ihnen aber nicht. Sie beschlossen, bis Tagesanbruch zu warten, doch als es hell zu werden begann, hörte man deutsche Truppen näher kommen. So mussten die Russen ihr Vorhaben aufgeben und ihren Weg zur Grenze fortsetzen. Sie trafen dort auf eine Kosakenpatrouille und konnten sich schliesslich in Sicherheit bringen. Samsonows Leiche wurde von den Deutschen gefunden, die ihn in Willenberg bestatteten, wo ihn seine Witwe mit Hilfe des Roten Kreuzes im Jahre 1916 abholen konnte, um ihn nach Russland heimzuführen und dort beizusetzen.

Schweigen umfing die Zweite Armee. In Jilinskys Hauptquartier war jede Funkverbindung unterbrochen; seit zwei Tagen hatte man nichts mehr von Samsonow gehört. Jetzt, da es zu spät war, befahl Jilinsky der Rennenkampfschen Kavallerie, bei Allenstein die deutschen Linien zu durchbrechen und festzustellen, was der Zweiten Armee zugestossen sei. Der Auftrag sollte nie erfüllt werden, denn schon schwenkte die deutsche Achte Armee ein, nachdem sie einen Arm der gegen sie gekehrten Zange vernichtet hatte, um den anderen Arm zu fassen.

Mit fast ehrfurchtsvollem Staunen erkannten die Deutschen, wie gross ihr Sieg war. Das Ausmass der feindlichen Verluste an Toten, Gefangenen und Geschützen war ungeheuer: 92'000 Mann waren gefangengenommen worden, und nach manchen Berechnungen lag die Zahl sogar noch höher. Sechzig Züge waren erforderlich, um sie in der Woche nach der Schlacht alle hinter die Front zu befördern. An erbeuteten Geschützen zählte man zwischen 300 und 500 von den insgesamt 600, die die Zweite Armee besessen hatte. Erbeutete Pferde wurden herdenweise in die Pferche getrieben, die man zu diesem Zweck angelegt hatte. Obwohl es keine authentische Zahl der Toten und Vermissten gibt, wurden die Verluste auf über 30'000 geschätzt. Das XV. und XIII. Korps waren infolge der Verluste an Toten und Gefangenen völlig aufgegeben; 50 Offiziere und 2'100 Mann waren alles, was sich von diesen beiden Korps hatte retten können. Die Zahl der Überlebenden der beiden Flankenkorps, des VI. und des I., die sich am frühesten zurückgezogen hatten, betrug bei jedem etwa Divisionsstärke, und vom XXIII. Korps war ungefähr eine Brigade übrig.

Auch die Sieger erlitten schwere Verluste; nach der Anstrengung und Spannung der Sechstageschlacht waren sie mit den Nerven am Ende. Als Neidenburg, das viermal den Besitzer gewechselt hatte, am 31. August von den Deutschen wiedergenommen wurde, schrie ein nervöser Feldjäger:

«Halt!» als ein Wagen mit hoher Geschwindigkeit über den Marktplatz fuhr. Da der Wagen, in dem der General von Morgen sass, sich an diesen Befehl nicht kehrte, brüllte er: «Halten! Russen!» und gab Feuer. Sofort prasselte ein Kugelregen nieder, der den Chauffeur tötete und einen Offizier verwundete, der neben dem General sass. Nachdem von Morgen so um Haaresbreite dem Tod durch seine eigenen Leute entgangen war, wurde er noch in derselben Nacht von seinem Burschen geweckt, der ihm zurief: «Die Russen sind wieder da», die Uniform des Generals packte und verschwand. So war von Morgen zu seinem «grössten Ärger» gezwungen, ohne Uniform auf die Strasse zu gehen und die Pistole über die Unterwäsche zu schnallen.

Für fast alle Offiziere bedeutete diese Schlacht die Feuertaufe, und aus der aufgeregten Phantasie, die wiederum ein Produkt der Angst, der Erschöpfung, der Panik und überwältigenden Wirkung dieses Riesengefichtes war, erwuchs eine Legende – die Legende von Tausenden von Russen, die im Sumpf erstickt oder bis zum Hals in Moor und Treibsand versunken seien und die die Deutschen mit Maschinengewehren hatten niedermachen müssen. «Ich werde ihre Schreie bis an mein Lebensende hören», sagte ein Offizier vor einem erschütterten Freundeskreis in Deutschland. Ludendorff schrieb: «Die weitverbreitete Erzählung, dass die Russen zu Tausenden in Sümpfe getrieben und dort umgekommen seien, ist Mythe. Weit und breit war kein Sumpf zu finden.»

Als das Ausmass der feindlichen Niederlage sich deutlich abzeichnete, erkannten die Kommandeure, dass sie, wie Hoffmann es in seinem Tagebuch ausdrückte, einen «der grössten Siege, die die Geschichte kennt» errungen hatten. Man beschloss – nach Hoffmann war es sein Gedanke, nach Ludendorff geschah es «auf meinen Vorschlag» – die Schlacht nach Tannenberg zu benennen und so einen späten Ausgleich zu schaffen für die Niederlage, die die Deutschordensritter dort durch die Polen und Litauer erlitten hatten. Ludendorff konnte zwar diesen seinen zweiten Triumph, der den von Lüttich noch überstrahlte, nicht geniessen, denn «die Nervenbelastung durch Rennenkampfs Armee war zu schwer gewesen». Aber jetzt war er in der Lage, sich mit grösserer Zuversicht gegen Rennenkampf zu wenden, da er die beiden Korps hinzubekam, die Moltke aus dem Westen schickte.

Er verdankte seinen Triumph zu einem guten Teil anderen: Hoffmann, der – obzwar aus letztlich unzutreffenden Gründen – nie in seiner Überzeugung wankend geworden war, dass Rennenkampf nicht zur Verfolgung ansetzen werde, und der deshalb den Plan und die entsprechenden Befehle zur Verlegung der Achten Armee, ihrer Kehrtwendung gegen Samsonow, entworfen hatte; ferner François, der durch seinen Widerstand gegen Ludendorffs Befehle die Umfassung von Samsonows linkem Flügel gesichert hatte; weiter Hindenburg, der in einem kritischen Augenblick Ludendorff durch seine Ruhe geholfen hatte; und schliesslich und vor allem einem Faktor, der in den sorgfältigen deutschen Planungen nie eine Rolle

gespielt hatte – dem russischen Funk. Ludendorff war dazu übergegangen, sich auf die aufgefangenen Sprüche zu verlassen, die sein Stab regelmässig den ganzen Tag über sammelte, dechiffrierte oder übersetzte und ihm jeden Abend um elf Uhr vorlegte. Verspäteten sich diese durch einen Zufall, so begann er sich aufzuregen und erschien plötzlich im Nachrichtendienstraum, um zu fragen, was los sei. Hoffmann sah in den aufgefangenen Meldungen den eigentlichen Sieger von Tannenberg. «Wir hatten allerdings einen Verbündeten», erklärte er, «den Feind. Wir wussten alles, was der andere vorhatte.»

Für die Öffentlichkeit war der Retter Ostpreussens der nominelle Armeeführer Hindenburg. Der alte General, den man in seiner alten blauen Uniform aus dem Ruhestand geholt hatte, wurde durch den Sieg zu einem Titanen. Der ostpreussische Triumph, der noch über seine wahren Ausmasse hinaus verherrlicht und gerühmt wurde, schuf den Hindenburgmythos in Deutschland. Nicht einmal Hoffmanns Bosheit konnte daran rütteln. Wenn Hoffmann später im Krieg als Stabschef an der Ostfront Besucher über das Schlachtfeld von Tannenberg führte, pflegte er ihnen zu sagen: «Hier hat der Feldmarschall vor der Schlacht geschlafen, hier hat er nach der Schlacht geschlafen, hier hat er während der Schlacht geschlafen.»

In Russland drang die Kunde von der Katastrophe nicht sofort an die Öffentlichkeit, da sie hinter einem grossen Sieg zurücktrat, der zur gleichen Zeit an der galizischen Front über die Österreicher errungen wurde. Zahlenmässig übertraf er den von Tannenberg, auf den Feind aber hatte er dieselbe Wirkung. In einer Reihe von Gefechten, die zwischen dem 26. August und dem 10. September stattfanden und in der Schlacht von Lemberg gipfelten, fügten die Russen dem Feind Verluste von 250'000 Mann zu, machten 100'000 Gefangene, zwangen die Österreicher zu einem Rückzug, der achtzehn Tage dauerte und sich über 240 Kilometer erstreckte. Dazu bereiteten sie der österreichisch-ungarischen Armee – besonders was die Offiziere anbetraf – einen Aderlass, von dem sie sich nie wieder erholen sollte. Der russische Sieg lähmte Österreich, konnte aber die Verluste von Tannenberg nicht wiedergutmachen und die Auswirkungen der Schlacht von Tannenberg nicht beseitigen. Die russische Zweite Armee hatte aufgehört zu bestehen, General Samsonow war tot, und von seinen fünf Korpskommandeuren waren zwei gefangen und drei wegen Unfähigkeit entlassen. General Rennenkampf wurde in der nachfolgenden Schlacht an den Masurischen Seen aus Ostpreussen verjagt, «verlor die Nerven» – in diesem Fall bediente sich Jilinsky der gebräuchlichen Formel – liess seine Armee im Stich und fuhr im Auto über die Grenze zurück, womit er den Ruin seines Rufes besiegelte, sich selbst die Ungnade und Entlassung zuzog und übrigen Jilinsky das gleiche Schicksal bereitete. In einem Telegramm an den Grossfürsten beschuldigte Jilinsky Rennenkampf, dass er in Panik das Heer verlassen habe. Das machte den Grossfürsten wütend. Er war der Ansicht, der eigentliche Fehler liege bei Jilinsky. Infolgedessen berichtete er an

den Zaren, Jilinsky sei es gewesen, «der den Kopf verloren hat und nicht fähig ist, militärische Operationen zu überwatchen», mit dem Erfolg, dass die Verlustliste von Tannenberg sich um einen Mann erhöhte.

Die Schlacht hatte an den Tag gebracht, dass sowohl die Ausbildung als auch das Material nicht ausreichten, die Generäle unfähig und die Organisation unzulänglich waren. Alexander Gutschkow, ein späterer Kriegsminister, bezeugte, er sei nach Tannenberg «zu der festen Überzeugung gekommen, dass der Krieg verloren» sei. Die Niederlage gab der deutschfreundlichen Partei neuen Auftrieb, die nun offen für ein Zurückziehen aus dem Kriege zu agitieren begann. Graf Witte war überzeugt, dass der Krieg Russland ruinieren, Rasputin, dass er das Regime vernichten werde. Der Justizminister und der Innenminister entwarfen ein Memorandum für den Zaren, in dem sie darauf drängten, sobald als möglich mit Deutschland Frieden zu schliessen, weil ein Festhalten mit Demokratien verhängnisvoll sein werde. Die Gelegenheit bot sich. Schon bald begann Deutschland Russland Vorschläge für einen Separatfrieden zu machen, und es setzte diese Versuche in den Jahren 1915 und 1916 fort. Ob nun aus Loyalität den Alliierten und dem Londoner Pakt gegenüber oder aus Furcht, sich mit den Deutschen in Verhandlungen einzulassen, oder aus Blindheit der aufbrandenden Revolution gegenüber oder einfach infolge einer Entschlossenlosigkeit der massgebenden Stellen – die Russen nahmen diese Vorschläge nicht an. Sie setzten ihre Kriegsanstrengungen fort, obwohl das Chaos immer grösser und ihr Kriegsvorrat immer geringer wurde.

Nach der Katastrophe machte General Marquis de Laguiche, der französische Militärattaché, dem Oberkommandierenden einen Besuch» um ihm sein Beileid auszusprechen. «Wir sind glücklich, für unsere Verbündeten solche Opfer gebracht zu haben», erwiderte der Grossfürst ritterlich. Sein Ehrenkodex schrieb ihm Gleichmut im Unglück vor, und die Russen sind ja im Bewusstsein ihres unerschöpflichen Menschenreservoirs überhaupt daran gewöhnt, selbst die schwersten Schicksalsschläge mit verhältnismässiger Ruhe hinzunehmen. Die russische Dampfwalze, auf die die Verbündeten so viel Hoffnung gesetzt hatten, die sie nach ihrem Debakel an der Westfront nur um so sehnlicher erwarteten, war unterwegs in sich zusammengestürzt, als wäre sie nur mit Reisszwecken zusammengehalten gewesen. Mit ihrem vorzeitigen Aufbruch und frühen Ausfall war sie, wie der Grossfürst sagte, tatsächlich ein Opfer für einen Verbündeten. Doch was dieses Opfer die Russen auch kostete – es leistete, was die Franzosen sich wünschten; den Abzug deutscher Truppen von der Westfront. Die zwei Korps, die für Tannenberg zu spät kamen, sollten an der Marne fehlen.

## 17 Der Brand von Löwen

Im Jahre 1915 veröffentlichte Emile Verhaeren, der grösste damals lebende Dichter Belgiens, im Exil ein Buch über die Invasion. Bis 1914 hatte Verhaeren sich uneingeschränkt jenen sozialistischen und humanitären Idealen verschrieben, die – wie man damals hoffte – die Grenzen zwischen den Völkern verwischen würden. So schickte er seinem Bericht folgende Widmung voraus: «Der Schreiber dieses Buches, aus dem offener Hass spricht, war früher Pazifist... Noch keine Enttäuschung hat ihn so tief und so unvorbereitet getroffen. Mit solcher Wucht überfiel sie ihn, dass er glaubte, er sei nicht mehr der gleiche Mensch. Und dennoch – weil ihm scheint, dass in diesem Zustand des Hasses sein Gewissen leiser spricht, widmet er diese Seiten mit Rührung dem Manne, der er früher war.»

Von allen Aufzeichnungen bezeugt das Buch Verhaerens am ergreifendsten, welche Wirkung der Krieg und die Invasion auf den Geist jener Zeit ausübten. Als die Grenzschlachten zu Ende gingen, hatte der Krieg zwanzig Tage gewährt und während dieser Zeit bei den kriegführenden Mächten wie den neutralen Beobachtern Leidenschaften, Stellungnahmen, Ideen und Äusserungen hervorgerufen, die seinen weiteren Verlauf wie auch den Ablauf der Geschichte bis heute bestimmen sollten. Wie Verhaeren sein früheres Ich hatte dahinschwinden sehen, so war auch die Welt von einst samt ihren ideellen Fundamenten mit den Geschehnissen des Monats August und der darauffolgenden Monate dahingegangen. Jene Hindernisse, von denen man erwartet hatte, dass sie den Krieg unmöglich machen würden – die Verbrüderung der Sozialisten etwa, die Verflechtung des Kapitals, der Handel und andere wirtschaftliche Faktoren – hatten in ihrer Wirkung versagt, als der Zeitpunkt ihrer Bewährung kam. Wie ein Sturmwind hatten sich nationale Gefühle erhoben und sie hinweggefegt.

Die Menschen traten mit sehr verschiedenen Empfindungen und Vorstellungen in den Krieg ein. Bei den kriegführenden Mächten gab es Pazifisten und Sozialisten, die den Krieg im Herzen ablehnten; andere, Rupert Brooke zum Beispiel, begrüsst ihn. «Nun wollen wir Gott danken, der uns für seine Stunde bereitmacht hat», schrieb Brooke in seinem Gedicht «1914», ohne auf den Gedanken zu kommen, dass er damit eine Blasphemie aussprach. Ihm schien eine Zeit anzubrechen, die

«wie ein Schwimmer sich wendet und ins klare Element springt,  
vor Freude, aus einer Welt,  
die alt und kalt und müde geworden ist...

Die Ehre ist zurückgekehrt...  
Und Adel wandelt wieder unter uns,  
und wir dürfen unser Erbe antreten.»

Ähnlich empfanden die Deutschen, deren Vorstellung vielfach ein Spiegelbild der wesentlichen deutschen Militärtheorien war, dass der Krieg den Menschen adle. Es gab Beobachter, die die Bereitwilligkeit, mit der man sich auf den Krieg einstellte, zum Teil auf einen «unbewussten Friedensüberdruß» zurückführten. Andere sahen in dem Jahr 1914, dem deutschen 1789, das Jahr, in dem die deutsche Idee in die Geschichte eingeführt, die «Kultur» auf den Thron gehoben wurde und die deutsche Sendung sich erfüllte. Im August sagte ein deutscher Wissenschaftler zu dem Journalisten Irwin Cobb, mit dem er in Aachen in einem Café sass: «Wir Deutschen sind die fleissigste, die ernsteste und die gebildetste Rasse in Europa. Russland bedeutet Reaktion, England Eigennutz und Treulosigkeit, Frankreich Dekadenz, Deutschland Fortschritt. Die deutsche Kultur wird die Welt erleuchten, und nach diesem Krieg wird es keine andere mehr geben.»

Ein deutscher Geschäftsmann, der auch dabei sass, hatte deutlicher umrissene Ziele. Russland müsse so gedemütigt werden, dass die slawische Gefahr Europa nie wieder schrecken könne, Grossbritannien völlig zerschmettert und seiner Flotte, Indiens und Ägyptens beraubt werden, Frankreich eine Entschädigung zahlen, von der es sich nie erholen könne, und Belgien seine Küste hergeben, weil Deutschland Häfen an der Kanalküste brauche; Japan schliesslich müsse zu gebener Zeit auch seine Strafe bekommen. Ein «Bund aller germanischen und skandinavischen Rassen in Europa, Bulgarien mit eingeschlossen, werde von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer unumschränkter Herrscher sein. Europa wird eine neue Landkarte bekommen, und Deutschland wird darin die Mitte bilden.»

Gespräche dieser Art schon Jahre vor dem Krieg hatten eine nicht gerade deutschfreundliche Stimmung erzeugt. «Wir sind dem Ausland oft auf die Nerven gefallen», gab Bethmann Hollweg zu, weil Deutschland häufig sein Recht auf eine Führerstellung in der Welt proklamiert habe. Dies deutete man, meinte er, als Gier nach Weltherrschaft, während es in Wirklichkeit nur ein «naives und unausgeglichenes Kraftgefühl» sei.

Die Welt freilich konnte das nicht so auffassen. Es lag eine Schärfe in dem deutschen Ton, die mehr nach Drohung als nach naivem Kraftgefühl klang. Die Welt bekam «Kopfweh und Überdruß» vom deutschen Säbelrasseln, schrieb Bernard Shaw im Jahre 1914. «Wir wurden über das Erträgliche hinaus gereizt durch den preussischen Militarismus und durch die Verachtung, die er uns, dem menschlichen Glück und der menschlichen Vernunft entgegenbrachte, und so erhoben wir uns einfach und gingen darauf los.»

Manche empörten sich im klaren Bewusstsein der Konsequenzen, mit denen zumindest sie einverstanden waren; andere hatten nur sehr vage Vorstellungen vom Warum und Wozu, wieder andere überhaupt keine. H. G. Wells gehörte zur ersten Gruppe. Am 4. August schrieb er in der Zeitung, der Feind sei der deutsche Imperialismus und Militarismus, «die 1870 erzeugte ungeheure Eitelkeit». Der Sieg Deutschlands, der Sieg von «Blut und Eisen, des fahnenschwingenden germanischen Chauvinismus à la Kipling» werde «die unwiderrufliche Inthronisierung des Kriegsgottes als Beherrschers aller menschlichen Angelegenheiten» zur Folge haben. Die Niederlage Deutschlands könne – Wells sagte nicht etwa «werde» – «den Weg zu Abrüstung und Frieden über die ganze Welt hin eröffnen». Weniger gut war ein britischer Reservist im Bilde, der in der Eisenbahn auf dem Weg zum Gestellungsort einem Mitreisenden erklärte: «Ich geh jetzt gegen die verdammten Belgier in den Krieg; jawohl, das mach ich!» Eine dritte Gruppe hatte einfach Freude am Kampf und kümmerte sich nicht um Kriegsziele. Zu ihr gehörte Major Sir Tom Bridges, der Führer der Kavallerieschwadron, die den Deutschen auf der Strasse nach Soignies die ersten Verluste zufügte. «Wir hatten keinen Hass auf Deutschland», sagte er. «Wir waren völlig bereit, gegen jedermann zu kämpfen... und wären ebenso bereitwillig auf die Franzosen losgegangen. Unser Motto war: Wird erledigt. Worum handelt sich's?»

Die Franzosen hatten eine alte Rechnung zu begleichen, sie brauchten ihre Gründe nicht eigens darzulegen. Es genügte, dass die Deutschen vor ihren Toren standen. Dennoch fühlte man auch hier die «ungeheure Hoffnung». Bergson glaubte, dass der endgültige Erfolg der Alliierten zwar «schreckliche Opfer» kosten werde, dass aber daraus dann «zusammen mit der Verjüngung Frankreichs eine moralische Regeneration von ganz Europa folgen wird. Mit der Heraufkunft eines echten Friedens können Frankreich und die Menschheit den Marsch nach vorn aufs Neue beginnen, immer nur vorwärts, der Wahrheit und der Gerechtigkeit entgegen.»

Hier handelt es sich nicht um Äusserungen von Staatsmännern in der Öffentlichkeit oder um Überzeugungen bestimmter Gruppen in der Masse, sondern um die Einstellung Einzelner im privaten Bereich. Sie alle hatten sich noch nicht so festgelegt, wie das später der Fall sein sollte. Noch hatte der Deutschenhass nicht Wurzeln geschlagen. Unter den ersten und denkwürdigsten Kriegskarikaturen des *Punch* war eine, die die Unterschrift «Keine Durchfahrt» trug und am 12. August erschien. Da steht das tapfere kleine Belgien als ernster kleiner Junge in Holzschuhen und versperrt dem Eindringling Deutschland den Weg, der als dicker alter Kapellmeister dargestellt ist, dem ein Ring Würste aus der Tasche hängt. Die Karikatur ist spassig, nicht böseartig. In der Anfangszeit hielten sich die Karikaturisten zum Beispiel auch mit Vorliebe an den Kronprinzen, den sie gern übertrieben geckenhaft darstellten, mit geschnürter Taille, hohem steifen Kragen, verwegen aufgesetzter Mütze und albern-eitlem Gesichtsausdruck. Das hielt nicht lange an.



Als der Krieg zu ernst wurde, ersetzte man ihn durch den bekanntesten Deutschen, den Obersten Kriegsherrn, dessen Name unter jedem Befehl der Obersten Heeresleitung stand, so dass er als Urheber aller deutschen Unternehmungen erschien – durch den deutschen Kaiser. Nun war er nicht mehr wie in der Vorkriegszeit der Unruhestifter und Säbelrassler, sondern jetzt stellte man ihn als düsteren, teuflischen Tyrannen dar, der Grausamkeit und Bösartigkeit atmete und in jedem Zug Roheit zeigte. Der Wandel begann im August und schritt von Bridges' kühler Feststellung: «Es gab keinen Deutschenhass» bis zu einer Stufe vor, auf der etwa Stephen McKenna 1921 schreiben konnte: «Für alle, die ein Gedächtnis haben, ist die Anwesenheit eines Deutschen eine Beleidigung.» McKenna war kein Chauvinist mit unechter Heldengesinnung, sondern ein nüchterner und nachdenklicher Lehrer, dessen Memoiren ein soziales Zeitdokument darstellen. Hier bezeugt sich ein Wandel der Gesinnung, der jede Beilegung des Krieges durch Verhandeln verhindern und den Kampf bis zum totalen Sieg in Gang halten musste. Ursache dieses Wandels waren die Ereignisse in Belgien.

Der Umschwung in Belgien ergab sich aus der Terrortheorie der Deutschen. Clausewitz hatte den Terror als die geeignetste Methode zur Abkürzung des Krieges vorgeschrieben, da seine ganze Theorie sich darauf gründete, dass der Krieg kurz, scharf und entscheidend geführt werden müsse. Die Zivilbevölkerung dürfe nicht ausserhalb der Kriegseinwirkungen bleiben, sondern man müsse sie den Kriegsdruck spüren lassen und sie durch Anwendung schärfster Massnahmen dazu bringen, dass sie ihre Führer zum Friedensschluss zwingen. Da das Ziel des Krieges darin bestehe, den Feind zu entwaffnen, «müssen wir ihn entweder faktisch wehrlos machen oder ihn in einen Zustand versetzen, dass er nach Wahrscheinlichkeit damit bedroht ist». Diese scheinbar so vernünftige Behauptung gehörte zu der wissenschaftlichen Theorie vom Kriege, auf deren Konstruktion der deutsche Generalstab das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch die stärksten geistigen Anstrengungen verwandt hatte. Schon 1870 hatte man sie praktiziert, als sich nach Sedan der französische Widerstand erhob. Die Grausamkeit der damaligen deutschen Vergeltungsmassnahmen – Exekutionen von Gefangenen und Zivilisten, die man einer Partisanenkriegführung beschuldigte – hatte die Welt erschreckt, als sie noch mit offenem Mund Preussens Sechswochensieg bestaunte. Man erkannte plötzlich das wilde Tier im Deutschen. Obwohl sich 1870 schon erwies, dass der Terror als Theorie und Praxis notwendig die feindseligen Gefühle verstärkt, den Widerstand anstachelt und schliesslich den Krieg verlängert, hielten die Deutschen weiterhin daran fest. Sie waren, wie Shaw es ausdrückte, ein Volk, das den gesunden Menschenverstand verachtete.

Am 23. August wurden in Lüttich im Namen des Generals von Bülow Plakate angeschlagen, auf denen es hiess, dass die Einwohner von Andenne, einer kleinen Stadt an der Maas in der Nähe von Namur, deutsche Truppen in der «verräterisch-

sten» Weise angegriffen hätten und dass deshalb der «Kommandeur dieser Truppen mit meiner Genehmigung die Stadt in Asche gelegt und den Befehl zur Erschiessung von 110 Personen gegeben hat». Die Einwohner von Lüttich sollten wissen, welches Schicksal sie erwartete, wenn sie sich etwa genauso verhielten wie ihre Nachbarn.

Die Zerstörung von Andenne und die Exekution – die Belgier zählten 211 Erschossene – fanden am 20. und 21. August während der Schlacht von Charleroi statt. Da Bülow's Truppenkommandeure ihren Zeitplan einhalten wollten und durch die belgischen Brücken- und Eisenbahnsprengungen behindert wurden, verhängten sie rücksichtslose Vergeltungsmassnahmen in den Dörfern, die sie passierten. In Seilles, das gegenüber Andenne am anderen Flussufer lag, wurden fünfzig Zivilisten erschossen und die Häuser für Brand und Raub freigegeben. In Tamines, das am 21. August genommen wurde, begann die Plünderung der Stadt am Abend nach der Schlacht und dauerte die ganze Nacht und den nächsten Tag an. Die übliche Orgie erlaubter und vom Alkoholkonsum unterstützter Plünderung beseitigte alle Hemmungen und versetzte die Soldaten in den gewollten Zustand ungebändigter Erregung, der die fürchterliche Wirkung noch steigern sollte. Am zweiten Tag wurden in Tamines etwa vierhundert Einwohner auf dem Marktplatz vor der Kirche zusammengetrieben, und ein Zug Infanterie gab systematisch Feuer auf diese Gruppe. Wer noch nicht tot war, als man das Feuer einstellte, wurde mit dem Bajonett niedergemacht. Auf dem Friedhof in Tamines gibt es 384 Grabsteine mit der Aufschrift: Von den Deutschen erschossen.

Als Bülow's Armee Namur einnahm, eine Stadt von 32'000 Einwohnern, wurde mit Plakaten bekanntgemacht, dass jede Strasse zehn Geiseln stellen müsse, die erschossen würden, wenn ein Zivilist auf einen Deutschen schiesse. Je weiter die Deutschen vormarschierten, um so mehr wurden festgenommen. Unmittelbar nach der Besetzung einer Stadt durch von Kluck's Armee erschienen als erstes Anschläge an den Mauern, aus denen die Bevölkerung erfuhr, dass der Bürgermeister, der höchste Beamte und der Leiter des Bezirksamtes als Geiseln festgenommen würden. Die üblichen Warnungen hinsichtlich des Schicksals dieser Männer folgten. Doch bald genügten drei angesehene Persönlichkeiten nicht mehr; ein, ja zehn Mann aus jeder Strasse waren nicht genug. Walter Bloem, ein Schriftsteller, der sich als Reserveoffizier in der Kluck'schen Armee befand und dessen Bericht über den Marsch auf Paris von unschätzbarem Wert ist, schildert, wie in den Dörfern, in denen seine Kompanie Quartier bezog, «Major von Kleist befahl, dass aus jedem Haushalt ein Mann oder, wenn keiner vorhanden war, eine Frau als Geisel festzunehmen sei». Irgendwie versagte das System – je grösser der Terror wurde, um so mehr Terror schien nötig.

Visé, der Schauplatz des ersten Kampfes auf dem Weg nach Lüttich am ersten Tag der Invasion, wurde nicht von Truppen zerstört, die gerade aus hartem Gefecht kamen, sondern von Besatzungstruppen, als der Kampf schon längst weiter

vorgetragen war. Als Antwort auf eine Heckenschützenmeldung ging am 23. August ein deutsches Regiment aus Lüttich nach Visé ab. An jenem Abend hörte man die Schüsse bis nach Eysden, das fünf Kilometer entfernt jenseits der holländischen Grenze liegt. Am nächsten Tag wurde Eysden von einer Flut von viertausend Flüchtlingen überschwemmt, der gesamten Einwohnerschaft von Visé mit Ausnahme der Erschossenen und siebenhundert Männern und jungen Burschen, die man zur Erntearbeit nach Deutschland geschickt hatte. Die Deportationen, die besonders auf Amerika eine so tiefe moralische Wirkung ausüben sollten, begannen im August. Als Brand Whitlock, der amerikanische Minister, später die Überreste von Visé besuchte, sah er nur leere, brandgeschwärzte Häuser dachlos gen Himmel starren, «Ruinen, die auch in Pompeji hätten stehen können».

In Dinant an der Maas lieferten die Sachsen der Armee des Generals von Hausen den Franzosen das letzte Gefecht in der Schlacht von Charleroi. Von Hausen wurde persönlich Zeuge der «verräterischen» Tätigkeit belgischer Zivilisten, die «im Widerspruch zum Völkerrecht» den Wiederaufbau von Brücken sabotierten. Seine Truppen machten sich daran, «mehrere Hunderte» von Geiseln zusammenzutreiben, Männer, Frauen und Kinder. Fünfzig wurden von der Kirche weggeholt, da es gerade Sonntag war. Der General sah, wie sie, «von den Leibgrenadiere n überwacht, eng aneinandergedrückt standen, hockten, lagen... auf ihren Gesichtern spiegelte sich namenlose Furcht und Angst, verbissene Wut, Drang nach Rache und Vergeltung, der ganze Jammer, der über die Bevölkerung gekommen war.» Von Hausen, ein sensibler Mann, hatte die Empfindung, dass eine «unbezahlbare Feindseligkeit» von ihnen ausgehe. Mit dieser Beobachtung schliesst von Hausen seine Schilderung – das Schicksal der Bürger von Dinant zu berichten, verbiete ihm seine Empfindsamkeit. Die Sachsen liessen die Stadt ausgebrannt, zerstört und wüst zurück. «Tief ergriffen» von diesem Bilde der Verheerung schied General von Hausen von den Ruinen von Dinant in der festen Überzeugung, dass die belgische Regierung die Verantwortung trage, da sie «die völkerrechtswidrige Haltung der Bevölkerung gegen die deutschen Truppen» billigte.

Verletzung des Völkerrechts – das war bei den Deutschen zur fixen Idee geworden. Sie brachten es fertig, den Verstoß, den ihre eigene Anwesenheit in Belgien darstellte, zu verdrängen und den Blick nur auf das Unrecht zu richten, das die Belgier ihrer Ansicht nach begingen, wenn sie sich gegen diese Anwesenheit wehrten. Mit einem Seufzer lange geprüfter Geduld hat Abbé Wetterlé, elsässischer Abgeordneter im Reichstag, einmal bekannt: «Für einen romanisch geprägten Geist ist es schwer, die deutsche Mentalität zu verstehen.»

Die fixe Idee der Deutschen ging von zwei Axiomen aus: der belgische Widerstand sei illegal und sei von «oben her» organisiert, von der belgischen Regierung nämlich oder von Bürgermeistern, Priestern und anderen Persönlichkeiten,

die man zu «oben» rechnen konnte. Bei dieser Beweisführung kam man dann zu dem Schluss, dass die deutschen Vergeltungsmassnahmen legal waren, ganz gleich, wie weit sie gingen. Das Erschiessen einer einzigen Geisel oder die Hinrichtung von 612 Menschen und das Schleifen einer Stadt mussten gleicherweise der belgischen Regierung zur Last gelegt werden – das war der ewige Kehrreim bei allen Deutschen, angefangen bei von Hausen nach dem Fall Dinant bis hin zum Kaiser nach dem Fall Löwen. Die Verantwortung «geht zurück auf diejenigen, die das belgische Volk verhetzten und ihm Waffen gegen die Deutschen in die Hand drückten», beteuert von Hausen unentwegt. Beharrlich behauptet er, es könne absolut kein Zweifel darüber bestehen, dass die gesamte Bevölkerung von Dinant und anderen Gebieten – «gleichviel auf wessen Befehl – von dem Willen erfüllt war, den deutschen Vormarsch nach Kräften aufzuhalten». Dass jemand auch ohne einen Befehl von «oben» den Wunsch haben kann, einen Eindringling aufzuhalten, das konnte man nicht fassen.

Die Deutschen sahen diese Befehle überall. Von Kluck behauptete, die Anschläge der belgischen Regierung, in denen die Bevölkerung vor feindlichen Akten gewarnt worden sei, seien in Wirklichkeit «aufreizende Erlasse... zum Heckenschützenmord». Ludendorff beschuldigte die belgische Regierung, sie habe «den Volkskrieg planmässig organisiert». Der Kronprinz wandte dieselbe Theorie auf den zivilen Widerstand der Franzosen an. Er klagte, die «fanatisierte Bevölkerung aus dem Gebiet von Longwy schiesse hinterlistig und meuchlings aus Türen und Fenstern auf die Deutschen, und zwar mit Jagdgewehren, die zu diesem Zweck aus Paris geliefert» worden seien. Hätte der Kronprinz auf seinen Reisen das flache Land in Frankreich genauer kennengelernt, so hätte er vielleicht gewusst, dass dort ein Gewehr für die sonntägliche Hasenjagd ebenso zur normalen Ausrüstung gehört wie ein Paar Hosen und dass ein Frantireur nicht nötig hat, sich ein Gewehr aus Paris schicken zu lassen.

Furcht und Schrecken vor dem Frantireur entsprangen dem Empfinden des damaligen Deutschen, dass ziviler Widerstand seinem Wesen nach etwas Unvorschriftsmässiges sei. Da er in einem Staat gross geworden war, in dem das Verhältnis des Untertanen zum Herrscher allein auf dem Gehorsam beruhte, konnte er einen Staat nicht begreifen, der anders organisiert war, und wenn er einen solchen Staat betrat, befiel ihn ein starkes Unbehagen. Da er sich nur im Bereich der Autorität wohl fühlte, betrachtete er den Heckenschützen als etwas ganz besonders Schlimmes. Für den westlichen Geist war der *franc-tireur* ein Held, für den Deutschen ein Irregeleiteter, der den Bestand des Staates in Frage stellte. In Soissons steht ein Denkmal aus Bronze und Marmor, das drei Lehrern errichtet worden ist, die 1870 einen Aufstand von Schülern und Zivillisten gegen die Preussen anzettelten. Ein deutscher Offizier, der es voller Verwunderung anstarrte, sagte 1914 zu einem amerikanischen Berichterstatter: «So sind die Franzosen – da errichten sie ein Denkmal zum Ruhme des Frantireurs. In Deutschland würde man

den Leuten so etwas nicht erlauben. Und man kann sich auch gar nicht vorstellen, dass sie den Wunsch dazu hätten.»

Der deutsche Soldat wurde dadurch in die richtige Geistesverfassung versetzt, dass die deutschen Zeitungen, wie Hauptmann Bloem berichtet, von der ersten Woche an voll waren von Geschichten über die «abscheulichen Grausamkeiten» der Belgier, «von Geistlichen, die bewaffnet an der Spitze der Freischärler kämpften... von heimtückischen Überfällen auf Patrouillen und Posten, die man später mit ausgestochenen Augen und abgeschnittenen Zungen gefunden» habe. Ähnliche «Spukgeschichten» waren am 11. August auch schon bis nach Berlin gedrun- gen, wo sie von der Fürstin Blücher aufgezeichnet wurden. Ein deutscher Offi- zier, von dem sie Bestätigung haben wollte, erzählte ihr, in Aachen lägen zur Zeit dreissig deutsche Offiziere im Krankenhaus, denen belgische Frauen und Kinder die Augen ausgestochen hätten. Nachdem man mit solchen Geschichten den Zorn der deutschen Soldaten erregt hatte, war es leicht, sie allein durch den Ausruf «Heckenschützen» zur Raserei zu bringen; sie äusserte sich in Plünderung, Brandschatzung und Mord, ohne dass die Offiziere dagegen einschritten. Schre- cken sollte die Besatzungstruppen ersetzen, die vom Marsch auf Paris abzuzwei- gen das Oberkommando sich nicht leisten konnte.

Am 25. August begann der Brand von Löwen. Die mittelalterliche Stadt an der Strasse von Lüttich nach Brüssel war berühmt durch ihre Universität und die ein- zigartige Bibliothek, die 1426 gegründet wurde, als Berlin noch aus ein paar Holzhütten bestand. Die Bibliothek war im Hause der Tuchwirker untergebracht, einem Bau aus dem vierzehnten Jahrhundert, und enthielt unter ihren 230'000 Bänden eine einzigartige Sammlung von 750 mittelalterlichen Handschriften und mehr als tausend Inkunabeln. Die Fassade des Rathauses, ein «Juwel gotischer Baukunst», war wie ein steinerner Gobelin aus Skulpturen von Rittern, Heiligen und Frauengestalten, verschwenderisch geschmückt selbst für einen gotischen Bau. In der Kirche von St. Peter befanden sich Altargemälde von Dierick Bouts und anderen flämischen Meistern. Die wie immer von Geiselausschüssen be- gleitete Brandschatzung Löwens dauerte sechs Tage, bis sie ebenso plötzlich ab- gebrochen wurde, wie sie begonnen hatte.

Zunächst ging bei der Besetzung Löwens alles glatt. Die Läden machten ein ausgezeichnetes Geschäft. Die deutschen Soldaten benahmen sich vorbildlich, kauften Postkarten und Andenken und bezahlten alles, was sie einkauften; sie stellten sich auch beim Haarschneider genau wie die alten Kunden an. Am zwei- ten Tag war alles schon nicht mehr so harmlos. Ein deutscher Soldat wurde ins Bein geschossen, angeblich von Heckenschützen. Der Bürgermeister wiederholte nachdrücklich seinen Aufruf an die Zivilisten, die Waffen abzuliefern. Er und zwei andere Beamte wurden als Geiseln festgenommen. Exekutionen hinter dem Bahnhof häuften sich. Tagelang zogen die endlosen Kolonnen von Klucks durch die Stadt.

Am 25. August machte die belgische Armee bei Malines von den Feldbefestigungen vor Antwerpen aus einen plötzlichen heftigen Ausfall auf die Nachhut von Klucks und warf sie aufgelöst auf Löwen zurück. Im Durcheinander des Rückzugs galoppierte ein reiterloses Pferd im Dunkeln durch die Strassen, machte ein anderes Pferd scheu, das zu steigen versuchte, in seinem Geschirr zu Fall kam und den Wagen umwarf. Schüsse wurden laut und vielfaches Geschrei: «Die Franzosen sind da! Die Engländer sind da!» Später behaupteten die Deutschen, belgische Zivilisten hätten auf sie geschossen oder von Hausdächern Schüsse als Signale für die belgische Armee abgefeuert. Die Belgier wiederum behaupteten, die deutschen Soldaten hätten in der Dunkelheit aufeinander geschossen. Nachdem geschehen war, was die ganze Welt erschreckte, versuchten Gerichtshöfe Wochen und Monate, ja Jahre hindurch die Ursache zu ergründen. Deutsche Anschuldigungen standen dabei gegen belgische, und es wurde niemals festgestellt, wer auf wen geschossen hatte. Schliesslich spielte es auch für das, was dann geschah, keine Rolle; denn die Deutschen steckten Löwen nicht zur Strafe für angebliche belgische Übergriffe in Brand, sondern zur Abschreckung und Warnung für alle ihre Feinde: Die deutsche Macht sollte vor aller Welt demonstriert werden. So äusserte sich jedenfalls am nächsten Morgen General von Lüttwitz, der neue Gouverneur von Brüssel. Als ihm die Gesandten von Spanien und den Vereinigten Staaten einen Höflichkeitsbesuch machten, erklärte er ihnen: «In Löwen ist eine schreckliche Sache passiert. Unser General dort ist vom Sohn des Bürgermeisters erschossen worden. Die Bevölkerung hat auf unsere Truppen geschossen.» Er machte eine Pause, sah seine Besucher an und fuhr fort: «Und nun müssen wir natürlich die Stadt zerstören.» Whitlock musste die Geschichte von diesem oder jenem deutschen General, der vom Sohn oder manchmal auch von der Tochter eines Bürgermeisters erschossen worden war, so oft hören, dass er den Eindruck gewann, die Belgier müssten eine ganz besondere Rasse von Bürgermeisterskindern gezüchtet haben, etwa wie die Assassinen von Syrien.

Schon hatte sich die Kunde vom Brand Löwens verbreitet. Erschreckte Flüchtlinge strömten aus der Stadt; man hatte sie vertrieben, und unter Tränen berichteten sie, wie eine Strasse nach der anderen angezündet werde, sie erzählten von wilder Plünderung und andauernden Verhaftungen und Exekutionen. Am 27. August begab sich Richard Harding Davis, der amerikanische Starkorrespondent, der sich damals in Belgien befand, mit einem Truppentransport nach Löwen. Die Deutschen schlossen ihn im Eisenbahnwagen ein, aber das Feuer hatte inzwischen den Boulevard Tirimont erreicht, der dem Bahnhof gegenüber lag, und er konnte die «stetigen, steilen Flammensäulen» sehen, die sich von den Häuserreihen erhoben. Die deutschen Soldaten waren betrunken und wie besessen. Einer steckte den Kopf zum Wagenfenster herein und sagte zu Arno Dosch, einem anderen eingesperrten Korrespondenten: «Drei Städte zerstört! Drei! Und dabei wird's nicht bleiben!»

Am 28. August begab sich Hugh Gibson, Erster Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft, in Begleitung seiner Kollegen von Schweden und Mexiko nach Löwen, um sich selbst ein Bild zu machen. Häuser mit geschwärzten Mauern und glimmenden Balken brannten noch immer, das Strassenpflaster war noch heiss, alles war voller Asche. Verendete Pferde und tote Menschen lagen umher. Trümmer, alles mögliche Gerät, Flaschen, zerrissene Kleider, ein Holzschuh fanden sich in der Asche. Deutsche Soldaten des IX. Reservekorps, einige betrunken, andere nervös, unglücklich, mit geröteten Augen, trieben die Bewohner aus den noch unversehrten Häusern, damit – wie sie Gibson erklärten – die Zerstörung der Stadt zu Ende geführt werden könne. Sie gingen von Haus zu Haus, schlugen die Türen ein, stopften sich die Taschen voll Zigarren, raubten die Wertsachen und legten dann die Fackel an. Da die Häuser hauptsächlich aus Ziegeln und Steinen gebaut waren, verbreitete sich das Feuer nicht von selbst. Ein Offizier, der für eine Strasse verantwortlich war, sah düsteren Blickes und Zigarren rauchend zu. Er war wütend auf die Belgier und sagte immer wieder zu Gibson: «Wir werden es austradieren, nicht ein Stein soll auf dem anderen bleiben! Nicht einer, sage ich Ihnen. Wir werden sie lehren, Deutschland zu respektieren!»

In Brüssel beschrieb der Rektor der Universität, Monseigneur de Becker, dessen Rettung die Amerikaner bewerkstelligt hatten, den Brand der Bibliothek. Nichts blieb von ihr übrig, alles wurde in Asche gelegt. Als er bei seiner Schilderung zu dem Wort Bibliothek kam, konnte er es nicht aussprechen. Er stockte, machte noch einen Versuch, brachte die erste Silbe über die Lippen – «La bib...» – um dann, keines Wortes mehr mächtig, den Kopf auf den Tisch zu legen und zu weinen.

Der Verlust, den die belgische Regierung zum Gegenstand eines öffentlichen Protestes machte und über den die amerikanische Gesandtschaft offiziell berichtete, liess die Welt draussen empört aufschreien, während das Feuer in Löwen noch wütete. Die ausländische Presse wurde von ihren Korrespondenten mit Augenzeugenberichten der Flüchtlinge reichlich versorgt. Ausser der Universität und Bibliothek seien, so sagte man, «alle die prächtigen öffentlichen Gebäude», auch das Rathaus und St. Peter mit allen Gemälden zerstört; erst später stellte sich heraus, dass das Rathaus und die Kirche nur beschädigt waren und noch standen. Unter fetten Schlagzeilen brachte in New York die *Tribune* den Bericht Davis': «Die Deutschen schleifen Löwen; Frauen und Geistliche erschossen.» Ein Untertitel lautete: «Berlin bestätigt Greuel von Löwen.» Hier war ein von der deutschen Botschaft in Washington weitergegebener Funkspruch aus Berlin veröffentlicht, der bestätigte, dass Löwen aufgrund «heimtückischer» Angriffe seitens belgischer Zivilisten «mit Zerstörung bestraft worden» sei. Daraus ging genauso wie aus der Erklärung des Generals Lüttwitz hervor, dass Berlin hinsichtlich des Exempels von Löwen in der Welt keinerlei Missverständnisse aufkommen lassen wollte. Die Zerstörung von Städten und kriegerische Massnahmen, die sich mit

Bedacht und zugegebenermassen gegen Zivilisten richteten – das war für die Welt von 1914 ein schockierender Vorgang. In England sprachen die Leitartikel von «Hunnenzug» und «Verrat an der Zivilisation». Der Brand der Bibliothek bedeute Krieg nicht nur gegen Zivilisten, meinte der *Daily Chronicle*, «sondern gegen die Nachwelt auf Generationen hinaus». Selbst die holländischen Zeitungen, die sich für gewöhnlich still und gewissenhaft neutral verhielten, konnten einen Kommentar nicht unterdrücken. Was immer der Anlass gewesen sein möge, sagte der *Courant* in Rotterdam, so «bleibt doch die Tatsache der Zerstörung» – eine Tatsache «so schrecklich, dass die ganze Welt diese Nachricht mit Abscheu aufgenommen haben muss».

Die Berichte in der ausländischen Presse erschienen am 29. August. Am 30. August wurde die Zerstörung Löwens eingestellt. Am selben Tag bestätigte ein Communiqué des deutschen Auswärtigen Amtes, dass «die gesamte Verantwortung für diese Vorgänge bei der belgischen Regierung» liege, und vergass nicht, wie gewöhnlich zu behaupten, dass sich «Frauen und Kinder am Kampfe beteiligt und die Verwundeten geblendet» hätten, indem sie «ihnen die Augen ausstachen».

Warum haben die Deutschen das getan? fragten die Menschen in der ganzen Welt. «Stammt ihr von Goethe ab oder vom Hunnenkönig Attila?» empörte sich Romain Rolland in einem offenen Brief an seinen früheren Freund Gerhart Hauptmann, den Dichterkönig Deutschlands. König Albert vertrat in einem Gespräch mit dem französischen Gesandten die Meinung, die Haupttriebfeder sei das deutsche Minderwertigkeitsgefühl und die Eifersucht: «Das sind neidische, unausgeglichene und launische Menschen. Die Bibliothek von Löwen haben sie einfach verbrannt, weil sie einzigartig war und allgemein bewundert wurde» – mit anderen Worten: die typische Haltung der Barbaren Kulturgütern gegenüber. Obwohl diese Erklärung teilweise richtig ist, so übersah sie doch, dass der «*Kriegsbrauch im Landkrieg*» die bewusste Anwendung von Terror vorschreibt. Der Krieg dürfe nicht nur gegen die Soldaten eines Feindstaates gerichtet sein, heisst es, sondern müsse auch das gesamte Material und die geistigen Hilfsquellen des Feindes zu zerstören suchen. Für die Welt blieb es die Geste eines Barbaren; eine Geste, mit der die Deutschen die Welt erschrecken wollten, um sie zur Unterwerfung zu zwingen, und die doch nur die Menschen allgemein in der Überzeugung bestärkte, dass es sich hier um einen Feind handelte, mit dem man sich nicht in Bündnissen und Kompromissen verständigen könnte.

Der Fall Belgien klärte die Fronten und wurde für viele Menschen das «Hauptanliegen» des Krieges. In Amerika war Belgien, wie ein Zeitgeschichtler rückblickend sagt, ausschlaggebend für die Meinungsbildung, und Löwen wiederum war der Höhepunkt der Entwicklung in Belgien. Matthias Erzberger, der bald darauf zum Propagandisten ernannt werden sollte, da sich dieses Amt als bitter notwen-



dig erwies, stellte fest, Belgien habe «nahezu die ganze Welt gegen Deutschland» aufgebracht. Die von ihm in der Gegenpropaganda vertretene Auffassung, Deutschlands Vorgehen sei durch militärische Notwendigkeit und Selbstverteidigung gerechtfertigt, blieb, wie er selbst mit einem gewissen verlegenen Bedauern zugab, «kein vollwertiges Gegenargument».

Es half dem Kaiser nicht viel, dass er zehn Tage nach Löwen aktiv wurde, indem er dem Präsidenten Wilson in einem Telegramm erklärte: «Mein Herz blutet» angesichts der Leiden Belgiens, «die eine Folge des verbrecherischen und barbarischen Vorgehens der Belgier sind». Er stellte fest, der belgische Widerstand sei von der belgischen Regierung ganz «offen angeregt» und sorgfältig «organisiert» worden, und so seien seine Generäle gezwungen gewesen, die strengsten Massnahmen gegen die «blutdürstige Bevölkerung» zu ergreifen.

Es half auch nichts, dass dreiundneunzig deutsche Professoren und andere Intellektuelle ein «an die zivilisierte Welt» gerichtetes Manifest veröffentlichten, in dem sie die positive Wirkung der deutschen Kultur hervorhoben und feststellten: «Es ist nicht wahr, dass wir die Neutralität Belgiens verbrecherisch verletzt haben... Es ist nicht wahr, dass unsere Truppen Löwen brutal zerstört haben.» Mochten die Namen der Unterzeichnenden noch so imponieren – Harnack, Sudermann, Humperdinck, Röntgen, Hauptmann – die stumme Asche der Bibliothek sprach lauter. Ende August war man bei den Verbündeten davon überzeugt, dass man einem Feind gegenüberstand, der geschlagen, einem Regime, das vernichtet, und einem Krieg, der bis zum Ende durchgekämpft werden musste. Am 4. September unterzeichneten die englische, die französische und die russische Regierung den Pakt von London, in dem sie sich verpflichteten, «während des gegenwärtigen Krieges keinen Separatfrieden zu unterzeichnen».

Von da an stieg die Erbitterung auf beiden Seiten. Je entschiedener die Alliierten erklärten, ihr Ziel sei die Niederwerfung des deutschen Militarismus und der Hohenzollern, desto entschiedener wiederholte Deutschland seinen Schwur, die Waffen nur nach einem totalen Sieg niederzulegen. Auf Präsident Wilsons Vermittlungsangebot erwiderte Bethmann Hollweg, der Pakt von London zwingt Deutschland, bis an die Grenze seiner Kraft zu kämpfen, und deshalb werde es niemals Vorschläge machen, die als Basis für einen Verhandlungsfrieden dienen könnten. Die Alliierten nahmen den gleichen Standpunkt ein. In dieser Lage sollten beide Seiten den ganzen Krieg hindurch krampfhaft verharren. Je tiefer sie in den Krieg gerieten und je mehr sie an Menschenleben und materiellen Werten einsetzten, um so entschlossener wurden sie, nicht aufzugeben, ohne diese Verluste durch Gewinn wettgemacht zu haben.

Was Deutschland sich an Gewinn von seinem Sieg erhoffte, war in einem während der ersten dreissig Kampftage entstandenen Memorandum ausgedrückt, das Matthias Erzberger, der Führer der katholischen Zentrumspartei, am 2. September der Regierung vorlegte. Er war der Sprecher des Ausschusses für Militärange-

legenheiten, rechte Hand des Kanzlers und sein engster Bundesgenosse im Reichstag. Als schlauer und fähiger Opportunist, der stets die herrschende Meinung vertrat, verband er Energie und Intelligenz mit einer politischen Wendigkeit, wie man sie seit Talleyrand in Europa nicht erlebt hatte. Man sagte von ihm, er habe «keine Überzeugungen, sondern nur Gelüste». Wie er sich später zum Sprachrohr der deutschen Bitte um Waffenstillstand machen und im ersten Kabinett der Weimarer Republik wirken sollte, so stellte er jetzt eine Liste von Kriegszielen auf, die dem extremsten Alldeutschen Ehre gemacht hätten. Bethmann verliess sich ganz auf ihn und wunderte sich immer wieder, woher nur Erzberger alle seine blendenden Ideen bezog, während er selbst anscheinend nie welche hatte.

Nach Erzberger sollte Deutschland den Sieg dazu benutzen, den europäischen Kontinent «für alle Zeiten» unter seine Herrschaft zu bringen. Alle am Verhandlungstisch aufzustellenden Forderungen hatten auf dieser Prämisse zu beruhen, die drei Bedingungen einschloss: die Abschaffung neutraler Staaten an Deutschlands Grenzen, das Ende der «unerträglichen Hegemonie» Englands in der Weltpolitik und die Zertrümmerung des russischen Kolosses. Erzberger schwebte eine Konföderation europäischer Staaten analog dem späteren Mandatssystem unter dem Völkerbund vor. Manche Staaten würden unter deutscher «Führung» stehen, andere, wie etwa Polen und die von Russland annektierten baltischen Gebiete, wären «für alle Zeiten» unter deutscher Oberhoheit und gegebenenfalls im Reichstag vertreten, ohne aber Wahlrecht zu besitzen. Erzberger hatte noch keine klare Vorstellung, unter welche Kategorie Belgien fallen würde, doch immer behielt Deutschland die militärische Kontrolle über das ganze Land und die französische Küste von Dünkirchen abwärts bis einschliesslich Boulogne und Calais. Deutschland würde auch die Eisengruben im Becken von Briey-Longwy sowie Beifort im Oberelsass annektieren, das es 1871 nicht genommen hatte, desgleichen die französischen und belgischen Kolonien in Afrika. Marokko wurde seltensamerweise ausgenommen, da es wahrscheinlich Deutschland zuviel Kraft kosten würde. Englands Kolonien waren überhaupt nicht erwähnt, woraus man schliessen kann, dass Erzberger an ein Abkommen mit England auf dem Verhandlungsweg gedacht haben mag. An Reparationen sollten die besiegten Völker zehn Milliarden Mark für unmittelbare Kriegskosten zahlen und darüber hinaus weitere Zahlungen leisten, aus denen die Kriegsopferversorgung, öffentliche Wohnungsbeschaffung, Geschenke an Generäle und Staatsmänner bestritten werden könnten; und schliesslich sollten sie noch Deutschlands gesamte Nationalschuld ablösen und so das deutsche Volk auf Jahre hinaus von Steuern befreien.

Diese Kriegsziele, die Deutschland im Rausch seiner August-Siege ins Auge fasste, waren so hoch gesteckt, dass sie sich nicht auf die Ebene eines erträglichen Kompromisses herabmindern liessen. Auf Seiten der Alliierten sprach am 20. Au-

gust Aussenminister Sasonow bei einem Mittagessen unter vier Augen mit Paléologue in Petersburg das vordringlichste Kriegsziel aus. «Meine Formel ist sehr einfach», sagte er, «wir müssen den deutschen Imperialismus zerstören.» Sie waren sich einig darüber, dass es in diesem Krieg um ihre Existenz ging und dass man das Ziel nur durch einen totalen Sieg erreichen konnte. Ziemlich voreilig für einen Minister des Zaren stimmte Sasonow zu, dass gründliche politische Veränderungen vorgenommen werden müssten, damit die Kaiseridee nicht wieder aus der Asche neu erstehe. Polen müsste wiederhergestellt werden, Belgien würde vergrössert, Elsass-Lothringen fiel an Frankreich zurück wie Schleswig-Holstein an Dänemark; Hannover sollte wieder neu errichtet, Böhmen aus Österreich-Ungarn ausgegliedert werden, und alle deutschen Kolonien sollten an Frankreich, Belgien und England fallen.

So gingen die Diplomaten mit der Landkarte um. Bei den Nichtfachleuten, die Schleswig-Holstein nicht von Böhmen unterscheiden konnten, hatte sich schon, als der Krieg erst zwanzig Tage währte, die Erkenntnis gefestigt, dass die Welt es «mit dem grössten menschlichen Ereignis seit der Französischen Revolution» zu tun habe. Und im August, als das alles noch neu war, schien es, als könne in dieser entsetzlichen Katastrophe dennoch eine «ungeheure Hoffnung» verborgen liegen, die Hoffnung, dass es nachher besser werde, dass es mit allem Krieg ein Ende haben und eine neue Welt erstehen könne. Britling, eine Romanfigur von Wells, die zwar erfunden, aber doch typisch war, vertrat die Meinung, dass dieser Krieg sich vielleicht «als ein grosser Schritt vorwärts im Leben der Menschheit erweisen werde. Er hat vierzig Jahre schlimmer Spannung beendet. Er ist die Krise und die Lösung.» Britling sah eine «ungeheure Gelegenheit... Wir können die Welt neu ordnen... Die Welt ist Wachs in den Händen der Menschen, sie können mit ihr machen, was sie wollen. Dies ist das Ende und der Beginn eines Zeitalters...»

## 18 Das weite Meer, Blockade und der grosse Neutrale

Die britische Admiralität war im Jahre 1914 jedem Risiko abgeneigt. Die Flotte war der kostbarste Besitz Grossbritanniens. Bei ihr handelte es sich nicht um eine «Luxusflotte», wie Churchill die deutsche Flotte im Jahre 1912 verletzend titulierte hatte; sie war eine Lebensnotwendigkeit im wahrsten Sinne des Wortes. Das britische Empire konnte eine Niederlage zur See oder auch nur den Verlust der Vorherrschaft zur See durch die Einbusse einzelner Schiffe nicht überleben. Die Flotte hatte ungeheure Aufgaben. Sie musste eine Invasion in England verhindern; sie musste das Expeditionskorps sicher auf den Kontinent geleiten; sie musste Truppen aus Indien in die Heimat führen, die die reguläre Armee verstärken sollten, und musste sie durch Territorialtruppen ersetzen; und schliesslich und vor allem musste sie den Seehandel auf allen Weltmeeren sichern.

Die Hauptgefahr war für die Admiralität nicht eine Invasion, die vom Verteidigungsausschuss als «undurchführbar» erklärt worden war, sondern die «Unterbrechung unseres Handels und die Vernichtung der Handelsschifffahrt». Zwei Drittel aller Nahrungsmittel für England wurden importiert. Das Nationaleinkommen beruhte auf dem Aussenhandel, den England mit Hilfe seiner Handelsflotte betrieb. Diese machte 43 Prozent der gesamten Handelstonnage der Welt aus und bewältigte über die Hälfte des gesamten Welt-Seehandels, also ebensoviel, wie alle anderen Nationen zusammen leisteten. Schon vor dem Krieg hatte sich bei den Engländern die Angst eingeschlichen, die Deutschen könnten ihre schnellen Dampfer in Hilfskreuzer umwandeln. Man erwartete, dass mindestens vierzig solcher Schiffe ausgeschiedt würden, um die deutschen Kriegsschiffe bei ihren Raubzügen auf den gewinnversprechenden Seehandelsstrassen zu unterstützen. Britische Flotteneinheiten mussten überall stationiert werden zum Schutz der Routen durch den Suezkanal nach Persien, Indien und dem Fernen Osten, der Kaproute um Afrika herum, der Routen im Nordatlantik nach den Vereinigten Staaten und Kanada, im Karibischen Meer nach den Westindischen Inseln, im Südatlantik und im Südpazifik nach Südamerika und Australien. Kontrollpunkte waren die Stellen im Ozean, an denen Schifffahrtslinien zusammenliefen, wo feindliche Angriffe daher am wahrscheinlichsten waren.

«Es ist das Grundprinzip eines Kampfes zur See», sagte Fisher in einer Denk-

schrift, die so etwas wie eine päpstliche Bulle für die Marine war, «dass man mit jedem verdammten Kahn, der zur Flotte gehört, gehen kann, wohin man will.» Auf die Praxis übertragen hiess das, dass die Flotte stets und überall überlegen sein musste, zumindest überall dort, wo die Möglichkeit bestand, dass sie auf einen Feind traf. Mit ihren ausgedehnten Verpflichtungen hatte die englische Flotte gerade genug zu tun, um ihre Überlegenheit in den heimischen Gewässern zu wahren, wo eine Schlacht zwischen gleichstarken Kräften unter allen Umständen vermieden werden musste. Die allgemeine Erwartung ging dahin, dass sich in einem ungeheuren Zusammenprall zwischen Grosskampfschiffen die Vorherrschaft zur See entscheiden werde, und zwar in einer einzigen Schlacht, etwa wie bei Tsushima im Russisch-Japanischen Krieg. England konnte es sich nicht leisten, in einer solchen Schlacht seine Vorherrschaft aufs Spiel zu setzen; doch bei Deutschland lag die Sache anders, und deshalb nahm man an, dass die deutsche Flotte vor Wagnissen nicht zurückschrecken werde. Dem übermütigen Deutschland von 1914, dessen Kaiser verkündet hatte, dass «Deutschlands Zukunft auf dem Wasser» liege, dessen Flottenvereine sich über das ganze Land verbreitet und Volksspenden für Schlachtschiffe in die Wege geleitet hatten mit Schlagworten wie: «Der Feind heisst England! Perfides Albion! Krieg droht! Die britische Gefahr! England plant, uns im Jahre 1911 zu überfallen!» – diesem Deutschland traute man einen Angriffsgeist zu und eine Bereitschaft zur Schlacht auch unter ungünstigen Vorzeichen, die zu jedem verzweifelten Abenteuer führen konnte.

Die Furcht vor den unbekanntem, aber zweifellos kriegerischen Absichten des Feindes, insbesondere die Furcht vor den unsichtbaren Unterseebooten, deren tödliche Drohung mit jedem Jahr wuchs, machte die Engländer in Bezug auf ihre Flotte mehr als nervös. Verspätet wählte man als Flottenbasis während des Krieges so ziemlich den entferntesten Punkt, den die britische Kriegsflotte erreichen konnte, den äussersten und unfreundlichsten Winkel englischen Gebietes, den letzten Vorposten der britischen Inseln, der noch weiter nordwärts lag als die nördlichste Festlandspitze, Scapa Flow, einen natürlichen Hafen auf den Orkney-Inseln. In einer Breite von fast 59 Grad lagen die Schiffe hier gegenüber Norwegen ganz oben in der Nordsee, fast sechshundert Kilometer von Helgoland, wo die deutsche Flotte erscheinen musste, wenn sie sich herauswagen sollte, und fast neunhundert Kilometer nördlich von der Portsmouth-Le Havre-Route des britischen Expeditionskorps. Sie waren weiter vom Ausgangspunkt der Deutschen entfernt als diese von den britischen Transportern, wenn sie sie hätten angreifen wollen. Die *Grand Fleet* nahm eine Position ein, in der sie sicher war und die ihr gleichzeitig erlaubte, Deutschlands Handelsschiffahrt durch die Nordsee zu blockieren. Ihre Gegenwart genügte, den Feind im Hafen festzuhalten; falls er auslief, konnte sie ihn aber auch zum Kampf stellen, indem sie sich zwischen ihn und seine Basis schob. Ihn jedoch aus eigener Initiative anzugreifen, dazu war sie nicht bereit.

Je grösser die Schiffe wurden, um so ausgedehntere Docks und Häfen brauchten sie; doch das Dreadnought-Programm hatte unter der Schizophrenie der liberalen Regierung gelitten. Nachdem nämlich die Liberalen eigentlich gegen ihren Willen den leidenschaftlichen Vorstellungen Fishers und dem Enthusiasmus Churchills nachgegeben und den Bau genehmigt hatten, machten sie diese Sünde wider ihre pazifistischen Gefühle durch sparsame Zahlungen wieder wett. Die Folge davon war, dass im August 1914 Scapa Flow noch nicht mit Trockendocks oder Landbefestigungen versehen war.

Die von Churchill so flink mobilisierte Flotte lief am 1. August sicher dort ein, während die Regierung noch darüber stritt, ob sie kämpfen sollte. Die Tage nach der Kriegserklärung waren, nach den Worten des Ersten Lords der Admiralität, eine Zeit der «äussersten seelischen Spannung». Als der Augenblick nahte, in dem die schwerbeladenen Truppentransporter auslaufen sollten, erwartete man stündlich irgendwelche Feindunternehmungen in Form von Überfällen auf die Küste, die die Flotte abziehen sollten, oder andere provozierende Manöver. Churchill war der Ansicht, dass «die grosse Seeschlacht jeden Augenblick beginnen» könne.

Nicht anders dachte Admiral Sir John Jellicoe, der am 4. August auf der Bahnfahrt nach Scapa Flow ein Telegramm mit der Aufschrift «Geheim» öffnete und feststellen musste, dass er Oberbefehlshaber der *Grand Fleet* geworden war. Nicht etwa diese längst erwartete Ernennung bedrückte Jellicoe und auch nicht irgendwelche Zweifel an seiner Eignung. Schon seit er im Jahre 1872 als kleiner Kerl von zwölfteinhalb Jahren in die Flotte eingetreten war, hatte er sich daran gewöhnt, von allen Seiten seine Fähigkeiten anerkannt zu sehen. Während er sich im aktiven Dienst und in verschiedenen Ämtern bei der Admiralität bewährte, fand er die unablässige, heftige und lautstarke Bewunderung Lord Fishers, der in Jellicoe den «kommenden Nelson» sah, wenn «Armageddon kommen wird». Nun war der Tag da, und Fishers Kandidat für die Nelsonnachfolge fühlte sich vom Augenblick seiner Ankunft an «ständig unter dem Druck stärkster Befürchtungen», weil Scapa Flow in keiner Weise auf Verteidigung eingerichtet war. Es hatte weder Geschütze auf dem Festland noch Hafensperren, Netze und Minenfelder und war also offen für «Angriffe durch Unterseeboote und Zerstörer».

Jellicoe machte sich Sorgen, als man feststellte, dass deutsche Fischdampfer, die am 5. August aufgebracht worden waren, Brieftauben an Bord hatten, die, wie man argwöhnte, Unterseebooten Informationen überbracht haben könnten. Diese Sorgen verstärkten sich noch durch die Furcht vor Minen, die die Deutschen nach ihrer eigenen Meldung ohne Rücksicht auf die für die Anwendung solcher Waffen getroffenen Abkommen ausstreuten. Als einer seiner leichten Kreuzer am 9. August ein Unterseeboot – U15 – rammte und versenkte, empfand er mehr Verwirrung als Freude und entfernte eiligst alle seine Panzerschiffe aus dem «infizierten

Gebiet». Ein andermal, als in der Bucht von Scapa Flow eine Geschützmannschaft plötzlich das Feuer auf einen in Bewegung befindlichen Gegenstand eröffnete, der als Periskop gemeldet worden war, und damit einen Hagel von Schüssen sowie eine fieberhafte Verfolgung durch die Zerstörer auslöste, verlegte er die gesamte Flotte von drei Schlachtgeschwadern hinaus auf die offene See, wo sie die ganze Nacht voller Furcht vor einem Ding lag, das selbst nach den offiziellen Darstellungen auch «ein Seehund gewesen sein konnte». Zweimal wurde die Flotte in sichere Häfen gebracht, nach Loch Ewe an der Westküste Schottlands und nach Loch Swilly an der Nordküste Irlands – wodurch die Nordsee den nichtsahnenden Deutschen preisgegeben war – und zweimal wurde sie wieder zurückgeführt. Wenn die Deutschen damals eine Offensive zur See unternommen hätten, so hätten sie vielleicht überraschende Ergebnisse erzielt.

Unter nervösen Spannungen und plötzlichen Ausbrüchen – wie bei einem Pferd, das eine Schlange rascheln hört – ging die britische Flotte an ihre Aufgabe, eine Blockade einzurichten und die Nordsee in unaufhörlichen Patrouillenfahrten daraufhin zu beobachten, ob der Feind irgendwo auftauche. Mit einer Kampfstärke von vierundzwanzig Dreadnoughts gegenüber sechzehn bis neunzehn deutschen – das wusste man – konnten die Briten bestimmt mit einer hinlänglichen Überlegenheit rechnen, und in der nächsten Klasse der Schlachtschiffe glaubte man sich «den dann folgenden acht deutschen Schiffen entschieden überlegen». Dennoch empfanden sie die Bürde ihrer grossen Verantwortung als schwere Last.

Während der Woche der Truppenüberführungen «haben die Deutschen den stärksten Anreiz, etwas zu unternehmen», warnte Churchill Jellicoe am 8. August. Aber nicht ein einziges Torpedoboot wurde gesichtet. Nichts rührte sich, doch diese Untätigkeit des Feindes erhöhte nur die Spannung. In entfernten Meeren führten einzelne deutsche Kriegsschiffe – die *Goeben* und *Breslau* im Mittelmeer, die *Dresden* und *Karlsruhe* im Atlantik, die *Scharnhorst*, *Gneisenau* und *Emden* aus dem Geschwader von Spees im Pazifik – schneidige Angriffe und noch kühnere Fluchtbewegungen durch; aber die Hochseeflotte lauerte reglos hinter Helgoland und schien irgend etwas viel Unheimlicheres im Schilde zu führen.

Am 12. August warnte Churchill die Flottenkommandanten: «Das aussergewöhnliche Schweigen und die Untätigkeit des Feindes können ein Anzeichen für ernsthafte Unternehmungen sein... möglicherweise für eine grossangelegte Landung in dieser Woche.» Er schlug vor, die *Grand Fleet* möge sich mehr in die Nähe des «Schauplatzes entscheidender Vorgänge» begeben. Jellicoe jedoch patrouillierte weiterhin in der grauen Wasserwüste oben zwischen der Nordspitze von Schottland und Norwegen; und nur ein einziges Mal, am 16. August, als die Überführung des Expeditionskorps in vollem Gange war, wagte er sich südwärts des 56. Breitengrades. Die Transporter kreuzten den Kanal zwischen dem 14. und 18. August 137mal, und während dieser ganzen Zeit fuhren alle britischen Kriegs-

schiffe mit den dazugehörigen Geschwadern und Flottillen Patrouille, hielten Ausschau nach der weissen Heckspur eines Torpedos und lauschten auf ein Funk-signal, das das Auslaufen der deutschen Flotte auf hohe See verkündete.

Grossadmiral von Tirpitz, der für Deutschland bedeutete, was Fisher für England war, Vater, Erbauer und Spiritus rector der deutschen Flotte, der «ewige Tirpitz» mit seinem zweigezipfelten weissen Neptunsbart, der mit seinen fünfundsechzig Jahren seit 1897 ununterbrochen als Staatssekretär des deutschen Reichsmarine-amtes gedient hatte – kein Minister war seit Bismarcks Zeiten so lange im gleichen Amt geblieben – hatte in die Kriegspläne für die Waffe, die er selbst geschmiedet hatte, nicht Einsicht nehmen dürfen. Sie wurden «vom Admiralstab auch mir gegenüber als Geheimnis behandelt». Als ihm am 30. Juli die Operati-onsbefehle gezeigt wurden, entdeckte er das Geheimnis: es gab keinen Plan. Der Flotte, deren Existenz ein wichtiger Faktor bei der Entstehung des Krieges gewesen war, hatte man für den Kriegsfall keine aktive Rolle zugeteilt.

Hätte der Kaiser seine Lektüre auf «*The Golden Age*» beschränkt, Kenneth Grahames traumhafte Erzählung von der Kindheit eines englischen Jungen in einer Welt kalter Erwachsener – er hatte dieses Buch auf seiner Jacht immer auf dem Nachttisch liegen – so wäre es vielleicht nicht zu einem Weltkrieg gekommen. Er war jedoch vielseitig interessiert und las auch ein 1890 erschienenes ame-rikanisches Buch, das in seinem Bereich ebenso aufrüttelnd wirkte wie etwa «*Origin of Species*» oder «*Das Kapital*» in dem ihren. In «*The Influence of Sea Power on History*» zeigte Admiral Mahan, dass derjenige, der die Verbindungswege zur See beherrscht, damit auch sein eigenes Schicksal in Händen hält; der Herr der Meere ist der Herr der Lage. Sofort stieg vor dem so leicht beeinflussbaren Kaiser eine ungeheure Vision auf: Deutschland musste zu Wasser eine grössere Macht werden als zu Lande. Das Flottenbauprogramm setzte ein, und obwohl England nicht sofort überholt werden konnte, drohte dieses mit der typischen deutschen Energie verfolgte Vorhaben doch mit einer Überflügelung zu enden. Deutschland stellte damit die Überlegenheit zur See in Frage, die für Grossbritannien lebens-wichtig war, und legte es so sehenden Auges England förmlich nahe, sich in einem Krieg auf Seiten der Feinde zu stellen und ganz zwangsläufig seine Hauptwaffe, die Blockade, gegen Deutschland einzusetzen.

Als Landmacht hätte Deutschland ohne Unterbrechung seiner auf dem Seeweg herangeführten Versorgung jeder möglichen Kombination kontinentaler Mächte widerstehen können, solange England, der grösste Handelsträger der Welt, neutral blieb. In diesem Sinne wäre Deutschland ohne Flotte stärker gewesen als mit ihr. Bismarck hatte nichts davon gehalten, die Macht zu Lande dadurch zu schwächen, dass man sich durch ein Flottenabenteuer einen neuen Feind zur See machte. Doch



Wilhelm wollte darauf nicht hören. Er war von Mahan behext und hatte sich von den ganz privaten Eifersuchtsgefühlen seiner Hassliebe zu dem seefahrenden England leiten lassen, die jährlich während der Regattawoche zu Cowes ihren Höhepunkt erreichten. Er sah in der Flotte das Messer, mit dem er die Einkreisung durchschneiden konnte. Beharrlich verkündete er einerseits, Feindseligkeiten gegenüber England lägen ihm völlig fern, und andererseits, ein freundlicher Ton gegen Deutschland liesse sich «nur durch eine grössere Flotte erreichen, vor der die Briten positive Angst zur Verständigung bringt». Sie würden sich dann «in das Unvermeidliche fügen», England und Deutschland würden «die besten Freunde von der Welt sein». Vergeblich wiesen seine Botschafter in England auf die zweifelhafte Logik dieser Politik hin. Vergeblich kam Haldane nach Berlin, vergeblich warnte Churchill, die Flotte sei in den englisch-deutschen Beziehungen ein Elsass-Lothringen. Vorschläge für die Regelung des Verhältnisses der beiden Flottenstärken oder eine Seerüstungsbegrenzung wurden abgelehnt.

Nachdem England nun einmal herausgefordert war, musste man mit seiner Feindschaft rechnen. Und noch ein weiterer Nachteil ergab sich. Die Flotte, die mit enormem Kostenaufwand gebaut war, entzog dem Heer Mittel und Menschen – genug, um zwei Armeekorps davon aufzustellen. Sollte der Bau nicht gänzlich sinnlos sein, so musste die Flotte eine strategische Funktion erfüllen: sie musste entweder die Zuführung zusätzlicher feindlicher Divisionen gegen das eigene Heer verhindern oder aber eine Blockade unmöglich machen. Denn so hiess es im Vorwort zum deutschen Flottengesetz von 1900: «Ein Blockadekrieg würde... selbst wenn er nur ein Jahr anhielte, Deutschlands Handel vernichten und es in die Katastrophe führen.»

Als die deutsche Flotte an Stärke und Potenz zunahm, die Anzahl ausgebildeter Mannschaften und Offiziere immer grösser wurde und die deutschen Ingenieure die Geschütze, die panzerbrechende Kraft der Granaten, die optischen Einrichtungen und Entfernungsmesser und die Widerstandskraft ihrer Panzerplatten vervollkommneten, wurde sie zu kostbar, als dass man sie hätte aufs Spiel setzen können. Obwohl sie mit jedem neuen Schiff der britischen Flotte näherkam und ihr hinsichtlich der Geschütze schon weit überlegen war, wollte der Kaiser, der sich nicht auf einen Drake oder Nelson berufen konnte, doch nie recht glauben, dass deutsche Schiffe und deutsche Matrosen die britischen schlagen könnten. Er vermochte den Gedanken nicht zu ertragen, dass «seine Lieblinge», wie Bülow die Schlachtschiffe nannte, durch Geschützfeuer zerschmettert, blutbeschnitten, schliesslich todwund und steuerlos in den Wogen versinken sollten. Tirpitz, einst vom Kaiser zum Dank geadelt, war dagegen der Ansicht, eine Flotte sei zum Kämpfen da, und wurde dadurch allmählich als eine Gefahr, ja fast als Feind betrachtet und nach und nach aus den Geheimsitzungen verdrängt. Künftig vernahm man die hohe helle Stimme nicht mehr, die einem Kind oder einem Eunuchen zu gehören schien, so überraschend für den Riesenkörper war und so wenig zu dem

grimmigen Gehaben passte. Während er Chef der Verwaltung blieb, ging die Flottenpolitik unter dem Kaiser auf eine Gruppe über, die aus dem Chef des Marinestabs, Admiral von Pohl, dem Chef des kaiserlichen Marinekabinetts, Admiral von Müller, und dem Oberkommandierenden der Flotte, Admiral von Ingenohl, bestand. Pohl war, obwohl er den Einsatz der Flotte unterstützte, eine Null und erreichte den Gipfel der Obskurität, der im Deutschland der Hohenzollern möglich war – er wurde in Bülow's Klatschenzyklopädie nirgends erwähnt. Müller war einer der Päderasten und Sykophanten, die den Hof als Berater des Herrschers zierte, und Ingenohl war ein Offizier, der für Operationen unter dem Gesichtspunkt der Defensive war. «Ich brauche keinen Oberkommandierenden», sagte der Kaiser, «das kann ich selber machen.»

Als der Augenblick der Einkreisung kam, der Augenblick, der seine ganze Regierungszeit überschattet hatte, der Augenblick, in dem der tote Eduard auftauchte – «nach seinem Tode noch stärker als ich, der ich lebe» – gab der Kaiser folgende Instruktionen: «Zufolge Nachrichten... halte ich vorläufig defensives Verhalten der Hochseeflotte für geboten.» Die Strategie, die er für das scharfgeschliffene Instrument in seiner Hand gewählt hatte, bestand darin, den Einfluss einer *fleet in being* auszuüben. Die Flotte sollte von einer unzugänglichen, befestigten Position aus als ständige potentielle Gefahr wirken, die den Feind zwänge, immer auf der Hut zu sein vor einem möglichen Ausfall, dadurch seine eigene Flotte schwäche und einen Teil seiner Kraft hinderte, aktiv zu werden. Dies war eine durchaus legitime und von Mahan gebilligte Rolle für die schwächere von zwei Flotten. Später jedoch hatte Mahan erkannt, dass der Wert einer *fleet in being* «sehr überschätzt» worden sei, da eine Flotte, die sich nicht zu kämpfen entschliesse, mit der Zeit an Gewicht verliere.

Selbst der Kaiser hätte eine solche Politik nicht ohne gute Gründe und starke Unterstützung durchsetzen können. Er hatte beides. Viele Deutsche, insbesondere Bethmann und die stärker kosmopolitisch eingestellten zivilen Teile des Volkes, konnten es am Anfang einfach nicht glauben, dass England ein Gegner sei, der es mit dem Krieg wirklich ernst meine. Sie liebäugelten mit dem Gedanken, dass man es in einem Separatfrieden abfinden könne, besonders dann, wenn Frankreich erst einmal am Boden liege. Auf diese Vorstellung war auch zurückzuführen, dass Erzberger es vermieden hatte, die Hände nach den englischen Kolonien auszustrecken. Die verwandtschaftlichen Beziehungen des Kaisers von seiner Mutter Seite her, die englischen Frauen deutscher Fürsten, die alten germanischen Bande schufen ein Verwandtschaftsgefühl. Stünden erst Schlachten, vergossenes Blut und Tote zwischen Deutschland und England, so würde es schwer, wenn nicht unmöglich sein, sich zu verständigen. (Das Blut, das fließen musste, wenn das Expeditionskorps zusammen mit den Franzosen niedergekämpft wurde, schien in diesen Überlegungen keine Rolle zu spielen.) Ausserdem hoffte man, eine intakte

Flotte in Verhandlungen mit den Engländern als Trumpf benutzen zu können. Das war eine Theorie, die Bethmann lebhaft unterstützte und die der Kaiser nur zu gern aufgriff. Als die Zeit verging und der Sieg in grössere Ferne rückte, prägte sich der Wunsch nur noch stärker aus, die Flotte sicher und unbeschädigt über den Krieg zu bringen, um sie dann bei einer Friedenskonferenz als Handelsobjekt benutzen zu können.

Im August schien der Hauptfeind nicht England zu sein, sondern Russland, und die vordringlichste Pflicht der Flotte sah man – oder sahen wenigstens diejenigen, die die Auseinandersetzung mit England aufschieben wollten – in der Kontrolle der Ostsee. Es hiess, man brauche die Flotte zum Schutz gegen eine russische Behinderung der Versorgung auf dem Seeweg von Skandinavien her und gegen einen möglichen russischen Überfall auf die deutsche Küste. Man fürchtete, ein Vorgehen gegen England werde die deutsche Flotte so schwächen, dass die Beherrschung der Ostsee gefährdet sei, was wiederum eine russische Landung ermöglichen und somit eine Niederlage zu Lande zur Folge haben könne.

Man findet immer Argumente, wenn man einen Wunsch in Politik umsetzen will. Dass die Flotte im August so gar keine Rolle spielte, hatte seine Gründe: man erwartete zuversichtlich einen entscheidenden Sieg der Armee und glaubte ganz allgemein, der Krieg werde nicht so lange dauern, dass man sich einer Blockade wegen den Kopf zu zerbrechen brauchte. Tirpitz hatte aus einem «sicheren Gefühl» heraus schon am 29. Juli, demselben Tag, an dem Churchill die Flotte mobilisierte, den Kaiser ersucht, die Flotte einem einzigen Befehlshaber in die Hand zu geben. Bei seiner – allerdings nur seiner Frau und nicht dem Kaiser gegenüber geäusserten – Überzeugung, dass er selbst «mehr in der Nase» habe «als Pohl im ganzen Schädel», konnte diese Anregung nur heissen, dass die Aufgabe «wohl mir übertragen werden müsste». Sein Vorschlag wurde zurückgewiesen. Er dachte an Rücktritt, unterliess ihn aber doch mit der bequemen Begründung, dass sein Gesuch vom Kaiser «sicher verweigert worden wäre». Mit den anderen Ministern nach Koblenz expediert, musste er die Triumphstimmung der Obersten Heeresleitung über sich ergehen lassen: «Die Armee hat bisher ungeheure Erfolge und die Marine nichts. Das macht hier meine Lage so schrecklich nach all der zwanzigjährigen Anstrengung. Man wird es doch nicht verstehen.»

Seine Hochseeflotte mit ihren sechzehn Linienschiffen, zwölf älteren Schlachtschiffen, drei grossen und sieben kleinen Kreuzern, hundertvierzig Zerstörern und siebenundzwanzig Unterseebooten blieb im Hafen oder in der Ostsee, während sich die Offensivunternehmungen gegen England auf einen einzigen Unterseebootangriff in der ersten Woche und auf Minenlegen beschränkten. Auch die Handelsflotte zog sich zurück. Am 31. Juli befahl die deutsche Regierung den Schiffahrtsgesellschaften, jegliche Handelsschiffahrt einzustellen. Ende August

lagen 670 deutsche Handelsschiffe mit zusammen 2'750'000 Tonnen, also mehr als der Hälfte der deutschen Gesamttonnage, in neutralen Häfen, und der Rest befand sich mit Ausnahme der die Ostsee befahrenden Schiffe in den Heimathäfen. Von den gefürchteten vierzig deutschen Handelszerstörern spielten nur fünf wirklich eine Rolle, und die britische Admiralität, die sich verblüfft und überrascht sah, konnte am 14. August melden: «Die Passage über den Atlantik ist sicher. Der britische Handel läuft wie gewöhnlich.» Abgesehen von den Auslandskreuzern *Emden* und *Königsberg* im Indischen Ozean und dem Geschwader von Spees im Pazifik war die deutsche Flotte sowie die deutsche Handelsschiffahrt von den Meeren verschwunden, noch ehe der August vergangen war.

Ein anderer Kampf hatte begonnen, der Kampf Grossbritanniens mit den Vereinigten Staaten, dem grossen Neutralen. Die alten Streitpunkte, die den Krieg von 1812 verursacht hatten, die alten Schlagworte – Freiheit der Meere, die Fahne deckt die Ware – der alte unvermeidliche Konflikt zwischen dem Recht des Neutralen auf Handel und dem des Kriegführenden auf Beschlagnahme: das alles lebte wieder auf. Im Jahre 1908 hatte man im Zusammenhang mit der zweiten Haager Konferenz den Versuch gemacht, in einer Versammlung, an der neben den Nationen, die 1914 dann zu kriegführenden Mächten wurden, auch die Vereinigten Staaten, Holland, Italien und Spanien teilnahmen, die Regeln zu kodifizieren. Als grösste Seehandelsmacht mit dem stärksten Interesse an einem ungehinderten Ablauf des neutralen Handels war England die gastgebende Nation, und Sir Edward Grey war Spiritus rector und Protektor, jedoch nicht gleichzeitig Delegierter. Trotz der Anwesenheit des energischen Admirals Mahan als Delegationsführer der Amerikaner hob die abschliessende Londoner Deklaration das Recht der Neutralen auf Handel gegenüber dem Recht der Kriegführenden auf Blockade hervor. Selbst Mahan, der Clausewitz des Seekrieges, der Schlieffen des Meeres, konnte nichts gegen die sanfte Gewalt des britischen Einflusses ausrichten. Alle waren für die Neutralen und die Durchführung des Handels in der üblichen Form, und Mahans Einwände wurden von seinen zivilen Kollegen überstimmt.

Die Waren wurden in drei Kategorien eingeteilt: absolute Konterbande, worunter alles fiel, was für ausschliesslich militärische Zwecke bestimmt war; bedingte Konterbande, d.h. alles, was sowohl militärische als auch zivile Verwendung finden konnte und schliesslich freie Güter, wozu die Lebensmittel gehörten. Nur was unter die erste Gruppe fiel, konnte von einer kriegführenden Macht, die eine Blockade erklärte, weggenommen werden; Waren der zweiten Kategorie durften nur konfisziert werden, wenn man sie als für den Feind bestimmt nachwies, während die freien Güter überhaupt unantastbar waren. Doch nach Unterzeichnung der Deklaration und Abreise der Delegierten regte sich ein weiteres britisches Interesse – die Vorherrschaft zur See. Die Flagge Admiral Mahans stieg wieder am Fahnen-

mast empor. Seine Jünger erhoben ihre Stimmen, entsetzt über den Verrat an Englands Vormachtstellung zur See, die allein seinen Bestandteil sicherte. Was nützt es, so fragten sie, dem Feind das Befahren des Meeres zu verbieten, wenn die Neutralen ihn mit allem versorgen dürfen, was er nötig hat? So machten sie aus der Londoner Deklaration eine Cause célèbre und zogen in Presse und Parlament eine Kampagne gegen sie auf. Die britische Flotte werde durch die Deklaration, bei der die Deutschen ihre Hand im Spiele hätten, ihres Wertes beraubt. Balfour opponierte, und obwohl die Erklärung das Unterhaus bereits durchlaufen hatte, verhinderten die Lords mit einer unerwarteten Kraftanstrengung, dass es zur Abstimmung kam. So viel Dynamik haben sie wohl im ganzen zwanzigsten Jahrhundert bisher nicht wieder entwickelt. Inzwischen hatte auch die Regierung erneut über die Sache nachgedacht und war recht froh, dass nichts unternommen werden musste. Die Londoner Deklaration ist nie ratifiziert worden.

Mittlerweile war durch die Fortschritte der Seekriegführung Grossbritanniens traditionelle Methode der Nahblockade feindlicher Häfen überholt. Die Admiralität hatte vorgehabt, im Krieg gegen eine Kontinentalmacht eine Nahblockade mittels ihrer von Kreuzern und schliesslich auch von Schlachtschiffen unterstützten Zerstörerflottillen durchzuführen. Nun machte die Entwicklung der Unterseeboote und Treibminen sowie die Vervollkommnung der Geschütze mit gezogenen Läufen zwangsläufig den Übergang zu einer Strategie der distanzierten Blockade erforderlich. Die Kriegsvorschriften der Admiralität für das Jahr 1912 sahen sie denn auch vor und brachten damit neuerlich Verwirrung in die ganze Angelegenheit. Wenn ein Schiff versucht, eine Nahblockade zu durchbrechen, so ist es klar, in welchen Hafen es einlaufen möchte, und die Frage nach dem Bestimmungsort braucht gar nicht gestellt zu werden. Fängt man aber Schiffe viele Meilen vor ihrem Zielort entfernt ab, etwa ganz oben in der Nordsee, so muss die Zulässigkeit einer Beschlagnahme nach den Blockadevorschriften aufgrund des Bestimmungsortes oder des Konterbandecharakters der Ladung festgestellt werden. Das war ein Problem, das wie eine Treibmine von Stacheln starre, die Unannehmlichkeiten verhiesse.

Als der Krieg ausbrach, stellte die Londoner Deklaration immer noch die für alle Nationen geltende Interpretation des Themas Blockade dar, und am 6. August, dem Kriegstag, ersuchten die Vereinigten Staaten offiziell die kriegführenden Mächte um eine Note, dass sie daran festhielten. Deutschland und Österreich erklärten sich sofort dazu bereit, sofern der Feind sich ebenfalls binde. Grossbritannien als Sprecher der Alliierten in der Seepolitik gab eine positive Antwort, die ja sagte und nein meinte, indem es sich gewisse «für eine wirkungsvolle Durchführung seiner Operationen zur See wesentliche» Rechte vorbehielt. Man hatte sich in England zwar noch nicht für ein bestimmtes Verfahren hinsichtlich der Behandlung von Konterbande entschieden, allein aus der Praxis ergab sich

das Gefühl, dass die Bestimmungen der Londoner Erklärung irgendwie ausgeweitet werden müssten. Ein Bericht des Verteidigungsrates des Empire aus den Jahren 1911/12 enthielt bereits den Vorschlag, dass der letzte Verwendungszweck der Waren und nicht der Bestimmungsort der Schiffe für die Feststellung der Eigenschaft als bedingte Konterbande ausschlaggebend sein sollte, so dass Leder für Sättel, Gummi für Reifen, Kupfer, Baumwolle, Grundstoffe für Textilverarbeitung, Papier, kurz alle Waren, die militärischer Verwendung zugeführt werden könnten, nicht etwa deswegen freie Durchfahrt haben dürften, weil sie an einen neutralen Empfänger gerichtet seien. Denn wenn sie Deutschland dann auf dem Landwege erreichten, koste die Aufrechterhaltung der Blockade schliesslich mehr, als sie einbringe. Der Ausschuss hatte vorgeschlagen, die Doktrin der nicht unterbrochenen Beförderung «streng anzuwenden».

Nicht unterbrochene Beförderung – das war eine der geheimnisvollen Formeln, wie sie in der Geschichte bisweilen auftauchen und wieder verschwinden, nicht ohne tiefe Spuren zu hinterlassen. Die Engländer hatten den Begriff im Verlauf eines Krieges mit Frankreich im achtzehnten Jahrhundert erfunden. Er bedeutete, dass der endgültige, nicht aber der anfängliche Bestimmungsort der Ware ausschlaggebend sei. Die Londoner Deklaration hatte diese Auffassung voreilig zu Grabe getragen, noch ehe sie ganz tot war; und nun wurde sie exhumiert, unheilträchtig wie die eingemauerte Katze bei Poe. Das Kriegsministerium hatte den Hinweis erhalten, dass Nahrungsmittel, die von Neutralen nach Holland verschifft wurden, der deutschen Armee in Belgien zugutekommen würden. Am 20. August gab das Kabinett einen Erlass heraus des Inhalts, Grossbritannien werde hinfort bedingte Konterbande als beschlagnahmungsfähig betrachten, falls sie für den Feind oder «einen Agenten des Feindes» bestimmt sei oder ihr endgültiger Bestimmungsort im feindlichen Ausland liege. Der Nachweis des Bestimmungsortes sollte nicht mehr wie bisher vom Seefrachtbrief abhängen, sondern – und das war nun eine Formulierung, wie man sie dehnbarer nicht hätte finden können – von «jedem ausreichenden Anhaltspunkt».

Das war die Doktrin der nicht unterbrochenen Beförderung, frisch und lebendig und mit Klauen und Zähnen. Praktisch kam dabei heraus, wie der britische Botschafter in Washington, Sir Cecil Spring-Rice, zugab, dass es gar nichts anderes mehr gab als absolute Konterbande.

Damals bedachten die Urheber des Erlasses nicht, welche ungeheuren Folgen er nach sich ziehen würde; sie dachten nicht an die beträchtlichen Schwierigkeiten, die mit der Durchführung verbunden waren, an das Anhalten der Schiffe, das Entsenden von Prisenkommandos, an die sorgfältige Überprüfung der Ladungen, die Prisengerichte und die gesetzlichen Verwicklungen, an den unbeschränkten Unterseebootkrieg als die letzte Zuflucht Deutschlands und die Wirkung, die dieser schliesslich auf die Vereinigten Staaten ausüben sollte. Als Heinrich VIII. beschloss, sich von Katharina von Aragon scheiden zu lassen, dachte er mit keinem

Gedanken an die Reformation. Als die Minister am 20. August um den Kabinetts-tisch sassen, befassten sie sich mit der militärischen Notwendigkeit, die Zufuhr von Lebensmitteln aus Rotterdam an die deutsche Armee in Belgien abzustellen. Der Erlass wurde ihnen auf Veranlassung der Militärs vorgelegt und nach einiger Diskussion verabschiedet. Die einzige flüchtige Erwähnung findet sich in Asquiths Tagebuch: «Eine lange Kabinettsitzung – alle möglichen Bagatellen über Kohle und Konterbände.»

Der Premierminister war nicht der einzige, der sich um derlei Bagatellen nicht kümmerte. Als ein deutscher Beamter, der die Entwicklung zu einem langen Zermürbungskrieg vorhersah, Moltke ein Memorandum über die Notwendigkeit eines Generalstabs für die Wirtschaft vorlegte, sagte dieser: «Lassen Sie mich mit der Wirtschaft in Ruhe – ich bin damit beschäftigt, einen Krieg zu führen.»

Durch einen hübschen Zufall erschien der Erlass, der die Probleme des Krieges von 1812 wieder aufnahm, genau am hundertsten Jahrestag des Brandes von Washington, den die Engländer auf dem Gewissen hatten. Glücklicherweise über-sah die amerikanische Öffentlichkeit sowohl dieses Zusammentreffen als auch den Erlass selbst, da sie mit Schlagzeilen eingedeckt wurde, in denen vom Fall Brüssels, von Amerikanern, die in Paris auf dem trockenem sassen, von Kaisern und Zaren, Flotten, Kosaken, Feldmarschällen, Zeppelinen, West- und Ostfronten die Rede war. Die Regierung der Vereinigten Staaten jedoch war schockiert. Das sanfte Vorwort der Verordnung, in dem die Briten ihre Loyalität der Londoner Deklaration gegenüber versicherten, ehe sie ihre heiklen Ausnahmen vortrugen, konnte das juristisch geschulte Auge Robert Lansings, des Beraters des *State De-partment*, nicht täuschen. Er legte unverzüglich Protest ein, was eine Ausein-andersetzung hervorrief, die sich über Monate und Jahre hinzog und Schreiben und Gegenschreiben, Gutachten und Präzedenzfälle, Gespräche zwischen Gesandten und ganze Bände von Akten zur Folge hatte.

Der *Daily Chronicle* in London war am 27. August der Ansicht, es drohe «die höchste reale Gefahr», dass man mit den Vereinigten Staaten über Konterbände-probleme und das Recht der Durchsuchung, dem die Vereinigten Staaten sich «entschieden widersetzten», in Streit gerate. Das war ein Problem, mit dem Sir Edward Grey fertig werden musste und das ja tatsächlich mit Vorsicht zu behan-deln war. Am Anfang, als man mit einem kurzen Krieg rechnete und nichts so wichtig war wie der Weg, auf dem man am raschesten zum Sieg gelangen konnte, sah es nicht so aus, als werde Zeit für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten bleiben. Nach Mons und Charleroi jedoch erhob sich die Re-alität eines langen Krieges so unausweichlich über den leichenbedeckten Schlachtfeldern, dass die Alliierten die Augen davor nicht mehr verschliessen konnten. In einem langen Krieg würden sie im Hinblick auf Lebensmittel, Waffen und Geld (an Menschen dachte noch niemand) von den Vereinigten Staaten ab-

hängig sein, Deutschland jedoch würde man von eben dieser Hilfsquelle abschneiden müssen. Es wurde lebensnotwendig, die Blockade des Feindes zu verschärfen, gleichzeitig aber auch die Freundschaft mit dem grossen Neutralen aufrechtzuerhalten – zwei Ziele, die sich nicht miteinander vereinbaren liessen. Da jede neue Zwangsmassnahme, durch die man den Handel der Neutralen mit Deutschland erschwerte, einen neuen würdevollen Aufschrei über die Freiheit der Meere seitens des *State Department* zur Folge hatte, wurde jetzt recht peinlich klar, dass England möglicherweise letzten Endes werde entscheiden müssen, welches der beiden Ziele ihm wichtiger sei. Im Augenblick konnte Sir Edward Grey sich noch mit dem typisch englischen Horror vor endgültigen Entschlüssen von Fall zu Fall weitertasten, Grundsatzentscheidungen umsegeln wie ein Steuermann die Klippen und die Diskussion behutsam so weit drosseln, dass kein strittiger Punkt eindeutig zutage trat, der von jeder Seite eine klar umrissene und unwiderrufliche Stellungnahme erfordert hätte. Sein Ziel war, wie er sagte, von Tag zu Tag «das Maximum an Blockade zu sichern, das erreicht werden konnte, ohne dass es mit den Vereinigten Staaten zum Bruch kam».

Er hatte einen ernstzunehmenden Gegner – einen Mann, der durchaus ein Mensch von Grundsätzen war. Woodrow Wilson, aus puritanischer Überzeugung Anhänger der Neutralitätspolitik, sah sein Festhalten an den traditionellen Rechten der Neutralen weniger durch diese selbst gerechtfertigt als vielmehr durch die Rolle, die er als Neutraler spielte und die er sich von Anfang an mit Leidenschaft und Intensität zu eigen gemacht hatte. Er war Präsident geworden mit dem festen Vorsatz, die Interessengemeinschaften und Dollardiplomaten aus dem Sattel zu heben, die sich hinter Tafts breitem Rücken verschanzt hatten, und die «Neue Freiheit» in der inneren und der lateinamerikanischen Politik heraufzuführen. Da er wusste, dass jeder Krieg Reformen im Keim erstickt, war er darauf bedacht, sein Land aus dem aussenpolitischen Abenteuer herauszuhalten, das sein Programm vereiteln musste. Doch darüber hinaus hatte er noch einen bedeutenderen und tieferen Grund. Er sah im Krieg eine Gelegenheit, in grosser Rolle auf der Weltbühne zu agieren. In seiner ersten Äusserung zum Kriege bei einer Pressekonferenz am 3. August erklärte er, sein Wunsch sei, mit Stolz fühlen zu dürfen, dass Amerika «bereitstehe, der übrigen Welt zu helfen», und er glaube, dass es «dadurch grossen und dauernden Ruhm gewinnen werde». So früh schon, noch ehe die Geschütze ihre Stimme erhoben, hatte er die Rolle umschrieben, die er den Vereinigten Staaten, das heisst sich selbst, wünschte; eine Rolle, an die er sich um so verzweifelter klammerte, je ungewisser sie durch den unerbittlichen Ablauf der Ereignisse wurde, und die er sich im Grunde seines Herzens selbst dann noch erhoffte, als die Lage sich endgültig kompliziert hatte.

Für Wilson bedeutete Neutralität das Gegenteil von Isolationismus. Er wollte sich aus dem Krieg heraushalten, nicht etwa um beiseite zu stehen, sondern um



eine entscheidende Rolle in der Weltpolitik zu spielen. Er wünschte den «grossen und dauernden Ruhm» ebenso für sich selbst wie für sein Vaterland und erkannte, dass dieses Ziel nur zu erreichen war, wenn er Amerika aus dem Streit heraushielt, um als unparteiischer Schiedsrichter auftreten zu können. Am 18. August hiess er seine Landsleute in einer berühmten Erklärung, neutral zu bleiben «nicht nur dem Namen nach, sondern auch de facto, unparteiisch im Denken und im Handeln». Zweck und Ziel der Neutralität müsse man darin sehen, dass die Vereinigten Staaten sich als «Berater beim Friedensschluss» qualifizierten und «die Rolle eines unparteiischen Vermittlers» übernähmen. In dem europäischen Konflikt hoffte er die «moralische Entscheidung» treffen zu dürfen, wie er es später einmal ausdrückte. Er wünschte «der Menschheit zu dienen», das Gewicht – das moralische Gewicht – der Neuen Welt zur Geltung zu bringen, um die Alte Welt vor ihren Torheiten zu bewahren und durch «Rechtlichkeit und Menschlichkeit» die Segnungen des Friedens zu vermitteln «unter einer Flagge, die ein Symbol nicht nur Amerikas, sondern wahrhaft menschlicher Gesinnung» sei.

Sowie die britische Flotte Ende August die Kontrolle über den Atlantik regelrecht in die Hand bekommen hatte, wurde die Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten wegen der Konterbande zu einem Scheingefecht, mochte sie auch noch so ernst, ausdauernd und oft sogar erbittert geführt werden. Wilson sah in der Freiheit der Meere nie das Kernproblem, und obwohl ihn einmal, als die Meinungen besonders stark auseinandergingen, der Gedanke bedrückte, möglicherweise werde er nach Madison der zweite Präsident aus Princeton sein, der sein Land in den Krieg führe, so wünschte er doch nicht, den Streit auf die ursprüngliche Regelung von 1812 auszurichten. Der sprunghaft ansteigende Handel mit den Alliierten, der die Verluste durch den Ausfall des Handels mit Deutschland mehr als ausglich, nahm jedenfalls den nationalen Grundsätzen ihre Schärfe. Da die Ausfuhr nicht stockte, gaben sich die Vereinigten Staaten allmählich mit dem Verlauf der Dinge zufrieden, wie ihn der Erlass vom 20. August eingeleitet hatte.

Von diesem Zeitpunkt an wurde der amerikanische Handel infolge der Kontrolle der Meere durch die britische Flotte zwangsläufig mehr und mehr zu den Alliierten übergeleitet. Der Handel mit den Zentralmächten sank von 169 Millionen Dollar im Jahre 1914 auf eine Million im Jahre 1916 ab, und in der gleichen Zeit stieg der Handel mit den Alliierten von 824 Millionen auf drei Milliarden Dollar. Um der Nachfrage Genüge zu leisten, richteten sich Industrie und Wirtschaft in Amerika mit ihrer Produktion ganz auf die Bedürfnisse der Verbündeten aus. Darüber hinaus waren Finanzkredite für sie notwendig, damit sie die amerikanischen Lieferungen bezahlen konnten. Schliesslich waren die Vereinigten Staaten Speicher, Arsenal und Bank der Alliierten und gewannen auf diese Weise ein unmittelbares Interesse an ihrem Sieg. Den Aposteln eines Wirtschaftsdeterminismus machte das noch lange zu schaffen.

Wirtschaftsverbindungen entwickeln sich dort, wo als Grundlage alte kulturelle Bande vorhanden sind, und Wirtschaftsinteressen dort, wo ein natürliches Interesse vorliegt. Der Handel Amerikas mit England und Frankreich war immer grösser gewesen als der mit Deutschland und Österreich, und die Folge der Blockade war, dass ein bereits bestehender Zustand intensiviert wurde, nicht aber dass er künstlich neu geschaffen werden musste. Der Handel folgt nicht nur der Flagge einer Nation, sondern auch seinen natürlichen Sympathien.

«Eine Regierung kann neutral sein», sagte Walter Hines Page, der amerikanische Botschafter in London, «aber ein Mensch kann das nicht.» Er stand mit seinem ganzen Herzen auf der Seite der Alliierten, der Begriff der Neutralität war ihm verächtlich, und Wilson gegenüber brachte er seine Sympathie sowohl im Gespräch wie auch in lebhaften und überzeugenden Briefen zum Ausdruck. Obwohl Pages offene Parteinahme für die Alliierten seine Beziehungen zum Präsidenten so verschlechterte, dass dieser sich von dem Mann ab wandte, der zu seinen frühesten Parteigängern gehört hatte, so konnte doch auch Wilson selbst im Innersten nicht die Neutralität wahren, die er von anderen verlangte. Als Grey ihm am 6. August brieflich seine Anteilnahme am Tod seiner Frau ausdrückte, sprach aus Wilsons Antwort seine Bewunderung für Grey und seine Verbundenheit mit dem Mann, der den gleichen Verlust erlitten hatte, wenn er schrieb: «Meine Hoffnung ist, dass Sie mich als Ihren Freund betrachten. Ich habe den Eindruck, dass wir durch gleiche Grundsätze und gleiche Ziele miteinander verbunden sind.» In der deutschen Regierung sass kein Mann, dem er das hätte sagen können.

Wie die meisten Amerikaner, die für ihr Land von irgendwelcher Bedeutung waren, wurzelte Wilson bildungsmässig und mit seiner politischen Philosophie im angelsächsischen Wesen und im Gedankengut der Französischen Revolution. Er versuchte, das alles seinem ehrgeizigen Wunsch unterzuordnen, Friedensstifter für die Welt sein zu dürfen. Drei Jahre lang bemühte er sich mit allen nur erreichbaren Mitteln, die kriegführenden Mächte zu einem Verhandlungsfrieden zu bewegen, einem «Frieden ohne Sieg». Die Neutralität, die ja die Voraussetzung für seine Bemühung war, wurde durch den starken Einfluss der Iren oder, man könnte vielleicht auch sagen, durch eine Animosität gegen Georg III. unterstützt, dazu durch lautstarke deutschfreundliche Gruppen, die von dem Harvard-Professor Hugo Münsterberg bis hinab zu den Bierhäusern in Milwaukee reichten. Dass diese Stimmung nicht die Oberhand gewann, war einem Faktor zu danken, der sich Wilsons Einwirkung entzog und der bei der Meinungsbildung in Amerika der stärkste Bundesgenosse der Alliierten war. Dieser Faktor war nicht etwa die britische Flotte, sondern die deutsche Ungeschicklichkeit.

Bei Kriegsausbruch am 4. August fand der Präsident in einem Brief an einen Freund nur Worte der «schärfsten Missbilligung» für den Konflikt jenseits des

Ozeans und machte keinen Versuch, zwischen den Kriegführenden zu unterscheiden. Am 30. August, nach einem Monat Krieg in Belgien, berichtete Oberst House, der Präsident empfinde «tiefes Mitgefühl für das zerstörte Löwen... Er geht noch weiter als ich in seiner Verurteilung der Rolle, die Deutschland in diesem Krieg spielt, und hat kaum noch Hemmungen, das deutsche Volk als Ganzes verantwortlich zu machen und nicht nur seine Führer... Er hat sogar die Ansicht geäußert, dass, wenn Deutschland den Krieg gewänne, unsere kulturelle Entwicklung einen anderen Verlauf nehmen würde und die Vereinigten Staaten zu einer Militärmation werden könnten.» Ein paar Tage später berichtete Spring-Rice, Wilson habe ihm in vollem Ernst erklärt, dass die Vereinigten Staaten «bei einem Sieg Deutschlands in der augenblicklichen Auseinandersetzung ihre gegenwärtigen Ideale würden aufgeben müssen und ihre ganze Energie auf die Verteidigung zu richten hätten, was das Ende ihres derzeitigen Regierungssystems bedeuten würde».

Trotz solcher Überlegungen hielt Wilson bis zuletzt an der Neutralität fest: der pflichtbewusste Kapitän verlässt sein brennendes Schiff nicht. Doch das war eine nur vom Gesetz und nicht vom Herzen diktierte Haltung. Die Aussicht auf einen Sieg der Alliierten konnte er niemals als eine Bedrohung der Grundsätze empfinden, auf die sich die Vereinigten Staaten stützten, während die Aussicht auf einen deutschen Sieg, insbesondere nach den Ereignissen in Belgien, gerade das befürchten liess. Wenn schon Wilson, der doch von allen seinen Landsleuten am höchsten auf Neutralität gesetzt hatte, durch das Vorgehen der Deutschen abgestossen war, wieviel mehr musste es dann der Durchschnittsamerikaner sein. Die Empörung, die Löwen erregt hatte, war stärker als der Ärger über die britischen Blockademassnahmen. Jedesmal, wenn eine Durchsuchung, eine Beschlagnahme oder Erweiterung der Konterbandelisten durch die Engländer neuen Unwillen in Amerika hervorriefen, wurde er durch deutsche Terrorakte übertönt, die sich zur rechten Zeit einstellten. Die scharfe Ablehnung, die der Erlass durch Lansing erfuhr, drohte sich zu einem grösseren Streitfall auszuwachsen; da aber warf am 25. August der deutsche Zppelin Bomben auf das Regierungsviertel von Antwerpen, wobei Zivilisten ums Leben kamen und beinahe das Schloss getroffen worden wäre, in das sich unmittelbar vorher die belgische Königin mit ihren Kindern begeben hatte. Die Folge war, dass Lansing ganz unvermutet einen Protest wegen «dieses Vergehens gegen die Menschlichkeit» ausarbeiten musste, statt seine Stimme gegen das Verbot einer indirekten Belieferung zu erheben.

In einem Augenblick sorgenvoller Hellsichtigkeit gestand Wilson seinem Schwager Dr. Axon, der diese Bemerkung kurz nach dem Begräbnis von Wilsons Frau am 12. August ansetzt: «Ich fürchte, es wird sich irgend etwas auf See ereignen, das es uns unmöglich macht, dem Krieg fernzubleiben.» Nicht was auf dem Meer geschah, wurde dann zum entscheidenden Faktor, sondern was nicht geschah. Als Sherlock Holmes die Aufmerksamkeit Inspektor Gregorys «auf das

merkwürdige Verhalten des Hundes in der Nacht» lenkte, erwiderte der verblüffte Inspektor: «Der Hund hat sich ja gar nicht gerührt in der Nacht.»

«Das war eben das Merkwürdige», bemerkte Holmes.

Die deutsche Flotte war der Hund in der Nacht. Sie griff nicht in den Kampf ein. Gebannt durch die Theorie der *fleet in being* und den deutschen Glauben an einen raschen Sieg zu Lande, durfte sie sich nicht selbst aufs Spiel setzen, indem sie die eigentlichen Funktionen einer Flotte übernahm – man erlaubte ihr nicht, die Seefahrtsstrassen für den Handel ihres Landes offenzuhalten. Obwohl die deutsche Industrie vom Rohstoffimport abhängig war und die deutsche Landwirtschaft von eingeführten Düngemitteln, machte die Flotte keinen Versuch, die Zufuhr von Versorgungsgütern zu schützen. Die einzige Schlacht, die sie im August schlug, kam ohne Vorbedacht zustande und war nur geeignet, den Kaiser in seinem Widerstreben gegen einen riskanten Einsatz seiner «Lieblinge» zu bestärken.

Es handelt sich um die Schlacht in der Deutschen Bucht am 28. August. In einem Überraschungsangriff, der die deutsche Aufmerksamkeit von den Truppenlandungen bei Ostende ablenken sollte, liefen Unterseeboot- und Zerstörerflottillen der britischen Kanalflotte, unterstützt von Schlachtkreuzern, in die Deutsche Bucht, die Basis der deutschen Flotte, ein. Völlig überrumpelt warfen die Deutschen ihnen leichte Kreuzer ohne Unterstützung schwerer Kriegsschiffe entgegen. «Mit dem ganzen Ungestüm des ersten Kampfes», heisst es bei Tirpitz, kreuzten sie ohne Ziel und leichtsinnig im Nebel umher. In einer planlos verzettelten und zufälligen Reihe von Gefechten, die sich über den ganzen Tag hinzogen, hielten die britischen Einheiten einander fälschlich für den Feind und wurden nur durch einen reinen Glücksfall vor dem bewahrt, was Churchill delikat «peinliche Situationen» nennt. Die Deutschen, die es versäumten, die Herausforderung mit dem Aufgebot der gesamten Flotte zu beantworten, waren an Zahl und Feuerkraft unterlegen. Das Kriegsglück wandte sich den Briten zu. Drei deutsche leichte Kreuzer, die *Köln*, die *Mainz* und die *Ariadne*, und ein Zerstörer wurden in den Grund gebohrt, drei andere wurden schwer beschädigt, und über tausend Mann einschliesslich eines Admirals und eines Geschwaderkommandanten fielen im Feuer oder ertranken, während über zweihundert, unter ihnen Wolf Tirpitz, der Sohn des Grossadmirals, aus dem Wasser gezogen und gefangengenommen wurden. Die Engländer verloren keine Schiffe und hatten etwa fünfundsiebzig Tote.

Der Kaiser war über seine Verluste entsetzt und sah sich in seiner Furcht vor einer Kraftprobe mit den Engländern bestätigt; er verbot jedes weitere Risiko und befahl: «Schiffsverluste müssen vermieden werden.» Die Initiative des Kommandeurs der Nordseeflotte sollte noch weiter eingeschränkt werden, und grössere Bewegungen durften ohne ausdrückliche Billigung des Kaisers nicht mehr stattfinden.

Von da an sah die deutsche Flotte untätig zu, wie die britische den Blockade-

ring um Deutschland zog. Der unglückliche Tirpitz, der an seinen Ketten rüttelte, schrieb Mitte September: «Unsere beste Chance für eine erfolgreiche Schlacht war in den ersten zwei bis drei Wochen nach der Kriegserklärung. Die Chancen dafür werden in der weiteren Zukunft für uns nicht besser, sondern schlechter», prophezeite er; «die volle Wirkung einer *fleet in being* füllt dagegen die englische Flotte aus; ausserordentlicher und immer stärker werdender Druck auf die Neutralen, vollste Vernichtung des deutschen Seehandels, praktisch vollste Wirkung der Blockade.»

Als die deutsche Flottenpolitik am Schluss dann doch gezwungen war, der Lage Rechnung zu tragen, zu der sie es selbst hatte kommen lassen, ging sie zum Unterwasserkrieg über. Zu spät bemühte man sich, die Blockade zu brechen, und bediente sich dabei der U-Boote. Ihr Ausbau war die Folge des Mangels an ausreichenden Überwasserstreitkräften, und so führten die Unterseeboote auf dem Ozean schliesslich die Lage herbei, die Wilson in den ersten Kriegstagen im August befürchtet hatte.

## 19 Rückzug

Wie eine Sense frassen sich nach den Grenzschlachten die fünf deutschen Armeen des rechten Flügels und des Zentrums von Belgien aus nach Frankreich vor. Eine Million Mann betrug die Stärke der einmarschierenden Heeresmacht, deren Spitzen am 24. August schiessend und Brand legend französischen Boden betraten. Nur an der lothringischen Front, wo die zwei Armeen des linken Flügels unter Kronprinz Rupprecht noch immer gegen die erbitterten Widerstand leistenden Armeen Castelnau und Dubails fochten, kam es nicht zum Durchbruch.

Über die langen weissen Strassen Nordfrankreichs zog der deutsche rechte Flügel gegen Paris, einen Schwaden von hundertzwanzig Kilometer Breite vor sich niedermähend. Klucks Armee auf der äussersten Rechten suchte die Front der Alliirten zu umfassen. Joffres vordringlichste Aufgabe war es, den Rückzug seiner Armeen zum Stehen zu bringen und gleichzeitig sein Gewicht auf die Linke zu verlagern, um dort eine Stärke zu erreichen, die genügte, die Umfassungsbewegung des Feindes aufzuhalten, und es ihm erlaubte, «die Offensive wiederaufzunehmen». Unter dem Eindruck der Katastrophe war die «Wiederaufnahme der Offensive» der vorherrschende Gedanke beim GQG. Vierundzwanzig Stunden nach dem Debakel, am 25. August, liess Joffre eine neue Generalorder hinausgehen, die zweite seit Kriegsbeginn, ohne sich allerdings die Zeit zu nehmen, das Ausmass dessen abzuschätzen, was offiziell als «Schlappe» der französischen Armee bezeichnet wurde, oder seine Strategie auf die gegebene Lage umzustellen. Seine Absicht war, dem deutschen rechten Flügel eine neue Sechste Armee entgegenzustellen, die aus Truppen von der intakten lothringischen Front gebildet werden sollte. Sie würde per Bahn nach Amiens transportiert werden und auf dem linken Flügel der Briten zusammen mit dem Expeditionskorps und der Vierten und Fünften französischen Armee den Block bilden, dem die Aufgabe zufiel, die Offensive wiederaufzunehmen. Während die Sechste Armee sich formierte, sollten die drei auf dem Rückzug befindlichen französischen Armeen den Versuch machen, eine zusammenhängende Front zu bilden und den «Vormarsch des Feindes durch kurze und heftige Gegenangriffe zum Stehen zu bringen oder doch wenigstens zu verzögern». Diese Angriffe sollten die Nachhuten durchführen. Laut Generalorder Nr. 2 erwartete Joffre, dass die Sechste Armee am 2. September,

dem Tag von Sedan, Stellung bezogen hätte und bereit wäre, an einer neuen Offensive teilzunehmen.

Dieses Datum hatte auch für die herannahenden Deutschen etwas Verlockendes, die bis zu diesem Tag Schliessens Ziel erreicht zu haben hofften: Umfassung und Vernichtung der konzentrierten französischen Armeen vor Paris. Die ganzen nächsten zwölf Tage dachten somit beide Seiten an ein neues Sedan. Es waren zwölf Tage, in denen die Weltgeschichte wie zögernd am Scheideweg stand und die Deutschen dem Sieg so nahe waren, dass sie nur die Hand nach ihm auszustrecken brauchten, um ihn zwischen Aisne und Marne zu ergreifen.

«Kämpfend zurückgehen, kämpfend zurückgehen», hiess der Befehl, der jedem französischen Regiment während dieser Tage eingehämmert wurde. Die Notwendigkeit, den Verfolger aufzuhalten und Zeit für Umgruppierungen und die Organisation einer haltbaren Front zu gewinnen, verlied dem Kampf eine Unausweichlichkeit, die der Offensive gefehlt hatte. Sie erforderte Nachhutunternehmungen, die nahezu selbstmörderisch waren. Die Deutschen wiederum stiessen mit demselben Nachdruck vor, da sie den Franzosen keine Zeit zum Umgruppieren lassen durften.

Beim Rückzug kämpften die Franzosen mit einer Umsicht und einem in der Not erworbenen Geschick, die sie in den Eröffnungsschlachten in Belgien nicht immer bewiesen hatten. Jetzt waren sie nicht mehr in eine unübersehbare und nur halb begriffene Offensive in geheimnisvollen Wäldern auf fremder Erde verwickelt, sondern standen auf heimischem Boden und verteidigten ihr Vaterland. Das Land, durch das sie zogen, war ihnen vertraut, die Bewohner waren Franzosen, Felder, Scheunen und Dorfstrassen gehörten ihnen, und so kämpften sie jetzt, wie die Erste und Zweite Armee um die Mosel und den Grand Couronné kämpften. Trotz der Niederlage bei der Offensive waren sie keineswegs vernichtet, und wenn auch die Front gefährliche Löcher hatte, so hielt sie doch noch immer. Zur Linken versuchte die Fünfte Armee, die dem Desaster bei Charleroi und an der Sambre entkommen war, sich während ihres Rückzugs wieder zu sammeln, und zwar auf dem Vormarschweg des deutschen Gros. Im Zentrum schlugen sich die Dritte und Vierte Armee verbissen mit dem Rücken zur Maas von Sedan bis Verdun, um die beiden Armeen des deutschen Zentrums aufzuhalten. Sie vereitelten die Bemühungen des Feindes um eine Überflügelung und verschafften sich, wie der Kronprinz misstrauisch zugab, wieder «Bewegungsfreiheit». Doch der deutsche Vormarsch war so massiv, dass die Nachhutgefechte ihn nicht aufhalten konnten. Immer noch kämpfend wichen die Franzosen zurück; zwar hielten sie den Feind auf und verzögerten seine Bewegungen, wo sie konnten, aber sie gingen doch immer weiter zurück.

An einer Stelle erhielt ein Bataillon *Chasseurs à pied* der Vierten Armee General de Langles nach Überschreiten der Maas bei Einbruch der Nacht den Befehl, eine Brücke zu halten, bei der die Sprengladung versagt hatte.

Die Soldaten verbrachten eine «Nacht voll Angst und Schrecken», weil sie mit eigenen Augen sehen mussten, wie die Sachsen der Armee von Hausens auf dem Ufer gegenüber «die Stadt abbrannten und die Einwohner niederschossen. Am Morgen stiegen die Flammen aus dem Dorfe auf. Wir sahen, wie die Leute durch die Strassen liefen, von Soldaten verfolgt. Man hörte Schüsse... weit drüben sahen wir einen endlosen Zug von Reitern, die anscheinend unsere Stellung zu erkunden suchten, und ganz hinten erschienen auf dem ebenen Gelände dunkle marschierende Massen. So weit man blicken konnte, war die Strasse von Truppen überflutet – Infanteriekolonnen, denen ein Offizier voranritt, Artillerieeinheiten, Trainwagen, Kavallerie – fast eine ganze Division, in Marschordnung wie auf dem Exerzierplatz.»

«Zielen!» Im Flüsterton lief der Befehl die Linie der Chasseurs entlang. Schweigend nahmen die Männer ihre Plätze ein. «Zuerst eine Salve; auf die Infanterie schießen, jeder wählt sich sein Ziel!» Die Kompanieführer gaben die Entfernung an. «Feuer frei!» Den Flusslauf entlang knatterte das Gewehrfeuer. Die Deutschen unten waren plötzlich wie erstarrt. Die Kompanien quirlten und wirbelten durcheinander und flohen. Pferde strauchelten und bäumten sich im Geschirr, Wagen brachen zusammen. Die Strasse war von Hunderten von Gefallenen bedeckt. Um 8.45 Uhr hatten die Franzosen fast ihre gesamte Munition verschossen. Plötzlich bekamen sie von links hinten Gewehrfeuer. Der Feind hatte ihre Flanke umfasst. «Kehrt, Bajonett aufpflanzen!» Vor dem Bajonettangriff wichen die Deutschen, und die französische Einheit konnte sich durchschlagen.

Hunderte solcher Gefechte wurden von den Nachhuten geliefert, während die Armeen zurückgingen und dabei versuchten, miteinander eine zusammenhängende Front zu bilden und eine Linie zu erreichen, von der aus die Offensive erneuert werden könnte. Mit den südwärts strebenden Massen der Soldaten vereinigte sich Zivilbevölkerung, die zu Fuss oder in Fahrzeugen aller Art unterwegs war, angefangen von Sechsspännern bis zu Schubkarren, auf denen alte Leute geschoben wurden, und Kinderwagen mit Babys. Die Massen verstopften die Strassen und steigerten die Verwirrung. Stabswagen kamen nicht mehr durch, Offiziere fluchten, Meldungen blieben stecken. Eingeklemmt zwischen marschierenden Truppen bewegten sich langsam Firmenlastwagen und städtische Omnibusse vorwärts, die man für den Heeresdienst requiriert hatte und deren alte Aufschriften mit militärischen Bezeichnungen übermalt waren. In ihnen lagen die Verwundeten schweigend in ihrem Blut, ihre Glieder von Granaten zerrissen, Schmerz und Todesangst in den Augen.

Jeder Kilometer auf diesem Rückzug war eine Qual, weil dem Feind ständig weiterer französischer Boden überlassen werden musste. Mancherorts marschierten französische Soldaten an ihren Wohnungen vorbei in der Gewissheit, dass am nächsten Tag die Deutschen dort einziehen würden. «Wir haben Blombay am 27. August verlassen», schrieb ein Rittmeister von der Fünften Armee. «Zehn Minu-



ten später war es von den Deutschen besetzt.» Einheiten, die heftige Kämpfe mitgemacht hatten, marschierten schweigend, ohne Schritt zu halten, ohne zu singen. Hohlwangige Männer, ausgedörrt und hungrig, manche voller Verbitterung, murrten gegen ihre Offiziere oder sprachen untereinander von Verrat. Jede französische Stellung sei den deutschen Artilleriebeobachtern verraten worden, hiess es beim X. Korps der Armee Lanrezacs, das 5'000 Mann an der Sambre verloren hatte. «Die Männer schleppten sich dahin, die Gesichter von einer schrecklichen Erschöpfung gezeichnet», schrieb ein Infanteriehauptmann dieses Korps. «Sie haben eben nach einem heftigen Nachhutgefecht einen Marsch von zweiundsechzig Kilometern hinter sich.» Aber in dieser Nacht schlafen sie, und am Morgen «zeigt sich, wie unglaublich ein paar Stunden Schlaf sie erfrischt haben. Sie sind neue Menschen geworden.» Auf die Frage, warum man zurückgehe, hält der Hauptmann mit «kalter, sicherer Stimme» eine schneidige Ansprache. Er erklärt ihnen, man werde wieder kämpfen und «den Deutschen zeigen, dass wir Zähne und Klauen haben».

Die Kavalleristen, einst so prächtig in ihren blanken Stiefeln und schmucken Uniformen, schwanken jetzt in den Sätteln und sind vor Müdigkeit ganz verstört. «Die Leute lassen vor Ermüdung die Köpfe hängen», schreibt ein Husarenoffizier von der 9. Kavalleriedivision. «Sie sehen nicht mehr richtig, wohin sie gehen, sie leben wie in einem Traum. Wenn Rast gemacht wird, stürzen sich die ausgehungerten und ausgemergelten Pferde, noch ehe sie abesattelt werden können, auf das Heu und verschlingen es gierig. Wir können nicht mehr schlafen; bei Nacht marschieren wir, und bei Tag stehen wir dem Feind gegenüber.» Sie hören, dass die Deutschen hinter ihnen die Maas überschritten haben, Boden gewinnen und auf dem Vormarsch Dörfer in Brand setzen. «Rocroi ist ein Flammenmeer, und die ringsum brennenden Scheunen beleuchten die Bäume der nahen Wälder.» Bei Tagesanbruch setzt das Dröhnen der feindlichen Geschütze ein: «Die Deutschen begrüssen die Sonne mit ihren Granaten.» Durch das unaufhörliche Krachen und Donnern hören die Franzosen das unerschrockene Pfeifen ihrer eigenen 7. 5er. Sie klammern sich an ihre Stellungen und warten auf das Ende des Artilleriezweikampfes. Eine berittene Ordonnanz bringt den Befehl des Kommandeurs: Rückzug. Sie marschieren weiter. «Ich betrachtete die grünen Felder und die Herden grasender Schafe und dachte: ‚Welches Glück lassen wir hier zurück!‘ Meine Männer fassten wieder Mut. Sie fanden ein von der Infanterie angelegtes Grabensystem, das sie mit der grössten Neugier untersuchten, als handelte es sich um eine Sehenswürdigkeit, die sie als Touristen bewundern sollten.»

Am 25. August marschierten Deutsche aus der Armee des Herzogs von Württemberg durch Sedan und beschossen Bazeilles, den Ort der berühmten «Schlacht bis zur letzten Patrone» von 1870. Die Franzosen der Vierten Armee unter de Langle machten einen Gegenangriff, um die Deutschen am Überschreiten der Maas zu hindern. «Ein heisses Artillerieduell begann», schrieb ein deutscher Of-

fizier des VIII. Reservekorps. «Es war ein so fürchterliches Getöse, dass die Erde zitterte. Die alten bärtigen Reservisten weinten alle.» Später geriet er in ein «schreckliches Gefecht auf den waldigen Hängen, die steil waren wie Dächer. Vier Bajonettangriffe. Wir mussten über Haufen unserer eigenen Toten springen. Unter schweren Verlusten, zu denen auch drei Fahnen gehörten, mussten wir nach Sedan zurück «

In jener Nacht sprengten die Franzosen alle Eisenbahnbrücken in der Umgebung. Da sie immer wieder entscheiden mussten zwischen der Notwendigkeit, den Vormarsch des Feindes aufzuhalten, und der Überlegung, dass sie vielleicht schon am nächsten Tag die Brücken und Eisenbahnen für eine Wiederaufnahme der Offensive selbst brauchen würden, schoben sie oft die Zerstörung dieser Verbindungen bis zum allerletzten Augenblick auf; und manchmal war es dann schon zu spät.

Die grösste Schwierigkeit bestand darin, allen Verbänden – von den Armeekorps bis herab zu den einzelnen Regimentern, die jeweils ihre eigenen Versorgungs-, Artillerie- und Kavallerieeinheiten hatten – ihre Marschrouten und Verbindungslinien zuzuweisen. Ein Versorgungsoffizier klagte: «Die Infanterie tritt lieber an den Kreuzungen auf der Stelle, als dass sie den Transportwagen eine Strasse überlässt.» Die Einheiten mussten sich während des Zurückgehens neu formieren und sich wieder um ihre Fahnen sammeln, ihre Verluste melden, Ersatz an Männern und Offizieren aus den Reservedepots der Etappe aufnehmen. Allein für ein Korps, das IV. der Armee Ruffeys, wurden insgesamt 8'000 Ersatzmannschaften, ein Viertel der Korpsstärke, zum Ausgleich der Verluste geschickt, eine Kompanie nach der anderen. Unter den Offizieren, die auf den *élan* eingeschworen waren, hatte es bis hinauf zu den Generälen hohe Verluste gegeben. Oberst Taut, ein Offizier im Stab der Dritten Armee, war der Ansicht, das Debakel sei zum grossen Teil dadurch verursacht worden, dass die Generäle die Operationen nicht, wie es sich gehörte, von rückwärts geleitet, sondern zu diesem Zweck an die Front gegangen seien: «Sie übten die Funktion eines Korporals aus, nicht die eines Kommandeurs.»

Doch nun hatten die bitteren Erfahrungen zu einer besseren Taktik verhelfen. Jetzt grub man sich ein. Ein Regiment schanzte den ganzen Tag hemdsärmelig in der prallen Sonne und hob die Gräben so tief aus, dass stehend geschossen werden konnte. Ein anderes, das den Befehl hatte, Gräben anzulegen und sich in den Wäldern auf Verteidigung einzurichten, verbrachte die Nacht ohne Störung und musste um vier Uhr am nächsten Morgen weiterziehen, «fast traurig, dass es ohne Kampf weiterging... denn inzwischen sind wir schon sehr verärgert über diesen ständigen Rückzug».

Joffre bemühte sich, den Geländeverlust in engsten Grenzen zu halten und seine neue Frontlinie so nahe wie möglich am Durchbruchpunkt aufzubauen. Die in der Generalorder Nr. 2 festgesetzte Linie verlief längs der Somme, etwa achtzig Kilometer unterhalb des Monskanals und der Sambre. Poincaré fragte sich, ob

hinter Joffres Optimismus nicht eine Selbsttäuschung stecke, und auch andere hätten eine weiter rückwärts liegende Linie vorgezogen, die Zeit zur Festigung einer Front gelassen hätte. Die Männer in Paris sahen schon gleich vom Tage nach dem Debakel an Paris als die Front, aber Joffre war in seinen Überlegungen nicht bis zur Hauptstadt zurückgegangen, und in ganz Frankreich gab es keinen Menschen, der an Joffre zweifelte.

Die Regierung war in heller Aufregung; die Minister befanden sich laut Poincaré in einem «Zustand der Bestürzung», die Abgeordneten nach den Worten Messimys in einer «Panikstimmung, die ihnen die bleiche Maske der Furcht über das Gesicht legte». Ohne jede direkte Verbindung mit der Front, ohne Information durch Augenzeugen und ohne Kenntnis der strategischen Konzeption, angewiesen allein auf die «lakonischen und sibyllinischen» Communiqués des GQG und auf Gerüchte, Vermutungen und widersprüchliche Berichte, waren diese Männer dem Land und dem Volk verantwortlich, obwohl ihnen doch jede Machtbefugnis hinsichtlich der militärischen Seite der Kriegführung fehlte. Unter den glatten und polierten Phrasen des Berichtes von Joffre blieben Poincaré die harten Kanten der Wahrheit nicht verborgen, das «dreifache Eingeständnis der Invasion, der Niederlage und des Verlustes des Elsass». Er empfand als seine nächstliegende Pflicht, seinem Land die Tatsachen mitzuteilen und das Volk auf die «furchtbaren Prüfungen» vorzubereiten, die vor ihm lagen. Die noch dringendere Notwendigkeit, Paris auf eine Belagerung vorzubereiten, war ihm noch nicht bewusst geworden.

Früh am Morgen schon wurde Messimy als Kriegsminister über die exponierte Lage der Hauptstadt unterrichtet. General Hirschauer von den Pionieren, dem die Verteidigungswerke unterstanden und der zugleich Stabschef bei General Michel, dem Militärgouverneur von Paris, war, besuchte ihn bereits um sechs Uhr morgens. Das war mehrere Stunden, bevor Joffres Telegramm einlief, aber Hirschauer hatte privat von dem Desaster bei Charleroi erfahren und die Entfernung von der Grenze bis zur Hauptstadt kurz überschlagen. Er erklärte Messimy ründerheraus, dass die Verteidigungsstellungen im Umkreis noch nicht soweit fertiggestellt seien, dass sie bezogen werden könnten. Trotz eingehender Untersuchungen, die alle voraussichtlichen Anforderungen berücksichtigten, «existierten die Befestigungen nur auf dem Papier, ohne dass irgend etwas wirklich geschehen war». Ursprünglich war der 25. August das Datum gewesen, an dem die Verteidigungswerke bezogen werden sollten; doch der Glaube an die französische Offensive war so gross, dass man den Termin auf den 15. September verschoben hatte. Weil man nur mit Widerstreben an die Zerstörung von Privateigentum heranging, die ja unerlässlich war, wenn man Bäume fällen und Häuser abreißen lassen musste, um Schussfeld zu schaffen und Gräben anlegen zu können, war noch kein definitiver Befehl für derartige einschneidende Massnahmen gegeben worden. Die Er-

richtung von Artillerie- und Infante-Bestellungen, die Anlage von Stacheldraht-verhauen, die Bereitstellung von Bauholz für Brustwehren, die Vorbereitung geschützter Lagerplätze für die Munition waren noch nicht zur Hälfte durchgeführt, und die Verproviantierung der Stadt hatte gerade erst begonnen. General Michel, der als Militärgouverneur für die Verteidigung verantwortlich war, hatte möglicherweise infolge der Ablehnung seines Verteidigungsplanes im Jahre 1911 seine ganze Initiative verloren und war untätig gewesen. Sein Kommando war mit Ausbruch des Krieges in Kraft getreten, hatte aber in kürzester Zeit zu Unsicherheit und einem wüsten Durcheinander geführt. Messimy fühlte sich dadurch in der geringen Meinung bestärkt, die er schon im Jahre 1911 von Michel gehabt hatte. So berief er am 13. August General Hirschauer und gab ihm den Befehl, innerhalb von drei Wochen die Verzögerung wieder wettzumachen und die Verteidigungsmassnahmen zu vollenden. Jetzt bekannte Hirschauer, dass das eine unlösbare Aufgabe sei.

«Es wird nichts als geschwätzt», sagte er. «Jeden Morgen verliere ich drei Stunden mit Meldungen und Diskussionen, die zu nichts führen. Jede Entscheidung erfordert Gutachten. Ich kann nicht als einfacher Brigadegeneral den Divisionsgenerälen befehlen, die die einzelnen Abschnitte kommandieren.»

Wie es seine Gewohnheit war, schickte Messimy sofort nach Gallieni und beriet sich mit ihm gerade, als Joffres Telegramm einlief. Der erste Satz, mit dem die Schuld auf die Truppe abgewälzt wurde, «die auf dem Schlachtfeld nicht die erwarteten Angriffsqualitäten gezeigt» habe, deprimierte Messimy masslos, doch Gallieni richtete seinen Blick auf Tatsachen, Entfernungen und Ortsnamen.

«Kurzum», sagte er sehr sachlich, «Sie können damit rechnen, dass die deutschen Armeen in zwölf Tagen vor den Mauern von Paris stehen. Ist Paris auf eine Belagerung eingerichtet?»

Messimy war gezwungen, diese Frage mit Nein zu beantworten, und bat Gallieni, später wiederzukommen, da er beabsichtigte, sich in der Zwischenzeit von der Regierung die Genehmigung geben zu lassen, ihn anstelle Michels zum Militärgouverneur zu ernennen. In diesem Augenblick erfuhr er zu seinem «Entsetzen» von einem anderen Besucher, General Ebener, dem Vertreter des GQG beim Kriegsministerium, dass Paris zwei Reservedivisionen verlieren sollte, nämlich die 61. und die 62. Division, die zur Verteidigung der Hauptstadt bestimmt waren. Joffre hatte sie nach Norden befohlen, wo sie eine Gruppe von drei Landwehrdivisionen verstärken sollten, die als einzige französische Truppen zwischen den Engländern und dem Meer standen, wo Klucks Korps des rechten Flügels herabfegten. Voller Wut stellte sich Messimy auf den Standpunkt, dass Paris viel eher zur inneren Zone gehöre als zur Armeezone und dass infolgedessen die 61. und 62. Division seinem und nicht Joffres Kommando unterstünden. Sie könnten aus der Pariser Garnison nicht verlegt werden, ohne dass er selbst, der Ministerpräsident und der Präsident der Republik ihre Genehmigung dazu erteilten. Ebener er-

widerte, der Befehl werde bereits «durchgeführt», und fügte nicht ohne Verlegenheit hinzu, er selbst solle als Kommandeur der beiden Divisionen nach Norden gehen.

Messimy stürzte in den Elysée-Palast zu Poincaré, der «explodierte», als er die Neuigkeit hörte, aber genauso hilflos war. Auf seine Frage, was nun an Truppen noch vorhanden sei, musste Messimy antworten: eine Reservekavalleriedivision und drei Landwehrdivisionen, an aktiven Einheiten nichts ausser ein paar Stammschaften in den Armeedepots der Umgebung. Den beiden Männern schien es, als stünden Regierung und Hauptstadt Frankreichs ohne jede Verteidigung da, ausserstande, über irgendwelche Truppen zu verfügen. Nur eine Zuflucht gab es noch – Gallieni.

Man bat ihn nun wiederum, an die Stelle Michels zu treten, wie er das schon im Jahre 1911 hätte tun können, bevor Joffre ihn ersetzte. Gallieni hatte als einundzwanzigjähriger Leutnant, der eben erst St. Cyr verlassen hatte, bei Sedan gekämpft und war eine Zeitlang in deutscher Gefangenschaft gewesen, wo er die deutsche Sprache erlernte. Er entschloss sich dann, seine militärische Laufbahn in den Kolonien fortzusetzen, wo Frankreich «Soldaten heranzog». Obwohl die Clique der Generalstäbler den Kolonialdienst zugestandenermassen als *le tourisme* ansah, stieg Gallieni doch durch den Ruhm, den ihm die Eroberung Madagaskars – wie Lyautey die von Marroko – einbrachte, an die oberste Spitze der französischen Armee. Er führte Aufzeichnungen in deutscher, englischer und italienischer Sprache, die er «*Erinnerungen of my life di ragazzo*» nannte, und hörte nie auf zu lernen, ob es nun Russisch war oder die Entwicklung der schweren Artillerie oder die Verwaltung der Kolonien in ihrer unterschiedlichen Handhabung durch die Besitzermächte. Er trug einen Klemmer und hatte einen dicken grauen Schnurrbart, der merkwürdig von seiner eleganten, selbstbewussten Erscheinung abstach. Er hielt sich wie ein Offizier auf Parade. Gross und mager, von distanziertem, unnahbarem Wesen und mit einem Anflug von Strenge, unterschied er sich stark von allen anderen französischen Offizieren jener Zeit. Poincaré beschrieb den Eindruck, den er machte, folgendermassen: «Schlank, gerade und aufrecht, mit erhobenem Haupt und scharfem Blick hinter seinen Gläsern schien er uns ein imponierendes Beispiel kraftvoller Humanität zu sein.»

Mit fünfundsechzig Jahren erkrankte Gallieni an einem Prostataleiden, an dem er, nach zwei Operationen, zwei Jahre später sterben sollte. Nachdem ihm der Tod einen Monat zuvor seine Frau geraubt und er selbst vor drei Jahren die höchste Stellung in der französischen Armee zurückgewiesen hatte, stand er über allen persönlichen Ambitionen, ein Mann, dem nur noch wenig Zeit blieb und den die Intrigen in der Armee ebensosehr zu Ungeduld und Verachtung reizten wie die Rivalitäten der Politiker. Als in den letzten Monaten vor dem Krieg, ehe er sich im April zurückzog, die Machenschaften der verschiedenen Cliquen um ihn im Gange waren und die einen ihn zum Kriegsminister oder zum Oberkom-

mandierenden anstelle Joffres ernannt wissen, andere wiederum seine Pension kürzen oder seine Freunde absetzen wollten, klingt aus seinem Tagebuch immer wieder der Ekel am Leben, an «der Politik, dieser üblen Angelegenheit» und dem Klüngel der *arrivistes*, ferner der Ärger über die mangelnde Bereitschaft und Untüchtigkeit der Armee und – wenig Bewunderung für Joffre. «Beim Ausritt bin ich ihm heute im Bois begegnet – wie gewöhnlich war er zu Fuss... wie dick und schwer er ist; er wird kaum seine drei Jahre durchhalten.» Nun bat man ihn im schwersten Augenblick Frankreichs seit 1870, er möge eine verpfuschte Sache übernehmen und Paris ohne Armee verteidigen. Er glaubte, dass es wichtiger sei, die Hauptstadt zu halten, sowohl um der moralischen Wirkung willen als auch wegen ihrer Bedeutung als Eisenbahnknotenpunkt, Versorgungs- und Industriezentrum. Er wusste recht gut, dass Paris nicht wie eine Festung von innen heraus verteidigt werden konnte, sondern nur durch eine Armee, die ausserhalb der Bannmeile eine Schlacht lieferte, eine Armee, die Joffre stellen musste – und der hatte ganz andere Pläne.

«Die wollen Paris nicht verteidigen», sagte er zu Messimy, als er in jener Nacht offiziell ersucht wurde, Militärgouverneur zu werden. «In den Augen unserer Strategen ist Paris ein geographischer Begriff – eine Stadt wie jede andere. Was geben Sie mir, um diesen riesigen Platz zu verteidigen, der das Herz und das Hirn Frankreichs in sich birgt? Ein paar Landwehrddivisionen und eine ausgezeichnete Division aus Afrika – das ist nur ein Tropfen auf den heissen Stein. Wenn Paris nicht das Schicksal von Lüttich und Namur erleiden soll, muss es in einem Umkreis von hundert Kilometern gesichert werden; und ein solcher Schutz erfordert eine Armee. Geben Sie mir eine Armee mit drei aktiven Korps, und ich erkläre mich einverstanden, den Posten eines Gouverneurs von Paris zu übernehmen. Unter dieser Bedingung, die hiermit formell ausgesprochen ist, können Sie bei der Verteidigung auf mich zählen.»

Der Dank Messimys war so überströmend – «er schüttelte mir mehrere Male die Hand und küsste mich sogar» – dass Gallieni «aus der Wärme dieser Dankesbezeugung schliessen konnte, wie wenig beneidenswert die Stelle war, die ich jetzt antrat».

Messimy hatte keine Ahnung, wie er von Joffre ein, geschweige denn drei Korps bekommen sollte. Die einzige aktive Einheit, über die er verfügen konnte, war die von Gallieni erwähnte afrikanische Division, die 45. Infanteriedivision aus Algier, die unabhängig von dem regulären Mobilisierungsbefehl auf die direkte Bitte des Kriegsministeriums hin zusätzlich aufgestellt worden war und eben im Süden ausgeladen wurde. Trotz verschiedener telefonischer Anfragen nach dieser Truppe seitens des GQG war Messimy entschlossen, diese «frische und hervorragende» Division unter gar keinen Umständen herzugeben. Er brauchte noch fünf weitere. Wollte man Joffre zwingen, sie zu stellen, um Gallienis Bedingung erfüllen zu können, so bedeutete das einen unmittelbaren Zusammenprall

zweier Autoritäten: der Regierung und des Oberkommandierenden. Messimy zitterte. An dem feierlichen und unvergesslichen Mobilisierungstag hatte er sich geschworen, «nie in den Fehler zu verfallen, den das Kriegsministerium im Jahre 1870 begangen hatte», als es sich auf Befehl der Kaiserin Eugenie eingemengt und General MacMahon nach Sedan in Marsch gesetzt hatte. Er hatte gemeinsam mit Poincaré gewissenhaft die Verordnungen von 1913 überprüft, die die Kompetenzen in Kriegszeiten abgrenzten, und hatte im Feuer des ersten Tages Joffre freiwillig versichert, er lege sie in der Weise aus, dass die politische Kriegführung bei der Regierung liege, die militärische jedoch dem Oberkommandierenden als seine «absolute und ausschliessliche Domäne» überlassen bleibe. Weiterhin gaben die Verordnungen, so wie er sie verstand, dem Oberkommandierenden «erhöhte Machtbefugnisse» im ganzen Land und «absolute» Gewalt im Kriegsgebiet sowohl auf dem zivilen wie auch auf dem militärischen Sektor. «Sie sind der Meister, wir sind Ihre Handlanger», hatte er abschliessend gesagt. Begreiflicherweise hatte Joffre ihm «ohne jegliche Diskussion» zugestimmt. Poincaré und Vivianis junges Kabinett hatten gehorsam beigepflichtet.

Woher sollte er nun die Autorität nehmen, der er entsagt hatte? Messimy ging fast bis Mitternacht die Verordnungen durch, um eine gesetzliche Handhabe zu finden, und hielt sich schliesslich an einen Satz, mit dem der Zivilregierung die Wahrung «der lebenswichtigen Interessen des Landes» auferlegt war. Zu verhindern, dass die Hauptstadt in die Hände der Feinde falle, war sicher ein lebenswichtiges Interesse des Landes; doch welche Form sollte man einem Befehl an Joffre geben? Den Rest dieser qualvollen und schlaflosen Nacht hindurch rang der Kriegsminister um Mut, einen Befehl an den Oberkommandierenden zu verfassen. Nach vier Stunden angestrengter Arbeit in der stillen Zeit zwischen zwei und sechs Uhr morgens brachte er zwei Sätze mit der Überschrift «Befehl» zustande, mit denen er Joffre instruierte: «Sofern unsere Armeen nicht siegreich sind und zum Rückzug gezwungen werden, sind mindestens drei aktive Korps in guter Verfassung in die Feldbefestigungen um Paris abzustellen. Der Empfang dieses Befehls ist zu bestätigen.» Die Order wurde telegrafisch durchgegeben und ausserdem um elf Uhr am nächsten Vormittag durch einen Kurier überreicht, und zwar zusammen mit einem «persönlich und freundlich» gehaltenen Schreiben, in dem Messimy hinzufügte: «Die Bedeutung dieses Befehls wird Ihnen nicht entgehen.»

Inzwischen verbreitete sich in Paris die Nachricht von der Niederlage an den Grenzen und vom Ausmass des Rückzugs. Minister und Abgeordnete suchten nach einem Schuldigen, den man dafür «verantwortlich» machen konnte; die öffentliche Meinung verlange das, meinten sie. In den Vorzimmern des Elysée-Palastes wurden Vorwürfe gegen Joffre laut: «...ein Idiot... unfähig... auf der Stelle hinauszusetzen.» Messimy als dem Kriegsminister ging es nicht besser: «In den Couloirs ist man auf Ihre Haut aus», flüsterte ihm sein Adjutant zu. Die «heilige



Deutsches Belagerungsgeschütz (21-cm Mörser) in getarnter Stellung

Das zerstörte Fort Loncin, das als letztes dem pausenlosen Bombardement durch schwere Artillerie erlag



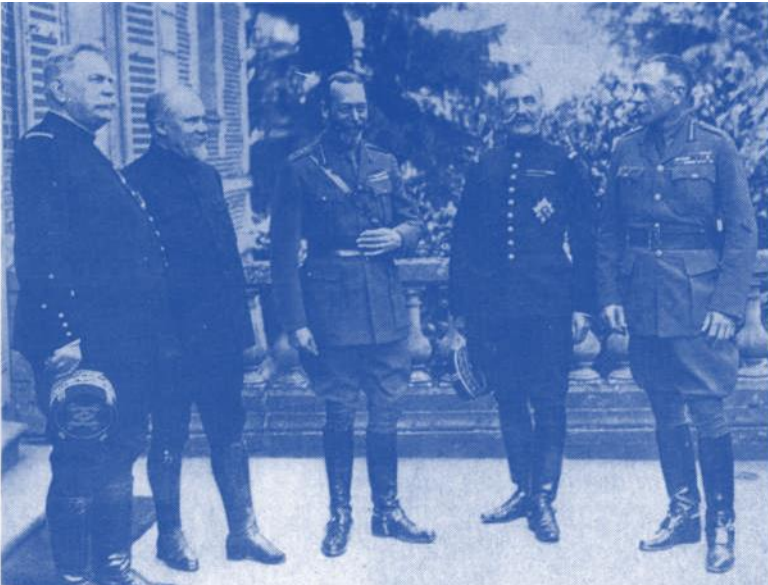




Stimmungsbild aus Paris: Soldaten auf dem Weg zum Truppensammlungsplatz  
(August 1914)



Der Bewegungskrieg geht in Stellungskrieg über:  
Die ersten Schützengräben von Arras (Oktober 1914)  
Joffre, Poincaré, König Georg V., Foch und Haig (von links nach rechts)





Truppenverschiebungen der Deutschen im Westen

Rückzugsstrasse im Westen



Einheit» aller Parteien zu festigen und Vivianis junges und schwaches Kabinett zu stärken war das Gebot dieser kritischen Stunde. Man setzte sich mit den führenden Politikern Frankreichs in Verbindung und forderte sie auf, der Regierung beizutreten. Clemenceau, der Tiger von Frankreich, war der älteste, gefürchtetste und geachtetste unter ihnen, und auf ihn musste selbstverständlich die Wahl zuerst fallen, obwohl er ein erbitterter Gegner Poincares war. Viviani traf ihn in «heftiger Erregung», er war gänzlich abgeneigt, einer Regierung beizutreten, von der er annahm, dass sie schon in zwei Wochen nicht mehr j im Amt sein werde.

«Nein, nein, zählen Sie nicht auf mich», sagte er. «In vierzehn Tagen ist: von Ihnen nichts mehr übrig, und damit will ich nichts zu tun haben.» Nach diesem «Paroxysmus der Leidenschaft» brach er in Tränen aus und umarmte Viviani, lehnte es aber weiterhin ab, ihm im Amt beizustehen. Eine Gruppe von drei Männern erklärte sich jedoch dazu bereit: Briand, der bereits Ministerpräsident gewesen war, Delcassé, der bekannteste und erfahrenste Aussenminister der Vorkriegszeit, und Millerand, ein früherer Kriegsminister. Sie stellten jedoch die Bedingung, dass Millerand und Delcassé ihre alten Posten auf Kosten der jetzigen Inhaber – Doumergue im Aussen- und Messimy im Kriegsministerium – zurückerhielten. Dieser unerfreuliche Handel, um den vorläufig nur Poincaré wusste, war noch im Gange, als das Kabinett vormittags um zehn Uhr zusammentrat. Im Geiste hörten die Minister das Donnern der Geschütze und sahen geschlagene, flüchtende Armeen und Horden von Männern mit Pickelhauben südwärts marschieren; doch sie bemühten sich, Würde und Ruhe zu bewahren, und wichen nicht von der Routine ab, einer nach dem anderen über die Angelegenheiten seines Ministeriums zu sprechen. Während sie über Bankmoratorien berichteten, über Störungen in der Rechtspflege infolge Einberufung der Richter, über Russlands Absichten auf Konstantinopel, stieg Messimys Erregung immer mehr. Seine ursprüngliche Begeisterung war jetzt nahe daran, in Verzweiflung umzuschlagen. Nach Hirschauers Eröffnungen und der Zwölf-Tage-Prophezeiung Gallienis war er der Ansicht, dass «Stunden jetzt soviel wie Jahrhunderte zählten und Minuten soviel wie Jahre». Als sich das Gespräch diplomatischen Fragen des Balkans zuwandte und Poincaré Albanien aufs Tapet brachte, explodierte er.

«Zum Teufel mit Albanien!» brüllte er und hieb mit der Faust auf den Tisch. Die vorgetäuschte Ruhe sei doch nur eine «unwürdige Komödie», behauptete er, und als Poincaré ihn bat, sich zusammenzunehmen, weigerte er sich und sagte: «Ich weiss nicht, wie es bei Ihnen steht, aber meine Zeit ist jedenfalls zu kostbar, als dass ich sie verträdeln könnte.» Er schleuderte seinen Kollegen Gallienis Vorhersage ins Gesicht, dass die Deutschen bis zum 5. September vor Paris stehen würden. Alle begannen durcheinanderzureden, die Forderung nach der Abberufung Joffres wurde laut, und man warf Messimy vor, er schalte von einem «systematischen Optimismus auf einen gefährlichen Pessimismus» um. Als einziges positives Ergebnis wurde schliesslich

eine Übereinstimmung in der Frage der Ablösung Michels durch Gallieni erzielt.

Während Messimy in die Rue St. Dominique zurückkehrte, um Michel zum zweitenmal seines Amtes zu entheben, wurde durch Millerand, Delcassé und Briand seine eigene Ablösung vollzogen. Sie behaupteten, er sei für den falschen Optimismus der Communiqués verantwortlich, er sei «überarbeitet und nervös», und ausserdem brauche man seinen Posten für Millerand. Millerand, ein früherer Sozialist von unbestrittener Fähigkeit und Initiative, war nach Ansicht Poincarés wegen seiner «unermüdlichen Energie und Kaltblütigkeit» dringend nötig. Poincaré sah Messimy «immer düsterer» werden, und da ein Kriegsminister, der eine «grosse Niederlage voraussieht», nicht gerade der wünschenswerteste Kollege ist, stimmte er zu, dass Messimy geopfert werde. Nach aussen sollte die Form wie üblich gewahrt werden: man wollte Messimy und Doumergue ersuchen, ihr Rücktrittsgesuch einzureichen, und sie zu Ministern ohne Portefeuille machen; General Michel wollte man eine Mission zum Zaren anbieten. Doch diese gutgemeinten Arrangements wurden von den Opfern nicht angenommen. Michel brauste auf, als Messimy ihm den Rücktritt nahelegte, protestierte laut und zornig und weigerte sich hartnäckig zu gehen. Messimy seinerseits geriet ebenfalls in Zorn und brüllte Michel an, wenn er bei dieser Weigerung bleibe, werde er das Zimmer verlassen müssen, aber nicht um sich in seine Amtsräume im Hôtel des Invalides zu begeben, sondern ins Militärgefängnis Cherche-Midi, und zwar unter Bewachung. Während ihr Geschrei noch im Zimmer widerhallte, erschien zum Glück Viviani, beruhigte die Streithähne und überredete schliesslich Michel nachzugeben.

Kaum lag am nächsten Tag der Erlass vor, der Gallieni zum «Militärgouverneur und Kommandanten der Armeen von Paris» ernannte, war ein Wutausbruch Messimys fällig, als Poincaré und Viviani ihn um seinen Rücktritt ersuchten. «Ich weigere mich, meinen Posten an Millerand abzutreten, ich weigere mich, Ihnen den Gefallen zu tun, zurückzutreten, ich weigere mich, Minister ohne Portefeuille zu werden.» Wollte man ihn los sein nach der «zermürbenden Arbeit», der er sich im letzten Monat unterzogen habe, so müsse die ganze Regierung zurücktreten, und für diesen Fall erklärte er: «Ich habe in der Armee den Rang eines Offiziers und einen Gestellungsbefehl in der Tasche. Ich werde an die Front gehen.» Alle Überredungsversuche waren nutzlos. Die Regierung war gezwungen zurückzutreten und bildete sich am nächsten Tag neu. Millerand, Delcassé, Briand, Alexander Ribot und zwei neue sozialistische Minister traten an die Stelle von fünf früheren Kabinettsmitgliedern, zu denen auch Messimy gehörte. Er ging als Major zur Armee Dubails und diente bis 1918 an der Front, wo er bis zum Divisionsgeneral aufstieg.

Sein Vermächtnis an Frankreich, Gallieni, blieb als «Kommandant der Armeen von Paris» ohne Armee. Die drei aktiven Korps, die sich wie ein roter Faden durch die Düsternis und Verwirrung der nächsten zwölf Tage ziehen sollten, wur-

den von Joffre nicht bereitgestellt. Der Generalissimus entdeckte sofort in Messimys Telegramm «die Drohung einer Einmischung der Regierung in die Durchführung von Operationen». Zu einer Zeit, da er darauf aus war, jede Brigade, die er nur aufzutreiben vermochte, für die Wiederaufnahme der Schlacht an der Somme zu erfassen, konnte ihm die Abstellung von drei Korps «in guter Verfassung» für die Hauptstadt ebensowenig gefallen, wie er sich den Weisungen eines Ministers zu fügen dachte. Da er also weder das eine noch das andere tun wollte, nahm er den Befehl des Kriegsministers überhaupt nicht zur Kenntnis.

«Ja, ich habe den Befehl hier», gab sein Stellvertreter, General Belin, zu und klopfte auf seinen Safe, als ihn am nächsten Tag General Hirschauer aufsuchte, der von Gallieni geschickt war, um eine Antwort zu verlangen. «Die Regierung übernimmt eine ungeheure Verantwortung, wenn sie drei Korps zur Verteidigung von Paris verlangt. Das könnte zur Katastrophe führen. Was heisst da schon Paris!» Als dann Millerand kam, wurde auch ihm von Joffre gesagt, Paris könne wirkungsvoll durch nichts verteidigt werden als durch die mobile Armee im Feld, die jetzt bis auf den letzten Mann für die Massnahmen und die Schlacht gebraucht werde, die das Schicksal des Landes entscheiden würden. Die Notlage der Regierung und die Bedrohung der Stadt Paris rührten ihn ganz und gar nicht. Der Verlust der Hauptstadt bedeute noch nicht das Ende des Kampfes, meinte er.

Um die Lücke vor dem deutschen rechten Flügel auszufüllen, verfolgte Joffre als nächstes Ziel, die Sechste Armee in Stellung zu bringen. Ihr Kern war die Armee von Lothringen, die erst vor ein paar Tagen in Eile zusammengescharrt und unter dem zu diesem Zweck reaktivierten General Maunoury in die Grenzschlachten geworfen worden war. Maunoury war mit seinen siebenundsechzig Jahren ein schlanker, zartgliedriger Veteran, der 1870 als Leutnant verwundet worden, einst Militärgouverneur von Paris und Mitglied des Obersten Kriegsrates gewesen war und von dem Joffre gesagt hatte: «Er ist der vollkommene Soldat.» Die Armee von Lothringen bestand aus dem VII. Korps, demselben Korps, das unter dem unglücklichen General Bonneau den ersten Vorstoss ins Elsass gemacht hatte, und aus der 55. und 56. Reservedivision, die ursprünglich der Armee Ruffeys angehörten und, wie die Reserven immer wieder, eine Verlässlichkeit und Tapferkeit bewiesen, ohne die Frankreich nicht hätte durchhalten können. An dem Tag, an dem diese beiden Divisionen Joffres Befehl zur Verlegung nach dem Westen erhielten, waren sie gerade in ein erbittertes Gefecht verwickelt, durch das die Armee des Kronprinzen am Durchbruch zwischen Verdun und Toul gehindert werden sollte und das sich als eine der grossen Leistungen des Rückzugs erwies. Gerade als sie durch ihren zähen Widerstand die Flanke einer Gegenoffensive der Armee Ruffeys in dem wichtigen Becken von Briey deckten, wurden sie vom Schlachtfeld weggeholt, um die versagende Front auf der Linken zu stützen.

Sie wurden per Bahn durch Paris nach Amiens gebracht, um dort auf die nörd-

lichen Eisenbahnlinien umgeleitet zu werden, die schon durch das Expeditionskorps übermässig beansprucht waren. Obwohl die französischen Eisenbahnbewegungen nicht wie die deutschen von den besten Köpfen des Generalstabes bis zu fanatischer Perfektion ausgefeilt waren, wurden die Verschiebungen, wenn auch nicht glatt, so doch rasch durchgeführt, und zwar mittels des französischen Äquivalents für die deutsche Gründlichkeit, des sogenannten *systeme D*, wobei D gleichbedeutend war mit *se débrouiller*, das heisst, sich durchwursteln oder es irgendwie schaffen. Schon am 26. August kamen Maunourys Truppen in Amiens an, aber es war doch nicht früh genug. Die Front fiel schneller zurück, als die neue Armee in Stellung gehen konnte, und am äusseren Ende der Linie hatte von Klucks Verfolgung die Engländer bereits eingeholt.

Wäre damals ein Beobachter in einem Ballon so hoch aufgestiegen, dass er die ganze französische Grenze von den Vogesen bis Lille hätte überblicken können, so hätte er einen roten Saum gesehen, die *pantalons rouges* von siebenzig französischen Divisionen, und nahe dem linken Ende einen winzigen khakifarbenen Keil, die vier britischen Divisionen. Am 24. August gesellte sich zu diesen die neu eingetroffene 4. Division und die 19. Brigade aus England, so dass es nun insgesamt fünfeneinhalb britische Divisionen waren. Jetzt, wo man endlich über das Umfassungsmanöver des deutschen rechten Flügels Bescheid wusste, sahen sich die Engländer in einem Frontabschnitt, der ihnen eine wichtigere Rolle zuschrieb, als der Plan 17 für sie vorgesehen hatte. Sie hielten jedoch das Ende der Front nicht ohne Beistand; Joffre hatte eilends Sordets erschöpftes Kavalleriekorps in Marsch gesetzt, das zu einer Gruppe von drei französischen Landwehrdivisionen unter General d'Amade in die Lücke zwischen den Engländern und der Küste stossen sollte. Zur Verstärkung kamen noch die Divisionen der Garnison von Lille hinzu, das am 24. August zur offenen Stadt erklärt und geräumt wurde. («Wenn sie tatsächlich bis nach Lille vordringen», hatte General de Castelnau noch vor gar nicht so langer Zeit gesagt, «so ist das nur um so besser für uns.») Sollte Joffres Plan zur Durchführung kommen, so war es unerlässlich, dass das britische Expeditionskorps den Raum zwischen Lanrezac und der sich neu bildenden Sechsten Armee hielt. Dieser Plan sah vor, dass das Expeditionskorps gemäss Generalorder Nr. 2 sich dem allgemeinen Rückzugstempo anpasste und standhielt, sobald die Somme bei St. Quentin erreicht wäre.

Doch das war jetzt nicht die Absicht der Engländer. Sir John French, Murray und sogar Wilson, der diesen Plan einst so begeistert befürwortet hatte, waren entsetzt über die unvorhergesehene Gefährdung ihrer Stellung. Nicht ein oder zwei, sondern vier deutsche Korps kamen auf sie zu, Lanrezacs Armee befand sich in vollem Rückzug und liess ihre rechte Flanke offen, die ganze französische Offensive war zusammengebrochen.

Unter dem Eindruck dieser erschreckenden Tatsachen, die so unmittelbar dem

ersten Zusammentreffen mit dem Feind folgten, gab Sir John sofort der Überzeugung Raum, dass der Feldzug verloren sei. Sein einziger Gedanke war, das britische Expeditionskorps zu retten, dem fast alle ausgebildeten Soldaten und Generalstabsoffiziere Englands angehörten. Er fürchtete, es könne jeden Augenblick auf der linken oder der rechten Flanke, wo die Lücke zwischen ihm und Lanrezac klaffte, umfasst werden. So suchte er Rechtfertigung im Befehl Kitcheners, das Heer nicht aufs Spiel zu setzen, und dachte nicht länger an den Zweck, der ihn nach Frankreich geführt hatte, sondern nur noch daran, wie er seine Streitkräfte aus der Gefahrenzone herausnehmen könne. Während die Truppen nach Le Cateau zurückgingen, zogen sich der Oberkommandierende und der Stab des Hauptquartiers noch vierzig Kilometer weiter nach St. Quentin an der Somme zurück.

Nicht ohne Bitterkeit sahen sich die englischen Soldaten, die so stolz auf ihren Kampf bei Mons waren, in anhaltendem Rückzug. Die Besorgnis ihres Kommandeurs, der gefährlichen Umarmung Klucks nicht entgegen zu können, gönnte ihnen keine Rast. In glühender Hitze schleppten sie sich halb im Schlaf dahin, ohne regelrechte Verpflegung und ohne genügend Ruhe, so dass sie bei einer Rast sofort im Stehen einschliefen. Smith-Dorriens Korps standen schon seit Beginn des Rückzugs von Mons andauernd in Nachhutgefechten, und obwohl Kluck sie ständig unter schwerem Artilleriebeschuss hielt, waren die Deutschen doch nicht imstande, die Engländer zu stellen.

Die deutschen Soldaten glaubten, die Engländer seien «infolge ihrer Erfahrung in kleinen Kriegen» besonders kampferprobt, und meinten, sie selbst seien ihnen unterlegen wie etwa die englischen «Rotröcke» den Waldläufern Ethan Allens. Sie beklagten sich bitter darüber, dass die Engländer «mit allen Wassern gewaschen» seien. Am zweiten Tag waren sie, wie schon bei Mons, «wieder spurlos verschwunden».

Einige englische Verbände waren durch den feindlichen Druck gezwungen, andere Rückzugslinien als vorgesehen einzuschlagen. General «Wully» Robertson, der Generalquartiermeister, eine eigenwillige Persönlichkeit – er war aus dem Mannschaftsstand aufgestiegen – befahl, Versorgungsvorräte an Strassenkreuzungen zu deponieren, um diese Männer mit Lebensmitteln zu versorgen. Nicht alles kam in die richtigen Hände, und die deutschen Berichte von diesen Verpflegungsdepots bestärkten die OHL in ihrer Meinung, dass der Feind ungeordnet zurückgehe.

Als die Engländer am Abend des 25. August Le Cateau erreichten, war das nächstliegende Korps der Armee Lanrezacs so weit zurückgefallen, dass es sich auf gleicher Höhe mit dem britischen Expeditionskorps befand, keineswegs aber weiter südlich. Sir John jedoch, der sich durch Lanrezacs «überstürzten» Rückzug – wie er es nannte – verraten fühlte, war nicht in der Stimmung, weiter mit ihm zusammenzuarbeiten. Ihm schien nicht so sehr der Feind als vielmehr Lanrezac



die Ursache allen Übels zu sein, und als er Kitchener vom Unwillen der englischen Truppen über den Rückzug Meldung machte, erklärte er: «Ich werde ihnen auseinandersetzen, dass die Operationen unserer Verbündeten daran schuld sind.» Er gab Befehl, am nächsten Tag den Rückzug bis St. Quentin und Noyon fortzusetzen. Von St. Quentin an, das 112 Kilometer von der Hauptstadt entfernt liegt, geben die Wegweiser die Entfernung nach Paris an.

Als am Nachmittag des 25. August Smith-Dorrien in Le Cateau ein paar Stunden vor seinen Truppen eintraf und sich beim Oberkommandierenden melden wollte, war Sir John schon wieder fort; nur Sir Archibald Murray, der schwerbeschäftigte Stabschef, konnte ausfindig gemacht werden. Murray war gewöhnlich ruhig, ausgeglichen und nachdenklich und hätte Sir John in dessen aggressiven Stimmungen grossartig ergänzen können, aber jetzt bestärkte er mit seinem angeborenen Misstrauen und seiner Vorsicht Sir John nur noch in seiner Melancholie. Abgespannt, bekümmert und überarbeitet, konnte er Smith-Dorrien nichts Neues über Haigs Korps mitteilen, von dem man annahm, dass es in jener Nacht in Landrecies, neunzehn Kilometer östlich von Le Cateau, Quartier beziehen werde.

Als Haigs Truppen in Landrecies einzogen, sahen sie sich auf der Strasse einer Einheit iri französischer Uniform gegenüber, deren Offizier auf Anruf französisch antwortete. Doch plötzlich senkten die Ankömmlinge «ohne die geringste Warnung die Bajonette und gingen zum Angriff über». Es stellte sich heraus, dass es sich um Angehörige der Kluckschen Armee handelte, die genau wie die Engländer in dieser Nacht in Landrecies Quartier beziehen sollten. An dem nun folgenden Gefecht nahmen auf jeder Seite etwa zwei Regimenter und eine Batterie teil; doch Haig glaubte in der Aufregung und in der Dunkelheit, die sichere Schlüsse nicht zuliess, er sei einem «schweren Angriff» ausgesetzt; er telefonierte mit dem Hauptquartier, man möge ihm «Hilfe schicken», Und sprach von «sehr kritischer Lage».

Als Sir John French und sein Stab diese Worte aus dem Mund des kaltblütigen Haig hörten, mussten sie annehmen, dass das I. Korps sich in grösster Gefahr befinde; Murray, der in St. Quentin zum Hauptquartier gestossen war, erlitt infolge des Schreckens einen Zusammenbruch. Er sass am Tisch über eine Karte gebeugt, als ein Adjutant ihm ein Telegramm brachte, und einen Augenblick später sah ein anderer Offizier, dass er ohnmächtig nach vorn gesunken war. Sir John berührte die Nachricht ebenso stark. Sein unausgeglichenes Temperament, das so sehr von anderen Menschen abhängig war, stand schon lange unter dem Einfluss Haigs, dieses disziplinierten Offiziers, wie er im Buche steht. Im Jahre 1899 hatte Haig ihm 2'000 Pfund geliehen, mit denen er seine Gläubiger befriedigen musste, wenn er nicht den Dienst quittieren wollte. Als nun Haig um Hilfe rief, sah Sir John French sofort die Umfassung oder, noch schlimmer, den Durchbruch des Feindes zwischen dem I. und dem II. Korps voraus. Das GHQ nahm das Schlimmste an und befahl Haig, sich am nächsten Tag nach Süden anstatt, wie

ursprünglich geplant, südostwärts abzusetzen. Die Folge davon war, dass Haigs Korps sich auf seiner neuen Marschlinie von Smith-Dorriens Korps durch die Oise getrennt sah. So war die direkte Verbindung zerschnitten und für die nächsten sieben Tage verloren.

Damit war die Aufspaltung des Expeditionskorps vollzogen. Darüber hinaus aber hatte Haigs aufgeregte und übertriebene Wertung des Angriffs bei Landre-cies noch eine andere Wirkung, die in gar keinem Verhältnis zum Anlass stand. Sie vertiefte nämlich die Unruhe seines alten Freundes und leicht beeindruckbaren Kommandeurs so sehr, dass er nun mehr denn je darauf aus war, die britische Armee unter allen Umständen herauszulösen. So war er nur um so empfänglicher für den nächsten Schlag. Dieser traf ihn, als die qualvolle Nacht des 25. August sich zur Morgendämmerung aufhellte. Smith-Dorrien meldete, das II. Korps werde vom Feind so heftig bedrängt, dass es sich nicht absetzen könne und sich deshalb in Le Cateau zum Kampf stellen müsse. Voll Entsetzen wähten ihn die Männer im Generalhauptquartier so gut wie verloren.

Folgendes hatte sich ereignet: General Allenby, der Kommandeur der Kavalleriedivision auf der Flanke Smith-Dorriens, hatte während der Nacht festgestellt, dass die Höhen und Käme, die er besetzen musste, um den Rückzug des nächsten Tages zu decken, in den Händen des Feindes waren. Da er nicht in der Lage war, Verbindung mit dem Hauptquartier aufzunehmen, machte er sich um zwei Uhr morgens auf, um sich mit Smith-Dorrien zu beraten. Allenby warnte ihn, der Feind habe eine Stellung inne, die es ihm ermögliche, beim ersten Morgengrauen anzugreifen und das II. Korps, wenn es nicht sofort aufbräche und «noch im Dunkeln abrücke», zu einer Schlacht zu zwingen, ehe es seinen Tagesmarsch antreten könne. Smith-Dorrien berief seine Divisionskommandeure, die ihm erklärten, die Männer kämen teilweise erst jetzt heran, andere irrten umher und suchten ihre Einheiten, und alle seien zu erschöpft, um vor dem Morgen weiterzumarschieren. Sie berichteten ferner, die Strassen seien verstopft von Transporten und Flüchtlingen und stellenweise von dem heftigen Regen ausgewaschen. Schweigen senkte sich über das kleine Zimmer. Sofortiger Aufbruch war unmöglich; an Ort und Stelle zu bleiben und zu kämpfen widersprach dem Befehl. Da das Feldhauptquartier keine Telefonverbindung zum GHQ hatte, musste der Korpskommandeur selbständig entscheiden. Smith-Dorrien wandte sich an Allenby und fragte ihn, ob er Befehle von ihm entgegennehmen wolle. Allenby bejahte es.

«Nun gut, meine Herren, wir werden kämpfen», verkündete Smith-Dorrien und fügte hinzu, er werde General Snow von der neu eingetroffenen 4. Division ersuchen, sich ihm gleichfalls zu unterstellen. Seine Meldung über diesen Entschluss wurde per Auto ans GHQ übersandt, wo sie um fünf Uhr morgens Verwirrung hervorrief.

Bei Henry Wilson war, wie bei dem ebenso impulsiven Messimy, leidenschaftliche Begeisterung ohne jeden Übergang in Mutlosigkeit umgeschlagen. Als der

Offensivplan zusammenfiel, an dem er auf englischer Seite entscheidend mitgearbeitet hatte, brach auch er zusammen, zumindest vorübergehend, und eine empfindliche Wirkung auf seinen Chef, der mit seinem langsameren Geist stark von ihm beeinflusst wurde, blieb nicht aus. Obwohl sein angeborener Optimismus, sein Witz und seine Heiterkeit sich nicht lange unterdrücken liessen und in den nächsten Tagen das einzige Mittel waren, die Stimmung im Stab vor dem völligen Absinken zu bewahren, war er jetzt davon überzeugt, dass eine Katastrophe drohe., für die er sich verantwortlich fühlen mochte.

Man schickte einen Kurier per Motorrad, um Smith-Dorrien an das nächste Telefon zu beordern. «Wenn Sie sich dort zum Kampfe stellen», sagte Wilson zu ihm, «so wird es ein zweites Sedan geben.» Obwohl er über vierzig Kilometer entfernt war, behauptete er hartnäckig, die Gefahr könne nicht so gross sein, dass sie ein Verharren erfordere, denn die «Truppen, die Haig angreifen, können nicht Sie angreifen». Geduldig setzte Smith-Dorrien noch einmal die Lage auseinander und fügte hinzu, es sei schlechterdings unmöglich, sich abzusetzen, da der Kampf schon begonnen habe und, während er spreche, Geschützfeuer zu hören sei. «Viel Glück», erwiderte Wilson, «seit drei Tagen ist es das erste Mal, dass ich eine muntere Stimme höre.»

Elf Stunden lang standen am 26. August das II. Korps und General Snows anderthalb Divisionen bei Le Cateau in einem Rückzugsgefecht, wie es die französischen Armeen während ihrer Absetzbewegungen täglich durchfochten. Von Kluck hatte für diesen Tag die Fortsetzung der «Verfolgung des geschlagenen Feindes» angeordnet. Als gläubigster Anhänger der Vorschrift Schliessens, den «Kanal mit dem Ärmel zu streifen», drängte er noch immer westwärts und setzte, um die Umfassung der Engländer zu vollenden, für die beiden Korps auf seinem rechten Flügel Gewaltmärsche in südwestlicher Richtung an. Infolgedessen griffen sie die Engländer an jenem Tage überhaupt nicht an, sondern stiessen statt dessen auf «starke französische Feindkräfte». Es waren die Landwehrverbände d'Amades und die Kavallerie Sordets, den Smith-Dorrien von seiner schwierigen Lage benachrichtigt hatte und der durch seine Scheinbewegungen den Weg um die englische Flanke versperrte. Smith-Dorrien erklärte später, die Verzögerung, die die deutschen Truppen dadurch erlitten, «und die tapfere Haltung, die diese Reservisten zeigten», seien «von entscheidender Bedeutung» gewesen: «Es ist so gut wie sicher, dass wir andernfalls am 26. noch ein weiteres Korps gegen uns gehabt hätten.»

Auf von Klucks linkem Flügel blieb infolge mangelnder Nachrichtenverbindung oder fehlerhafter Bewegungen eines seiner Korps für ihn ausser Reichweite, so dass er, trotz ursprünglicher zahlenmässiger Überlegenheit, über nicht mehr als drei Infanteriedivisionen für die Schlacht gegen Smith-Dorriens drei Divisionen bei Le Cateau verfügte. Er hatte jedoch die Artillerie von fünf Divisionen zusammengezogen, die bei Morgengrauen das Feuer eröffnete. Aus flachen Gräben, die

hastig und unzulänglich von französischen Zivilisten – darunter auch Frauen – ausgehoben worden waren, schlugen die Engländer mit ihrem schnellen und vernichtenden Gewehrfeuer die deutschen Infanterieangriffe zurück. Dennoch machten die Deutschen, die in immer neuen Wellen gegen sie anfluteten, Fortschritte. In einem Abschnitt umzingelten sie eine Kompanie Schotten, die nicht zu schiessen aufhörten, «einen Mann nach dem anderen umlegten und laut ihre Treffer zählten», während die Deutschen «immer wieder ‚Cease Fire‘ (Feuer einstellen) riefen und durch Winken vergeblich zu erreichen suchten, dass die Männer sich ergäben», bis die Gruppe schliesslich im Nahkampf bezwungen wurde. Auch an anderen Stellen wurden die englischen Linien durchbrochen. Die Absetzung – der schwierigste Teil der Schlacht – lag noch vor ihnen, und um fünf Uhr nachmittags hielt Smith-Dorrien den Augenblick für gekommen. Es hiess jetzt oder nie. Wegen der Lücken und Verluste und weil der Feind an einzelnen Stellen eingedrungen war, konnte der Befehl zum Abbruch der Kämpfe und zum Rückzug nicht gleichzeitig an alle Einheiten durchgegeben werden. Manche blieben noch viele Stunden lang in ihren Stellungen, ununterbrochen feuernd, bis sie überwältigt wurden oder im Dunkeln entkommen konnten. Eine Einheit, die Gordon Highlanders, erhielt den Befehl überhaupt nicht und hörte, von einigen wenigen Überlebenden abgesehen, als Bataillon zu existieren auf. Die Verluste an diesem Tag betragen allein bei den dreieinhalb Divisionen, die bei Le Cateau fochten, über 8'000 Mann und 38 Geschütze, mehr als das Doppelte der Verluste bei Mons und wiederum zwanzig Prozent der französischen Verluste im August. Unter den Vermissten befanden sich einige, die die nächsten vier Jahre in deutschen Gefangenlagern zubrachten.

Mit Rücksicht auf die Dunkelheit, die Erschöpfung nach den Gewaltmärschen, die eigenen schweren Verluste und die Gewohnheit der Engländer, «sich im Dunkeln ungesehen davonzumachen», setzten die Deutschen nicht sofort zur Verfolgung an. Kluck befahl eine Ruhepause bis zum nächsten Tag, der nach seiner Erwartung die Vollendung des Umfassungsmanövers durch sein rechtes Flügelkorps bringen sollte. Für diesmal hatte Smith-Dorriens Entschluss, kehrtzumachen und sich einem überlegenen Feind in einer regelrechten Schlacht zu stellen, die geplante Umfassung und Vernichtung des britischen Expeditionskorps erfolgreich verhindern können.

Als Smith-Dorrien St.-Quentin erreichte, stellte er fest, dass das GHQ mittags von dort aufgebrochen war, während der Kampf um Sein oder Nichtsein des Expeditionskorps noch im Gange war. Es hatte sich über dreissig Kilometer weiter rückwärts nach Noyon begeben. Für die Truppen in der Stadt war es nicht gerade ermutigend zu sehen, wie sich die Armeechefs in Autos nach Süden absetzten, während von Norden her Geschützdonner klang. So konnte es denn auch nicht ausbleiben, dass ein Landsmann feststellte: «Die Wahrheit ist, dass am 26. August Lord French und sein Stab vollkommen den Kopf verloren.» Sir Douglas Haig,

der sich inzwischen wieder erholt hatte, fragte: «Nichts Neues vom II. Korps ausser dem Geschützfeuer aus Richtung Le Cateau. Kann I. Korps irgendwie helfen?» Das Hauptquartier war so gelähmt, dass es ihm keine Antwort gab. Da also Haig vom GHQ nichts hörte, versuchte er Smith-Dorrien direkt zu erreichen, wobei er erklärte, er könne den Schlachtenlärm hören, habe aber infolge der Trennung der beiden Korps «keine Übersicht, wie wir Ihnen helfen können». Doch als diese Botschaft abging, war die Schlacht schon vorüber. Das Hauptquartier hatte inzwischen das II. Korps schon verloren gegeben. Oberst Huguot, der noch immer als Verbindungsoffizier fungierte, schickte um acht Uhr abends ein Telegramm an Joffre, dessen Wortlaut die Stimmung des GHQ zum Ausdruck brachte: «Englische Armee geschlagen, scheint Zusammenhalt verloren zu haben.»

Um ein Uhr morgens traf Smith-Dorrien, nachdem er von den sechs Tagen, die er sich in Frankreich befand, die letzten vier im Kampf gelegen hatte, in Noyon ein, wo er das ganze Hauptquartier schlafend in den Betten fand. Sir John French wurde herausgeholt und erschien im Nachthemd. Als er Smith-Dorrien lebendig vor sich sah und erfuhr, dass das II. Korps nicht verloren, sondern gerettet sei, tadelte er den General wegen seiner allzu optimistischen Beurteilung der Lage. Nach dem Schock liess Sir John nun seinem heftigen Zorn freien Lauf, und das um so unbedenklicher, als er die Ernennung Smith-Dorriens, die seinen eigenen Vorschlag durchkreuzte, von Anfang an missbilligt hatte. Der Mann war ja nicht einmal Kavallerist und hatte sich herausgenommen, bei Le Cateau die Stabsbefehle zu ignorieren. Obwohl Sir John in seiner offiziellen Meldung\* zugeben musste, dass durch Smith-Dorriens Verhalten «der linke Flügel gerettet» worden sei, erholte er sich doch nicht so bald von seinem Schrecken. Die Verluste von Le Cateau erschienen damals auch grösser, als sie es in Wirklichkeit waren, da mehrere tausend Vermisste in dem schwerfällig sich fortbewegenden französischen Flüchtlingsstrom untergetaucht waren und so der Absetzbewegung folgten oder sich durch die deutschen Linien nach Antwerpen und von dort nach England durchgeschlagen hatten, von wo sie wieder nach Frankreich zurückkamen und schliesslich zur Armee stiessen. Es stellte sich heraus, dass die Verluste des Expeditionskorps in den ersten fünf Kampftagen wenig unter 15'000 Mann lagen. Diese Zahl bestärkte den Oberkommandierenden in seinem ängstlichen Bemühen, die Armee aus dem Kampf, aus der Gefahr und überhaupt aus Frankreich herauszuziehen.

\* Die Meldung lautet: «Der linke Flügel der mir unterstellten Armee wäre am Morgen des 26. August unmöglich gerettet worden, wenn nicht ein Kommandeur von seltener und ungewöhnlicher Kaltblütigkeit, Uner-schrockenheit und Entschlossenheit in eigener Person die Operation geleitet hätte.» Nachdem Sir John diesen Bericht offensichtlich in einer extremen Phase seines launischen Temperaments geschrieben oder unterzeichnet hatte, liess er seiner Antipathie wieder freien Lauf; er ruhte nicht, bis Smith-Dorrien im Jahre 1915 abberufen wurde, und setzte in dem Buch, das er nach dem Krieg veröffentlichte, seine böswillige Kampagne fort.

Während die Schlacht von Le Cateau im Gange war, berief Joffre in St.- Quentin eine Sitzung mit Sir John French, Lanrezac und deren Stäben ein, um ihnen die Richtlinien der Generalorder Nr. 2 zu erläutern. Als er das Gespräch mit einer höflichen Frage nach der Lage der britischen Armee einleitete, löste er damit eine ziemlich aggressive Antwort Sir Johns aus; dieser führte aus, dass er heftigen Angriffen eines zahlenmässig überlegenen Gegners ausgesetzt sei; seiner linken Flanke drohe Umfassung, während seine rechte durch Lanrezacs überstürzten Rückzug entblösst sei, und seine Truppen, erschöpft wie sie seien, könnten die Offensive nicht wieder aufnehmen. Joffre, zu dessen Grundsätzen es gehörte, vor dem Stab beherrscht zu erscheinen, war schockiert von dem «erregten Ton» des Feldmarschalls. Lanrezac hörte sich die etwas gemilderte Übersetzung an, in der Henry Wilson die Bemerkungen seines Chefs wiedergab, und zuckte nur mit den Achseln. Joffre, der ja keinen Befehl aussprechen konnte, gab nur seiner Hoffnung Ausdruck, dass der britische Kommandeur sich dem in der neuen Generalorder vom Vortag enthaltenen Plan anpassen werde.

Sir John machte grosse Augen und sagte, er wisse nichts von einer solchen Order. Murray, dem sein Kollaps von der Nacht vorher noch zu schaffen machte, war nicht anwesend. Eine Vielzahl erstaunter und spöttischer französischer Augen wandten sich Wilson zu, als er erklärte, die Order habe man wohl in der Nacht erhalten, aber noch nicht «studiert». Joffre erläuterte nun, was vorgesehen war, doch offensichtlich ohne viel Zutrauen. Das Gespräch stockte immer wieder, die Pausen wurden länger, man empfand eine peinliche Verlegenheit. Schliesslich endete die Sitzung, ohne dass eine Zustimmung der Engländer zu gemeinsamer Aktion erzielt worden wäre. Mit dem Eindruck, dass der linke Flügel sehr «gebrechlich» sei, kehrte Joffre ins Generalhauptquartier zurück, wo ihn schon neue Nachrichten erwarteten von schwachen Punkten an allen Frontabschnitten, Zeichen der Entmutigung bei der Truppe in allen Dienstgraden, den Stab nicht ausgenommen. Am Ende des Tages kam dann schliesslich noch Huguets düsteres Telegramm, das von dem «verlorenen Zusammenhalt» der englischen Armee berichtete.

Von Kluck sah die Lage genauso. Sein Befehl für den 27. lautete, «die Engländer, die sich in voller Flucht nach Westen befinden, abzuschneiden»; er meldete der OHL, er sei im Begriff, «alle sechs» britischen Divisionen (es befanden sich aber nur fünf in Frankreich) zusammenzutreiben; «die doppelte Umfassung könne immer noch zu einem grossen Erfolg werden, wenn die Engländer sich am 27. stellen». Diese glänzende Vorausschau, die am Tag nach dem Fall Namurs eintraf und mit Bülow's Meldung zusammenfiel, dass sein Gegner, die französische Fünfte Armee, gleichfalls ein «geschlagener Feind» sei, bestärkte die Oberste Heeresleitung in ihrem Glauben, dass der Sieg unmittelbar bevorstehe. «Das deutsche Westheer ist... unter fortgesetzten siegreichen Kämpfen in französisches Gebiet von Cambrai bis zu den Südvogesen eingedrungen», verkündete das offizielle

Communiqué am 27. August. «Der Feind ist überall geschlagen und befindet sich in vollem Rückzug... er ist nicht in der Lage, dem deutschen Vormarsch ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen.»\*

In der allgemeinen Begeisterung erntete auch von Kluck seinen Lohn. Als er sich einem Befehl Bülow's, Maubeuge einzuschliessen, heftig widersetzte mit der Begründung, das gehöre zu Bülow's Pflichten, und gleichzeitig die Frage aufwarf, ob er Bülow weiterhin unterstellt bleiben solle, gab ihm die Oberste Heeresleitung am 27. August seine Selbständigkeit wieder. Damit war der Versuch einer Zusammenfassung der drei Armeen des rechten Flügels unter einem Kommando, der so viele Reibungen verursacht hatte, aufgegeben. Im Augenblick schien das aber nicht sehr wichtig zu sein, da das Stück Weges, das bis zum Sieg noch zurückzulegen war, keine Schwierigkeiten zu bieten schien.

Von Bülow allerdings war ausserordentlich aufgebracht. In der Mitte des rechten Flügels stehend, empfand er die ständige Weigerung seines Nachbarn, mit ihm Schritt zu halten, als peinliche Komplikation. Er teilte der OHL warnend mit, von Hausens Verzögerung habe bereits eine «bedauerliche Lücke» zwischen der Dritten und der Zweiten Armee verursacht. Hausen wiederum, dem es nach seiner Titelsucht am meisten darauf ankam, nur ja in jeder Nacht ein angenehmes Quartier zu finden, war gleichfalls ärgerlich. Am 27. August, in seiner ersten Nacht in Frankreich, fand sich kein Château für ihn und seinen Begleiter, den Kronprinzen von Sachsen. Sie mussten im Haus eines Unterpräfekten übernachten, das in grösster Unordnung verlassen worden war: «– ein abstossender Aufenthalt!» In der nächsten Nacht war es noch schlimmer, da musste er die Unterbringung im Hause eines gewissen Chopin, eines Bauern, über sich ergehen lassen. Das Essen war mager, «Raum gar nicht vorhanden», und der Stab musste sich im nahe gelegenen Pfarrhaus einrichten, dessen Pfarrer in den Krieg gezogen war. Seine alte Mutter, die aussah wie eine Hexe, schlich umher und «verwünschte uns ans Ende der Welt». Ein roter Schein am Himmel zeigte an, dass Rocroi, das seine Truppen eben passiert hatten, in Flammen stand. Glücklicherweise verbrachte man die nächste Nacht in dem prächtig eingerichteten Haus eines reichen französischen Industriellen, der «nicht anwesend» war. Hier musste Hausen nur mit dem einen Kummer fertig werden, dass er eine Mauer mit Birnenspalieren vor Augen hatte, die unglücklicherweise «noch nicht vollreife Früchte» trugen. Er erfreute sich jedoch eines glücklichen Wiedersehens mit Graf Münster, Major Graf Kielmansegg, Fürst Schönburg-Waldenburg von den Husaren und Prinz Max, Herzog von

\* Als Vorbereitung für den grössten Augenblick der deutschen Geschichte hatte man eine Bronzemedaille mit der Inschrift geprägt: «Einzug der deutschen Truppen in Paris.» Sie war als Geschenk für die Soldaten gedacht und zeigte auf ihrer Vorderseite den Arc de Triomphe und den Eiffelturm und darüber die Jahreszahlen 1871 und 1914, auf ihrer Rückseite das Eiserne Kreuz mit dem Kaiserinitial W und einer Krone, ferner das Motto «Nach aussen entschlossen – Nach innen geschlossen» und ebenfalls die Jahreszahl 1914.

Sachsen, der als katholischer Kaplan amtierte und dem Hausen die erfreuliche Nachricht übermitteln konnte, dass er eben telefonisch die besten Wünsche für einen guten Erfolg der Dritten Armee von seiner Schwester, der Prinzessin Mathilde, entgegengenommen habe.

Hausen beklagte sich, dass seine Sachsen nun schon zehn Tage bei Hitze und unter ständigen Gefechten durch feindliches Land marschieren müssten. Der Nachschub halte mit dem Vormarsch nicht Schritt, es fehle an Brot und Fleisch, die Truppe müsse sich aus dem Lande verpflegen, es gebe nicht genug Futter für die Pferde, und trotzdem habe er es fertiggebracht, am Tag durchschnittlich drei- undzwanzig Kilometer zurückzulegen. In Wirklichkeit war das das Mindeste, was von den deutschen Armeen verlangt wurde. Von Klucks Armee an der Peripherie der Schwenkung legte täglich dreissig Kilometer und mehr zurück, manchmal in Gewaltmärschen auch vierzig. Er schaffte das, indem er die Männer unmittelbar an der Strasse schlafen liess, anstatt sie links und rechts ausschwärmen zu lassen, und sparte so sechs oder sieben Kilometer am Tag ein. Da die deutschen Verbindungslinien immer länger wurden und die Truppen sich immer weiter von den Ausladebahnhöfen entfernten, blieb oft der Nachschub aus. Die Pferde frassen Getreide direkt vom Halm, und die Soldaten lebten oft einen Tag lang von rohen Möhren und Kohl. Genauso erhitzt, erschöpft und fusskrank wie der Feind, wurden die Deutschen immer hungriger, hielten jedoch ihre Termine ein.

Halbwegs zwischen Brüssel und Paris konnte sich von Kluck am 28. August eines Telegramms vom Kaiser erfreuen, in dem ihm der «kaiserliche Dank» für die «entscheidenden Schläge» der Ersten Armee sowie Glückwünsche zum Vormarsch auf das «Herz Frankreichs» übermittelt wurden. In jener Nacht spielten Regimentskapellen im Schein der Biwakfeuer die Hymne «Heil dir im Siegerkranz», und – so schreibt einer der Offiziere Klucks in seinem Tagebuch – «tausend Kehlen nahmen die Melodie auf. Am nächsten Morgen traten wir unseren Marsch wieder an in der Hoffnung, den Jahrestag von Sedan in Paris feiern zu können.»

Am selben Tag hatte von Kluck eine neue und verlockende Idee, die, noch ehe die Woche zu Ende gegangen war, ihre Spur in der Geschichte hinterlassen sollte. Aufklärung ergab, dass die französische Fünfte Armee, die vor Bülow zurückwich, sich in südwestlicher Richtung, also quer zu seiner Marschrouten bewegte. Er sah eine Chance, «dieser Armee die Flanke abzugewinnen... sie von Paris abzudrängen und umfassend anzugreifen», ein Ziel, das ihm jetzt wichtiger zu sein schien, als die Engländer von der Küste abzuschneiden. Er schlug Bülow vor, dass ihre beiden Armeen «einschwenken» sollten. Noch ehe ein Entschluss gefasst werden konnte, traf ein Offizier von der Obersten Heeresleitung ein, der eine allgemeine Anweisung für alle sieben Armeen brachte.

Die OHL hatte trotz ihres «herrlichen Siegesgefühls», wie der Kronprinz sich ausdrückte, nicht die Augen davor verschlossen, dass französische Truppen aus



Lothringen herbeigeführt wurden; deshalb ordnete sie an, «durch baldigen Vormarsch... Neubildungen zu verhindern und dem Lande möglichst viel Streitmittel zu entziehen». Klucks Armee sollte in Richtung auf die Seine westlich von Paris vorgehen, während Bülow seine Armee direkt auf Paris zu führen sollte. Hausen, der Herzog von Württemberg und der Kronprinz hatten Befehl, ihre Armeen an die Marne östlich von Paris zu bringen, und zwar mit den Zielen Château-Thierry, Épernay und Vitryle-François. Die Durchbrechung der französischen Festungslinie durch die Sechste und Siebte Armee unter Kronprinz Rupprecht wurde nicht ebenso genau lokalisiert, doch erwartete man, dass die Mosel zwischen Toul und Épinal überschritten würde, «falls der Feind zurückgeht». Eile war «dringend erwünscht», damit Frankreich keine Zeit bleibe, seinen Widerstand neu aufzubauen und zu organisieren. Mit Hinweisen auf 1870 befahl die Oberste Heeresleitung «strenge Massnahmen gegen die Bevölkerung, damit jeder Widerstand durch Franc tireurs so rasch wie möglich gebrochen» und eine «Volkserhebung» verhindert werde. Man rechnete mit starkem feindlichen Widerstand an der Aisne und dann beim weiteren Vormarsch an der Marne. An dieser Stelle wiederholte die OHL den neuen Einfall von Klucks und schloss: «Dies kann vielleicht eine Schwenkung der Armeen aus südwestlicher in südlicher Richtung notwendig machen.»

Abgesehen von dieser Andeutung, folgte die Anweisung vom 28. August dem ursprünglichen Kriegsplan. Doch die deutschen Armeen, die ihn ausführen sollten, waren nicht mehr dieselben. Sie waren um fünf Korps beschnitten worden, das heisst um eine ganze Feldarmee. Kluck hatte zwei Reservekorps zur Einschliessung von Antwerpen und zur Besetzung Brüssels und anderer Teile Belgiens zurückgelassen. Bülow und Hausen hatten je ein Korps an die Ostfront abgegeben; weitere Brigaden und Divisionen in Korpsstärke waren zur Einschliessung von Givet und Maubeuge zurückgeblieben. Wollte man das ursprünglich vorgesehene Gebiet besetzen und dazu die Erste Armee westlich an Paris vorbeimarschieren lassen, so musste der rechte Flügel gestreckt werden, oder man musste sich mit Lücken zwischen seinen drei Armeen abfinden. Und das war ja schon der Fall: am 28. August konnte Hausen, der nach links ausholen musste, wo die Armee des Herzogs von Württemberg südlich von Sedan in heftige Kämpfe verwickelt war und «sofortige Unterstützung» forderte, die Verbindung mit Bülow zu seiner Rechten nicht aufrechterhalten; er verlangte, dass Bülow statt dessen ihm die rechte Flanke decke. Die zwei Korps an der Nahtstelle der beiden Armeen befanden sich auf dem Wege nach Tannenberg.

Am 28. August begann sich die Oberste Heeresleitung die ersten Sorgen zu machen. Moltke, Stein und Tappen erörterten beunruhigt, ob man den rechten Flügel auf Kosten von Rupprechts Armeen verstärken solle, brachten es aber auch nicht über sich, den Versuch eines Durchbruchs durch die französische Festungslinie aufzugeben. Das perfekte Cannae, von dem Schlieffen einst geträumt, dem er aber schliesslich doch entsagt hatte, die doppelte Umfassung, bei der der linke

Flügel durch Lothringen und der rechte gleichzeitig um Paris herum vorsties, schien jetzt im Bereich der Möglichkeiten zu liegen. Rupprechts Hammerschläge fielen auf Épinal, seine Armeen standen vor den Toren von Nancy und pochten an die Mauern von Toul. Seit der Einnahme von Lüttich hatten befestigte Plätze «ihren Nimbus verloren», wie Oberst Tappen sich ausdrückte, und man erwartete jeden Tag die Meldung von Rupprechts Durchbruch. Die Zerstörung der belgischen Eisenbahnen machte eine Verschiebung von Divisionen ohnehin schwierig, und da die OHL der Überzeugung war, dass ein Durchbruch auf die Trouée de Charmes praktikabel sei, wurde – mit Tappens Worten – «eine Einkreisung der feindlichen Heere im grossen eingeleitet, die bei erfolgreicher Durchführung... zur Beendigung des Krieges führen musste». Folglich beliess man den linken Flügel unter Rupprecht mit sechsundzwanzig Divisionen in seiner vollen Stärke, so dass er den drei Armeen des rechten Flügels zahlenmässig etwa gleichkam. Das war allerdings nicht das Verhältnis, das Schlieffen im Sinn gehabt hatte, als er noch auf dem Totenbett flüsterte: «Macht mir nur den rechten Flügel stark.»

Nach dem Drama in Belgien blieben die Augen der Welt auf den Verlauf der Kämpfe zwischen Brüssel und Paris gerichtet. Die Öffentlichkeit war sich kaum bewusst, dass während dieser ganzen Zeit eine noch viel heftigere, anhaltendere und blutigere Schlacht in Lothringen wütete, in der der Zugang nach Frankreich von Osten her aufgebrochen werden sollte. Auf einer Front von achtzig Kilometer Breite zwischen Épinal und Nancy prallten zwei deutsche Armeen mit den Armeen Castelnas und Dubails in verbissenem und fast auf der Stelle tobendem Ringen zusammen.

Am 24. August schritt Rupprecht, nachdem er vierhundert Geschütze mit Zubehör aus den Arsenalen von Metz herangeholt hatte, zu einer Reihe mörderischer Angriffe. Die Franzosen, die jetzt alle ihre Erfahrungen für die Defensive einsetzten, hatten sich eingegraben und sich dabei als Meister in der Improvisation von Schutzmassnahmen gegen Granatbeschuss erwiesen. Die Angriffe Rupprechts vermochten nicht, Fochs XX. Korps vor Nancy aus seinen Stellungen zu werfen, doch weiter südlich gelang es ihm, einen Keil über die Mortagne, den letzten Fluss vor der Trouée de Charmes, vorzu treiben. Sofort erkannten die Franzosen die günstige Gelegenheit für einen Flankenangriff, diesmal mit Artillerievorbereitung. Während der Nacht wurden Feldgeschütze herangeholt. Am Morgen des 25. führte Castelnas Befehl: «*En avant partout! et à fond!*» die Truppe zur Offensive. Das XX. Korps stürmte von der Höhe des Grand Couronné herab und eroberte drei Ortschaften und sechzehn Kilometer Gelände zurück. Zur Rechten stiess Dubails Armee in einem Kampftag ebenso weit vor. General Maud'huy, Divisionskommandeur der *Chasseurs alpins*, liess seine Männer bei einem Vorbeimarsch vor der Schlacht den heldenmütigen Refrain aus «*La Sidi Brahim*» singen:

*«Marchons, marchons, marchons!  
Mort aux ennemis de la France!»*

Der Tag endete damit, dass so manche versprengte und dezimierte Einheit nicht wusste, ob das Tagesziel, Clezentaine, genommen war. General Maud'huy rief einer deprimierten und erschöpften Kompanie, die er auf der Suche nach Quartieren antraf, mit grosser Geste nach vorn weisend vom Pferde herab zu: «Chasseurs! Schlaft in dem Dorf, das ihr erobert habt!»

Drei Tage dauerten die blutigen und erbarmungslosen Kämpfe um die Trouée de Charmes und den Grand Couronné an, und der 27. war ihr Höhepunkt. Joffre, dem überall sonst an jenem Tag Düsternis und Elend entgegenstarrten und der doch etwas Rühmenswertes finden musste, pries «Mut und Ausdauer der Ersten und Zweiten Armee, die sich seit den Eröffnungsschlachten in Lothringen zwei Wochen lang pausenlos mit hartnäckigem und unerschütterlichem Vertrauen auf den Sieg» geschlagen hatten. Sie hielten mit äusserster Kraftanstrengung das Tor geschlossen, das der Feind mit starken Schlägen rammen wollte; denn sie erkannten, dass der Krieg verloren war, wenn die Deutschen hier durchbrächen. Sie wussten nichts von Cannae, wohl aber, was Sedan und Einkreisung bedeuteten.

Die Festungslinie zu halten war lebenswichtig, doch da die Lage auf dem linken Flügel noch ernster war, sah sich Joffre gezwungen, seinen Armeen im Osten ein Hauptelement ihrer Widerstandskraft zu entziehen. Dieses Element hiess Foch, den Joffre als Symbol des «Willens zum Sieg» jetzt brauchte, um die wankende Front auf der Linken zu stützen.

Zwischen der Vierten und der Fünften Armee erweiterte sich die Lücke auf bedrohliche Weise – sie war jetzt schon an die fünfzig Kilometer breit. Entstanden war sie, als General de Langle von der Vierten Armee in dem Bestreben, den Deutschen den Übergang über die Maas zu verwehren, die Maashöhen südlich von Sedan besetzte und die Angriffe der Armee des Herzogs von Württemberg in einem heftigen dreitägigen Gefecht vom 26. bis zum 28. August abwehrte. De Langle war der Ansicht, dass seine Truppen sich mit dieser Leistung im Maastal für ihre Niederlage in den Ardennen rächen. Aber ihr Aushalten hatte zur Folge, dass die Verbindung mit der Armee Lanrezacs verlorenging, die ihren Rückzug mit einer nach der Vierten Armee hin ungedeckten Flanke fortsetzte. Um diese Lücke zu halten, schickte Joffre nun Foch und gab ihm das Kommando über eine eigens zu diesem Zweck gebildete Armee von drei Korps\*, die teils von der Vierten, teils von der Dritten Armee abgezweigt waren. Foch erfuhr am selben Tag, an dem er diesen Befehl erhielt, dass sein einziger Sohn, Leutnant Germain Foch, und sein Schwiegersohn, Hauptmann Bécourt, beide an der Maas gefallen waren.

Weiter westlich, in dem von Lanrezac und den Engländern besetzten Ab-

\* Bis zum 5. September unter der Bezeichnung Detachement Foch, dann als Neunte Armee bekannt.

schnitt, hoffte Joffre noch immer, eine Front an der Somme aufbauen zu können, aber sie bröckelte ab wie die Wälle einer Sandburg. Der britische Oberkommandierende wollte sich auf ein Verharren in dieser Linie nicht festlegen; seine Zusammenarbeit mit Lanrezac beschränkte sich auf ein Minimum; und Lanrezac selbst, zu dem Joffre immer weniger Vertrauen hatte, schien nicht mehr verlässlich zu sein. Obwohl Joffre im August scharenweise Generäle ausbootete, zögerte er doch, einen Mann vom Rufe Lanrezacs zu entlassen. Sein Stab war noch immer auf der Suche nach Einzelnen, denen man das Scheitern der Offensive in die Schuhe schieben konnte. «Ich habe die Köpfe von drei Generälen in meiner Aktentasche», berichtete ein Offizier, der von einer Fahrt an die Front zurückkam. Lanrezacs konnte man sich allerdings nicht so leicht entledigen. Joffre glaubte zwar, dass die Fünfte Armee einen Führer mit mehr Zuversicht brauche, aber die Entfernung ihres Kommandeurs mitten im Rückzug hätte die Truppenmoral gefährden können. Einem Adjutanten gestand Joffre, dass ihm dieses Problem schon zwei schlaflose Nächte bereitet habe – das einzige Mal im Kriege, soviel man weiss, dass es bei ihm zu einer so ernsthaften Störung kam.

Inzwischen waren die 61. und 62. Reservedivision aus Paris, die zu der neuen Sechsten Armee hätten stossen sollen, verschollen; ihr Kommandeur, General Ebener, hatte den ganzen Tag nach ihnen gesucht, doch niemand wusste, was aus ihnen geworden war. Da Joffre fürchtete, dass der Abschnitt, in dem die Sechste Armee ausgeladen werden sollte, in Kürze überrannt würde, befahl er in einem verzweifelten Versuch, Zeit für ihre Aufstellung zu gewinnen, der Fünften Armee, kehrtzumachen und zum Gegenangriff anzutreten. Das hiess Offensive in westlicher Richtung zwischen St.-Quentin und Guise. Oberst Alexandre, Joffres Verbindungs-offizier zur Fünften Armee, überbrachte den Befehl mündlich in Lanrezacs Hauptquartier, das damals in Marie, etwa vierzig Kilometer östlich von St.-Quentin, lag. Zur selben Zeit sandte Joffre, um Sir John Frenchs Unwillen zu besänftigen und seinen Mut anzufeuern, ein Telegramm an diesen, in dem er den Dank der französischen Armee für die tapfere Unterstützung durch ihre britischen Kameraden zum Ausdruck brachte. Kaum war es fort, als er erfuhr, dass die Engländer St.-Quentin verlassen und damit Lanrezacs linke Flanke gerade in dem Augenblick entblösst hatten, in dem er angreifen sollte. Nach den Worten einer weiteren Hiobsbotschaft Huguets war das britische Expeditionskorps «geschlagen und ernsthafter Anstrengungen unfähig», da drei von seinen fünf Divisionen erst nach längerer Ruhe und Auffrischung wieder ins Feld ziehen könnten, was «einige Tage oder auch ein paar Wochen» dauere. Da Sir John French fast wörtlich dasselbe an Kitchener meldete, kann man Huguets nicht den Vorwurf machen, er habe eher die Stimmung der britischen Chefs wiedergegeben als sich an die Stimmung der Truppe und an die Tatsachen gehalten. Um das Mass vollzumachen, lief dann noch eine Meldung von Oberst Alexandre ein, aus der hervorging, dass Lanrezac vor dem Angriffsbefehl zurückscheue.

Obwohl viele seiner Offiziere den Befehl begeistert aufnahmen, hielt ihn Lanrezac selbst für «nahezu wahnsinnig» und sprach das auch offen aus. Die Fünfte Armee nach Westen ausrichten, das heisse den Feind zu einem Angriff auf ihre offene rechte Flanke herausfordern. Er war der Ansicht, man müsse sich völlig lösen und noch weiter nach Laon zurückgehen, ehe eine feste Linie errichtet und ein Gegenangriff mit auch nur einiger Aussicht auf Erfolg unternommen werden könne. Ein sofortiger Angriff in der von Joffre befohlenen Richtung erfordere, dass er mit einer nahezu in Auflösung begriffenen Armee das komplizierte Manöver einer halben Kehrtwendung durchführe, die im Hinblick sowohl auf seine Stellung wie auf die Bedrohung von rechts gefährlich sei. Sein Operationschef, Major Schneider, versuchte Oberst Alexandre diese Schwierigkeiten auseinanderzusetzen, stiess aber auf Verständnislosigkeit.

«Was!» sagte Alexandre, «wieso denn, nichts ist doch leichter als das! Ihr seid jetzt nach Norden ausgerichtet; wir wollen, dass ihr euch nach Westen wendet, um von St.-Quentin aus anzugreifen.» Mit einer Handbewegung – er spreizte fünf Finger, die die fünf Korps darstellen sollten – beschrieb er eine Wendung um neunzig Grad in der Luft.

«Reden Sie doch keinen Unsinn, *mon colonel*», platzte Schneider heraus, dem das zu bunt wurde.

«Naja, wenn Sie natürlich nichts unternehmen *wollen*...» sagte Oberst Alexandre mit einem verächtlichen Achselzucken, das Lanrezac, der gleichfalls anwesend war, so aus der Fassung brachte, dass er sehr ausführlich und nicht gerade taktvoll seine Meinung über die Strategie des GQG äusserte. Zu Joffre und dem GQG hatte er mittlerweile das Vertrauen genauso verloren wie diese zu ihm. Und er stand ja auch gewaltig unter Druck: auf seinem linken Flügel hatte er einen englischen General, der ihm nicht unterstellt war und sich weigerte, mit ihm zusammenzuarbeiten, seine rechte Flanke war ungedeckt (Fochs Verbände begannen sich erst zwei Tage später, am 29. August, zu formieren), und nun verlangte man auch noch eine Gegenoffensive von ihm. Lanrezac war nicht der Mann, der in einer solchen Situation über sich hinauswuchs. Da er keinerlei Vertrauen zu Joffres Urteilsvermögen hatte, entlud sich sein Unwille gegen diese für Frankreich so schicksalsvolle Aufgabe in der schlechten Laune und den sarkastischen Bemerkungen, für die er schon in Friedenszeiten bekannt gewesen war. Er hielt mit seiner Meinung über Joffre nicht zurück und nannte ihn einen «Pionier», einen blossen Techniker.

«Ich traf General Lanrezac im Kreise mehrerer Offiziere an», berichtete ein Stabsoffizier aus einem der Korps über einen Besuch. «Er schien sehr missvergnügt zu sein und gab seinem Unwillen unverblümt Ausdruck. Bei allen seinen Äusserungen über das Hauptquartier und unsere Verbündeten nahm er wahrhaftig kein Blatt vor den Mund. Er war voller Zorn auf das GQG und die Engländer. Was er sagte, lief darauf hinaus, dass er nichts weiter verlange, als in Ruhe gelassen zu werden, dass er sich so weit zurückziehen werde, wie es notwendig sei, dass er

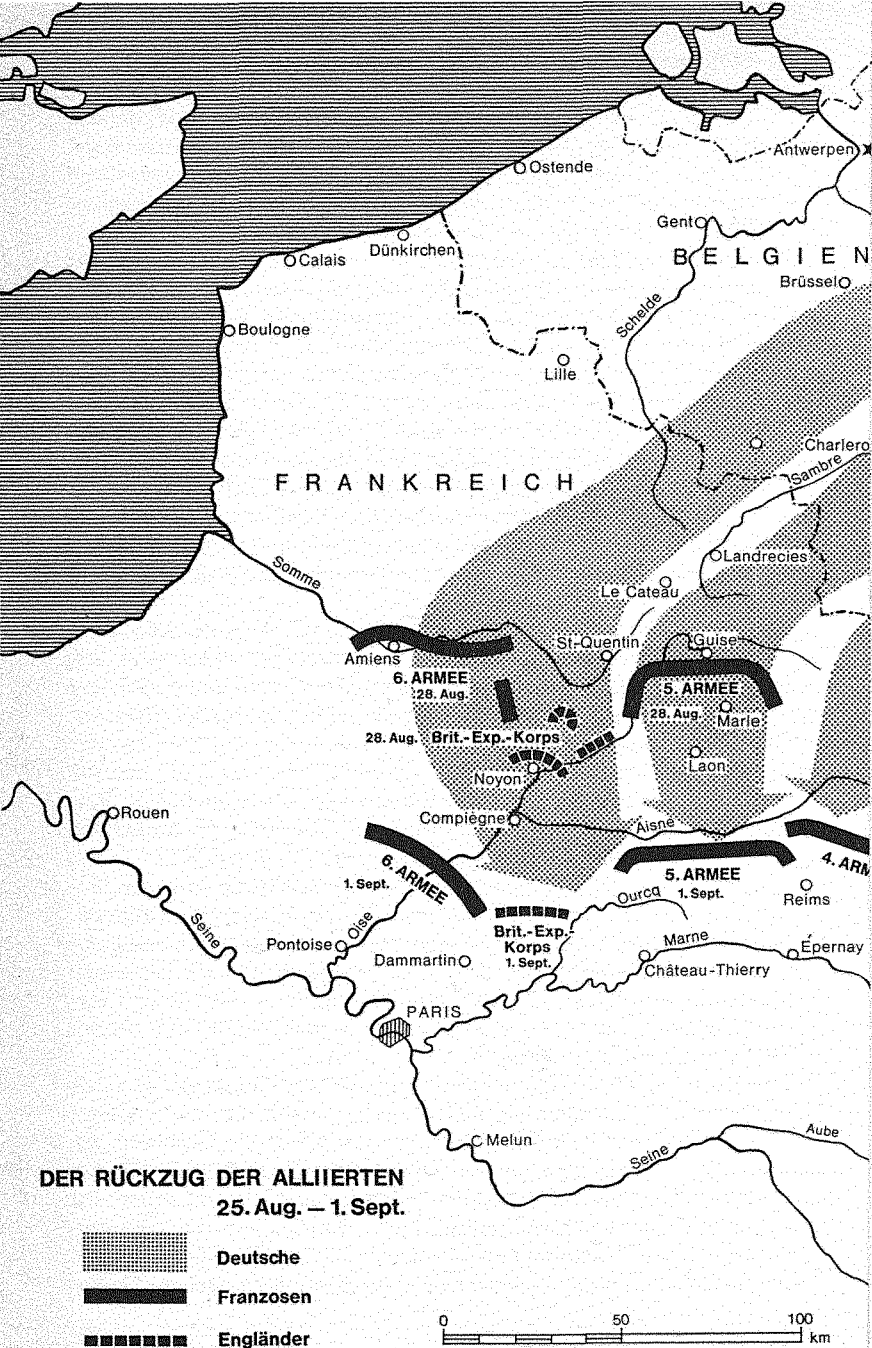
den Zeitpunkt selbst bestimmen und dann den Feind dorthin zurückbefördern werde, woher er gekommen sei.» Mit Lanrezacs eigenen Worten: «Meine Besorgnis war so gross, dass ich gar nicht versuchte, sie vor dem Stab zu verheimlichen.» Untergeben seine Besorgnis zu zeigen, war schon schlimm genug; dass Lanrezac diese Sünde aber auch noch mit öffentlicher Kritik am GQG und am Generalissimus verband, beschleunigte das Ende seines Kommandos.

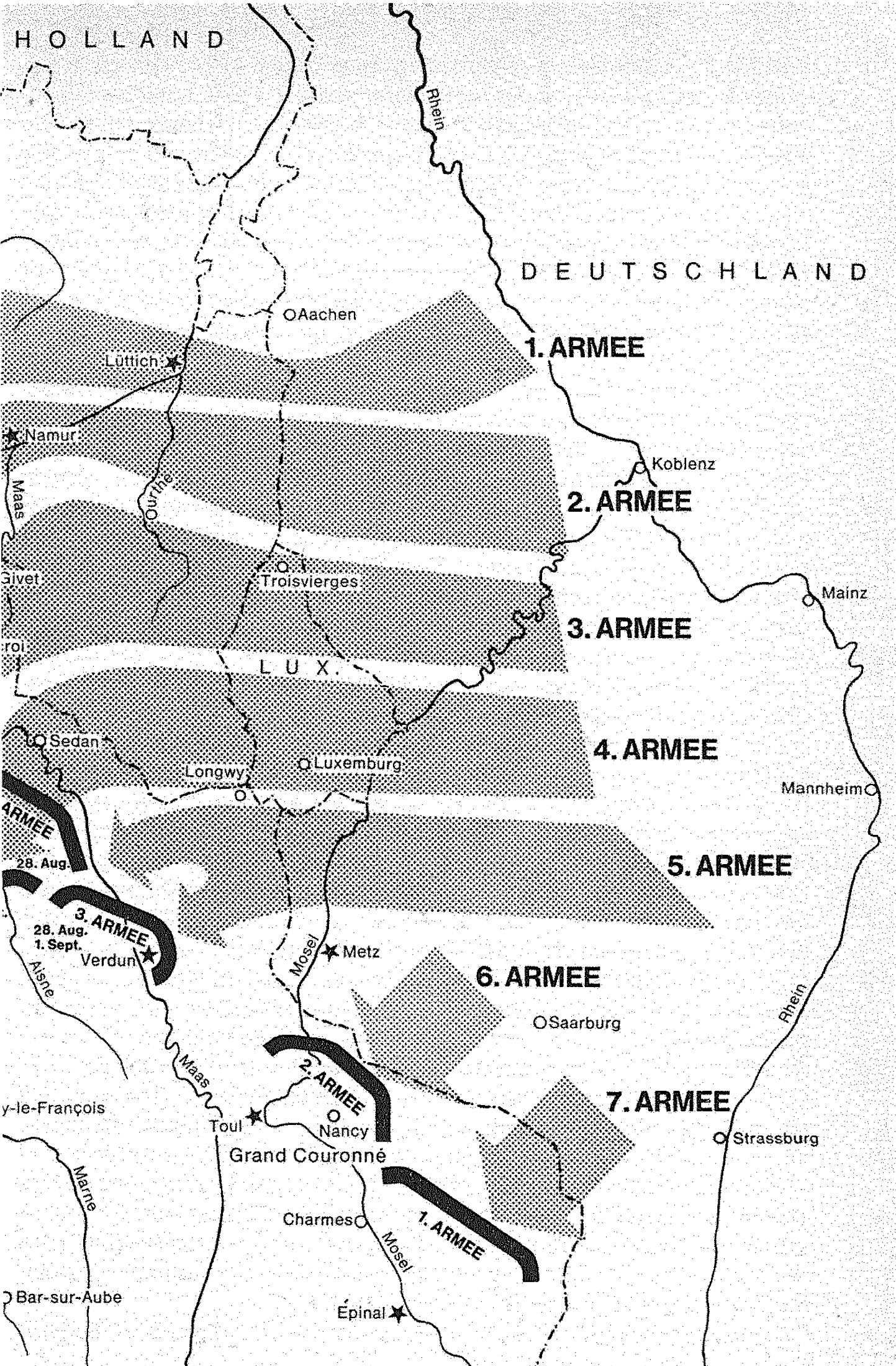
Am nächsten Tag, dem 28. August, frühmorgens erschien Joffre selbst in Marie, wo er einen übernächtigen und verstörten Lanrezac antraf, der aufgeregt gestikulierend dem Plan einer Gegenoffensive widersprach. Als Lanrezac hartnäckig bei seiner Auffassung blieb, man riskiere einen Angriff des Feindes von rechts, während seine eigene gesamte Armee nach Westen ausgerichtet sei, bekam Joffre plötzlich einen heftigen Wutanfall und brüllte: «Wollen Sie Ihres Kommandos enthoben werden? Sie sollen ohne Widerrede marschieren. Das Schicksal des Feldzuges liegt in Ihrer Hand.» Dieser aufsehenerregende Ausbruch schlug Wellen bis nach Paris und wurde auf dem Wege dorthin so aufgebauscht, dass er sich am nächsten Tag in Poincarés Tagebuch in der Version niederschlug, Joffre habe Lanrezac mit Erschiessung gedroht, wenn er zaudere oder dem Befehl zum Angriff nicht gehorche.

In der festen Überzeugung, dass der Plan falsch sei, weigerte sich Lanrezac, ohne schriftliche Weisung vorzugehen. Joffre war, nachdem er sich wieder beruhigt hatte, einverstanden und unterzeichnete einen nach seinem Diktat von Lanrezacs Stabschef aufgesetzten Befehl. Nach Joffres Ansicht hatte ein Kommandeur, der seine Order und seine Pflichten kannte, keinen weiteren Grund zur Beunruhigung; und er hätte wohl zu Lanrezac sagen können, was er später einmal zu Pétain sagte, als er ihm befahl, Verdun unter Artilleriefeuer zu nehmen, wie es die Geschichte bis dahin noch nicht kannte: «*Eh bien, mon ami, maintenant vous êtes tranquille.*»

Alles ahndere als beruhigt nahm Lanrezac seine Aufgabe entgegen, bestand jedoch darauf, nicht vor dem nächsten Morgen bereit sein zu können. Den ganzen Tag über, während die Fünfte Armee in schwierigen und komplizierten Verschiebungen ihre Schwenkung vollzog und die einzelnen Korps aneinander vorbeizogen, rief das GQG immer wieder an und verlangte «Beeilung», bis Lanrezac wütend wurde und seinem Stab befahl, nicht mehr ans Telefon zu gehen.

Am selben Tag führten die Engländer das Expeditionskorps so rasch nach Süden, dass die Soldaten um die Ruhepause kamen, die sie viel nötiger brauchten als Distanz vom Feind. Obwohl von Kluck die Engländer am 28. August nicht beunruhigte, waren Sir John French und Wilson so ängstlich um Beschleunigung des Rückzugs bemüht, dass sie Befehl gaben, die Transportfahrzeuge «von aller Munition und sonst nicht unbedingt notwendigem Gepäck zu erleichtern» und statt dessen Soldaten zu befördern. Auf Munition verzichteten hiess, die Fortsetzung des Kampfes aufgeben. Da das britische Expeditionskorps nicht auf eigenem







Boden focht, war sein Kommandeur entschlossen, seine Streitkräfte aus der Front herauszuziehen, ohne Rücksicht darauf, wie das auf seine Verbündeten wirken musste. Die französische Armee hatte die Eröffnungsschlacht verloren und befand sich in einer ernsten, ja verzweifelten Lage, in der jede Division zählte, die die Niederlage verhindern half. Doch sie war weder durchbrochen noch vom Feind umfasst; sie kämpfte verbissen, und Joffre liess klar erkennen, dass er auch weiter kämpfen wollte. Dennoch erlag Sir John French der Furcht vor einer tödlichen Gefahr und war entschlossen, das Expeditionskorps davor zu bewahren, in eine französische Niederlage hineingezogen zu werden.

Die Frontkommandeure teilten den Pessimismus der Hauptquartiere nicht. Nur mit Widerwillen nahmen sie einen Befehl entgegen, der praktisch jeden Gedanken an Weiterkämpfen ausschloss. Haigs Stabschef, General Gough, zerriss ihn in seinem Zorn. Smith-Dorrien, der seine eigene Lage für «ausgezeichnet» hielt, da der Feind nur in «schwachen Verbänden» zu sehen war, die sich «in respektvoller Entfernung hielten», gab seiner 3. und 5. Division Gegenbefehl. Doch General Snow von der 4. Division erfuhr das zu spät. Er hatte einen direkten Befehl «An Snowball von Henry» erhalten, er möge «seine lahmen Enten sammeln und sich schleunigst auf den Weg machen»; und diesen hatte er auch schon ausgeführt, allerdings mit «sehr deprimierender Wirkung» auf die Truppe, die glauben musste, sie befände sich in äusserster Gefahr, und auf diese Weise ihre Ausrüstung einbüsste, soweit sie sie nicht am Leibe trug.

Der britische Rückzug ging in Staub und Hitze, Mutlosigkeit und unsäglicher Erschöpfung weiter. Beim Zug durch St.-Quentin gaben es die ermüdeten Reste zweier Bataillone auf; sie stellten ihre Gewehre im Bahnhof zusammen, liessen sich auf dem Bahnhofsvorplatz nieder und weigerten sich weiterzugehen. Sie erklärten Major Bridges, dessen Kavallerie den Befehl hatte, die Deutschen bis zur völligen Räumung der Stadt abzuwehren, ihre Offiziere hätten dem Bürgermeister schriftlich versichert, sie würden sich ergeben, um die Stadt vor weiterem Artilleriebeschuss zu retten. Da er die Bataillonskommandeure, die er kannte und die älter waren als er, nicht zur Rede stellen wollte, suchte Bridges verzweifelt nach einer Kapelle, mit der er die zwei- oder dreihundert mutlosen Soldaten, die da auf dem Platz umherlagen, anfeuern könnte. «Warum nicht? Es gab da einen Spielzeugladen, der mich und meinen Trompeter mit einer Trommel und einer Blechpfeife versah, und so marschierten wir rings um den Brunnen, an dem die Männer wie Tote lagen, spielten die ‚British Grenadiers‘ und ‚Tipperary‘ und schlugen wie verrückt auf die Trommel.» Die Leute setzten sich auf und fingen an zu lachen, dann wurden Beifallsrufe laut, schliesslich erhob sich einer nach dem anderen, und «wir marschierten langsam nach der Musik unserer improvisierten Kapelle, die jetzt durch ein paar Mundharmonikas verstärkt war, in die Nacht hinaus».

Sir John French liess sich weder durch Pfeifen noch Trommeln aufheitern; er

sah nur seinen eigenen Abschnitt und war überzeugt, dass der Kaiser «in seiner Erbitterung und seinem Hass tatsächlich die Schwächung anderer Frontteile riskiert» habe, nur um eine eindeutige Übermacht zusammenzubekommen, mit der er die Engländer «vernichten» könne. French verlangte, Kitchener möge ihm die 6. Division schicken, und als Kitchener erwiderte, man könne sie in England nicht entbehren, ehe Truppen aus Indien die Lücke füllten, erschien ihm diese Weigerung «höchst enttäuschend und verletzend». Tatsächlich hatte Kitchener nach dem Schreck von Mons einen Augenblick daran gedacht, die 6. Division zu einer Landung in der deutschen Flanke an der belgischen Küste zu benutzen. Der alte, von Fisher und Esher so lange befürwortete Plan, das britische Expeditionskorps nicht als Appendix der französischen Front, sondern zur selbständigen Kriegführung in Belgien einzusetzen, verschwand nie ganz aus der Vorstellung der Engländer. Jetzt probierte man ihn – wie auch zwei Monate später wieder in Antwerpen – im Kleinen, aber vergeblich. Statt der 6. Division landeten am 27. und 28. August in Ostende drei Bataillone der britischen Marineinfanterie und versuchten deutsche Kräfte zu binden. 6'000 Belgier stiessen zu ihnen, die nach dem Fall Namurs sich dem französischen Rückzug angeschlossen hatten und jetzt in englischen Schiffen nach Ostende gebracht wurden. Wie sich herausstellte, waren sie jedoch nicht in der Verfassung zu kämpfen. Da sich die Front inzwischen durch den Rückzug in Frankreich zu weit entfernt hatte, war die Operation bedeutungslos geworden, und die Marineinfanterie wurde am 31. August wieder eingeschifft.

Bevor sich das ereignete, räumte Sir John French seine vorgeschobene Basis in Amiens, die jetzt durch von Klucks Wendung nach Westen bedroht war, und befahl am folgenden Tag, die britische Hauptbasis von Le Havre nach St. Nazaire an der Südküste der Bretagne zu verlegen. Diese Massnahme spiegelte genauso wie der Befehl zum Wegwerfen der Munition das einzige Verlangen, das French jetzt beseelte – aus Frankreich wegzukommen. Henry Wilson, der diesen Wunsch einerseits teilte, andererseits sich seiner auch schämte, schritt nach dem Zeugnis eines Kameraden «langsam im Zimmer auf und ab; er hatte jenen komischen schrulligen Gesichtsausdruck, der ihm eigen war, und klatschte leicht in die Hände, um den Takt zu den leise gesungenen Worten zu schlagen: ‚Und wir kommen nicht hin, und wir kommen nicht hin.‘ Als er an mir vorüberkam, fragte ich: ‚Wohin denn, Henry?‘ Und er sang weiter: ‚An das Meer, an das Meer, an das Meer.‘»

## 20 Die Front heisst Paris

Die Grands Boulevards waren leer, die Geschäfte hatten ihre Fensterläden geschlossen, Omnibusse, Strassenbahnen, Automobile und Pferdedroschken waren verschwunden. Statt dessemtrieb man über die Place de la Concorde Schafherden, die auf dem Weg zur Gare de l'Est waren, wo sie an die Front verladen werden sollten. Unbeeinträchtigt vom Strassenverkehr enthüllten Plätze und Durchblicke die ganze Schönheit ihrer Architektur. Nachdem die meisten Zeitungen ihr Erscheinen eingestellt hatten, waren die Kioske nur sparsam mit den noch überlebenden Einblattausgaben behängt. Alle Touristen waren verschwunden, das Ritz unbewohnt, das Meurice ein Lazarett. Diesen einen August in seiner Geschichte war Paris wirklich französisch – und stumm. Die Sonne schien, Springbrunnen funkelten auf dem Rond Point, die Bäume waren grün, die Seine floss still und unberührt dahin, leuchtender Flaggenschmuck in den Farben der Verbündeten erhöhte die blassgraue Anmut der schönsten Stadt der Welt.

In dem unübersehbaren Block des Hôtel des Invalides schlug sich Gallieni mit widerspenstigen und schwerfälligen Bürokraten herum, um die radikalen Massnahmen durchzuführen, die nötig waren, wenn er den Begriff «Feldbefestigungen» in die Realität umsetzen wollte. In seinen Augen sollten diese eine Operationsbasis darstellen – ihm schwebte nicht etwa ein Troja vor, das sich vor einer Belagerung in sich selbst zurückgezogen hatte. Aus der Erfahrung mit Lüttich und Namur wusste er, dass Paris einem Beschuss durch die neuen, schweren Belagerungsgeschütze des Feindes nicht widerstehen konnte.

Sein Plan war, nicht eine Einschliessung abzuwarten, sondern vor dem Befestigungsring eine Schlacht zu liefern. Das Studium der Kriege auf dem Balkan und in der Mandchurei hatte ihn überzeugt, ein System schmaler und tiefer Gräben, geschützt von Erdwällen und Baumstämmen, flankiert von Stacheldrahtverhau und Wolfsgruben – das sind Gruben mit breiten Öffnungen und zugespitzten Pfählen auf dem Grund – und besetzt mit ausgebildeten und entschlossenen Truppen, die mit Maschinengewehren ausgerüstet waren, müsse praktisch unbezwingbar sein. Ein solches System wollte er nun in den Zwischenräumen zwischen den Artilleriestellungen anlegen, obwohl er noch keine Armee hatte, mit der er diese Verteidigungsanlagen besetzen konnte.

Jeden Tag rief er in, zunehmender Verzweiflung das GQG an, manchmal sogar zwei- oder dreimal, und verlangte seine drei aktiven Korps. Er schrieb an Joffre, schickte Kuriere, bearbeitete den Kriegsminister und den Präsidenten und wies sie immer wieder darauf hin, dass Paris in keiner Weise gerüstet sei. Bis zum 29. August hatte er eine einzige Marinebrigade unter seinem Befehl, die weniger ihn, Gallieni, als die Bevölkerung erfreute, wenn sie ganz in Weiss mit schriller Blasmusik durch die Strassen marschierte. Er teilte die bevorstehenden Aufgaben in drei Gruppen ein: militärische Verteidigung, moralische Verteidigung und Versorgung. Wollte man sie erfüllen, so hiess es in jedem Fall, der Öffentlichkeit reinen Wein einschenken. So sehr Gallieni die Politiker verachtete, so hoch achtete er die Bevölkerung von Paris, auf die man sich nach seiner Überzeugung im Augenblick der Gefahr verlassen konnte. Er glaubte, dass Poincaré und Viviani dem Land nicht die Wahrheit sagen wollten, und hatte sie im Verdacht, ein «albernes Theater» vorzubereiten, um das Volk zu täuschen. Seine Bemühungen um die Ermächtigung, Gebäude abzureissen, die in der Schusslinie der Forts lagen, wurden dadurch erschwert, dass die Regierung Bedenken hatte, die Bevölkerung zu alarmieren. Sollte ein Haus abgetragen werden, so war eine Bescheinigung nötig, die sowohl vom Bezirksbürgermeister als auch vom Chef der Pioniere unterzeichnet war und den Entschädigungswert für den Besitzer festsetzte – ein Vorgang, der Anlass zu endlosen Scherereien und Verzögerungen wurde. An jede Entscheidung spann sich dann noch eine weitere «byzantinische» Debatte an, und zwar mit Leuten, nach deren Behauptung Paris als Regierungssitz kein «befestigter Platz» sein könne, der militärisch verteidigt werden müsse. Der Gegenstand bot, wie General Hirschauer es voller Unwillen formulierte, ein «weites Feld für Streitereien»; er fürchtete, den Befürwortern einer offenen Stadt werde demnächst der Beweis gelingen, dass sogar der Posten eines Militärgouverneurs schon gesetzwidrig sei. «Ohne Unterlagen kann man die Juristen nicht überzeugen», erklärte er.

Gallieni beschaffte diese. Am 28. August wurde die militärische Zone auf Paris und das beiderseits angrenzende Gebiet nördlich der Seine ausgedehnt. Die Stadtverwaltung von Paris wurde damit dem Militärgouverneur unterstellt. Um zehn Uhr vormittags liess Gallieni seine militärischen und zivilen Dienststellenleiter als Verteidigungsrat zusammentreten, der bereits eine Viertelstunde später wieder aufgehoben wurde, ohne dass sich jemand auch nur hingesetzt hätte. Die Mitglieder wurden ersucht, jede Erörterung darüber zu unterlassen, ob Paris verteidigt werden solle oder nicht, sondern einfach zu bestätigen, dass die Anwesenheit des Feindes die Proklamation des «Verteidigungszustandes» erfordere. Die Schriftstücke, die die gesetzliche Handhabe dafür boten, waren bereits fertiggestellt und lagen auf dem Tisch. Gallieni forderte jeden Einzelnen zur Unterzeichnung auf und erklärte unmittelbar danach den Rat für vertagt. Das war die erste und letzte Sitzung, zu der er ihn zusammenrief.

Er ging rücksichtslos an die Durchführung der Verteidigungsmassnahmen und verschwendete weder Zeit noch Mitgefühl an Nörgler oder Unentschlossene, an Schwäche oder Unfähigkeit. Wie Joffre ging er erbarmungslos gegen jede Inkompetenz vor und entliess schon am ersten Tag seiner Amtstätigkeit einen Pioniergeneral und zwei Tage später einen weiteren General. Alle Vorortsbewohner, «selbst die ältesten und unfähigsten», wurden zur Arbeit mit Hacke und Schaufel herangezogen. Er erliess den Befehl, innerhalb von vierundzwanzig Stunden 10'000 Spaten und Spitzhacken einzusammeln, und schon am Abend waren sie da. Als Gallieni gleichzeitig auch befahl, 10'000 Jagdmesser herbeizuschaffen, die als Werkzeuge benutzt werden sollten, wandte der Bearbeiter ein, das sei unmöglich, da deren Verkauf verboten sei. «Ein Grund mehr», erwiderte Gallieni, indem er ihn über den Klemmer hinweg scharf fixierte, und die Messer wurden beigebracht.

Am 29. August befand sich das Gebiet um Paris innerhalb eines Radius von etwa dreissig Kilometern – von Melun im Süden bis Dammartin und Pontoise im Norden – unter der Befehlsgewalt Gallienis. Man bereitete die Sprengung von Brücken in diesem Umkreis vor. Soweit sie als «Kunstwerke» und Bestandteil des «nationalen Erbes» registriert waren, richtete man ein besonderes Bewachungssystem ein, das dafür sorgte, dass sie nur im Falle äusserster Not im letzten Augenblick zerstört werden würden. Alle Zugänge zur Stadt, selbst die Abwasserkanäle, wurden verbarrikadiert. Man organisierte Bäcker, Metzger und Gemüsegärtner und holte Vieh in die Stadt, das im Bois de Boulogne weidete. Um möglichst rasch zu einem Munitionsvorrat zu kommen, requirierte Gallieni «alle nur verfügbaren Transportmittel» einschliesslich der Taxis von Paris, die so sehr bald unsterblich werden sollten. Dem Artilleriestab des Feldbefestigungsgürtels gehörte der schon zur historischen Figur gewordene frühere Hauptmann und jetzige Major Alfred Dreyfus an, der mit fünfundfünfzig Jahren in den aktiven Dienst zurückgekehrt war.

An der Front in Lothringen hielten die Erste und die Zweite Armee unter dem furchtbaren Druck der Geschütze Rupprechts noch immer tapfer und ausdauernd die Mosellinie. Ihre Front wankte und beulte sich aus, stellenweise war sie auch schon von deutschen Keilen durchbrochen. Doch französische Flankenangriffe pressten diese zusammen und liessen keine grössere Ausweitung der Durchbrüche zu. Die Schlacht ging weiter. Rupprechts Armeen suchten nach der schwächsten Stelle, und Dubail und Castelnau, denen Joffre Truppen für den Westen entzog, wussten nicht, ob überhaupt und wie lange sie würden aushalten können. In den von den Deutschen genommenen Ortschaften wiederholten sich die Vorgänge von Belgien. In Nomeny, in den Aussenbezirken von Nancy, «haben Zivilisten auf unsere Truppen geschossen», erklärte der deutsche Gouverneur von Metz in einem Maueranschlag. «Ich habe deshalb angeordnet, dass das Dorf zur Strafe niedergebrannt wird. Nomeny ist also inzwischen zerstört.»

Zur Linken Castelnau, wo sich die Front nach Westen wandte, wich Ruffeys Dritte Armee, durch den Abzug der Divisionen Maunourys aus dem Gleichgewicht gebracht, hinter die Maas unterhalb Verdun zurück. Die Vierte Armee neben ihr, die am 28. August ihre Stellung unverändert beibehalten hatte, um zu beweisen, dass es sich um einen «strategischen» Rückzug und nicht um eine Flucht handle, erhielt zum Ärger General de Langles den Befehl, am 29. August den Rückzug fortzusetzen. Noch weiter links, wo der Druck gegen die französische Front am stärksten war, vollendete General Lanrezacs Armee die Schwenkung als Vorbereitung für den Gegenangriff auf St.-Quentin, zu dem Joffre ihren Kommandeur wider Willen zwang. Am äussersten Ende der Frontlinie ging Maunourys Sechste Armee gerade in Stellung. Zwischen Maunoury und Lanrezac zog Sir John French das britische Expeditionskorps heraus, obwohl er wusste, dass am nächsten Tag eine Schlacht bevorstand. Beinahe wäre dieser Vorgang durch einen höchst notwendigen Akt englisch-französischer Zusammenarbeit unterbrochen worden, als nämlich Haig Lanrezac davon benachrichtigte, dass seine Truppen «völlig angriffsbereit» seien und er den Wunsch habe, «direkte Fühlung mit der Fünften Armee aufzunehmen und im Einvernehmen mit ihr sich an der geplanten Aktion bei St.-Quentin zu beteiligen». Ein Offizier aus Lanrezacs Stab eilte unverzüglich zu Haig, den er malerisch auf einem Hügel stehend antraf, während eine Ordonnanz sein Pferd hielt und neben ihm an einer in den Boden gepflanzten Lanze ein Wimpel mit dem weissen Kreuz flatterte. Haig erklärte, nach den Meldungen seiner Luftaufklärer bewege sich der Feind südwestlich von St.-Quentin, indem er «seine Flanken beim Vormarsch exponiere».

«Gehen Sie rasch zu Ihrem General zurück und melden Sie ihm das... Er soll handeln. Ich brenne darauf, bei diesem Angriff mit ihm zusammenzuarbeiten.» Der Offizier löste mit dieser Meldung bei Lanrezac «lebhaftes Befriedigung» aus und veranlasste ihn so «zu ein paar freundlichen Worten über Sir Douglas Haig». Man vereinbarte ein gemeinsames Vorgehen am nächsten Morgen, vorausgesetzt allerdings, dass der britische Oberkommandierende seine Einwilligung gäbe. Um zwei Uhr nachts kam die Nachricht vom GHQ, Sir John French verweigere seine Zustimmung mit der Begründung, die Truppen seien «sehr erschöpft und brauchten wenigstens einen Tag Ruhe». Diese Forderung traf für das I. Korps, dessen Kommandeur sich selbst kampfbereit gemeldet hatte, keineswegs zu, um so mehr aber für das II. Korps. Lanrezac explodierte vor Wut. «*C'est une félonie!*» (Das ist ja Verrat!) brüllte er, und wie er sich dann noch «über Sir John French und die britische Armee» äusserte, war nach dem Bericht eines Ohrenzeugen «schrecklich und unverzeihlich».

Trotz alledem hatte Lanrezac gar keine andere Wahl – er musste angreifen; denn er war zwischen dem anrückenden Bülow und Joffre eingeklemmt, der sich zur Überwachung der Offensive aufgemacht hatte. Bülow war durch Befehle, die man bei einem gefangenen französischen Offizier gefunden hatte, von dem bevor-

stehenden Angriff unterrichtet und wurde daher nicht überrascht. Joffre, der an Lanrezacs Angriffsgeist zweifelte, traf schon am frühen Morgen in Laon ein, wo Lanrezac jetzt sein Hauptquartier hatte, um ihm mit seiner eigenen unerschöpflichen Kaltblütigkeit den Rücken zu stärken. Laon liegt auf einem erhöhten Plateau, von dem aus der Blick kilometerweit wogende Felder umfasst, die sich wie die Wellen eines grünen Meeres heben und senken. Dreissig Kilometer nördlich stand in einem grossen Halbkreis die Fünfte Armee, den Blick nach Nordwesten auf Guise und St.-Quentin gerichtet. Vom Turm der Kathedrale am höchsten Punkt der Stadt starteten Wasserspeier, aus Stein gehauene Kuhköpfe, mit der diesen Tieren eigenen Gelassenheit über die Landschaft. Unter ihnen sass ebenso schweigsam und ruhig Joffre und beobachtete, wie Lanrezac seine Befehle diktierte und die Schlacht leitete. Drei Stunden lang verharrte er dort, ohne ein einziges Wort zu sagen, bis er mit Befriedigung feststellte, dass der General «Autorität und Methode» bewies. Dann erst gestattete er sich ein gutes Mittagessen im Bahnhofsrestaurant, ehe er mit seinem Blitzfahrer zum nächsten Vorhaben aufbrach.

Dieses Vorhaben bestand darin, Sir John French ausfindig zu machen, den er im Verdacht hatte, dass er seinen Blick auf die Kanalküste richte und «möglichst für lange Zeit aus unserer Kampflinie verschwinden» werde. Der Platz, den er an der Front zwischen Lanrezacs Armee und der sich eben formierenden Sechsten Armee Maunourys einnahm, war jetzt ganz entscheidend und stand dennoch ausserhalb der Kontrollbefugnis Joffres. Er konnte Feldmarschall French keine Befehle erteilen wie Lanrezac und konnte ihn auch nicht zum Kämpfen zwingen, indem er sich schweigend als Aufsichtführender hinter ihn setzte. gelang es Joffre jedoch, die Engländer zum Aushalten zu überreden, so liess sich, wie er hoffte, eine Front an der Aisne längs der Linie Amiens-Reims-Verdun bilden, von der aus man die Offensive wiederaufnehmen konnte. Nachdem das britische Hauptquartier am vorhergehenden Tag wiederum ein Stück zurückverlegt worden war, hatte sich Sir John nunmehr in Compiègne niedergelassen, das fünf- undsechzig Kilometer oder – für seine erschöpften Leute – etwa drei Tagemärsche von Paris entfernt lag. Während die benachbarte französische Fünfte Armee diesen ganzen Tag lang bei Guise im Gefecht stand und den Druck des Feindes auffing, ruhte sich die englische Armee aus. Am Tag zuvor war sie zurückgegangen, ohne verfolgt zu werden; jetzt aber kam sie nach acht heissen Marschtagen, an denen sie geschantzt und kleine und grosse Gefechte geliefert hatte, endlich zum Stehen. Das II. Korps legte in den Abendstunden noch eine kurze Marschstrecke zurück, um die Oise hinter sich zu bringen, während das I. Korps einen vollen Tag lang im Walde von St. Gobain in Ruhe lag, nur acht Kilometer von der Stelle entfernt, wo der linke Flügel der Armee Lanrezacs, nach vierzehn Tagen pausenlosen Marschierens und Kämpfens nicht weniger erschöpft, in eine bedeutende Schlacht verwickelt war.

Als Joffre nach Compiègne kam, bat er den britischen Oberbefehlshaber, er möge noch aushalten, bis die Offensive in einem günstigen Augenblick wieder aufgenommen werden könne. Seine Argumente schienen wirkungslos zu bleiben. Er «sah genau», wie Murray den Feldmarschall am Waffenrock zupfte, als wollte er verhindern, dass French sich überreden lasse. Doch das war völlig überflüssig, denn Sir John sagte ohnehin nichts als «Nein, nein» zu Joffre und blieb dabei, dass seine Armee im Hinblick auf ihre Verluste nicht in der rechten Verfassung dafür sei und zwei Tage für Auffrischung und Ruhe brauche. Joffre konnte ihn nicht wie einen französischen General auf der Stelle entlassen; er konnte nicht einmal, wie bei Lanrezac in Marie, mittels eines Wutanfalls zum Ziel kommen. Wenn die Engländer durch ihren Rückzug den Abschnitt zwischen Lanrezac und Maunoury aufgaben, war keine der beiden Armeen in der Lage, ihre augenblickliche Stellung zu halten, und jede Hoffnung auf Durchführung der Generalorder Nr. 2 musste begraben werden. Joffre schied nach seinen eigenen Worten «in sehr schlechter Laune».

Sir John Frenchs Absichten gingen noch weiter, als er Joffre gegenüber zugab. Ohne Rücksicht auf seinen Verbündeten, dem die Niederlage drohte, beauftragte er jetzt seinen Etappenchef, Generalmajor Robb, einen Plan für einen «endgültigen und anhaltenden Rückzug genau südwärts beiderseits an Paris vorbei» aufzustellen. Das konnte man nun nicht mehr mit Kitcheners Anweisungen entschuldigen, die ihren Grund in einer entschiedenen Missbilligung der Abhängigkeit Henry Wilsons von Plan 17 hatten und einen allzu angriffslustigen Sir John und einen allzu frankophilen Wilson davon abhalten sollten, die britische Armee in einer von Franzosen geplanten und geleiteten *offensive à outrance* der Gefahr der Vernichtung oder der Gefangennahme auszusetzen. Niemals war es seine Absicht gewesen, die Vorsichtsmassnahmen so weit gehen zu lassen, dass sie praktisch einer Desertion gleichkamen. Doch die Reaktionen des Furchtsamen sind unkontrolliert, und Sir John war jetzt von der Angst gepackt, er könnte seine Armee verlieren und mit ihr seinen Ruf und seinen Namen.

Seine Truppen stellten keineswegs, wie er vorgab, eine geschlagene Armee dar, die nicht in der Lage war weiterzukämpfen. Ihrer eigenen Aussage nach waren sie durchaus nicht gesonnen aufzugeben... Oberstleutnant Frederick Maurice vom Stab der 3. Division berichtete, trotz Erschöpfung, wunder Füße und des durch Zeitmangel verursachten Ausfalls warmer Verpflegung grenze «der Auftrieb, den eine warme Mahlzeit, eine ruhige Nacht und ein Bad geben, ans Wunderbare», und das eben sei es, was «unsere Armee am notwendigsten brauchte... um für den Kampf wieder in Form zu kommen». Rittmeister Ernest Hamilton vom 11. Husarenregiment erklärte, das britische Expeditionskorps sei nach seinem Ruhetag am 29. August «jetzt tadellos in Ordnung und könne jeden Augenblick kehrtmachen und den Kampf aufnehmen». General Macready, General-Adjutant beim Expedi-



tionskorps, sagte, «alles was sie brauchen, ist Ruhe und Verpflegung, dann sind sie wieder willig und bereit», den Deutschen zu zeigen, was sie leisten können.

Trotz alledem teilte Sir John French Joffre am nächsten Tag endgültig mit, dass die britische Armee «weitere zehn Tage lang» nicht in der Lage sein werde, ihren Platz an der Front einzunehmen. Hätte er zehn Tage Zeit verlangt, wenn er London statt Paris im Rücken gehabt hätte, so wäre es mit seinem Kommando endgültig vorbei gewesen. Bei der jetzigen Lage der Dinge aber blieb Sir John French noch anderthalb Jahre Oberkommandierender.

Da er an jenem Nachmittag darauf aus war, seine Leute in Marsch zu setzen und sie ausser Reichweite des Feindes zu bringen, suchte er Lanrezac dazu zu bewegen, seine Schlacht abubrechen und Schulter an Schulter mit ihm den Rückzug fortzusetzen, wobei es French allerdings weniger um Lanrezacs freie Flanke als um den Schutz seiner eigenen Flanke ging. Henry Wilson bemühte sich, einen entsprechenden Befehl für die Fünfte Armee zu erhalten, rief zu diesem Zweck das Hauptquartier an, stellte fest, dass Joffre noch nicht zurück war, und sprach mit General Berthelot, der seinerseits die Verantwortung dafür ablehnte, es aber immerhin zuwege brachte, dass Wilson Joffre abends um 19.30 Uhr im Hotel Lion d'Or in Reims abfangen konnte. Wo Joffre seine Mahlzeiten einnehmen würde, wusste man immer. Wilson traf ihn auch wirklich, doch seine Überredungskünste blieben ohne Erfolg. Joffre sagte nichts weiter als: «Lanrezac muss bis zum Ende durchhalten», ohne sich näher darüber auszulassen, was er unter «Ende» verstand. Als Wilson mit dieser Nachricht zurückkam, entschloss sich Sir John, nun nicht mehr zu warten, und gab den Befehl, das Expeditionskorps möge am nächsten Tag seinen Rückzug fortsetzen.

Inzwischen war Lanrezacs Vormarsch auf St.-Quentin auf Schwierigkeiten gestossen. Ein Regiment des XVIII. Korps, das den Befehl hatte, ein Dorf unten an der Strasse zu nehmen, ging vor, während es Schrapnells hagelte, Granaten «die Strasse zerschmetterten und Äste in grossen Stücken von den Bäumen rissen», wie ein überlebender Feldwebel schrieb.

«Es war Blödsinn, sich hinzulegen, man konnte ebensogut weitergehen ... Hier und da lagen Männer flach auf dem Bauch oder auf dem Rücken. Sie waren tot. Einer lag unter einem Apfelbaum, das ganze Gesicht war ihm weggerissen. Sein Kopf schwamm in Blut. Zur Rechten riefen Trommeln, von Trompeten begleitet, zum Bajonettangriff. Die Linie unseres Vorstosses war durch das Aufblitzen der gegen den blauen Himmel gerichteten Bajonette markiert. Der Trommelrhythmus wurde immer schneller. ‚Vorwärts!‘ Alles schrie: ‚Vorwärts!‘ Es war ein herrlicher Augenblick. Ein elektrisierender Schauer durchrann mich und liess meine Haare sich sträuben. Die Trommeln schlugen voller Wut, der warme Wind trug die Trompetensignale herüber, die Soldaten brüllten – sie waren im Angriffstau- mel... Plötzlich hiess es halt. Ein Angriff auf ein gut verteidigtes Dorf etwa acht-

hundert Meter vor uns war Torheit. Es kam der Befehl: ‚Hinlegen, Deckung nehmen!‘»

Der Angriff auf St.-Quentin wurde zurückgeschlagen, und wie Lanrezac vorausgesehen hatte, entwickelte der Feind einen starken Druck auf die rechte Flanke. Bülow griff mit allen seinen Truppen an, statt den französischen Vorstoss abzuwarten und damit Kluck und Hausen Gelegenheit zu geben, den Feind im Rücken zu fassen. Da er glaubte, es handle sich nur mehr um die Todeszuckungen einer geschlagenen Armee, sah er dem «weiteren Kampf mit voller Zuversicht» entgegen. In einem Abschnitt wurden die Franzosen über die Oise zurückgeworfen, und es entstand eine Panik, als die Brücken und die anschliessenden schmalen Strassen sich verstopften. Lanrezac entwickelte, wie selbst sein kritischster Beobachter zugeben musste, «grösste Beweglichkeit und Umsicht», indem er unverzüglich befahl, die Aktion St.-Quentin abzubrechen und die Kräfte neu zu gruppieren, um die Lage zur Rechten bei Guise zu entlasten.

Franchet d'Esperey, der Kommandeur des I. Korps, der flinke, stämmige, von der Sonne Tonkings und Marokkos braungebrannte kleine General, dem nach Poincarés Worten «Depressionen fremd waren», erhielt den Befehl, das III. und X. Korps zu seiner Linken und Rechten zu sammeln. Mit Hilfe von Offizieren, die zu Pferde vor der Front auf und ab sprengten, und von Musikkapellen, die wieder einmal die raschen hellen Klänge von «*Sambre et Meuse*» erschallen liessen, stellte er bis halb sechs Uhr nachmittags die Lage wieder her. Die Franzosen gingen von Neuem zum Angriff vor, der durch Artillerief Feuer vorbereitet war. Auf der Brücke von Guise lagen Haufen gefallener Feinde. Am jenseitigen Ufer wurde der Widerstand planlos – die Franzosen spürten, dass er nachliess. «Die Deutschen liefen davon», schrieb ein Beobachter, und die Franzosen, «die ausser sich waren vor Freude über dieses neue, langersehnte Erlebnis, wurden in einer prachtvollen Siegeswelle nach vorn getragen».

Als der Feldwebel, der am Angriff auf St.-Quentin teilgenommen hatte, in das Dorf zurückkehrte, von dem er am Morgen aufgebrochen war, begegnete ihm ein Freund, der die Lage kannte. «Er sagte, es sei ein grosser Tag gewesen. Unsere Schlappen spiele keine Rolle. Der Feind sei zurückgeschlagen, der Sieg sei unser. Der Oberst sei von einer Granate getroffen und beim Transport gestorben. Major Theron habe einen Brustschuss. Hauptmann Gilberti werde seine Verwundung nicht überleben. Von den Männern seien viele gefallen oder verwundet. Er wiederholte, es sei ein guter Tag gewesen, denn das Regiment werde zwei Tage am gleichen Ort bleiben.»

Der Rückzug des Gardekorps – der Elite der Bülow'schen Armee – riss die benachbarten Verbände mit sich und verschaffte Lanrezac einen taktischen Sieg, wenn auch nicht bei St.-Quentin, so doch wenigstens bei Guise. Aber er stand nun allein und exponiert mit der Front nach Norden, während seine Nachbarn auf bei-

den Seiten, die Engländer und die Vierte Armee, jede um einen vollen Tagesmarsch ihm voraus, ihren Rückzug fortsetzten und seine Flanken mit jedem Schritt weiter aufrissen. Sollte die Fünfte Armee gerettet werden, so musste sie unverzüglich die Schlacht abbrechen und sich wieder mit ihren Partnern vereinen. Doch Lanrezac konnte von Joffre keine entsprechende Anweisung erlangen, da sich dieser bei Lanrezacs Anruf nicht im GQG befand.

«Soll die Fünfte Armee den Abschnitt Guise-St.-Quentin halten auf die Gefahr hin, dass sie gefangengenommen wird?» fragte Lanrezac General Belin, Joffres Stellvertreter.

«Was soll das heissen – die Armee gefangennehmen lassen! Das ist doch absurd!»

«Sie verstehen mich nicht. Ich befinde mich hier auf den ausdrücklichen Befehl des Oberkommandierenden... Ich kann nicht auf meine eigene Verantwortung nach Laon zurückgehen. Es ist Sache des Oberkommandierenden, mir den Befehl zum Rückzug zu geben!» Lanrezac wollte diesmal nicht wie bei Charleroi der Schuldige sein.

Belin weigerte sich, die Verantwortung zu übernehmen, und erklärte, er werde die Frage Joffre vorlegen, sobald dieser zurück sei. Als Joffre dann kam, wirkte er zwar immer noch zuversichtlich und ruhig, doch seine Hoffnungen waren nun zum zweiten Male zusammengebrochen, und zwar noch gründlicher als in der Katastrophe an den Grenzen, denn jetzt stand der Feind um so viel tiefer in Frankreich. Er konnte nicht wissen, dass Lanrezacs Widerstand für die Armee Bülow's eine ernste Schlappe bedeutet hatte, weil sich die Folgen noch nicht übersehen liessen. Er konnte nur feststellen, dass sich die Fünfte Armee tatsächlich in einer gefährlichen Situation befand, dass das britische Expeditionskorps zurückging und dass «es keine Hoffnung mehr gab, die Verbündeten auf der vorgesehenen Linie festzuhalten». Die Sechste Armee war während ihres Aufmarsches schweren Angriffen durch die beiden Korps des von Kluckschen rechten Flügels ausgesetzt, die Front, die zu halten er gehofft hatte, war zerschlagen; man würde weiteres Gebiet aufgeben müssen, vielleicht bis zur Marne, möglicherweise sogar bis zur Seine.

In dieser Phase, die Engerand später «die tragischste in der Geschichte Frankreichs überhaupt» nannte, geriet Joffre nicht wie Sir John French in Panik; er schwankte auch nicht wie Moltke oder verlor für den Augenblick die Nerven wie Haig oder Ludendorff oder verfiel dem Pessimismus wie Prittwitz. Nie zeigte er, was hinter seiner undurchschaubaren Miene vorging. Wenn er seine Fassung einem Mangel an Vorstellungskraft verdankte, so war das ein Glück für Frankreich. Gewöhnliche Menschen, schrieb Clausewitz, reagieren mit Niedergeschlagenheit, wenn sie Gefahr und Verantwortlichkeit spüren; wo aber diese Dinge «das Urteil beflügeln und kräftigen, da dürfen wir nicht an seltener Seelengrösse zweifeln». Wenn nun auch die Gefahr Joffres Urteilskraft in keiner Weise schärfte, so rief sie doch eine gewisse Seelen- oder Charakterstärke bei ihm hervor. Als alles

um ihn zusammenbrach, wahrte er seinen Gleichmut und die starre Festigkeit – Foch, der ihn am 29. August sah, sprach von einer «wunderbaren Ruhe» – die die französische Armee zusammenhielt in einer Stunde, in der sie gerade diese stärkende Zuversicht am allernötigsten hatte. Als an einem dieser Tage Oberst Alexandre von einem Auftrag bei der Fünften Armee zurückkehrte, entschuldigte er seine melancholische Miene mit «den schlechten Nachrichten, die ich zu überbringen habe». «Was!» erwiderte Joffre. «Glauben Sie denn nicht mehr an Frankreich? Gehen Sie und ruhen Sie sich aus! Sie werden sehen – alles wird gut gehen.»

Am 29. August um zehn Uhr abends gab er Lanrezac Befehl, zurückzugehen und die Brücken über die Oise hinter sich zu sprengen. General d’Amade erhielt Weisung, die Brücken über die Somme bei Amiens zu zerstören und sich zugleich mit Maunourys Armee zurückzuziehen. Der Vierten Armee zur Rechten wurde befohlen, auf Reims zurückzuweichen, und als General de Langle Ruhe für seine Truppen verlangte, erhielt er die Antwort, Ruhe hänge vom Feind ab. Zum bitteren Beschluss des 29. August gab Joffre noch den Befehl, die Räumung von Vitry-le-François vorzubereiten, «jenes Hauptquartiers der zerschlagenen Hoffnungen und verlorenen Illusionen». Das GQG sollte nach Bar-sur-Aube an einen östlichen Nebenfluss der Seine zurückverlegt werden. Diese Neuigkeit verbreitete sich im Stab und machte, wie Joffre missbilligend bemerkte, «die allgemeine Nervosität und Besorgnis» noch grösser.

Infolge eines Fehlers im Stab erreichte Joffres Befehl für die Fünfte Armee Lanrezac erst am nächsten Morgen früh, was ihm eine lange Nacht unnötiger Qual verursachte. Glücklicherweise erneuerte von Bülow das Gefecht nicht und rückte auch nicht nach, als Lanrezac sich absetzte. Die Deutschen tappten über den Ausgang der Schlacht ebenso im Dunkeln wie die Franzosen, und Bülow schien einen merkwürdig gemischten Eindruck davon zu haben, denn er berichtete einerseits an die Oberste Heeresleitung von einem Erfolg, schickte aber gleichzeitig einen Hauptmann seines Stabes zu von Kluck, um ihm mitzuteilen, seine Armee sei «erschöpft von der Schlacht bei Guise und zu einer Verfolgung nicht in der Lage». Die Franzosen, die davon nichts wussten, waren – Joffre genauso wie Lanrezac – nur von einem einzigen Gedanken besessen: die Fünfte Armee vom Feind zu lösen und sie aus der Gefahrenzone in die Front der übrigen französischen Armeen zu überführen, ehe die Deutschen sie links überflügeln könnten.

Inzwischen war die Bedrohung der Stadt Paris durch den herannahenden rechten Flügel der Deutschen offensichtlich geworden. Joffre telegraphierte Gallieni, er möge Sprengladungen unter die Seinebrücken unmittelbar westlich von Paris und unter die Marnebrücken unmittelbar östlich der Stadt legen und Pionierzüge bei jeder Brücke postieren, um sicherzugehen, dass die Sprengbefehle ausgeführt würden. Maunourys Armee würde beim Zurückgehen Paris decken und wäre somit als die Heeresgruppe von drei Korps anzusehen, die Gallieni angefordert hat-

te. Doch für Joffre und das GQG war Paris immer noch ein blosser «geographischer Begriff». Joffre hatte nicht die Absicht, die Stadt um ihrer selbst willen zu verteidigen und zu diesem Zweck Kommando und Verfügungsgewalt über Maunourys Armee Gallieni zu übertragen. Paris würde, so wie er es sah, stehen oder fallen mit dem Ausgang der Schlacht, die er mit der gesamten unter seinem Kommando stehenden Feldarmee schlagen wollte. Die Menschen in Paris jedoch konnten sich nicht in dieser Weise vom Schicksal ihrer Stadt distanzieren.

Die Nachrichten über den Ausgang der Schlacht von St.-Quentin und Guise verdichteten noch die auf ihnen lastende Furcht. Am Morgen der Schlacht stürzte Touron, der Vizepräsident des Senats, ein Industriekapitän aus dem Norden, «wie ein Sturmwind» in das Dienstzimmer Poincarés und behauptete, die Regierung werde «vom GQG betrogen», der linke Flügel sei «umgangen worden, und die Deutschen stehen bei La Fère». Poincaré wiederholte die unentwegte Zusicherung Joffres, dass der linke Flügel halten und dass man die Offensive wiederaufnehmen werde, sobald die Sechste Armee stehe; im Grunde seines Herzens fürchtete er aber, Touron könne doch recht haben. Unkontrollierbare Meldungen sickerten durch und wollten wissen, dass eine grosse Schlacht im Gange sei. Jede Stunde kamen neue Berichte, die einander widersprachen. Am späten Nachmittag stürmte Touron noch einmal herein, aufgeregter denn je. Er hatte eben mit Seline telefoniert, einem Senatorenkollegen vom Departement Aisne, der einen Besitz bei St.-Quentin hatte und die Schlacht vom Dach seines Hauses aus beobachtet konnte. Seline hatte gesehen, wie die französischen Truppen angriffen, er hatte das Mündungsfeuer und die dunklen Explosionswolken am Himmel wahrgenommen und dann bemerkt, wie die Franzosen zurückgeworfen wurden, nachdem die deutschen Verstärkungen wie ein Heer grauer Ameisen aufmarschiert waren. Der Angriff war erfolglos gewesen, die Schlacht war verloren, und Touron verschwand jammernd.

Die zweite Phase der Schlacht – bei Guise – entzog sich der Beobachtung durch den Senator auf dem Dach und war der Regierung noch weniger klar als dem GQG. Eindeutig schien nur zu sein, dass Joffres Versuch, den deutschen rechten Flügel zum Stehen zu bringen, fehlgeschlagen war, dass Paris vor der Belagerung stand und vielleicht bald wieder Ratten essen musste wie vor gut vierzig Jahren. Die Möglichkeit, dass die Hauptstadt fallen könnte, die Frage, ob die Regierung die Stadt verlassen sollte – Dinge, die seit der Schlacht an den Grenzen in den Köpfen der Beamten herumspukten – wurden nun offen und dringlich erörtert.

Oberst Penelon, Verbindungsoffizier zwischen dem GQG und dem Präsidenten, meldete sich frühzeitig am andern Morgen, statt des üblichen Lächelns nun doch einmal eine düstere Miene zur Schau tragend; er gab zu, dass die Lage «sehr ernst» sei. Millerand als Kriegsminister riet sofort zur Verlegung, damit eine Isolierung vom Rest des Landes vermieden werde. Gallieni dagegen, den man eiligst um seine Meinung befragte, schlug vor, bei Joffre telefonisch anzufragen. Joffre

räumte ein, dass die Lage nicht gut sei; die Fünfte Armee habe sich zwar tapfer geschlagen, seine Hoffnungen aber nicht erfüllt; die Engländer hätten «sich nicht vom Fleck gerührt»; man könne den Vormarsch des Feindes nicht bremsen, und Paris sei «ernstlich bedroht». Er riet der Regierung, die Stadt zu verlassen, damit sie durch ihr Verbleiben in der Hauptstadt den Feind nicht erst recht anlocke. Joffre wusste nur zu gut, dass das Ziel der Deutschen die französischen Armeen waren und nicht die Regierung; aber in dem Masse, in dem die Kampfhandlungen sich Paris näherten, würde auch die Gefahr wachsen, dass die Anwesenheit der Regierung in der Kampfzone die Grenzen ihrer Befehlsgewalt verwischte. Zöge sie sich zurück, so wäre der Anlass zur Einmischung beseitigt und die Macht des GQG nur um so grösser. Als Gallieni ihn am Telefon davon zu überzeugen versuchte, dass Paris als materielles und moralisches Zentrum der Kriegsanstrengungen unbedingt verteidigt werden müsse, und neuerlich eine Armee verlangte, um den Feind in offener Feldschlacht anzugreifen, bevor die Stadt eingeschlossen sei, gab er das reichlich verschwommene Versprechen, drei Korps zu schicken, die allerdings nicht die volle Stärke hätten und weitgehend aus Reservedivisionen bestünden. Gallieni gewann den Eindruck, dass Joffre mit dem Gedanken einer Aufgabe von Paris spielte und noch immer keine Lust hatte, Truppen dafür abzugeben.

Dann richtete der Präsident der Republik, zwar «kühl und reserviert» wie immer, aber offensichtlich doch «besorgt, ja mutlos» die Frage an Gallieni, wie lange Paris sich wohl halten könne und ob die Regierung Weggehen solle. «Paris kann sich nicht halten, und Sie sollten sich darauf vorbereiten, so bald als möglich wegzugehen», erwiderte Gallieni. Da er nicht weniger als Joffre wünschte, sich von der Belastung durch die Regierung zu befreien, machte ihm dieser Rat wenig Kummer. Poincaré bat ihn, später wiederzukommen und seine Ansichten dem Kabinett vorzutragen, das sich in der Zwischenzeit versammelte und leidenschaftlich die Frage erörterte, die kaum zehn Tage vorher, als die französische Offensive anlief, ganz undenkbar erschienen wäre.

Poincaré, Ribot und die beiden Sozialisten Guesde und Sembat waren für Bleiben oder wollten doch wenigstens den Ausgang der bevorstehenden Schlacht abwarten. Ihre Begründung war, eine Verlegung könne schwere moralische Folgen haben und zur Verzweiflung, ja zur Revolution führen. Millerand bestand auf Verlegung. Er erklärte, eine Schwadron Ulanen könne möglicherweise unterhalb von Paris durchbrechen und die Eisenbahnlinien nach Süden zerstören; die Regierung dürfe nicht das Risiko eingehen, wie 1870 innerhalb der Hauptstadt abgeschnitten zu werden. Frankreich kämpfe dieses Mal als Teil einer Allianz, und die Regierung habe die Pflicht, mit seinen Verbündeten und der übrigen Welt ebenso in Verbindung zu bleiben wie mit dem restlichen Frankreich. Doumergue machte tiefen Eindruck mit den Worten: «Es gehört mehr Mut dazu, als Feigling

zu erscheinen und die öffentliche Missbilligung zu riskieren, als sich in Todesgefahr zu begeben.» Ein weiterer Gegenstand hitziger Debatten war dann die Frage, ob die Notlage eine neuerliche Einberufung des Parlaments erfordere, die von den Präsidenten der beiden Kammern in erregten Vorsprachen gefordert wurde.

Man liess Gallieni, der voller Ungeduld zu seinen Pflichten zurückzukehren verlangte, eine Stunde lang warten, während die Minister miteinander stritten. Als er schliesslich hineingerufen wurde, sagte er ihnen rundheraus, sie seien «in der Hauptstadt nicht mehr sicher». Sein strenges, soldatisches Äussere und Gehaben und die «Klarheit und Kraft», mit der er sich ausdrückte, machten einen «tiefen Eindruck». Er erklärte, ohne eine Armee für den Kampf vor der Stadt könne er einen Angriff der feindlichen Belagerungsartillerie nicht abwehren; Paris sei nicht im Verteidigungszustand und «könne auch nicht in einen solchen versetzt werden... Es wäre eine Illusion zu glauben, dass die Feldbefestigungen ernsthaften Widerstand leisten können, wenn der Feind in den allernächsten Tagen vor unseren Aussenforts erscheint.» Die Aufstellung einer Armee von vier oder mindestens drei Korps, die unter seinem Kommando vor der Stadt als äusserster linker Flügel der französischen Armee kämpfen könne, sei «unerlässlich». Die Versäumnisse bei der Vorbereitung der Verteidigungsanlagen vor seiner Ernennung zum Gouverneur schrieb er einflussreichen Gruppen zu, die Paris zur offenen Stadt erklärt haben wollten, um es vor der Zerstörung zu bewahren. Sie seien vom GQG gefördert worden.

«Das stimmt», warf Millerand ein. «Das GQG ist der Meinung, dass Paris nicht verteidigt werden sollte.»

Der Sozialist Guesde nahm zum erstenmal als Minister das Wort, nachdem er ein Leben lang in Opposition gestanden hatte, und fiel aufgeregt ein: «Sie wollen dem Feind die Tore öffnen, damit Paris nicht geplündert wird. Aber an dem Tag, an dem die Deutschen durch unsere Strassen marschieren, wird aus den Arbeitervierteln aus jedem Fenster geschossen werden. Und was dann passiert, das will ich Ihnen sagen: Paris wird in Flammen aufgehen!»

Nach aufgeregter Debatte einigte man sich auf die Verteidigung der Stadt, zu der – notfalls unter Androhung der Entlassung – Joffres Zustimmung eingeholt werden sollte. Gallieni sprach sich gegen eine übereilte Entfernung des Oberkommandierenden in diesem Stadium aus. Vollkommen uneins war dagegen das Kabinett in der Frage, ob die Regierung Paris verlassen oder bleiben solle.

Gallieni liess die Minister «heftig erregt und unentschlossen» und, wie ihm schien, «einer klaren Entscheidung unfähig» zurück und ging wieder in das Hôtel des Invalides, wobei er sich seinen Weg durch Massen furchtsamer Pariser bahnen musste, die seine Tür belagerten, um Passierscheine zu erhalten; sie wollten die Stadt verlassen, ihre Wagen mitnehmen, lebenswichtige Geschäfte schliessen und hatten noch tausend andere Anliegen.

Das ängstliche Gesumme war lauter als gewöhnlich; an jenem Nachmittag hatte zum erstenmal eine deutsche Rumpler-Taube Paris bombardiert. Ausser drei Bomben auf den Quai de Valmy, die zwei Menschen getötet und weitere verletzt hatten, waren Flugblätter abgeworfen worden, die den Parisern mitteilten, dass die Deutschen vor den Toren der Stadt ständen wie 1870 und dass «Übergabe der einzige Ausweg» bleibe.

Von jetzt an kam täglich um sechs Uhr abends ein Flugzeug, bisweilen waren es sogar mehrere. Sie warfen zwei oder drei Bomben ab und töteten auch gelegentlich einen Passanten, vermutlich alles in der Absicht, die Bevölkerung einzuschüchtern. Alles, was Angst hatte, wich nach Süden aus. Für diejenigen, die während dieser Zeit, da jeden Tag die Pickelhauben einmarschieren konnten, in Paris blieben, bildeten die Einflüge der Taube, die regelmässig um die Stunde des Apéritifs erfolgte, einen Reiz, der den von der Regierung verbotenen Absinth ersetzen musste. In der Nacht nach dem ersten Einflug war Paris zum erstenmal verdunkelt. Der erste «kleine Lichtstrahl», der die allgemeine Düsternis durchdrang, kam, wie Poincaré in seinem Tagebuch schrieb, aus dem Osten, wo die russischen Armeen laut einem Telegramm des französischen Militärattachés «ihre Offensive gegen Berlin» vorbereiteten. In Wirklichkeit wurden sie gerade bei Tannenberg eingekreist und geschlagen, und General Samsonow beging in dieser Nacht Selbstmord in den Wäldern.

Joffre war zutreffender unterrichtet durch eine deutsche Funkmeldung, die man in Beifort aufgefangen hatte. Sie sprach von der Vernichtung dreier russischer Korps, von der Gefangennahme zweier Korps und weiteren 70'000 Gefangenen und gab bekannt: «Die russische Zweite Armee existiert nicht mehr.» Diese furchtbare Nachricht, die gerade eintraf, als die französischen Hoffnungen ohnehin dem Nullpunkt nahe waren, hätte vielleicht sogar Joffre entmutigt, wenn nicht andere Meldungen gefolgt wären, aus denen hervorging, dass das russische Opfer nicht vergeblich gewesen war. Der Nachrichtendienst meldete die Verlegung von mindestens zwei deutschen Korps von der Westfront nach Osten und bestätigte dies am nächsten Tag durch die Meldung, dass zweiunddreissig Truppenzüge in Richtung Osten Berlin passiert hätten. Dies war Joffres Hoffnungsstrahl, dies die Hilfe, die Frankreich mit all seinem Druck auf Russland hatte erreichen können. Dennoch wog sie kaum den voraussichtlichen Verlust der Engländer auf, deren Oberbefehlshaber sich weigerte, in Feindberührung zu bleiben, und auf diese Weise den Weg zur Umfassung der Fünften Armee freigab. Die Fünfte befand sich auch in Gefahr, auf der rechten Flanke überflügelt zu werden, wo das Detachement Foch den Zwischenraum nur notdürftig ausfüllte.

Wo immer ein schwacher Frontabschnitt Verstärkung erforderte, musste ein anderer gefährlich entblösst werden. An diesem selben 30. August besuchte Joffre die Front der Dritten und Vierten Armee, um zu prüfen, ob er Foch weitere Truppen zuteilen könnte. Unterwegs begegnete er den zurückgehenden Verbänden,



die in den Ardennen und auf den Maashöhen gekämpft hatten. Die roten Hosen waren zu einem blassen Ziegelrot ausgebleichen, die Röcke zerfetzt und zerrissen, die Schuhe schlammverkrustet, die Augen lagen eingesunken in den Gesichtern, die stumpf waren vor Erschöpfung und dunkel von tagealten Bärten. In zwanzig Tagen Krieg schienen die Soldaten um zwanzig Jahre gealtert. Sie schleppten sich müde dahin, als wären sie bei jedem Schritt bereit, sich hinfallen zu lassen. Hier und da brachen abgemagerte Pferde, deren Knochen sich unter der Haut abzeichneten und die vom Geschirr blutig gerieben waren, an der Deichsel zusammen, wurden von den Artilleristen schnell abgeschirrt und an den Strassenrand gezogen, damit sie den Weg nicht versperrten. Die Geschütze sahen alt und rostig aus und wiesen unter Schlamm und Schmutz nurmehr an wenigen Stellen den einstigen neuen grauen Anstrich auf.

Im Gegensatz dazu waren andere Einheiten noch frisch; die zwanzig Tage hatten sie zu selbstsicheren Veteranen gemacht, die stolz waren auf ihre Kampftechnik und darauf brannten, mit dem Rückzug Schluss zu machen. Das höchste Lob verdiente sich die 42. Division der Armee Ruffeys, der General Sarraut, ihr Korpskommandeur, nach erfolgreichen Nachhut- und Ablösungsgefechten bestätigte: «Sie haben *cran* bewiesen.» Als Joffre diese Division zu Foch zu überführen befahl, protestierte General Ruffey heftig, weil er einen Angriff befürchtete. Während Joffre eben noch General de Langle von der Vierten Armee ruhig, zuversichtlich und «völlig beherrscht» angetroffen hatte – was ja in Joffres Augen die einzig wesentliche Pflicht eines Kommandeurs war –, trat ihm nun Ruffey nervös, reizbar und «unter dem Eindruck übertriebener Vorstellungen stehend» entgegen. Wie Oberst Tanant, der Chef seines Operationsstabes, es ausdrückte, war er sehr klug und steckte voll von tausend Einfällen, von denen einer hervorragend war – es fragte sich nur welcher. Wie die Abgeordneten in Paris brauchte Joffre einen Sündenbock für den Fehlschlag der Offensive, und Ruffeys Benehmen entschied seine Wahl; er wurde an jenem Tag des Kommandos der Dritten Armee enthoben und durch General Sarraut ersetzt. Als Ruffey am nächsten Tag von Joffre zum Essen eingeladen war, schob er die Schuld für seine Niederlage in den Ardennen darauf, dass ihm in letzter Minute die zwei Reservedivisionen entzogen worden waren, die Joffre an die Armee in Lothringen abgestellt hatte. Hätte er diese 40'000 ausgeruhten Männer und die 7. Kavalleriedivision gehabt, erklärte Ruffey, so hätte er die linke Flanke des Feindes aufrollen können, und «was hätten unsere Waffen dann vielleicht für einen Erfolg davongetragen!» Joffre antwortete mit einer seiner knappen und geheimnisvollen Bemerkungen: «*Chut, il ne faut pas le dire.*» Niemand weiss heute, mit welcher Betonung er das gesagt hat, und es wird unbekannt bleiben, ob er gemeint hat: «Sie haben unrecht, Sie dürfen das nicht sagen» oder: «Sie haben recht, aber wir dürfen das nicht zugeben.»

An jenem Sonntag, dem 30. August, dem Tag von Tannenberg, an dem die französische Regierung den Rat erhielt, Paris zu verlassen, wurde England ein Schrecken eingejagt, den man später als die «Nachricht von Amiens» bezeichnete. Mit der üblichen Schlagzeilenaufmachung erschien sie unter dem Titel «Heisseste Schlacht der Geschichte» auf der ersten Seite einer als Extrablatt herausgegebenen Sonntagsnummer der *Times*, auf der für gewöhnlich zurückhaltende Anzeigenspalten die Leser vor Neuigkeiten schützten, und schlug wie eine Bombe ein. Untertitel verkündeten: «Schwere Verluste britischer Truppen – Mons und Cambrai – Kampf unter schwersten Bedingungen – Verstärkungen unerlässlich.» Diese letzten Worte gaben den Schlüssel; obwohl die Meldung einen offiziellen Sturm erregen, wütende Debatten im Parlament hervorrufen und sogar eine Rüge vom Premierminister im Gefolge haben sollte, der von einer «bedauerlichen Abweichung» von der «patriotischen Zurückhaltung» der Presse im Ganzen sprach, so hatte ihre Veröffentlichung doch in Wirklichkeit einem von Amtsseite gewünschten Ziel gedient. Der Zensor F. E. Smith, späterer Lord Birkenhead, erkannte sofort den Wert dieser Meldung für die Rekrutierungspropaganda, gab sie weiter und drängte sie der *Times* auf, die sie aus patriotischem Pflichtgefühl veröffentlichte und in einer redaktionellen Notiz auf die «enorme Bedeutung der vor uns liegenden Aufgabe» hinwies. Geschrieben war sie von einem Korrespondenten, von Arthur Moore, der gerade während des Rückzugs von Le Chateau an der Front eingetroffen war und das britische Hauptquartier in heller Verzweiflung gefunden hatte.

Er schrieb von einer «zurückgehenden und geschlagenen Armee» nach einer Reihe von Gefechten, «die man die Schlacht von Mons nennen mag», von dem französischen Rückzug an der Flanke, von der «unmittelbaren, erbarmungslosen, unaufhörlichen» deutschen Verfolgung in ihrer «unwiderstehlichen Heftigkeit», von englischen Regimentern, die «schwer angeschlagen» seien, obwohl es bei ihnen «keine Disziplinlosigkeit, keine Panik und kein Verzagen» gebe. Die Männer seien trotz allem immer noch «munter und unerschüttert», müssten aber dennoch «zurück, immer nur zurück». Weiter berichtete er von «schweren Verlusten», von «Resten geschlagener Regimenter» und von einigen Divisionen, die «fast alle ihre Offiziere verloren» hätten. Offensichtlich von der düsteren Stimmung des Hauptquartiers angesteckt, wusste er die tollsten Dinge vom deutschen rechten Flügel zu erzählen: «Nach Schätzungen war seine zahlenmässige Überlegenheit so gross, dass man ihn genausowenig aufhalten konnte wie die Meereswogen.» England müsse, so schloss er, der Tatsache ins Gesicht sehen, dass «der erste grosse deutsche Schlag ein Erfolg gewesen» sei und dass «die Einschliessung von Paris nicht ausserhalb des Bereichs der Möglichkeiten» liege.

Als er abschliessend die Notwendigkeit von Verstärkungen unterstrich und dabei vom britischen Expeditionskorps sagte, es habe «die Wucht des Schlages aufgefangen», legte er damit den Grundstein zu einer Legende. Es schien plötzlich, als sei die französische Armee nur ein Anhängsel irgendwo in weiter Ferne gewe-

sen. Dabei war das Expeditionskorps im ersten Monat niemals und nirgendwo mit mehr als drei von dreissig deutschen Korps in Gefechtsberührung geraten. Dennoch hielt sich die Vorstellung, es habe «die Wucht des Schlages aufgefangen», hartnäckig in allen späteren englischen Berichten über Mons und den «ruhmvollen Rückzug». So gelang es tatsächlich, den Engländern die Überzeugung einzupflanzen, das britische Expeditionskorps habe in den ritterlichen und schrecklichen Tagen des ersten Kriegsmonats Frankreich und die westliche Zivilisation gerettet; ein englischer Publizist formulierte sogar kühn: «Mons – dieses eine Wort umfasst die Befreiung der Welt.»

Als einzige unter den kriegführenden Mächten war England in den Krieg gezogen, ohne dass die Regierung die entsprechenden Vorkehrungen getroffen hätte und jeder Mann für die Mobilmachung erfasst worden wäre. Ausser bei der regulären Armee war alles improvisiert, und während der ersten Wochen, vor der Nachricht von Amiens, befand man sich fast in Ferienstimmung. Bis dahin war die Wahrheit über den deutschen Vormarsch durch «patriotische Zurückhaltung» verschleiert worden, um Asquiths elegante Formulierung zu gebrauchen. Man hatte der englischen Öffentlichkeit – genau wie in Frankreich – die Kämpfe als eine Reihe deutscher Niederlagen dargestellt, in deren Verlauf der Feind sich unerklärlicherweise von Belgien nach Frankreich bewegte und sich sein Vorrücken jeden Tag auf der Karte verfolgen liess. Als am 30. August ganz England am Frühstückstisch die *Times* las, waren die Leute entsetzt. «Es war, als ob David seinen Stein geschleudert hätte – aber ohne zu treffen!» meinte Britling.

In dieser plötzlichen, erschreckenden Erkenntnis, dass der Feind im Begriff war, den Krieg zu gewinnen, klammerten sich die Leute auf ihrer Suche nach einem Hoffnungsschimmer an ein Gerücht, das in den letzten Tagen aufgetaucht war und wie eine Halluzination ganz England ergriff. Am 27. August verbreitete sich infolge einer siebzehnstündigen Verspätung auf der Bahnstrecke Liverpool-London die Nachricht, die Schwierigkeiten seien dadurch entstanden, dass angeblich in Schottland gelandete russische Truppen zur Verstärkung an die Westfront befördert werden müssten. Sie sollten von Archangelsk aus das Nördliche Eismeer nach Norwegen überquert haben, von dort mit gewöhnlichen Dampfern nach Aberdeen und dann wiederum in besonderen Truppenzügen an die Kanalhäfen gebracht worden sein. Von da an schrieb jeder eine Verspätung seines Zuges ohne weiteres «den Russen» zu. In den düsteren Tagen, die der Nachricht von Amiens mit ihren Angaben über die? Stärke der Deutschen, die wie «die Meereswellen» heranrollten, und ihrer Forderung nach «Männern, Männern und immer noch mehr Männern» folgten, richteten sich die Gedanken ganz unwillkürlich auf Russlands unbegrenzte Menschenmengen; die Phantome, die man in Schottland gesehen haben wollte, wurden Fleisch und Blut und gewannen um so mehr Glaubwürdigkeit, je weiter sich die Geschichte verbreitete.

Auf den Bahnsteigen stampften sie den Schnee von ihren Stiefeln – im August; in Edinburgh liess sich ein Eisenbahnschaffner nachweisen, der den Schnee weggefegt hatte. «Seltsame Uniformen» wurden in vorüberfahrenden Truppentransporten erkannt. Über die Route lagen verschiedene Versionen vor: sie ging entweder über Harwich, um Antwerpen zu retten, oder über Dover zum Entsatz von Paris. Zehntausend wurden nach Mitternacht in London gesehen, als sie den Bahndamm entlang zum Viktoria-Bahnhof marschierten. Die Seeschlacht von Helgoland wurde von den Gescheiten als Ablenkungsmanöver gedeutet, das den Transport der Russen nach Belgien decken sollte. Die verlässlichsten Leute hatten sie mit eigenen Augen gesehen – oder hatten Freunde, die ihnen begegnet waren. Ein Professor in Oxford kannte einen Kollegen, der zum Dolmetschen herangezogen worden war. Ein schottischer Armeeoffizier in Edinburgh sah sie in «langen buntfarbigen Röcken und grossen Pelzmützen», sie trugen Bogen und Pfeile statt der Gewehre und hatten ihre eigenen Pferde mitgebracht, die «wie schottische Ponies aussahen, nur knochiger» – eine Beschreibung, die genau auf die Kosaken von vor hundert Jahren passte, wie sie auf früh viktorianischen Schabblättern dargestellt waren. Ein Einwohner von Aberdeen, Sir Stuart Coats, schrieb seinem Schwager in Amerika, 125'000 Kosaken seien in Perthshire über seinen Grund marschiert. Ein aktiver englischer Offizier versicherte Freunden, 70'000 Russen seien unter «strengster Geheimhaltung» über England an die Westfront gegangen. Nachdem man erst von 500'000, dann von 250'000, später von 125'000 gesprochen hatte, blieb es schliesslich bei 70'000 bis 80'000, also einer dem eigenen Expeditionskorps genau entsprechenden Zahl. Die Geschichte verbreitete sich nur von Mund zu Mund, denn infolge der offiziellen Zensur kam nichts in die Zeitungen – ausser in den Vereinigten Staaten. Hier überlieferten die Berichte heimkehrender Amerikaner das Phänomen der Nachwelt, denn diese Reisenden gingen grösstenteils in Liverpool an Bord, wo die Erregung über die Russen besonders gross war.

Auch andere Neutrale nahmen die Neuigkeit auf. Aus Amsterdam berichteten Meldungen von starken russischen Verbänden, die schleunigst nach Paris gebracht würden, um dort die Verteidigung zu stützen. In Paris belagerten die Menschen die Bahnhöfe, weil sie hofften, die Kosaken ankommen zu sehen. Sowie die Gerüchte auf den Kontinent Übergriffen, bekamen sie einen strategischen Akzent; denn auch die Deutschen hörten von ihnen. Die Sorge, möglicherweise 70'000 Russen in der Flanke zu haben, sollte an der Marne ebenso eine Rolle spielen wie das Fehlen der 70'000 Mann, die an die Ostfront verlegt worden waren. Erst am 15. September, nach der Marneschlacht, erschien ein offizielles Dementi des Gerüchtes in der englischen Presse.

An demselben Sonntag, an dem die Nachricht von Amiens die Öffentlichkeit erschreckte, verfasste Sir John French einen Bericht, der Lord Kitchener einen noch grösseren Schock versetzte. Das britische Hauptquartier befand sich zu die-

ser Zeit in Compiègne, fünfundsechzig Kilometer nördlich von Paris, und die britischen Truppen, die am Vortag ohne Verfolgung geblieben waren, hatten dort ausgeruht, während der Feind von den Franzosen in Kämpfe verwickelt wurde. Der Operationsbefehl für das Expeditionskorps, der die Unterschrift Sir John Frenchs trug, stellte fest, dass der feindliche Druck «infolge eines massierten Angriffes der Franzosen auf unserer Rechten nachgelassen hat, der bei Guise grossen Erfolg hatte, wo die deutsche Garde und das X. Korps auf die Oise zurückgeworfen wurden». Da diese unumwundene Darstellung der Tatsachen sich absolut nicht mit dem Bericht Sir John Frenchs an Kitchener vereinbaren liess, muss man annehmen, dass er sie unterschrieb, ohne sie gelesen zu haben.

French teilte Kitchener mit, Joffre habe von ihm verlangt, er solle nordöstlich von Compiègne verharren und mit dem Feinde in Berührung bleiben; gleichzeitig behauptete er jedoch, er sei «absolut nicht in der Lage gewesen, seinen Frontabschnitt zu halten» und beabsichtige jetzt, «hinter die Seine» zurückzugehen und sich dort «in beträchtlicher Entfernung vom Feind» festzusetzen. Bei seinem Rückzug rechne er mit einem achttägigen Marsch, «der aber die Truppen nicht ermüden» und westlich an Paris vorbeiführen solle, damit er der Basis nahe bleiben könne. «General Joffres Plan gefällt mir nicht», fuhr Sir John fort, «ich hätte eine kräftige Offensive vorgezogen» – aber gerade diese Wahl hatte er ja bei St. – Quentin zu treffen sich geweigert, als er Haig untersagte, mit Lanrezac in der Schlacht zu kooperieren.

Mit einem kühnen Haken, den er im nächsten Satz schlug, liess Sir John keinen Zweifel daran, dass er nach zehn Kriegstagen bereit war, die Franzosen als geschlagen aufzugeben und wieder nach Hause zurückzukehren. Sein Vertrauen in die Fähigkeit der Franzosen, «den Feldzug zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen, schwindet rasch dahin», schrieb er. Und weiter heisst es: «Dies ist mein eigentlicher Grund dafür, dass ich die britischen Truppen so weit zurückgenommen habe.» Obwohl man ihn «sehr hart bedrängt» habe, selbst in seinem angeschlagenen Zustand seinen Frontabschnitt zu halten, habe er sich in Übereinstimmung «mit Sinn und Wortlaut» der Anweisungen Kitcheners «entschieden geweigert» und darauf bestanden, dass er wieder selbständig handeln und wenn nötig zu seiner «Basis zurückkehren» könne.

Kitchener las den Bericht, der am 31. August einlief, mit einem Staunen, das sich zur Bestürzung steigerte. Er hielt die Absicht Sir John Frenchs, sich von der alliierten Front zurückzuziehen und die Engländer von den Franzosen abzondern, was in der Stunde tiefster Verzweiflung wie Desertion wirken musste, für «katastrophal», und zwar vom militärischen wie auch vom politischen Gesichtspunkt aus. Als eine Verletzung des Geistes der Entente wurde sie zu einer politischen Frage, und Kitchener ersuchte den Premierminister, sofort das Kabinett einzuberufen. Ehe es zusammentrat, sandte er ein Telegramm an Sir John, in dem er sich beherrschte und nur seine «Überraschung» über den Beschluss, hinter die

Seine zurückzugehen, ausdrückte und sein Missfallen sehr delikate in die Form einer Frage kleidete: «Wie wird sich diese Haltung auf unsere Beziehungen zur französischen Armee und auf die allgemeine militärische Lage auswirken? Wird Ihr Rückzug eine Lücke in der französischen Front zur Folge haben oder bei den Franzosen zur Entmutigung führen, aus der die Deutschen Nutzen ziehen könnten?» Er schloss mit einem Hinweis darauf, dass die zweiunddreissig Truppenzüge, die über Berlin liefen, für einen Abzug deutscher Truppen von der Westfront sprächen.

Als Kitchener nach Verlesen des Schreibens von Sir John dem Kabinett erklärte, ein Rückzug hinter die Seine bedeute möglicherweise einen verlorenen Krieg, war das Kabinett «beunruhigt», wie Asquith sich in seiner zurückhaltenden Art ausdrückte. Man ermächtigte Kitchener, Sir John mitzuteilen, die Regierung sei in Sorge des vorgesehenen Rückzugs wegen und erwarte, «dass Sie so weit wie möglich den Plänen zustimmen, die General Joffre für die Fortführung des Feldzuges hat». Die Regierung, fügte er mit Rücksicht auf Sir Johns Selbstbewusstsein hinzu, «vertraut Ihren Truppen und Ihnen persönlich voll und ganz».

Als die Oberste Heeresleitung erfahren hatte, dass General von Prittwitz hinter die Weichsel zurückzugehen beabsichtigte, wurde er sofort abgelöst; als aber Sir John French den Vorschlag machte, nicht eine Provinz, wohl aber einen Verbündeten aufzugeben, verfuhr man nicht in der gleichen Weise. Der Grund mag gewesen sein, dass es infolge der verheerenden Auswirkungen des Ulsterstreites keinen Ersatz gab, auf den Regierung und Armee sich hätten einigen können. Die Regierung betrachtete vielleicht auch die Entlassung des Oberkommandierenden in einem solchen Augenblick als einen zu grossen Schock für die Öffentlichkeit. Jedenfalls fuhr man – wohl im Hinblick auf Sir Johns grosse Reizbarkeit – in Frankreich wie auch in England fort, ihn mit äusserster Vorsicht zu behandeln, obwohl man in Wirklichkeit nur noch sehr wenig Zutrauen zu ihm hatte. «Joffre und er sind noch immer meilenweit auseinander», schrieb Sir William Robertson, der britische Generalquartiermeister, ein Jahr später an den Sekretär des Königs. «Er hat niemals wirklich, ehrlich und aufrichtig mit den Franzosen übereingestimmt, und sie halten ihn in keiner Weise für einen fähigen Menschen und treuen Freund und haben deshalb auch kein Vertrauen zu ihm.» Das war nicht gerade förderlich für die Krieganstrengungen der Alliierten. Kitchener, dessen Beziehungen zu Sir John seit dem Burenkrieg abgekühlt waren, verlor nach dem 31. August jedes Vertrauen zu ihm, aber es dauerte doch noch bis zum Dezember 1915, ehe die englische Regierung den Mut aufbrachte, ihn abzulösen, nachdem er seine Quertreibereien gegen Kitchener in einer Weise fortgeführt hatte, die Lord Birkenhead später als «weder geschmackvoll noch wählerisch noch loyal» bezeichnete.

Während in London Kitchener ungeduldig auf Sir Johns Antwort wartete, machte Joffre in Paris die französische Regierung mobil, die ihn bei dem Versuch unterstützen sollte, die Engländer an der Front festzuhalten.

Joffre hatte inzwischen entdeckt, dass Lanrezac in der Schlacht – nämlich bei Guise – zumindest einen Teilerfolg errungen hatte. Berichte, aus denen hervorging, dass die deutsche Garde und das X. Korps «hart angepackt» worden waren und die Armee Bülow's auf die Verfolgung verzichtete, gaben ihm zusammen mit der Nachricht von der Verlegung deutscher Truppen in den Osten neuen Mut. Er erklärte Poincaré, die Regierung brauche vielleicht doch nicht wegzugehen, und schöpfte neue Hoffnungen, den deutschen Vormarsch mit erneuter Tätigkeit der Fünften und Sechsten Armee aufhalten zu können. An den britischen Oberkommandierenden sandte er ein Schreiben, in dem er ihm mitteilte, die Fünfte und Sechste Armee hätten jetzt Befehl, nur unter Druck zurückzugehen. Da man nicht erwarten könne, dass sie mit einer Frontlücke zwischen sich aushalten könnten, ersuche er den Feldmarschall «ernstlich», sich nicht weiter abzusetzen oder doch «mindestens eine Nachhut zurückzulassen, damit der Feind über den Rückzug und die Lücke zwischen der Fünften und der Sechsten Armee» im unklaren bleibe.

Auf Joffres Bitte, Poincaré möge als Präsident von Frankreich seinen Einfluss geltend machen, damit die Antwort positiv ausfalle, rief dieser den britischen Gesandten an, der sich seinerseits mit dem Hauptquartier in Verbindung setzte; aber alle Anrufe und Besuche von Verbindungsoffizieren nützten nichts. «Ich lehnte ab», fasste Sir John später seine Antwort kurz und bündig zusammen. Damit hatte er Joffres momentane, wenn auch trügerische Hoffnungen zum Scheitern gebracht.

Sir Johns Antwort an die eigene Regierung wurde von Kitchener so ungeduldig erwartet, dass er sie sich von der Entschlüsselungsstelle Wort für Wort durchgeben liess, als sie am späten Abend eintraf. «Natürlich», lautete sie, werde der Abzug eine Lücke in der französischen Front verursachen, aber «wenn die Franzosen ihre bisherige Strategie fortsetzen, die praktisch darin besteht, rechts und links von mir zurückzugehen, gewöhnlich ohne mich davon zu benachrichtigen, und jeden Gedanken an Offensivoperationen aufgeben... werden sie die Konsequenzen selbst tragen müssen... Ich sehe nicht ein, wie man von mir verlangen kann, das Risiko eines vollkommenen Desasters auf mich zu nehmen, um sie ein zweites Mal zu retten.» Diese aggressive Verkehrung der Tatsachen gehörte zu den Dingen, die Sir Johns Landsleute beim Erscheinen seines Buches «1914» veranlassten, ratlos nach einer euphemistischen Umschreibung des Wortes «Lüge» zu suchen, und die sogar Asquith dazu brachten, von einer «Entstellung der Tatsachen» zu sprechen. Selbst wenn man Sir Johns schwierigen Charakter in Betracht zieht, bleibt es ein Rätsel, wie der britische Oberkommandierende, der doch Henry Wilson mit seinen ausgezeichneten französischen Sprachkenntnissen in seinem Stab hatte und ältere französische Offiziere einschliesslich Joffres selbst kannte, zu dem Bild kommen konnte, das er sich von den Franzosen und ihrem Defaitismus machte.

Als Kitchener um ein Uhr morgens das Telegramm zu Ende gelesen hatte, war

ihm sofort klar, dass es hier nur einen Weg gab und dass dieser unverzüglich einzuschlagen war. Als rangältester Feldmarschall war er Haupt der Armee und hielt sich in dieser Eigenschaft für ermächtigt, Sir John French in militärischen Angelegenheiten ebenso Befehle zu erteilen, wie er es in seiner Eigenschaft als Kriegsminister in politischen tat. Er eilte also in die Downing Street und beriet sich dort mit Asquith und einer Gruppe von Ministern, zu denen auch Churchill gehörte. Dieser ordnete an, dass ein Kreuzer in zwei Stunden in Dover für Kitcheners Überfahrt bereitliegen sollte. Dann meldete sich Kitchener telegrafisch bei Sir John an und ersuchte ihn, einen Ort für die Begegnung auszuwählen, weil er den empfindlichen Oberkommandierenden durch sein Erscheinen im Hauptquartier nicht in Verlegenheit bringen wollte. Um zwei Uhr morgens wurde Sir Edward Grey aus dem Schlaf geschreckt, weil Kitchener plötzlich in seinem Schlafzimmer erschien und ihm mitteilte, dass er nach Frankreich gehe. Um halb drei Uhr fuhr er mit einem Sonderzug von Charing Cross ab und war am 1. September morgens in Paris.

«Gereizt und ungestüm, mit rotem Gesicht, mürrisch und zornig» betrat Feldmarschall French in Begleitung von Sir Archibald Murray die britische Botschaft, die er als Treffpunkt ausersehen hatte. Er wollte durch die Wahl des Ortes den zivilen Charakter der Besprechung unterstreichen, denn er betrachtete Kitchener beharrlich als rein politische Spitze der Armee und wollte ihm keinen anderen Status zuerkennen als jedem beliebigen Zivilisten im Amt des Kriegsministers. Dass Kitchener ihm in Uniform entgegentrat, besänftigte seinen Zorn keineswegs; vielmehr fasste er es sofort als einen Versuch auf, die Rangüberlegenheit hervorzukehren. In Wirklichkeit verhielt es sich so, dass Kitchener nur ein einziges Mal, nämlich bei seinem Amtsantritt, in Gehrock und Zylinder im Kriegsministerium erschienen war; dann hatte er die Zivileidung mit der blauen Interims-Uniform eines Feldmarschalls vertauscht. Sir John fasste es als persönliche Beleidigung auf. Er legte auf Anzugsfragen den allergrössten Wert und neigte dazu, die Wahl des Anzugs zur Erhöhung der eigenen Würde zu benutzen, und zwar auf eine Weise, die seine Kollegen ungewöhnlich fanden. König Georg beleidigte er durch seine Gewohnheit, «Sterne zur Khakiuniform zu tragen» und «sich mit ausländischem Tand zu behängen». Und Henry Wilson pflegte von ihm zu sagen: «In der Badewanne ist er ein netter kleiner Mann, aber wenn er in seine Uniform steigt, muss man auf alles gefasst sein; man weiss nie vorher, was er anzieht.»

Als die Besprechung in der britischen Botschaft, an der Sir Francis Bertie, Viviani, Millerand und mehrere Offiziere als Vertreter Joffres teilnahmen, zunehmend schärfer wurde, bat Kitchener Sir John in ein Nebenzimmer. Sir Johns Darstellung des Gesprächs, das dort stattfand, wurde erst nach Kitcheners Tod veröffentlicht und ist nicht zuverlässig – mit Sicherheit kennt man nur das Ergebnis ihrer Unterhaltung. Kitchener fasste es in einem Telegramm an die Regierung zusammen, in dem er feststellte:



«Frenchs Truppen befinden sich gegenwärtig in der Kampflinie, wo sie – in Übereinstimmung mit den Bewegungen der französischen Armee – auch bleiben werden.» Das bedeutete einen Rückzug östlich und nicht westlich von Paris. In einer für Sir John bestimmten Abschrift erklärte Kitchener, er sei überzeugt, dadurch das mit French erreichte Übereinkommen richtig wiedergegeben zu haben; Sir John möge aber in jedem Fall die Mitteilung «bitte als Anweisung betrachten». «In der Kampflinie» bedeute, dass die englischen Truppen die Fühlung mit den französischen halten würden. Das Verhängnis wollte, dass Kitchener dann wieder taktvoll wurde und hinzufügte: «Natürlich werden Sie in diesem Sinne, was Ihre Stellung betrifft, Entscheidungsfreiheit haben.» Der Oberkommandierende war keineswegs besänftigt; beim Weggehen war seine Verstimmung noch tiefer und lähmender als zuvor.

An diesem und dem vorhergehenden Tag war Klucks Armee mit der Absicht, die Franzosen zu umfassen, ehe sie sich wieder festsetzen konnten, in Gewaltmärschen über Compiègne vorgestossen und hatte die Oise überschritten, wobei sie die zurückgehenden Alliierten vor sich herdrängte. Am 1. September kämpfte sie knapp fünfzig Kilometer vor Paris gegen Nachhuten der französischen Sechsten Armee und das britische Expeditionskorps. An jenem Tag fanden die Franzosen bei einem gefallenem deutschen Offizier eine höchst wichtige Information.

## 21 Von Klucks Schwenkung

«Ein Auto fuhr vor», schrieb Albert Fabre, dessen Villa, zwanzig Kilometer nördlich von Compiègne, am 30. August von den Deutschen beschlagnahmt worden war. «Ein Offizier stieg aus in stolzer und imponierender Haltung und schritt majestätisch einher, während die in Gruppen vor dem Haus stehenden Offiziere ihm Platz machten. Er war gross und ehrfurchtgebietend, hatte ein glattrasiertes, von Narben gezeichnetes Gesicht, entschlossene Züge und einen furchterregenden Blick. In der rechten Hand hielt er ein Infanteriegewehr, die Linke ruhte auf seinem Pistolengriff. Mehrere Male ging er auf und ab und stiess den Gewehrkolben auf den Boden, bis er in theatralischer Pose stehen blieb. Anscheinend wagte es niemand, sich ihm zu nähern, und er sah tatsächlich zum Fürchten aus.» Fabre musste an Attila denken, während er diese Erscheinung in Waffen anstarrte. Er erfuhr, dass sein Besucher «der bereits allzu berühmte» von Kluck war.

General von Kluck, in Schlieffens Plan «der Mann auf der Rechten», stand in diesem Augenblick vor einer schicksalhaften Entscheidung. Am 30. August hatte er den Eindruck, dass die Krise bevorstehe. Seine Truppen auf der äussersten Rechten hatten Einheiten der Armee Maunourys mit einem Erfolg zurückgetrieben, den Kluck für endgültig hielt. Seine Verfolgung in der Mitte hatte mit den Engländern nicht Schritt halten können; aber die weggeworfenen Uniformstücke, Stiefel und Munition, die sich haufenweise am Strassenrand fanden, wo sie die Engländer in ihrer Sorge, die Truppe mit heiler Haut herauszubringen, zurückgelassen hatten, bestärkten ihn in der Meinung, dass der Feind geschlagen sei. Eine Division seines linken Flügels, die er Bülow für die Schlacht bei Guise zu Hilfe geschickt hatte, berichtete, die Franzosen hätten in dieser Schlacht die Flucht ergriffen. Kluck war fest entschlossen, ihnen keine Zeit zum Atemholen zu lassen.

Meldungen über die Richtung, in der Lanrezac sich zurückzog, liessen erkennen, dass die französische Front nicht so weit nach Westen reichte, wie man erwartet hatte. Kluck glaubte, man könne sie nördlich von Paris aufrollen und sich damit ein weiteres Ausgreifen westlich und südlich der Stadt ersparen. Diese Änderung setzte eine Schwenkung des Vormarsches aus genau südlicher nach südöstlicher Richtung voraus und hätte noch den weiteren Vorzug, dass die Lücke

zwischen seiner Armee und der Bülow's geschlossen würde. Wie alle anderen hatte auch Kluck den Feldzug in der Annahme begonnen, dass er mit Verstärkungen vom linken Flügel her rechnen könne. Er brauchte sie jetzt, um seine Ausfälle zu ersetzen: die Korps, die er vor Antwerpen hatte zurücklassen müssen, die Brigade in Brüssel, die verschiedenen Einheiten, die zur Bewachung der immer länger werdenden Verbindungswege abgestellt worden waren, ganz zu schweigen von seinen Verlusten im Kampf. Aber die Verstärkungen blieben aus. Moltke hatte noch immer keine vom linken Flügel abgezogen.

Moltke hatte mancherlei Sorgen. Es entsprach nur dem Temperament des «traurigen Julius», wenn Niedergeschlagenheit wegen der mit dem Vormarsch verbundenen Schwierigkeiten die Freude über die Erfolge seiner siegreichen Armeen überwog. Nun waren schon dreissig Tage vergangen, und der Zeitplan setzte den Sieg über Frankreich zwischen dem 36. und 40. Mobilmachungstag an. Obwohl die Kommandeure seines rechten Flügels «entscheidende Niederlagen» der Franzosen und der Engländer meldeten und deren Rückzug als «gänzlich ungeordnet» oder «fluchtartig» bezeichneten, war Moltke unruhig. Er stellte einen verdächtigen Mangel an den üblichen Anzeichen einer Flucht oder eines Rückzuges in voller Auflösung fest: Warum gab es so wenig Gefangene? «Ein Sieg auf dem Schlachtfeld hat wenig zu sagen», hatte sein alter Vorgesetzter Schlieffen immer gesagt, wenn er nicht zu einem Durchbruch oder einer Einkreisung führe. Der Feind, den man nur zurückgeworfen habe, werde an anderer Stelle wieder auftauchen und den Widerstand erneuern, den er nur für den Augenblick aufgegeben habe. «Der Kampf wird weitergehen...»

Trotz seiner Unruhe ging Moltke nicht nach vorn, um sich selbst zu vergewissern, sondern blieb sorgenvoll im Hauptquartier und verliess sich auf die Nachrichtenstellen. «Es ist herzerreissend», schrieb er am 29. August an seine Frau, «wie ahnungslos der hohe Herr über den Ernst der Lage ist. Schon kommt eine gewisse Hurrastimmung auf, die mir bis in den Tod verhasst ist.»

Am 30. August, als die deutschen Armeen sich dem Höhepunkt ihres Feldzuges näherten, ging die Oberste Heeresleitung von Koblenz nach Luxemburg-Stadt, sechzehn Kilometer hinter der französischen Grenze. Man befand sich damit in einem Gebiet, das zwar nicht de jure, aber doch von der Einstellung her Feindesland war und sowohl wegen seiner benachbarten Lage wie auch rein gefühlsmässig ein Zentrum für deutschfeindliche Propaganda darstellte. So lief auch das Gerücht von den 80'000 Russen um, die den Engländern und Franzosen zu Hilfe kämen. Die OHL war vollauf damit beschäftigt, irgendwo an der Kanal-küste Anzeichen einer Landung festzustellen. Die tatsächliche Landung von 3'000 Mann englischer Marineinfanterie in Ostende hatte bedrohliche, ja russische Ausmasse angenommen, bis sie Luxemburg erreichte, und schien die deutschen Befürchtungen zu rechtfertigen.

Ausser dem russischen Gespenst im Rücken plagten Moltke auch die Lücken in seiner Front, besonders zwischen den Armeen des rechten Flügels. Eine dehnte sich über dreissig Kilometer zwischen Kluck und Bülow, eine andere, gleich grosse befand sich zwischen Bülow und Hausen und eine dritte, nicht viel kleinere zwischen Hausen und dem Herzog von Württemberg. Moltke war es gar nicht wohl bei dem Gedanken, dass die dünn besetzten Zwischenräume mit Verstärkungen aus dem linken Flügel hätten ausgefüllt werden sollen, den er nun ganz in die Schlacht um die Mosel geworfen hatte. Schuldbewusst erinnerte er sich an die Hartnäckigkeit, mit der Schlieffen darauf bestanden hatte, dass der linke Flügel mit einem Minimum an Truppen in der Defensive bleiben solle, während jede Division, die erübrigt werden könne, der Ersten und Zweiten Armee zugutekommen müsse. Doch nun schwebte der Obersten Heeresleitung der Gedanke an einen Durchbruch durch die französische Festungslinie vor. Schwankend geworden, schickte Moltke am 30. August Oberst Bauer, seinen Artilleriereferenten, zu Kronprinz Rupprecht an die Front, wo er sich persönlich ein Bild vom Stand der Dinge machen sollte.

In Rupprechts Hauptquartier fand Bauer «alles, nur keine einheitlichen Absichten», und als er in die vorderen Linien fuhr, hörte er widersprüchliche Meinungen von Kommandeuren und Offizieren. Manche wiesen auf den unleugbaren Abzug feindlicher Divisionen von ihrer Front hin und waren überzeugt, dass der Erfolg unmittelbar bevorstehe. Andere klagten über das «schwierige Waldgebirge» längs der Mosel südlich von Toul, wo der Angriff ins Stocken gerate. Selbst wenn er gelinge, seien die Truppen einem Flankenangriff von Toul her ausgesetzt; dazu komme, dass der Nachschub fehle, da alle Strassen und Bahnlinien über die Festung führten. Man werde erst Toul nehmen müssen. Hinten im Hauptquartier der Sechsten Armee hatte die einst so draufgängerische Begeisterung des Kronprinzen Rupprecht der nüchternen Erkenntnis Platz gemacht, dass er vor einer «schwierigen und unangenehmen Aufgabe» stand.

Für Bauer als Vertreter des Oberkommandos war die Meldung vom Abzug französischer Truppen an dieser Front ein schlechtes Zeichen, bedeutete er doch, dass der Feind Einheiten herauszog, um seine Front gegenüber dem deutschen rechten Flügel zu verstärken. Bei der Rückkehr in die OHL war er zu dem Schluss gekommen, dass, wie er Moltke erklärte, der Angriff auf Nancy-Toul und die Mosellinie zwar «möglich» sei, aber verstärkte Anstrengungen voraussetze, die im Augenblick «nicht zu rechtfertigen» seien. Moltke war derselben Ansicht – tat aber nichts. Er konnte sich nicht dazu entschliessen, die Offensive abzublenden, die nun schon so viel gekostet hatte. Und der Kaiser wollte im Triumph durch Nancy reiten. So ging kein Gegenbefehl an die sechste Armee, und die Anstrengungen, die Mosellinie zu durchbrechen, wurden in vollem Umfang fortgesetzt.

Von Kluck war unwillig darüber, dass in dieser kritischen Zeit keine Verstärkung für den Marschflügel kam. Doch dass er sich entschloss, eine Schwenkung

nach innen zu machen, war weniger die Folge des Zwanges, seine Front zu verkürzen, als ein Zeichen des Glaubens, dass die Franzosen bereits geschlagen seien und nur noch zusammengetrieben zu werden brauchten. Statt den Kanal mit dem Ärmel zu streifen, wollte er in direkter Verfolgung der Armee Lanrezacs Paris auf der inneren Seite streifen. Dass er dabei seine Flanke einem Angriff der Garnison von Paris oder der vor ihm in Richtung Paris zurückgehenden Truppen Maunourys öffnen musste – diese Gefahr sah er wohl, schätzte sie aber nicht hoch ein. Er hielt die Streitkräfte, die sich bisher unter Maunoury gesammelt hatten, für unerheblich und glaubte auch nicht, dass sie verstärkt werden könnten, weil die Franzosen während ihres mühseligen Rückzuges genug zu tun hatten, das Ausmass des Desasters in Grenzen zu halten, und für ein solches Manöver doch wohl zu sehr in Unordnung geraten waren. Ausserdem nahm er an, dass alle ihre verfügbaren Kräfte unter dem schweren Druck der Armeen des Kronprinzen um Verdun und Rupprechts längs der Mosel festgehalten würden. Es würde genügen, eines seiner eigenen Korps, das saumselige IV. Reservekorps, vor Paris zum Schutz der Flanke seiner Armee zurückzulassen, die indessen an der Hauptstadt vorbei nach Osten glitt. Schliesslich hatten ja die Kriegsspiele in Deutschland gezeigt, dass Garnisontruppen in Feldbefestigungen sich nicht von der Stelle rühren, bis sie angegriffen werden, und das IV. Reservekorps müsse, so meinte er, dem lumpigen Sammelsurium von Einheiten unter Maunoury Widerstand leisten können. Das britische Expeditionskorps, das bisher sein unmittelbarer Gegner gewesen war, glaubte er ausser Betracht lassen zu können, da er einem abgefangenen Brief entnommen hatte, dass Sir John French beabsichtige, sich von der Front abzusetzen und bis hinter die Seine zurückzugehen.

Im Gegensatz zu den französischen Verhältnissen erlaubte das deutsche System Kluck als dem Kommandeur eines Frontabschnitts weitesten Raum für selbstständige Entscheidungen. Da jeder deutsche General durch Schulung, Kartenübungen und Kriegsspiele vorbereitet war, die gestellten militärischen Aufgaben richtig zu lösen, sah man es als Selbstverständlichkeit an, dass er das jederzeit auch im Ernstfall praktizieren werde. Klucks Plan, Paris ausser Acht zu lassen und den zurückweichenden Armeen zu folgen, bedeutete zwar eine Abweichung von der ursprünglichen Strategie, war aber jetzt die «richtigere» Lösung, da sie ihm die Vernichtung der französischen Armeen im Felde ohne Einkreisung von Paris zu ermöglichen schien. Gemäss der deutschen Militärtheorie sollte ein Festungsgebiet nicht angegriffen werden, ehe die beweglichen Truppen des Feindes bezwungen waren. Hatte man diese vernichtet, so fielen einem alle Früchte des Sieges in den Schoß. Obwohl also Paris eine starke Verlockung darstellte, entschloss sich Kluck, ihr zu widerstehen und nach der orthodoxen Theorie vorzugehen.

Am Abend des 30. August, um halb sieben Uhr, erreichte ihn eine Meldung von Bülow, die seinen Beschluss endgültig befestigte. Er wurde darin ersucht,

die Schwenkung nach innen vorzunehmen, um Bülow «zur völligen Ausbeutung des Erfolges» zu verhelfen, den er über die französische Fünfte Armee errungen hatte. Wie immer der Wortlaut gewesen sein mag – es bleibt ungewiss, ob Bülow seinen Beistand erbat, um einen bei St.-Quentin errungenen Sieg auszunutzen oder eine bei Guise erlittene Niederlage auszugleichen. Jedenfalls stimmte sein Ersuchen mit Klucks Absichten überein, und dieser fasste nun den entsprechenden Entschluss. Die Ziele, die er für den nächsten Tagesmarsch festsetzte, lagen nicht mehr im Süden, sondern südöstlich in Richtung auf Noyon und Compiègne, wo er der französischen Fünften Armee den Rückzug abschneiden wollte. Sein Befehl vom 31. August an die schon unwilligen fusskranken Truppen, die seit Beginn des Vormarsches bei Lüttich, also schon seit sechzehn Tagen, nicht ausgeruht hatten, lautete: «Wir müssen deshalb von der Truppe wieder Gewaltmärsche verlangen.»

Als die Oberste Heeresleitung hörte, dass die Erste Armee am nächsten Morgen zu einer Innenschwenkung ansetzen wollte, gab sie eilends ihre Zustimmung. Moltke, den die Lücken beunruhigten, fürchtete, die drei Armeen des rechten Flügels könnten ausserstande sein, beim letzten endgültigen Schlag gegen den Feind einander die notwendige Hilfe zu leisten. Die Truppenstärke garantierte nicht mehr die für eine Offensive vorgeschriebene Dichte, und wenn Kluck bei dem ursprünglichen Plan einer Schwenkung um Paris geblieben wäre, hätte sich die Front nochmals um achtzig Kilometer oder mehr verlängert. So begrüßte er Klucks Plan als eine glückliche Lösung und gab noch in derselben Nacht telegrafisch seine Zustimmung.

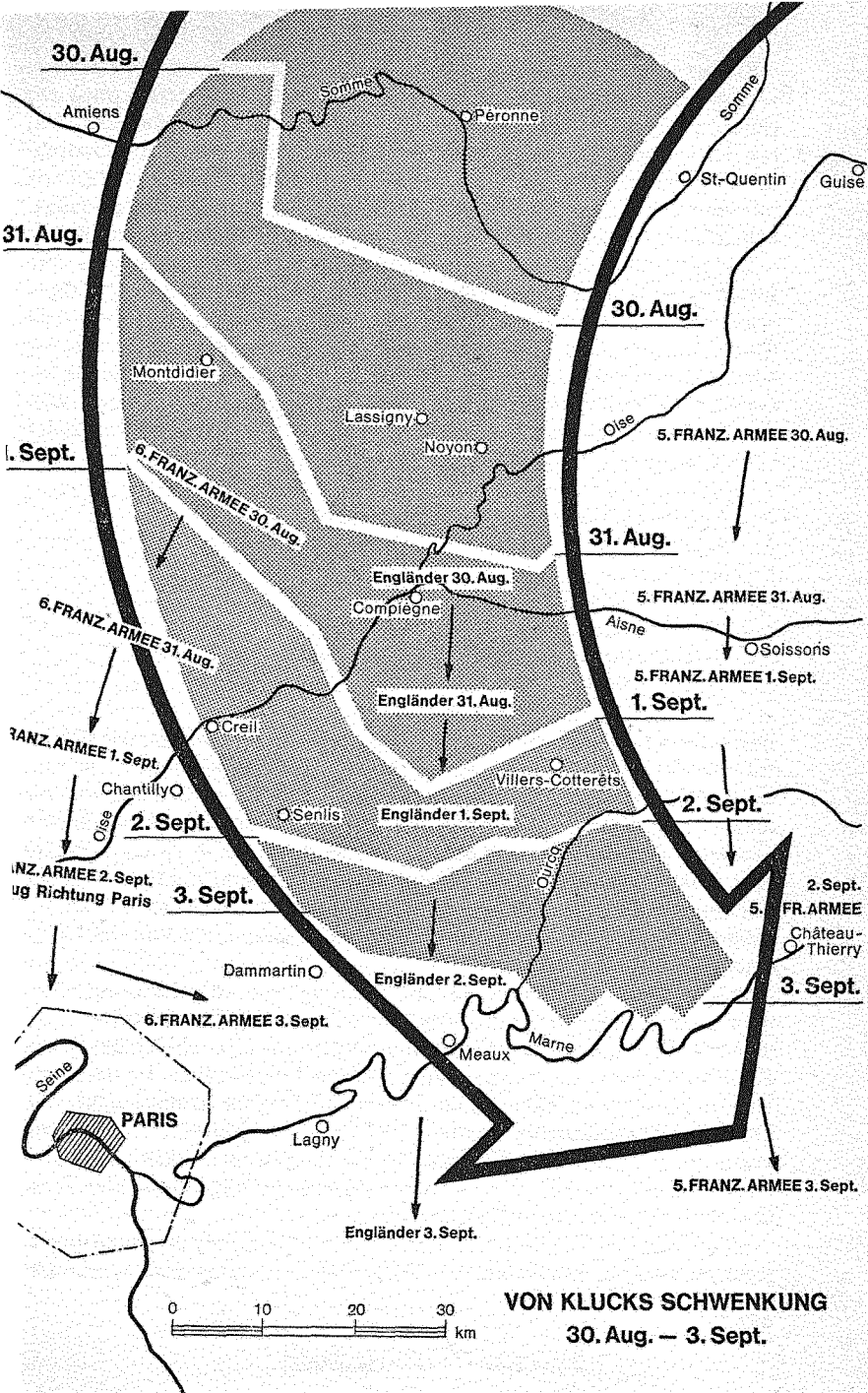
Das Ende war in Sicht: die für den 30. Tag vorgesehene Niederlage Frankreichs würde Zeit genug lassen, sich gegen Russland zu wenden; der Beweis für die Richtigkeit der deutschen Planung, Vorbereitung und Organisation war geführt, man hatte den Krieg und die Herrschaft über Europa schon zur Hälfte gewonnen. Es blieb nur noch übrig, die zurück weichenden Franzosen zusammenzutreiben, ehe sie sich wieder sammeln und den Widerstand erneuern konnten. Nichts durfte den letzten Schritt zum Sieg aufhalten – weder die Lücken noch die Schlappe der Armee Bülows bei Guise, noch die Erschöpfung der Soldaten, irgendeine Stockung oder ein Fehler im letzten Augenblick. In ungestüme Eile trieb Kluck seine Armee voran. Am Morgen des 31. August ordneten sich die von den Kämpfen gezeichneten Truppen trübselig zu Kolonnen, um wieder einen endlosen Marschtag hinter sich zu bringen, während Offiziere die Strasse auf und ab fuhren und Feldwebel ihre Kommandos schnarrten. Da sie weder Karten noch Ortsnamen kannten, merkten sie nichts vom Richtungswechsel. Das Zauberwort Paris zog sie an. Man hatte ihnen nicht gesagt, dass sie jetzt ein anderes Ziel hätten.

Der Hunger machte ihr Elend noch grösser. Sie hatten ihre Nachschublinien weit hinter sich gelassen, die infolge zerstörter Brücken und Eisen-

bahntunnels in Belgien nicht mehr fehlerlos funktionierten. Es war nicht gelungen, die Wiederherstellungsarbeiten so zu beschleunigen, dass die Ausladebahnhöfe der vorrückenden Armee nahe genug lagen; so wurde zum Beispiel die so wichtige Brücke bei Namur erst am 30. September wieder passierbar. Oft fanden die müden Infanteristen nach langem Tagesmarsch die Quartiere, die sie hatten belegen wollen, von der eigenen Kavallerie besetzt. Die Kavallerie, von der erwartet wurde, dass sie aus dem Land lebte, war stets so besorgt um ihren Nachschub und das Futter für ihre Pferde, dass sie, um in dieser Beziehung sicherzugehen, «ständig in Ortschaften» lag, wo eigentlich die Infanterie hätte Quartier beziehen sollen, so berichtete der Kronprinz, selbst ehemaliger Kavallerist. Gerade von ihm hätte man die Bemerkung nicht erwartet, die er noch anfügte, nämlich dass die Kavalleriemassen auf den Marschstrassen der Infanterie «immer wieder hemmend zurückblieben, sobald es vorn ernst wurde».

Am 1. September erlebte Klucks Armee eine unangenehme Überraschung, als sie plötzlich auf die Briten stiess, von denen es in Klucks Communiqué geheissen hatte, sie gingen «in äusserster Unordnung» zurück, und die nun unbegreiflicher Weise imstande waren, sich den Deutschen entgegenzustellen und ihnen ein ernsthaftes und hartes Gefecht zu liefern. Einen Tag lang wehrte die britische Nachhut in verzweifelten Kämpfen im Waldgebiet von Compiègne und Villers-Cotterêts den Feind ab, während die Masse des Expeditionskorps zu Klucks Ärger wieder entkam. Er schob also eine für seine Truppen «dauernd erstrebte Einschaltung von Ruhetagen» auf und setzte für den nächsten Tag einen neuen Marsch an, bei dem er leicht nach Westen ausholte, in der Hoffnung, die Engländer umfassen zu können. Wieder gelang es ihnen, ihm gerade noch «rechtzeitig» zu entkommen und am 3. September über die Marne zu gehen. Jetzt aber gab es keine Gelegenheit mehr, sie ausser Gefecht zu setzen. Doch die Einbusse an Zeit erhöhte Klucks Verluste und vergrösserte die Marschentfernungen, so dass er in keineswegs guter Laune seine Schwenkung nach innen zur Verfolgung der Franzosen wieder aufnahm.

«Unsere Männer sind ganz erschöpft», schrieb ein deutscher Offizier der Kluckschen Armee am 2. September in sein Tagebuch. «Sie stolpern dahin, die Gesichter staubbedeckt, die Uniformen zerfetzt. Sie sehen aus wie lebendige Vogelscheuchen.» Nach vier Marschtagen mit einem Tagesdurchschnitt von fast vierzig Kilometern auf Strassen, die von Granateneinschlägen zerwühlt und mit gefälltten Bäumen verbarrikadiert sind, «marschieren sie mit geschlossenen Augen und singen im Chor, um nicht einzuschlafen ... Nur die Gewissheit eines baldigen Sieges und des triumphalen Einzuges in Paris hält sie noch aufrecht... Ohne das würden sie erschöpft zu Boden sinken und einschlafen, wo sie hinfallen.» Das Tagebuch bezeugt eine weitere Tatsache, die zu einem immer ernsteren Problem des deutschen Vormarsches wurde, besonders weiter im Osten, wo Bülow und Hausens Truppen durch die Champagne zogen. «Sie trinken bis zum Ex-





zess, aber ihre Trunkenheit hält sie aufrecht. Heute war der General nach der Inspektion wütend. Er wollte dieser allgemeinen Betrunkenheit ein Ende machen, aber wir konnten ihn von strengen Befehlen abbringen. Wären wir zu streng, so würde die Armee nicht marschieren. Um abnorme Erschöpfung zu bekämpfen, bedarf es abnormer ‚Stimulantien.‘ «In Paris werden wir das alles in Ordnung bringen», schloss der Offizier hoffnungsvoll, auch er offensichtlich ahnungslos in Bezug auf das neue Marschziel.

Die Deutschen hinterliessen in Frankreich ebenso wie in Belgien eine geschwärzte und befleckte Spur auf ihrem Weg. Dörfer wurden abgebrannt, Zivilisten erschossen, Wohnungen geplündert und zerwühlt, man ritt auf Pferden durch Zimmer, fuhr mit Artilleriewagen durch Gärten. Als Klucks II. Korps am 2. September durch Senlis marschierte, das vierzig Kilometer von Paris entfernt liegt, wurden der Bürgermeister und sechs weitere zivile Geiseln erschossen. Ein Denkstein vor der Stadt am Rande des Feldes, wo sie begraben sind, trägt ihre Namen:

Eugène Odène	Bürgermeister
Emile Aubert	Gerber
Jean Barbier	Fuhrmann
Lucien Cottreau	Kellner
Pierre Dewerd	Chauffeur
J.-B. Elysée Pommier	Bäckergeselle
Arthur Régant	Steinmetz

Der 2. September war ein Glückstag für General von Hausen, der sich im Schloss des Grafen de Chabrillon in Thugny an der Aisne einquartiert sah. Der General schlief im Zimmer der Gräfin und freute sich, aus ihren Visitenkarten entnehmen zu können, dass sie eine «Geborene», nämlich eine Comtesse de Lévy-Mirepois war. Er schlief dann um so besser in ihrem Bett. Nachdem er einen gebratenen Fasan gespeist hatte, ein Präsent seiner Versorgungsoffiziere, die eine Jagd im Schlosspark veranstaltet hatten, zählte Hausen das Tafelsilber der Gräfin und hinterlegte ein Verzeichnis bei einem alten Mann im Dorf.

In jener Nacht gab Moltke, der sich nachträglich doch grosse Sorgen darüber machte, dass Kluck bei seiner Schwenkung nach innen Paris eine offene Flanke bot, eine neue allgemeine Anweisung. Hinsichtlich des linken Flügels offenbarte diese Anweisung Moltkes Unsicherheit. Er bestätigte Klucks Schwenkung, indem er der Ersten und Zweiten Armee befahl, «die Franzosen in südöstlicher Richtung von Paris abzudrängen». Gleichzeitig versuchte er aber einer möglichen Gefahr vorzubeugen, indem er Klucks Armee befahl, «gestaffelt der Zweiten Armee» zu folgen und «den Flankenschutz des Heeres» zu übernehmen.

Gestaffelt! Das war für Kluck eine grössere Beleidigung als Bülow unterstellt zu werden, womit ihn die Oberste Heeresleitung früher gekränkt hatte. Der grim-

mig blickende Attila mit dem Karabiner in der einen, der Pistole in der anderen Hand, der Schrittmacher des rechten Flügels dachte nicht daran, sich hinter jemand anderem zu halten. Er gab der Ersten Armee seinen eigenen Befehl: «Die Erste Armee setzt morgen (am 3. September) den Vormarsch über die Marne fort, um die Franzosen nach Osten abzurängen.» Zum Flankenschutz gegen Paris hin genügte es seiner Ansicht nach, wenn er zwei seiner schwächsten Einheiten zurückliess: das IV. Reservekorps, dem eine in Brüssel verbliebene Brigade fehlte, und die 4. Kavalleriedivision, die in der Schlacht gegen die Engländer am 1. September schwer gelitten hatte.

Hauptmann Lepic, ein Offizier aus dem Kavalleriekorps Sordets, erblickte bei einem Aufklärungsritt nordwestlich von Compiègne am 31. August, dem ersten Morgen der Kluckschen Schwenkung, in geringer Entfernung eine feindliche Reiterkolonne von neun Schwadronen, der eine Viertelstunde später eine Infanteriekolonne mit Geschützen, Munitionswagen und einer Radfahrerkompanie folgte. Er stellte fest, dass sie sich eher auf der Strasse nach Compiègne bewegten als direkt nach Süden auf der Strasse nach Paris. Ohne zu wissen, dass er der erste Zeuge einer Abweichung war, die Geschichte machen sollte, betonte er in seiner Meldung, dass die Ulanen ihre auffälligen Helme abgelegt hätten und Stoffkappen tragen und dass «sie die ortsansässigen Leute in schlechtem Französisch nach dem Weg fragen und dabei immer ‚Englisch, Englisch‘ sagen». Was er über ihre Marschrichtung meldete, kam dem GQG vorläufig noch nicht weiter bedeutungsvoll vor. Man glaubte, die Deutschen hätten es auf Compiègne und sein Schloss abgesehen und könnten dann doch noch die Strasse nach Paris einschlagen. Die zwei Kolonnen, die Hauptmann Lepic gesehen hatte, wiesen ja auch nicht unbedingt auf die gesamte Klucksche Armee hin.

Auch die Franzosen wussten am 31. August, dass der Feldzug sich einem Höhepunkt näherte. Ihr zweiter Plan – der Plan vom 25. August, das Schwergewicht nach links zu verlegen, um den deutschen rechten Flügel zum Stehen zu bringen – war fehlgeschlagen. Die Sechste Armee hatte ihre Aufgabe, zusammen mit den Engländern und der Fünften Armee an der Somme standzuhalten, nicht erfüllt. Ihr neuer Auftrag bestand nun darin, wie Joffre zugab, «Paris zu decken». Im Privatgespräch sagte er, die Engländer «*ne veulent pas marcher*», und die Fünfte Armee, die Kluck in ihrer Flanke hatte, war immer noch in Gefahr, umfasst zu werden. Tatsächlich lief die aufregende Nachricht ein, eine Vorhut der Kluckschen Kavallerie sei bereits zwischen der Fünften Armee und Paris in den durch den Rückzug der Engländer freigewordenen Raum eingebrochen. «Es scheint nicht länger möglich zu sein, dem rechten Flügel mit Streitkräften entgegenzutreten, die ausreichen, seine Umgehungsbewegung aufzuhalten», erklärte Oberst Pont, Joffres Operationschef.

Man brauchte also einen neuen Plan, und das unmittelbare Ziel hiess Überle-

ben. Im Hauptquartier erörterte Joffre mit seinen beiden Stellvertretern Belin und Berthelot sowie den dienstältesten Offizieren des Operationsstabes, was zu tun sei. Der Sturmwind der Ereignisse hatte in die «Kapelle» der Offensive eine neue Idee hineingeweht, nämlich «auszuhalten», bis die französischen Armeen eine feste Linie zu errichten imstande wären, von der aus die Offensive aufs Neue aufgenommen werden könnte. In der Zwischenzeit würden, das machte man sich klar, die Deutschen im Zuge des Vormarsches ihre Truppen in einem enormen Bogen von Verdun bis Paris verteilen. Der Plan ging diesmal weniger darauf hinaus, dem Marschflügel der deutschen Armee Widerstand entgegenzusetzen, als vielmehr ihn durch einen Angriff auf die deutsche Mitte abzuschneiden und damit zur Strategie des Planes 17 zurückzukehren. Nur lag das Schlachtfeld jetzt im Herzen Frankreichs. Eine französische Niederlage würde diesmal nicht Rückzug bedeuten wie an den Grenzen, sondern sie wäre das Ende.

Die Frage war, wann man mit der «Vorwärtsbewegung» einsetzen sollte. Sobald wie möglich, auf der Höhe von Paris, im Marnetal? Oder sollte man noch 65 Kilometer weiter zurückgehen und eine Front hinter der Seine bilden? Setzte man den Rückzug fort, so bedeutete das weitere Gebietsgewinne für die Deutschen, sicherte aber auch durch die Seinebarriere den Truppen eine Atempause, in der sie, dem unmittelbaren Druck des Feindes entzogen, neue Kraft schöpfen konnten. Wie das Hauptziel der Deutschen darin bestehe, die französischen Armeen zu vernichten, so müsse – versicherte Belin – «unser Hauptziel» sein, «am Leben zu bleiben». «Vorsichtig» zu sein und hinter der Seine sich neu zu formieren, das sei jetzt sowohl eine nationale Pflicht wie auch das geeignetste Verfahren, die Absichten des Feindes zu vereiteln. Das waren Belins Argumente, die von Berthelot beredt unterstützt wurden. Joffre hörte sich alles an – und gab am nächsten Tag den Generalbefehl Nr. 4 heraus.

Es war der 1. September, der Vorabend des Tages von Sedan, und die Lage sah für Frankreich genauso traurig aus wie damals. Durch den französischen Militärattaché erhielt man die offizielle Bestätigung der russischen Niederlage bei Tannenberg. Der Generalbefehl Nr. 4 liess im Gegensatz zu dem Befehl, der nach der Niederlage an den Grenzen herausgekommen war, erkennen, wie sehr nach einer Woche der sprunghaft vorschreitenden Invasion der Optimismus des GQG erschüttert war. Er verfügte eine Fortsetzung des Rückzugs der Dritten, Vierten und Fünften Armee «bis auf weiteres» und setzte die Seine und Aube als Grenze der Rückzugsbewegung fest, «womit nicht gesagt sein soll, dass diese Grenze erreicht werden müsste». Sobald die Fünfte Armee der drohenden Umfassung entgangen sei, würden die Armeen «die Offensive wiederaufnehmen»; doch hierfür wurde entgegen dem früheren Befehl weder eine bestimmte Zeit noch ein bestimmter Ort benannt. Immerhin liess er doch die Grundgedanken der kommenden Schlacht erkennen, denn es wär die Rede von der Heranführung von Verstärkungen aus den Armeen von Nancy und Epinal, die an der erneuerten Offensive

teilnehmen sollten; dazu wurde erwähnt, dass «die beweglichen Truppen des Befestigungsgürtels um Paris möglicherweise auch an der allgemeinen Aktion teilnehmen» würden.

Später sollten sich an diesen Befehl, wie an alle anderen Aktionen und Befehle der nächsten vier Tage überhaupt, unendliche Erörterungen knüpfen zwischen den Anhängern Joffres und denen Gallienis, die eine lange und ins Detail gehende Kontroverse über die Frage des ersten Entwurfs der Marneschlacht führten. Fraglos hatte Joffre eine allgemeine Schlacht im Sinn, wenn auch nicht gerade *die* Schlacht zu der Zeit und an dem Ort, wo sie dann tatsächlich stattfand. Die Schlacht, die er sich vorstellte, sollte geschlagen werden, wenn die fünf verfolgenden deutschen Armeen «zwischen den Hörnern von Paris und Verdun» stünden; dann sollten die französischen Armeen in einem flachen Bogen etwa wie ein Netz aufgestellt werden, das sich quer über die Mitte Frankreichs spannte. Joffre rechnete mit einer Woche Zeit für seine Vorbereitungen; denn er sagte zu Messimy, der ihm am 1. September seinen Abschiedsbesuch machte, er erwarte eine Wiederaufnahme der Offensive am 8. September, wahrscheinlich werde sie «die Schlacht von Brienne-le-Château» heissen. Brienne lag vierzig Kilometer hinter der Marne, etwa halbwegs zwischen Marne und Seine, und war der Schauplatz eines Sieges Napoleons über Blücher gewesen. Joffre mag darin ein günstiges Omen gesehen haben. Seine Kaltblütigkeit und offensichtliche Gelassenheit und Zuversicht in der allgemeinen Depression wegen des weiteren erzwungenen Rückmarsches und unter dem drohenden Schatten des herannahenden Feindes machten auf Messimy wieder grossen Eindruck.

Für Paris dagegen war das kein Trost, denn die Stadt sah sich durch den Rückzug auf die Seine schutzlos preisgegeben. Joffre rief Millerand an und erklärte ihm in aller Offenheit, wie die Dinge militärisch lägen. Der «betonte» Rückzug der Engländer habe die linke Flanke Lanrezacs entblösst, so dass der Rückzug weitergehen müsse, bis Lanrezac sich vom Feind gelöst habe. Maunoury habe den Befehl, auf Paris zurückzugehen und sich mit Gallieni in «Verbindung» zu setzen. Davon allerdings, dass die Sechste Armee dem Kommando Gallienis unterstellt werden sollte, war mit keinem Wort die Rede. Die feindlichen Marschkolonnen hielten eine Richtung ein, die nicht unmittelbar auf Paris weise, woraus man sich möglicherweise etwas «Aufschub» errechnen könne; trotzdem halte er es für «dringlich und wesentlich», dass die Regierung «ohne Verzögerung» Paris verlasse, und zwar noch am gleichen Abend oder am nächsten Tag.

Als Gallieni von der wütenden Regierung über diese Entwicklung unterrichtet worden war, rief er Joffre an und liess, da der General sich nicht stellte, ihm folgendes ausrichten: «Wir sind nicht in der Lage, Widerstand zu leisten... General Joffre muss sich klarmachen, dass, wenn Maunoury nicht standhält, Paris dem Feind nicht widerstehen kann. Die Truppen im Befestigungsgürtel müssen um drei aktive Korps verstärkt werden.» Später am Nachmittag rief Joffre zurück und

teilte Gallieni mit, er unterstelle ihm Maunourys Armee, wodurch sie nun die bewegliche Truppe des Festungsgebietes wurde. Derartige Truppen werden üblicherweise unabhängig von der Feldarmee eingesetzt und können, wenn der Kommandeur der Garnison es so will, von einer Feldschlacht ferngehalten werden. Joffre hatte nicht die Absicht, auf diese Truppe zu verzichten. Am selben Tag noch ersuchte er mit einem geschickten Schachzug den Kriegsminister, den Befestigungsgürtel von Paris mit allen seinen Streitkräften ihm als Oberkommandierendem zu unterstellen, um ihm «die Möglichkeit zu geben, die beweglichen Kräfte der Garnison im Feld einzusetzen, wenn sich die Notwendigkeit ergibt». Millebrand, der nicht weniger als Messimy unter dem Einfluss der Persönlichkeit Joffres stand, erteilte diesen Befehl am 2. September.

Inzwischen hatte Gallieni doch endlich eine Armee. Maunourys Truppen, über die er nun verfügen konnte, bestanden aus einer aktiven Division, die zum VII. Korps gehörte, einer marokkanischen Eingeborenenbrigade und vier Reservedivisionen: der 61. und 62. unter General Ebener, die ursprünglich aus Paris weggeholt worden waren, und der 55. und 56., die so tapfer in Lothringen gekämpft hatten. Joffre war damit einverstanden, dass noch die 45. Zuavendivision aus Algier dazukam, die als Elitetruppe galt und gerade in Paris ausgeladen wurde, aber ohnehin nicht ihm unterstand, und ein aktives Korps aus der Feldarmee. Wie Kluck suchte auch er ein angeschlagenes hierfür aus, das IV. Korps der Dritten Armee, das in den Ardennen katastrophale Verluste erlitten hatte. Es erhielt jedoch Ersatz, und seine Verlegung von der Front der Dritten Armee bei Verdun an die Front von Paris bedeutete eine Verstärkung, die Kluck den Franzosen nicht zutraute. Gallieni wurde mitgeteilt, dass Truppen des IV. Korps am 3. und 4. September per Bahn in Paris eintreffen würden.

Gallieni fuhr sofort, nachdem Joffre ihm die Sechste Armee fernmündlich unterstellt hatte, nach Norden, um Verbindung mit seinem neuen Kommando aufzunehmen. Wie weit das Unheil schon fortgeschritten war, zeigte sich an den Flüchtlingen, denen er begegnete und die mit «Schrecken und Verzweiflung» in ihren Mienen auf der Flucht vor den anrückenden Deutschen nach Paris strömten. In Pontoise, unmittelbar nordwestlich von Paris, wo die 61. und 62. Division hereinkamen, war alles in Unordnung und verstört. Die Truppen hatten auf dem Rückzug schwere Gefechte zu bestehen gehabt und waren nun erschöpft und blutbefleckt, die Bevölkerung befand sich in panischer Angst durch das Dröhnen der Geschütze und infolge von Gerüchten, Ulanen befänden sich in nächster Nähe. Gallieni sprach zuerst mit General Ebener und begab sich dann zu Maunoury an die Oise, fünfzig Kilometer nördlich von Paris. Er gab Maunoury Befehl, die Oisebrücken zu sprengen und den Versuch zu machen, beim Rückzug auf Paris den Vormarsch des Feindes zu verzögern, auf jeden Fall aber zu vermeiden, dass die Deutschen sich zwischen ihm und die Hauptstadt schoben.

Auf dem eiligen Rückweg nach Paris bot sich ihm ein erfreulicher Anblick – statt Flüchtlingen sah er die prächtigen Zuaven der 45. algerischen Division, die eben ihre Stellungen in den Forts beziehen wollten, über die Boulevards marschieren. In ihren hellen Röcken und weiten Pumphosen machten sie grossen Eindruck und gaben den Parisern wieder einmal einen Anlass zum Jubel.

In den Ministerien allerdings war die Stimmung sehr gedrückt. Millerand hatte die «herzzerbrechenden» Tatsachen an den Präsidenten weitergegeben: «Alle unsere Hoffnungen zerschlagen; wir befinden uns auf der ganzen Linie im Rückzug; Maunourys Armee weicht auf Paris zurück...» Millerand weigerte sich in seiner Eigenschaft als Kriegsminister, die Verantwortung für das Verbleiben der Regierung auch nur eine Stunde länger zu übernehmen als bis zum Abend des nächsten Tages, des 2. September. Poincaré sah sich dem «traurigsten Ereignis» seines Lebens gegenüber. Man beschloss, den ganzen Verwaltungsapparat geschlossen nach Bordeaux zu verlegen, damit nicht die Öffentlichkeit gehässige Vergleiche anstellen könne, wenn einige Minister in Paris zurückblieben.

Als Gallieni am Abend in die Stadt zurückkehrte, erfuhr er von Millerand, dass die gesamte zivile und militärische Verantwortung für die erste Stadt Europas bei dem unmittelbar bevorstehenden Belagerungszustand in seinen Händen liegen werde. «Ich würde allein sein», wenn man vom Seinepräfekten und dem Polizeipräfekten absah. Es stellte sich heraus, dass der Polizeipräfekt, auf den Gallieni angewiesen sein würde, erst seit einer Stunde im Amt war. Sein Vorgänger Hennion hatte es, als er von der Verlegung der Regierung hörte, glatt abgelehnt, in Paris zu bleiben, und als man ihm befohlen hatte, auf seinem Posten zu verharren, war er aus «Gesundheitsgründen» zurückgetreten. Gallieni zog aus dem Weggang der Regierung doch wenigstens den einen Vorteil, dass er sich nicht mehr gegen die Befürworter einer offenen Stadt wehren musste; ihre rechtlichen Argumente waren gegenstandslos geworden, und er hatte nun freie Hand, Paris als Festung zu verteidigen. Obwohl er «gern auf die Anwesenheit der Minister verzichtete», war er doch der Ansicht, dass einer oder zwei hätten bleiben können, «um das Gesicht zu wahren». Das war nicht fair denen gegenüber, die gern geblieben wären, aber Gallienis Verachtung für die Politik kannte keine Ausnahmen.

Da er erwartete, dass in zwei Tagen die Deutschen vor den Toren stehen würden, blieb er die Nacht mit seinem Stab auf und traf alle seine «Vorbereitungen für eine Schlacht im Norden der Stadt von Pontoise bis zum Ourcq», das heisst auf einem Gebiet von über siebzig Kilometer Ausdehnung. Der Ourcq ist ein kleiner Fluss, der östlich von Paris in die Marne mündet.

Spät in der Nacht traf im GQG eine Nachricht ein, die der Regierung die Flucht aus Paris hätte ersparen können. Im Laufe des Tages war Hauptmann Fagalde, dem Nachrichtenoffizier der Fünften Armee, eine Tasche gebracht worden. Man

hatte sie bei einem Kavallerieoffizier der Kluckschen Armee gefunden, der im Auto von einer französischen Patrouille tödlich getroffen worden war. In der Tasche befand sich unter anderen Papieren eine blutbeschmierte Karte, auf der die Vormarschlinien jedes Einzelnen der Kluckschen Korps eingezeichnet waren und auch die Ziele, die jedes am Ende seines Tagesmarsches erreicht haben sollte. Die Linien für die ganze Armee verliefen in südöstlicher Richtung von der Oise auf den Ourcq zu.

Das GQG deutete Hauptmann Fagaldes Fund ganz richtig und entnahm daraus Klucks Absicht, zwischen der Sechsten und der Fünften Armee an Paris vorbeizugleiten im Bestreben, die linke Flanke der französischen Hauptfront aufzurollen. Wenn das Hauptquartier auch erkannte, dass dies einen Verzicht auf den Angriff auf Paris bedeutete, so machte es sich jedenfalls nicht die Mühe, diese Ansicht der Regierung klarzulegen. Als am Morgen Oberst Penelon, der Verbindungsoffizier zwischen dem GQG und dem Präsidenten, Poincaré die Richtungsänderung von Klucks mitteilte, überbrachte er keine Andeutung von Joffre, dass die Regierung nun bleiben könne. Vielmehr liess Joffre mitteilen, die Regierung müsse fort. Klucks Absichten seien ungewiss, seine Kolonnen stünden bereits bei Senlis und Chantilly, kaum mehr als dreissig Kilometer entfernt, und Paris werde sehr bald im Schussfeld liegen. Es ist schwer zu sagen, wieweit Poincaré oder Millerand sich die Bedeutung der Schwenkung Klucks klarmachten; ist man von Krieg und Gefahren umgeben, so ist nichts so eindeutig und gewiss, wie man es rückblickend sieht. Bedrängnis, ja Panik lag in der Luft. Nachdem die Regierung die Qual der Entscheidung nun einmal durchgemacht hatte, konnte eine Meinungsänderung nicht leichtfallen. Millerand jedenfalls bestand eisern auf der Abreise.

Man schrieb den 2. September, den Tag von Sedan, und «der verhasste Augenblick war gekommen». Als Poincaré erfuhr, dass Vorkehrungen für ein nächtliches Verlassen der Stadt getroffen worden seien, damit die Öffentlichkeit nicht Zeuge werde, verstärkte sich bei ihm das Gefühl der «Trauer und Erniedrigung». Das Kabinett bestand darauf, dass seine Anwesenheit am Regierungssitz gesetzlich erforderlich sei; man erlaubte nicht einmal Madame Poincaré zurückzubleiben, als sie bat, ihre Krankenhausarbeit als öffentliche Geste fortsetzen zu dürfen. Myron Herrick, der Gesandte der Vereinigten Staaten, kam «mit ganz verfallenem Gesicht» und Tränen in den Augen, um sich zu verabschieden.

In diesem Augenblick dachte jeder, der sich in der französischen Hauptstadt befand, dasselbe, was Herrick an seinen Sohn schrieb, dass nämlich «der furchtbare Ansturm der Deutschen wohl durch keinen Widerstand aufgehalten werden könne». Er hatte von den Deutschen eine Warnung erhalten, in der ihm geraten wurde, sich in die Provinz zu begeben, da möglicherweise «ganze Viertel» von Paris vernichtet werden könnten. Dennoch war er entschlossen zu bleiben und

versprach Poincaré, die Museen und Denkmäler von Paris unter den Schutz der amerikanischen Flagge und somit «unter den Schutz der ganzen Menschheit» zu stellen. Er hatte auch schon einen Plan gemacht, aus dem die ganze Verzweiflung und Überhitztheit der Stunde sprach: er wollte, «wenn die Deutschen die Aussenbezirke der Stadt erreichten und zur Übergabe aufforderten, hinausgehen und mit dem Armeeführer, ja wenn möglich mit dem Kaiser sprechen». Da er auf Ersuchen der Deutschen den Schutz ihrer Botschaft übernommen hatte, konnte er eine Audienz verlangen. Wenn später diejenigen, die die erste Septemberwoche in Paris erlebt hatten, im Freundeskreis immer wieder darauf zu sprechen kamen, wie wenige sie gewesen waren, pflegte Gallieni zu sagen: «Vergessen Sie nicht, Herrick war auch dabei.»

Um sieben Uhr abends machte Gallieni bei Millerand seinen Abschiedsbesuch. Das Kriegsministerium in der Rue St. Dominique war «traurig und verlassen», der Hof stand voll von grossen Möbelwagen, in denen sich der Inhalt der Archive zum Transport nach Bordeaux stapelte. Alles Übrige wurde verbrannt. Der Vorgang des Packens stimmte allgemein traurig. Gallieni stieg die unbeleuchtete Treppe hinauf und fand den Minister allein in einem leeren Zimmer. Jetzt, wo die Regierung wegging, zögerte Millerand nicht länger zuzugeben, dass Paris und jeder seiner Bewohner in der Feuerzone stünden. Seine Befehle an Gallieni – dem man das kaum zu sagen brauchte – lauteten, Paris à *outrance* zu verteidigen.

«*Monsieur le Ministre*, verstehen Sie, was à *outrance* bedeutet?» fragte Gallieni. «Es bedeutet Zerstörung, Trümmer, Brückensprengungen mitten in der Stadt.»

«A *outrance*», wiederholte Millerand. Als er sich verabschiedete, betrachtete er Gallieni wie einen Menschen, den er wahrscheinlich nie wieder sehen würde, und Gallieni fühlte sich «eigentlich überzeugt, dass ich in Paris blieb, um zu fallen».

Wenige Stunden später bestiegen die Minister im Dunkeln und in einer Heimlichkeit, die sie sich selbst auferlegt hatten und deren sich viele von ihnen doch schämten, den Zug nach Bordeaux, um am nächsten Morgen dieser unrühmlichen Tatsache das respektable Gewand einer Regierungserklärung umzuhängen. «Aushalten und kämpfen» müsse nun der Befehl des Tages werden. Frankreich werde aushalten und kämpfen, während England auf den Meeren die Verbindungen des Feindes zu der übrigen Welt abschneide und die Russen «weiterhin vorwärtsmarschieren und den entscheidenden Schlag gegen das Herz des Deutschen Reiches führen». (Man hielt den Augenblick nicht für geeignet, die Nachricht von der russischen Niederlage hinzuzufügen.) Um dem französischen Widerstand den grösstmöglichen «*élan*» und die grösstmögliche «Wirksamkeit» zu verleihen, begeben sich die französische Regierung auf Verlangen der militärischen Führung «vorübergehend» an einen Ort, an dem sie eine ununterbrochene und anhaltende Verbindung mit dem ganzen Land aufrecht erhalten könne. «Franzosen, wir wollen



uns dieser tragischen Umstände würdig zeigen. Wir werden den Endsieg erringen – durch eisernen Willen, durch Ausdauer, durch Zähigkeit – dadurch, dass wir uns weigern unterzugehen.»

Gallieni begnügte sich mit einer knappen, deutlichen Mitteilung, die er absichtlich so formulierte, dass den Gerüchten, Paris sei zur offenen Stadt erklärt, der Boden entzogen wurde und die Leute wussten, was sie zu erwarten hatten. Seine Verlautbarung erschien am Morgen an den Häuserwänden von Paris:

ARMEE VON PARIS. BÜRGER VON PARIS.

Die Mitglieder der Regierung der Republik haben Paris verlassen, um der nationalen Verteidigung einen neuen Impuls zu geben. Ich habe den Befehl, Paris gegen den Eindringling zu verteidigen. Diesen Befehl werde ich bis zum Ende durchführen.

Paris, den 3. September 1914

Militärgouverneur von Paris, Kommandant der Armee von Paris

Gallieni.

Der Schreck war für die Öffentlichkeit um so grösser, als die Leute infolge der Taktik des GQG, nur knappste Communiqués herauszugeben, keine Ahnung vom Ernst der militärischen Lage hatten. Für sie sah es aus, als hätte sich die Regierung ohne hinlänglichen Grund entfernt. Ihr nächtlicher Auszug hinterliess einen peinlichen Eindruck, den zu tilgen eine, wie sich herausstellte, noch so grosse und innige Zuneigung zu Bordeaux nicht geeignet war. Man machte Witze auf Kosten der Regierung und nannte die Minister *tourneados à la Bordelaise*, und als die Massen im Kielwasser der Abgereisten die Bahnhöfe stürmten, entstand eine Parodie auf die Marseillaise:

«Aux gares, citoyens!  
Montez dans les wagons!»

Das waren «Tage der Angst» für die Militärregierung von Paris. Da die Armeen im Norden und im Osten der Stadt zurückgingen, verursachte die Frage, wie lange die achtzig Brücken in dem davon betroffenen Gebiet gehalten und wann sie zerstört werden müssten, zunehmende Spannung und Besorgnis. In jedem Abschnitt brannten die Kommandeure darauf, sobald sie nur den Übergang ihrer eigenen Truppen sichergestellt hatten, die Brücken hinter ihnen zu sprengen und sie so vor Verfolgung zu schützen. Der Befehl des Hauptquartiers lautete, «keine Brücke» solle «unversehrt in die Hände des Feindes fallen», aber gleichzeitig brauchte man die Brücken ja bei der Wiederaufnahme der Offensive. Drei verschiedene Kommandostellen operierten in einem Gebiet: Gallieni, Joffre und zwischen beiden Sir John French, dem es seit dem Besuch Kitcheners in erster

Linie darauf ankam, deutlich zu machen, dass er von niemandem abhängig sei. Die Pioniere des Befestigungsgürtels von Paris, die die Brücken bewachten, sahen sich vor Gewissenskonflikten. «Ein Unheil bereitet sich vor», berichtete ein Pionieroffizier an General Hirschauer.

Als am 2. September die Nacht hereinbrach, hatten die Engländer die Marne erreicht und überschritten sie am nächsten Tag. Unterhalb von Compiègne merkten die Truppen, dass ihr Kartenmaterial für ihre Marschbewegungen nicht mehr ausreichte, und allmählich wurde ihnen klar, dass dies nun kein «strategischer Rückzug» mehr war, wie ihnen ihre Offiziere gesagt hatten. Ihre Basen in Boulogne und Le Havre waren inzwischen geräumt und die Vorratslager sowie das Personal nach Saint-Nazaire an der Loiremündung verlegt worden.

Die Fünfte Armee, die etwa einen Tagesmarsch hinter ihnen zurücklag, war noch immer der Gefahr einer Umfassung ausgesetzt. In der anhaltenden Hitze gingen Rückzug und Verfolgung immer weiter, und das gejagte Wild war genauso erschöpft wie der Verfolger. Seit der Schlacht von Guise hatte die Fünfte Armee täglich etwa dreissig Kilometer zurückgelegt. Entlang ihrer Marschroute plünderten Rotten von Deserteuren Bauernhöfe und Häuser und versetzten die Bevölkerung mit Gruselgeschichten über die Deutschen in Panik. Exekutionen fanden statt. Lanrezac glaubte, dass noch keine Armee jemals so viel hatte durchmachen müssen wie die seine. Zur selben Zeit sagte ein englischer Offizier vom Expeditionskorps: «Ich hätte nie gedacht, dass Menschen so müde und hungrig sein und doch am Leben bleiben können.» Henry Wilson bemühte sich, irgendeinen Hoffnungsschimmer zu finden, und sagte in diesen Tagen zu Oberst Huguet: «Die Deutschen sind übereilig, sie treiben die Verfolgung zu schnell voran. Die ganze Sache ist übertrieben. Bestimmt werden sie einen grossen Fehler machen, und dann ist ihre Stunde gekommen.»

Obwohl Joffre und seine Berater beim GQG von Klucks Einschwenken Kenntnis hatten, war ihnen bis dahin noch nicht der Gedanke gekommen, darin die unmittlere und rasch wahrzunehmende Chance für einen Flankenangriff zu sehen. Seit Kluck am 2. September in Verfolgung der Engländer die Richtung geändert hatte, war man unsicher, ob er nicht doch wieder auf Paris einbiegen würde. In jedem Falle dachten sie nicht so sehr an Paris als vielmehr an eine ausgedehnte Feldschlacht längs der Seine, die aber erst stattfinden sollte, wenn eine feste Front aufgebaut war. Nach weiteren ängstlichen Beratungen beim GQG fasste Joffre den Beschluss, den Rückzug vom derzeitigen Frontverlauf aus noch «mehrere Tage nach rückwärts» fortzusetzen, um dadurch die Zeit zu gewinnen, Verstärkungen von seinem rechten Flügel herbeizuschaffen. Trotz des Risikos, das mit einer Schwächung der nur mit Mühe sich haltenden Front an der Mosel verbunden war, entschloss er sich, von der Ersten und der Zweiten Armee je ein Korps heranzuholen.

Dieser Entschluss drückte sich in Geheiminstruktionen aus, die den Armee-

kommandeuren am 2. September zugestellt wurden und die die Seine und Aube endgültig als die Linie fixierten, die erreicht werden sollte. Das Ziel bestand nach Joffres Worten darin, «die Armeen vom Druck des Feindes zu befreien und ihnen Gelegenheit zur Reorganisation zu geben», um in dem Augenblick, in dem sie so weit seien und die Verstärkungen aus dem Osten bereitstünden, «zur Offensive überzugehen». Die britische Armee werde man auffordern, «an der Aktion teilzunehmen», und die Garnison von Paris werde «in Richtung Meaux» vorgehen, das heisst, gegen Klucks Flanke. Ohne auch jetzt noch ein genaues Datum zu nennen, erklärte Joffre, er werde das Signal «in wenigen Tagen» geben. Den Kommandeuren wurde befohlen, gegen Deserteure «mit drakonischen Massnahmen vorzugehen», um einen geordneten Rückzug zu sichern. Joffre bat jeden Einzelnen, sich die Lage bewusst zu machen und alle seine Kräfte aufzubieten, und liess so niemanden im unklaren darüber, dass dies die Schlacht sein werde, «von der die Rettung des Landes abhängt».

Gallieni, den der Befehl in Paris erreichte, lehnte Joffres Plan ab, weil er Paris aufgab und «nicht auf dem Boden der Wirklichkeit blieb». Er glaubte, das Tempo der deutschen Verfolgung werde den französischen Armeen keine Zeit lassen, die Seine zu erreichen und sich neu zu formieren. Zwar erhielt er Teilberichte über Klucks Marsch nach Südosten, aber die von Hauptmann Fagalde beigebrachte wichtige Bekräftigung hatte man ihm nicht mitgeteilt. Am 2. September schlief er, da er am nächsten Tag den Angriff erwartete, in seinem Hauptquartier, das jetzt im Lycée-Duruy untergebracht war, einer Mädchenschule gegenüber dem Hôtel des Invalides. Es war ein hinter Bäumen verborgenes weitläufiges Gebäude, das weniger Zu- und Ausgänge hatte als jenes und deshalb leichter zu bewachen war. An den Türen wurden Wachen aufgestellt, man sorgte für Telefonverbindungen zu allen Divisionshauptquartieren des Befestigungsgürtels, richtete Büros ein für Operations- und Nachrichtenstäbe sowie eine Messe und Schlafräume, so dass Gallieni sehr erleichtert in ein «regelrechtes Feldhauptquartier genau wie an der Front» umziehen konnte.

Am folgenden Morgen, dem 3. September, erfuhr er endgültig von Klucks Bewegung in Richtung auf die Marne, weg von Paris. Leutnant Watteau, ein Flieger der Pariser Garnison, sah bei einem Aufklärungsflug, dass sich die feindlichen Kolonnen «von Westen nach Osten» auf das Ourcqtal zu bewegten. Später bestätigte ein zweites Flugzeug des Festungsgebiets Paris die Meldung.

Im Stabszimmer von Gallienis *Deuxième Bureau* bemächtigte sich der Offiziere eine unterdrückte Erregung. Oberst Girodon, ein Offizier, der an der Front verwundet worden war, sich aber «für fähig hielt, Stabsarbeit zu leisten», lag auf einer Chaiselongue und starrte auf die Karte an der Wand, auf der farbige Nadeln die Richtung des deutschen Vormarsches anzeigten.

General Clergerie, Gallienis Stabschef, trat ins Zimmer, als gerade eine andere Meldung englischer Aufklärungsflieger gebracht wurde. Als die Nadeln neu gesteckt wurden, ergab sich auf der Karte unmissverständlich Klucks Schwenkung, und Clergerie und Girodon riefen wie aus einem Mund: «Sie bieten uns ihre Flanke! Sie bieten uns ihre Flanke!»

## 22 «Meine Herren, wir kämpfen an der Marne»

Gallieni sah sofort, welche Gelegenheit sich der Armee von Paris bot. Ohne zu zögern beschloss er, so bald wie irgend möglich die deutsche Flanke anzugreifen und Joffre dazu zu bringen, dieses Manöver durch sofortigen Beginn der Offensive zu unterstützen – und zwar auf der ganzen Front – anstatt den Rückzug auf die Seine fortzusetzen. Obwohl die Armee von Paris, deren Herzstück Maunourys Sechste Armee darstellte, von Gallieni befehligt wurde, unterstand doch das Festungsgebiet von Paris mit allen seinen Truppen seit einem Tag Joffre. Zwei Bedingungen mussten erfüllt sein, wenn die Sechste Armee angreifen sollte: Joffre musste seine Zustimmung geben, und der unmittelbare Nachbar der Sechsten Armee, das britische Expeditionskorps, musste sie unterstützen. Beide standen zwischen Paris und der Armee von Klucks, Maunoury im Norden und die Engländer südlich der Marne.

Gallieni berief seinen Stabschef, General Clergerie, zu einer, wie Clergerie sich ausdrückte, «jener langen Konferenzen, die er bei ersten Anlässen abhält – sie dauern gewöhnlich zwei bis fünf Minuten». Es war jetzt 20.30 Uhr am Abend des 3. September. Man wurde eins, falls Kluck bis zum nächsten Morgen seine Marschrichtung beibehielte, jeden nur möglichen Druck auf Joffre auszuüben, um eine sofortige gemeinsame Offensive zu erreichen. Flieger des Festungsgebiets erhielten den Befehl, in aller Frühe Aufklärungsflüge durchzuführen, die «schwerwiegende Entscheidungen zur Folge haben können», und vor zehn Uhr vormittags Bericht zu erstatten.

Der Erfolg eines Flankenangriffs hänge davon ab, mahnte General Hirschauer, dass «die Vorhut vorankomme», und die Sechste Armee war nicht das starke und schlagkräftige Instrument, das Gallieni sich gewünscht hätte. Sie hatte vielmehr ihre angewiesenen Stellungen durchweg in erschöpftem Zustand erreicht. Einige Einheiten waren am 2. September Tag und Nacht fast sechzig Kilometer marschiert, und die Ermüdung wirkte sich ungünstig auf die Stimmung aus. Gallieni war wie seine Kollegen der Ansicht, dass Reservedivisionen, aus denen sich die Maunourysche Armee zum grossen Teil zusammensetzte, nur «mässigen Wert» hatten. Die 62. Reserve, die während ihres Rückzugs nicht einen Tag zur Ruhe gekommen und täglich im Kampf gewesen war, hatte zwei Drittel ihrer Offiziere

verloren, und den Ersatz bildeten nur Reserveleutnants. Das IV. Korps war noch nicht da. Nur die «Ruhe und Entschlossenheit» der Bevölkerung von Paris – soweit sie nicht nach Süden floh – gab Anlass zur Zufriedenheit.

Von Kluck erreichte die Marne am Abend des 3. September, nachdem die von ihm verfolgte Armee Lanrezacs und die Engländer an seiner äusseren Flanke den Fluss schon im Laufe des Tages überschritten hatten. In der Eile, Müdigkeit und Verwirrung des Rückzugs waren trotz oder wegen der sich überstürzenden Telegramme bezüglich der Sprengungen die Brücken an der Nahtstelle zwischen ihren Abschnitten ungesprengt geblieben oder nur teilweise zerstört worden. Kluck hielt die Brückenköpfe und hatte vor, unter Missachtung des Befehls, mit Bülow auf gleicher Höhe zu bleiben, am Morgen den Fluss zu überschreiten und seine Innenschwenkung in einer Verfolgung der Fünften Armee fortzusetzen. Er hatte drei Meldungen an die OHL gesandt, in denen er seine Absicht ankündigte, über die Marne zu gehen; da aber die drahtlose Verbindung mit Luxemburg noch schlechter war als mit Koblenz, kamen sie erst am folgenden Tag durch. Die Oberste Heeresleitung hatte zwei Tage keine Verbindung mit der Ersten Armee und wusste nicht, dass Kluck dem Befehl vom 2. September nicht Folge geleistet hatte; als sie es merkte, war seine Spitze schon über der Marne.

Klucks Soldaten hatten am 3. September vierzig Kilometer und mehr zurückgelegt. Als sie in ihre Quartiere kamen, fielen sie laut Bericht eines französischen Augenzeugen «erschöpft zu Boden und konnten nur noch stammeln: ‚Vierzig Kilometer, vierzig Kilometer!‘ Weiter brachten sie nichts mehr heraus.» In der Schlacht wurden später viele Deutsche im Schlaf zu Gefangenen, da sie nicht einen Schritt mehr gehen konnten. Es herrschte eine schreckliche Hitze in jenen Tagen. Nur die Hoffnung, «morgen oder übermorgen» nach Paris zu kommen, gab ihnen überhaupt noch Kraft zum Marschieren, und die Offiziere wagten nicht, ihnen die Wahrheit zu sagen. In dem fieberhaften Eifer, die Franzosen endgültig zu erledigen, liess von Kluck nicht nur seine Versorgungszüge, sondern auch seine schwere Artillerie weit hinter sich zurück. Sein Landsmann in Ostpreussen, General von François, rührte sich nicht vom Fleck, ehe nicht seine gesamte Artillerie und die Munitionswagen heran waren. Aber François hatte eine Schlacht vor sich, während von Kluck glaubte, es nur mit Verfolgung und Säuberung zu tun zu haben, und diese Vorsichtsmassregeln ausser Acht liess. Er hielt es nicht für möglich, dass die Franzosen nach zehn Rückzugstagen noch die Moral und Energie aufbrächten, beim Klang der Trompete kehrtzumachen und wieder zum Kampf anzutreten. Genausowenig Sorge machte ihm seine Flanke. «Der General fürchtet nichts von Paris her», notierte ein Offizier am 4. September. «Wenn wir die Reste der französischenglischen Armee vernichtet haben, will er nach Paris zurückkehren und der 4. Reserve die Ehre zuteil werden lassen, an der Spitze in die französische Hauptstadt einzuziehen.»

Der Befehl, als Flankenschutz des deutschen Vormarsches zurückzubleiben,

könne nicht ausgeführt werden, teilte Kluck der Obersten Heeresleitung kurz und bündig mit, als er am 4. September vorwärts stiess. Er müsse mindestens zwei Tage warten, wenn Bülow aufholen solle, und das würde die gesamte deutsche Offensive schwächen und dem Feind Zeit geben, seine Bewegungsfreiheit wiederzugewinnen. Es sei wahrhaftig nur dem «kühnen Vorgehen» seiner Armee zu verdanken, dass die Marneübergänge für die anderen Armeen freigehalten worden seien, und es bestehe «jetzt Hoffnung auf Ausbeutung des Erfolgs». Kluck steigerte sich beim Diktieren noch mehr in seinen Zorn hinein und fragte schliesslich, wie es denn komme, dass auf «entscheidende Siege der anderen Armeen» – gemeint war Bülow – stets «Bitten um Unterstützung» folgten.

Bülow war wütend, als sein Nachbar «aus der von der Obersten Heeresleitung befohlenen Rückwärtsstaffelung der Ersten Armee... eine Vorwärtsstaffelung» machte. Auch seine Truppen waren wie die meisten deutschen Einheiten erschöpft, als sie die Marne erreichten. «Die Männer fallen in die Gräben und liegen da, nur um Luft zu holen... Es kommt der Befehl aufzusitzen. Ich reite vornübergebeugt, mein Kopf ruht auf der Pferdemähne. Wir sind hungrig und durstig. Gleichgültigkeit befällt uns. So ein Leben ist nicht mehr viel wert. Es zu verlieren bedeutet nicht viel.» Truppen der Armee von Hausens klagten, dass sie «fünf Tage hintereinander kein warmes Essen» gehabt hätten. In der benachbarten Vierten Armee schrieb ein Offizier: «Wir marschieren den ganzen Tag in der Glut Hitze. Mit ihren bärtigen Gesichtern und vom Staub bedeckt sehen die Männer wie wandelnde Mehlsäcke aus.» Dass der deutsche Vormarsch um den Preis der Erschöpfung und Abstumpfung der Truppe durchgeführt wurde, beunruhigte die Feldkommandeure nicht. Wie Kluck waren sie davon überzeugt, dass die Franzosen keinen Vorteil daraus ziehen könnten. Bülow meldete am 3. September – zum dritten- oder viertenmal – dass die französische Fünfte Armee «entscheidend geschlagen» sei und dass sie «in voller Auflösung auch südlich der Marne» zurückgehe.

Wenn sich die Fünfte Armee auch nicht «in voller Auflösung» befand, so war sie doch entschieden nicht in guter Form. Lanrezacs Misstrauen gegen Joffre, das er gar nicht mehr zu verbergen suchte, seine Auseinandersetzungen mit Verbindungsoffizieren vom GQG und seine Kritik an den Befehlen steckten auch seinen Stab an, der dadurch in sich uneins wurde. Alle waren gereizt und bedrückt durch die dauernde Spannung, die sich aus der undankbaren Aufgabe ergab, den französischen Rückzug zu decken. General Mas de Latrie vom XVIII. Korps, das dem Feind am nächsten stand, gab seiner «Besorgnis» über die Verfassung seiner Truppen Ausdruck. Doch trotz des jämmerlichen Zustandes hatte die Fünfte Armee beim Überschreiten der Marne soviel Abstand vom Feind halten können, dass man es als eine Loslösung bezeichnen konnte und Joffres Bedingung für die Wiederaufnahme der Offensive erfüllt war.

Obwohl Joffre beabsichtigte, «in ein paar Tagen» zur Offensive überzugehen,

und die Regierung entsprechend informiert hatte, gab er keinen genauen Termin an, und die Entmutigung im Generalhauptquartier war gross. Jeden Tag kamen die Verbindungsoffiziere deprimiert von ihren Besuchen bei den Armeen zurück, über denen, wie einer sich ausdrückte, «der Wind der Niederlage wehte». Man traf Vorkehrungen, das GQG nochmals fünfzig Kilometer zurückzuverlegen nach Châtillon-sur-Seine, was zwei Tage später, am 5. September, auch geschah. In zehn Tagen hatte Frankreich die Städte Lille, Valenciennes, Cambrai, Arras, Amiens, Maubeuge, Mézières, St.-Quentin, Laon und Soissons verloren, dazu Kohlenlager und Erzminen, Weizen- und Zuckerrübengebiete sowie ein Sechstel seiner Bevölkerung. Eine dunkle Wolke senkte sich über die Menschen, als Reims, in dessen grosser Kathedrale alle französischen Könige von Chlodwig bis Ludwig XVI. gekrönt worden waren, am 3. September als offene Stadt an Bülow's Armee übergeben wurde. Zwei Wochen später sollte es dann infolge der Marne-schlacht zu jener Bombardierung kommen, die die Kathedrale von Reims zu einem Symbol für die Welt machte, wie es die Bibliothek von Löwen geworden war.

Joffre, der noch immer keine Spur von Nervosität zeigte, sich seinen Appetit für drei regelmässige Mahlzeiten am Tag erhalten hatte und unweigerlich um zehn Uhr schlafen ging, stand am 3. September vor der Aufgabe, die ihm als einzige in dieser Phase sichtbares Unbehagen verursachte. Er hatte beschlossen, dass Lanrezac gehen müsse. Als Gründe gab er «Lanrezacs physische und moralische Depression» und sein «schlechtes persönliches Verhältnis» zu Sir John French an, das inzwischen allgemein bekannt geworden war. Um der bevorstehenden Offensive willen, bei der die Fünfte Armee eine entscheidende Rolle spielen und die Beteiligung der Engländer lebenswichtig sein würde, musste er ersetzt werden. Obwohl Lanrezac sich in der Schlacht bei Guise als so energisch erwiesen hatte, stand für Joffre fest, dass seither «seine Moral in die Binsen gegangen» sei. Ausserdem hörte er nicht auf, Befehle zu kritisieren und Einwände dagegen vorzubringen. Das war freilich nicht gerade ein Beweis moralischer Depression, aber es ärgerte den Generalissimus.

Joffre, der selbst nicht sehr einfallsreich war, liess sich gern beraten und unterwarf sich mehr oder weniger bewusst den massgebenden Doktrinären des Operationsstabes. Diese bildeten nach dem Ausspruch eines französischen Militärkritikers «eine Kirche, ausserhalb deren es kein Heil gab und die denen nicht verzeihen konnte, die die Fehlerhaftigkeit ihrer Doktrin aufdeckten». Lanrezacs Sünde bestand darin, recht behalten und das allzu laut ausgesprochen zu haben! Von Anfang an hatte er recht gehabt hinsichtlich der verhängnisvollen Unterschätzung des deutschen rechten Flügels, die dazu geführt hatte, dass ein guter Teil Frankreichs in die Hände der Deutschen gefallen war. Sein Entschluss, die Schlacht von Charleroi abubrechen, als eine doppelte Umfassung durch die Armeen Bülow's und Hausens drohte, hatte den französischen linken Flügel gerettet. Wie General



von Hausen nach dem Krieg bestätigte, warf das den ganzen deutschen Plan einer Umfassung der französischen Linken um und führte letztlich zu Klucks Einschwenken, das die Fünfte Armee aufrollen sollte. Es war völlig irrelevant, ob Lanrezac den Rückzug aus Furcht oder aus Einsicht unternommen hatte, denn Furcht ist eben manchmal Einsicht, und in diesem Fall hatte sie den neuen Einsatz ermöglicht, den Joffre jetzt vorbereitete. Alles das erkannte man sehr viel später, als die französische Regierung mit einer Geste nachträglicher Anerkennung Lanrezac den Grand Cordon der Ehrenlegion verlieh. Doch in der bitteren Phase des Versagens im ersten Kriegsmonat machte Lanrezacs *lèse majesté* ihn untragbar für das GQG. An demselben Tag, an dem er sein Heer über die Marne führte, wurde er für den Tarpejischen Felsen vorgesehen.

Nach allem, was vorgegangen war, konnte man sich auf Lanrezac bei seiner Launenhaftigkeit tatsächlich nicht mehr restlos verlassen; zweifellos war er wegen des wechselseitigen Misstrauens zwischen ihm und dem GQG – ganz gleich, wo die Schuld lag – und zwischen ihm und Sir John French als Kommandeur in einer Zeit der Krise ein Risiko. Joffre war der Ansicht, dass unbedingt alles vermieden werden müsse, was zu einem Fehlschlag der bevorstehenden Offensive führen könne. Einschliesslich der in den nächsten zwei Tagen ausgesprochenen Entlassungen hat er die französische Armee in den ersten fünf Kriegswochen um zwei Armeeführer, zehn Korpskommandeure und achtunddreissig Divisionskommandeure – die Hälfte der Gesamtzahl – ärmer gemacht. Neue und meistens bessere Männer rückten auf die leeren Plätze nach; unter ihnen befanden sich die drei künftigen Marschälle Foch, Pétain und Franchet d’Esperey. Wenn die Behandlung in einigen Fällen ungerecht war, so hatte doch die Armee den Nutzen.

Joffre begab sich in seinem Wagen nach Sézanne, wo die Fünfte Armee an jenem Tag ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte. An einem vorher festgesetzten Ort besprach er sich mit Franchet d’Esperey, dem Kommandeur des I. Korps, der mit einem Handtuch um den Kopf erschien, das ihn vor der Hitze schützen sollte.

«Fühlen Sie sich fähig, eine Armee zu kommandieren?» fragte Joffre.

«So gut wie jeder andere», erwiderte Franchet d’Esperey. Als Joffre ihn daraufhin nur ansah, zuckte er mit den Achseln und erklärte: «Je höher man hinaufkommt, desto leichter wird es. Man bekommt einen grösseren Stab und hat mehr Leute, die einem helfen.» Nachdem das erledigt war, fuhr Joffre weiter.

In Sézanne zog er sich mit Lanrezac zurück und sagte zu ihm: «Mein Freund, Sie sind überarbeitet und unentschlossen. Sie werden das Kommando der Fünften Armee abgeben müssen. Ich sage Ihnen das sehr ungern, aber es geht nicht anders.» Nach Joffres Darstellung überlegte Lanrezac einen Augenblick und antwortete dann: «Sie haben recht, General», wobei er den Eindruck machte, als sei eine drückende Last von ihm genommen. Lanrezac selbst dagegen berichtet, er

habe lebhaft protestiert und Beweise von Joffre verlangt, doch Joffre habe nur die Worte «unentschlossen, schwankend» wiederholt und sich beklagt, dass Lanrezac immer seine «Einwände» habe, wenn er Befehle erhalte. Lanrezac erwiderte darauf, das könne man nicht gegen ihn ins Feld führen, da die Ereignisse bewiesen hätten, dass alle seine Einwände richtig gewesen seien – und das stimmte ja leider wirklich. Aber Joffre hörte offensichtlich gar nicht hin. Er machte «ein Gesicht, aus dem ich schliessen konnte, dass ich ihm auf die Nerven ging, und vermied es, mir in die Augen zu sehen». Lanrezac verzichtete auf weitere Bemühungen. Als Joffre dieses Gespräch unter vier Augen hinter sich hatte, wirkte er, wie sein Adjutant berichtete, «sehr nervös», was bei ihm sonst nie vorkam.

Nun wurde nach Franchet d'Esperey geschickt. Man traf ihn beim Essen, als er gerade den ersten Löffel Suppe nahm; er erhob sich sofort, stürzte ein Glas Wein hinunter, zog den Mantel an und begab sich nach Sézanne. Als er an einer Kreuzung durch einen schwerfälligen Nachschubtransport aufgehalten wurde, sprang er aus seinem Wagen. Seine straffe, untersetzte Gestalt mit dem Kopf wie eine Haubitzengranate, dem kurzgeschnittenen Haar und den durchdringenden dunklen Augen und seine scharfe Befehlsstimme waren so bekannt, dass die Männer, Pferde und Fahrzeuge wie mit einem Zauberschlag verschwanden. In den folgenden Tagen, als mit der Spannung seine Ungeduld wuchs, bestand seine Methode bei der Beseitigung von Verkehrsstauungen während seiner Blitzfahrten von Korps zu Korps darin, dass er aus dem Fenster seines Autos einen Pistolenschuss abfeuerte. Die englischen Soldaten kannten ihn schliesslich unter dem Namen «der tolle Frankey». Seine Offiziere stellten fest, dass der zwar strenge, aber doch joviale und freundliche Kommandeur von früher sich in einen Tyrannen verwandelt hatte. Er wurde heftig, diktatorisch und kalt und führte eine Schreckensherrschaft über seinen Stab genauso wie über seine Truppen. Kaum hatte Lanrezac ihm die Geheimbefehle ausgehändigt und das Kommando in Sézanne abgegeben, als auch schon das Telefon läutete und man Hely d'Oïssel, der das Gespräch entgegennahm, mit steigender Gereiztheit immer wieder sagen hörte: «Ja, General. Nein, General.» «Wer spricht da?» schnarrte Franchet d'Esperey. Er erfuhr, dass General Mas de Latrie vom XVIII. Korps behauptete, er könne wegen der überaus starken Erschöpfung seiner Truppen den Befehl für den nächsten Tag nicht durchführen.

«Geben Sie mir das Gespräch», sagte der neue Kommandeur. «Hallo, hier spricht General d'Esperey. Ich habe das Kommando über die Fünfte Armee übernommen. Es gibt keine weiteren Erörterungen. Sie werden marschieren; marschieren oder tot Umfallen.» Damit legte er den Hörer auf.

Der 4. September begann in einer Krisenstimmung, die sich an weit voneinander entfernten Orten gleich spürbar machte; es war eine Art instinktiven Wissens jenseits aller Vernunft, wie es grossen Ereignissen manchmal vorangeht. Gallieni spürte in Paris, dass dies der «entscheidende» Tag war. In Berlin schrieb Prinzessin Blücher in ihr Tagebuch: «Man spricht von nichts anderem als dem erwarteten Einzug in Paris.» In Brüssel begann das Laub zu fallen, und ein plötzlich aufkommender Wind wirbelte es über die Strassen. Die Leute verspürten etwas wie Herbstkühle in der Luft und fragten sich, was geschehen werde, wenn der Krieg den Winter über anhalte. In der amerikanischen Gesandtschaft stellte Hugh Gibson eine «wachsende Nervosität» beim deutschen Hauptquartier fest, in dem seit vier Tagen kein deutscher Sieg verkündet worden war. «Ich bin überzeugt davon, dass heute etwas Bedeutendes in der Luft liegt.»

In der OHL in Luxemburg war die Spannung aufs Höchste gestiegen, als der geschichtliche Augenblick des grossen Triumphs herannahte. Die bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angespannte Armee stand im Begriff, an der Marne zu vollenden, was bei Sadowa und Sedan begonnen worden war. «Wir haben heute den 35. Mobilmachungstag», sagte der Kaiser stolz zu einem ihn besuchenden Minister aus Berlin. «Reims ist von unseren Truppen besetzt... unsere Kavalleriespitzen stehen fünfzig Kilometer vor Paris...»

An der Front sahen die deutschen Armeen in der Endschlacht eher eine Treibjagd als ein Gefecht. «Grosse Neuigkeiten», trug ein Offizier der Fünften Armee in sein Tagebuch ein. «Die Franzosen haben uns einen Waffenstillstand angeboten und wollen eine Entschädigung von siebzehn Milliarden zahlen. Vorläufig wird der Waffenstillstand abgelehnt», fügte er sachlich hinzu.

Man betrachtete den Feind als geschlagen, und was auf das Gegenteil hätte hindeuten können, wollte man nicht sehen. Ein quälender Zweifel beschlich General von Kuhl, Klucks Stabschef, bei der Meldung, dass eine französische Kolonne in der Nähe von Château-Thierry auf ihrem Rückzugsmarsch gesungen habe. Doch er unterdrückte seine Zweifel, denn «es waren schon die befohlenen Bewegungen im Gange». Abgesehen von ein paar ähnlichen Fällen wurde nirgendwo der Verdacht laut, dass der Feind etwa eine Gegenoffensive planen könne, jedenfalls nicht so, dass er sich auf die Entscheidungen der Führung ausgewirkt hätte. Sichtbare Anzeichen waren vorhanden, aber die in feindlichem Gebiet operierende deutsche Aufklärung nahm sie nicht wahr. Ein Aufklärungsoffizier aus der Obersten Heeresleitung kam am 4. September ins Hauptquartier des Kronprinzen und erklärte, die Lage sei günstig an der gesamten Front, «wo wir überall in siegreichem Vormarsch sind».

Ein einziger Mann dachte anders. Mag Moltke im Gegensatz zu Joffre kein Vertrauen in seinen guten Stern gehabt haben, so liess er sich aber auch den Blick nicht durch den Schleier trüben, den dieses Vertrauen bisweilen vor das Auge

legt; er sah die Dinge, wie sie wirklich waren. Hierin war er Lanrezac ähnlich. Am 4. September war er «ernst und bedrückt» und sagte zu Helfferich, demselben Minister, der gerade mit dem Kaiser gesprochen hatte: «Wir haben in der Armee kaum mehr ein Pferd, das noch eine andere Gangart als Schritt gehen kann», und fuhr nach gedankenvoller Pause fort: «Wir wollen uns nichts vormachen. Wir haben Erfolge gehabt, aber wir haben noch nicht gesiegt. Sieg heisst Vernichtung der Widerstandskraft des Feindes. Wenn sich Millionenheere gegenüberstehen, dann hat der Sieger Gefangene. Wo sind unsere Gefangenen? Einige zwanzigtausend in der Lothringer Schlacht, da noch zehntausend und dort vielleicht noch zwanzigtausend. Auch die verhältnismässig geringe Zahl der erbeuteten Geschütze zeigt mir, dass die Franzosen sich planmässig und in Ordnung zurückgezogen haben.» Damit war ausgesprochen, was keiner denken durfte.

An jenem Tag traf Klucks Meldung, er sei im Begriff, die Marne zu überschreiten, endlich bei der Obersten Heeresleitung ein – zu spät, als dass die Bewegung hätte aufgehalten werden können. Moltke machte sich Sorgen um die Flanke, die nun Paris gegenüber entblösst war. Meldungen liefen ein über lebhaften Eisenbahnverkehr in Richtung Paris, «anscheinend Truppentransporte». Rupprecht meldete am gleichen Tag den Abzug zweier französischer Korps von seiner Front. Es war unmöglich, sich länger der Erkenntnis zu verschliessen, dass die Widerstandskraft des Feindes noch nicht erlahmt war.

Die Verschiebung französischer Truppen konnte, wie Oberst Tappen erklärte, «einen Vorstoss des Gegners aus Paris gegen die rechte Flanke» bedeuten; «Reserven hinter unserem rechten Flügel standen zunächst unmittelbar nicht mehr zur Verfügung». Das war eine Schwierigkeit, deren sich Moltke so gut wie die Truppenkommandeure schmerzlich bewusst war. Die in den anhaltenden Gefechten mit den französischen Nachhuten erlittenen Verluste konnten nicht wie bei den Franzosen durch Reserven ausgeglichen werden. Die Lücken in den deutschen Linien blieben offen, es fehlten die beiden nach Ostpreussen gesandten Korps. Moltke war jetzt bereit, Verstärkungen aus dem linken Flügel herauszuziehen, obwohl Rupprecht eben am 3. September zu einem neuen Angriff an der Mosel vorgegangen war. Zufällig befand sich der Kaiser gerade in Rupprechts Hauptquartier, als Moltkes Vorschlag durchkam. In der festen Überzeugung, dass diesmal endlich doch der Widerstand vor Nancy zusammenbrechen werde, unterstützte der Kaiser Rupprecht und von Krafft energisch in ihrem Widerstand gegen jede Verminderung ihrer Streitkräfte. Ein anderer hätte vielleicht auf seinem Willen bestanden, aber Moltke gab nach. Seit der strapaziösen Nacht des 1. August hatten die Ungewissheiten und Anspannungen des Feldzuges seinen Willen eher geschwächt als gestärkt. Da er also keine Verstärkungen für den rechten Flügel beschaffen konnte, beschloss er ihn anzuhalten.

Der neue Befehl, der an alle Armeen gerichtet war, wurde in jener Nacht ent-

worfen und ging am nächsten Morgen hinaus. Er bedeutete ein offenes Eingeständnis, dass der rechte Flügel versagt hatte und damit der ganze Plan, der Deutschland unter Aufopferung der Neutralität Belgiens zum Siege führen sollte. Mit dem Datum des 4. September – einen Monat nach der Invasion in Belgien – war hier eine exakte Lageschilderung gegeben. «Der Feind», hiess es in dem Befehl, «hat sich dem Umfassungsangriff der Ersten und Zweiten Armee entzogen, und ein Teil seiner Streitkräfte hat sich mit den Streitkräften von Paris vereinigt.» Feindkräfte seien von der Moselfront abgezogen und nach Westen gebracht worden, «vermutlich zwecks Konzentration überlegener Kräfte im Gebiet von Paris und Bedrohung der rechten Flanke des deutschen Heeres». Infolgedessen müssten «die Erste und die Zweite Armee verhalten und sich gegen die östliche Front von Paris wenden ... um jede Operation des Feindes aus diesem Gebiete zu bekämpfen». Die Dritte Armee sollte weiter nach Süden in Richtung auf die Seine vorgehen, und die übrigen Armeen entsprechend dem vorausgegangenen Befehl vom 2. September verfahren.

Den marschierenden Flügel auf der Schwelle des Sieges zum Stehen zu bringen, das erschien dem Kriegsminister, General Falkenhayn, der zwei Wochen später Moltkes Nachfolger im Oberkommando wurde, als der Gipfel der Verücktheit. Er schrieb am 5. September in sein Tagebuch: «Sicher ist nur das eine... Unser Generalstab hat vollständig den Kopf verloren. Schlieffens Aufzeichnungen sind jetzt keine Hilfe mehr, und so ist Moltke mit seinem Verstand am Ende.» Es war aber nicht Moltkes Verstand, sondern die Stunde der Deutschen, die zu Ende ging. Moltke sah in den französischen Truppenbewegungen ganz richtig eine Gefahr für seine äussere Flanke heraufziehen und traf eine vernünftige und angemessene Massnahme, um ihr zu steuern. Sein Befehl hatte nur einen einzigen Fehler: er kam zu spät. Und vielleicht wäre er sogar noch rechtzeitig gekommen, wenn es nicht einen Mann gegeben hätte, der blitzschnell reagierte – Gallieni.

Meldungen von Pariser Fliegern bei Tagesanbruch des 4. September machten ihm klar, dass es «lebenswichtig sei, schnell zu handeln». Die Nachhut der nach Südosten einschwenkenden Marschsäulen Klucks bot Maunourys Armee und den Engländern ein unvergleichliches Ziel, wenn ein gemeinsamer Angriff rechtzeitig unternommen werden konnte. Um neun Uhr morgens, noch ehe er Joffres Zustimmung hatte, schickte er einen vorbereitenden Befehl an Maunoury: «Ich habe die Absicht, Ihre Armee in Verbindung mit den englischen Truppen gegen die deutsche Flanke vorzuschicken. Treffen Sie unverzüglich Vorkehrungen, damit Ihre Truppen heute nachmittag marschbereit sind und eine allgemeine Bewegung der Streitkräfte des Pariser Festungsgebiets nach Osten einleiten können.» Sobald er könne, solle Maunoury zu einer persönlichen Besprechung nach Paris kommen.

Dann ging Gallieni daran, eine «sofortige und energische» Entscheidung von Joffre zu erlangen. Zwischen ihnen lag noch immer der Schatten der alten Bezie-

hung des Kommandeurs zum Untergebenen. Beide waren sich dessen bewusst, dass Gallieni bei einem Ausfall Joffres zum Oberkommandierenden bestimmt war. Da Gallieni wusste, dass sein Einfluss für Joffre ein Ärgernis war und dieser ihm Widerstand entgegengesetzte, war ihm auch klar, dass er ihn nicht würde überreden können, sondern unter Druck setzen müsse. Zu diesem Zweck hatte er schon Poincaré in Bordeaux angerufen und ihm mitgeteilt, nach seiner Meinung sei jetzt die «Gelegenheit günstig», die Offensive sofort wiederaufzunehmen.

Um 9.45 Uhr erreichte man telefonisch das GQG mit dem ersten in einer Reihe von Anrufen, von denen Gallieni später sagte: «Die eigentliche Schlacht an der Marne ist am Telefon ausgefochten worden.» General Clergerie führte das Gespräch mit Oberst Pont, dem Chef der Operationen, da Gallieni mit keinem Untergebenen Joffres sprechen wollte und Joffre nicht ans Telefon kam. Er hatte eine Abneigung gegen diese Erfindung und gab immer vor, er «verstehe den Mechanismus nicht». Sein eigentlicher Grund war, dass er wie alle Männer von Rang an die Geschichtsschreibung dachte und fürchtete, telefonische Äusserungen könnten schriftlich festgehalten werden, ohne dass er Gelegenheit zum Überprüfen hätte.

Clergerie erläuterte den Plan, die Sechste Armee und alle verfügbaren Kräfte des Pariser Festungsgebiets zu einem Angriff auf Klucks Flanke vorzuschicken, am besten nördlich der Marne, so dass man am 6. September in Feindberührung kommen könne; sonst am Südufer, was die Aktion um einen Tag verzögern würde, weil Maunoury den Fluss überschreiten musste. In jedem Fall ersuchte Clergerie um einen Befehl, die Sechste Armee noch am Abend in Marsch zu setzen. Er vertrat mit allem Nachdruck Gallienis Überzeugung, dass jetzt der Augenblick gekommen sei, den Rückzug zu beenden und bei Gelegenheit der Aktion von Paris aus die ganze Armee wieder zur Offensive zu führen. Das GQG musste nun seine Entscheidung treffen.

Anders als beim Hauptquartier, das die Hauptstadt ohne Bedenken aufgegeben hatte, lagen die Beweggründe für Gallienis Handeln von Anfang an in seiner Überzeugung, dass Paris gehalten und verteidigt werden müsse. Er betrachtete die Front unter dem Gesichtswinkel Paris und ohne unmittelbare Kenntnis der Lage der Feldarmeen. So war er fest entschlossen, die Gelegenheit zu nutzen, die Klucks Schwenkung ihm bot, wobei er glaubte, dass sein eigenes Vorgehen eine allgemeine Offensive beschleunigen müsse und werde. Es war ein kühner, ja übereilter Plan, denn ohne volle Kenntnis der Lage der anderen Armeen konnte er die Gewinnaussichten nicht hinlänglich beurteilen. Doch Gallieni war der Ansicht, dass keine andere Wahl bleibe. Vielleicht erspürte er mit der Intuition des grossen Feldherrn, dass sein Augenblick gekommen sei; wahrscheinlicher ist, dass er überzeugt war, Frankreich werde keine zweite Chance mehr haben.

Um elf Uhr vormittags kam Maunoury zur Lagebesprechung; von Joffre war noch keine Antwort gekommen. Mittags rief Clergerie wieder an.

In der Schule von Bar-sur-Aube, in der das GQG untergebracht war, drängten sich unterdessen Offiziere des Operationsstabs vor der Karte und erörterten lebhaft Gallienis Vorschlag einer gemeinsamen Offensive. Das fürchterliche Desaster der militärischen Hoffnungen Frankreichs während des letzten Monats hatte manches Herz mit Furcht erfüllt. Andere dagegen waren so überzeugte Vertreter des Offensivgedankens wie zuvor und wussten auf jede Warnung mit einem Gegenargument zu antworten. Joffre war zugegen und hörte sich das Für und Wider an, das Hauptmann Muller, sein Adjutant, schildert: «Die Truppen am Ende ihrer Kräfte? Hat nichts zu sagen, es sind Franzosen, und sie haben den Rückzug satt. Im Augenblick, wo sie den Befehl zum Vorgehen hören, werden sie ihre Müdigkeit vergessen. Eine Lücke zwischen den Armeen Fochs und de Langles? Die wird das XXL Korps aus Dubails Armee füllen. Die Armeen auf den Angriff nicht vorbereitet? Fragen Sie die Truppenkommandeure, Sie werden sehen, was die Ihnen sagen. Mitwirkung der Engländer? Ja, das ist freilich nicht so einfach. Man kann ihren Kommandeuren keine Befehle geben, man muss verhandeln, und die Zeit drängt. Aber die Hauptsache bleibt, dass man die Gelegenheit nutzt, denn die geht rasch vorüber. Kluck kann seinen Fehler noch immer wiedergutmachen. Und die Bewegungen der Sechsten Armee werden sicherlich seine Aufmerksamkeit auf die Gefahr lenken, der er sich ausgesetzt hat.»

Ohne ein einziges Wort beigesteuert zu haben, ging Joffre, um sich mit Berthelot in dessen Dienstzimmer zu beraten, fand ihn aber dem Plane abgeneigt. Die Truppen könnten nicht so plötzlich kehrtmachen, wandte er ein. Sie sollten den Rückzug, wie vorgesehen, zu Ende führen, eine feste Verteidigungslinie bilden und die Deutschen noch tiefer in das Netz hineinlaufen lassen. Vor allem könne die notwendige zahlenmässige Überlegenheit nicht erreicht werden, ehe die beiden Korps von der lothringischen Front eingetroffen und in Stellung gegangen seien.

Joffre sass schweigend rittlings auf einem Stuhl mit strohgeflochtenem Sitz und überlegte, den Blick auf die Wandkarte gerichtet. Sein Plan, zu guter Letzt die Offensive wiederaufzunehmen, hatte immer den Einsatz der Sechsten Armee bei einem Angriff auf die rechte Flanke des Feindes eingeschlossen. Doch Gallieni überstürzte alles. Joffre brauchte den zusätzlichen Tag, damit die Verstärkungen herankämen, die Fünfte Armee ihre Vorbereitungen trafe und genügend Zeit bliebe, sich der englischen Kooperation zu versichern. Als Clergeries zweiter Anruf durchkam, wurde ihm gesagt, der Oberkommandierende ziehe den Angriff auf dem Südufer der Marne vor; auf seine Einwände wegen des Verzugs erklärte man ihm, «die Verzögerung um einen Tag» bedeute, dass «mehr Truppen verfügbar» seien.

Nun stand Joffre vor der wichtigen Entscheidung: sollte er den Rückzug auf die Seine wie geplant durchführen oder die Gelegenheit beim Schopfe packen und den Feind – trotz des damit verbundenen Risikos – gleich angreifen? Es herrschte eine drückende Hitze. Joffre ging hinaus und setzte sich auf dem Schulhof in den

Schatten einer Trauerweide. Er war eine Schiedsrichternatur: er sammelte die Meinungen anderer, sortierte sie, wog den persönlichen Koeffizienten des Sprechers, regulierte die Skala und verkündete schliesslich seinen Spruch. Immer war er es, der die Entscheidung traf. Führte es zum Erfolg, so war der Ruhm sein; endete es mit einem Fehlschlag, so trug er die Verantwortung. Jetzt stand er vor einem Problem, bei dem es um das Schicksal Frankreichs ging. In den vergangenen dreissig Tagen hatte die französische Armee vor der grossen Aufgabe versagt, auf die sie sich in den vergangenen dreissig Jahren vorbereitet hatte. Jetzt nahte die letzte Chance, Frankreich zu retten, das alte Frankreich von 1792 wieder aufstehen zu lassen. Der Eindringling befand sich keine siebenzig Kilometer von Joffre entfernt und nur etwa dreissig Kilometer von der nächsten französischen Armee. Senlis und Creil standen in Flammen, nachdem Klucks Armee durchmarschiert war, der Bürgermeister von Senlis war tot. Wenn die Franzosen nun ihre Wendung vollzogen, ehe die Armeen bereit waren – und dabei versagten?

Die dringendste Aufgabe war jetzt, festzustellen, ob die Einsatzbereitschaft der Truppen gewährleistet sei. Da der Fünften Armee eine ausschlaggebende Rolle zufiel, schickte Joffre folgende Nachricht an Franchet d'Esperey: «Es könnte sich als zweckmässig erweisen, morgen oder übermorgen mit allen Streitkräften der Fünften Armee im Zusammenwirken mit den Engländern und den mobilen Truppenverbänden von Paris gegen die deutsche Erste und Zweite Armee vorzugehen. Bitte teilen Sie mir mit, ob Ihre Armee dazu mit einiger Hoffnung auf Erfolg in der Lage ist. Antworten Sie unverzüglich.» Eine ähnliche Frage ging an Foch, der Franchet d'Esperey am nächsten und von Bülow gegenüberstand.

Joffre blieb unter seinem Baum sitzen und überlegte weiter. Den grössten Teil des Nachmittags sass die schwere Gestalt im schwarzen Uniformrock, in ausgebeulten roten Hosen und ärarischen Stiefeln, an denen Joffre zur Verzweiflung seiner Adjutanten den Schmuck der Sporen nicht duldete, schweigsam und reglos.

Inzwischen verliess Gallieni in Begleitung von Maunoury um ein Uhr Paris und fuhr ins britische Hauptquartier in Melun an der Seine, vierzig Kilometer südlich. Auf seine Bitte um britische Unterstützung hatte er eine Ablehnung von Huguet erhalten, der ihm berichtete, Sir John richte sich nach «den vorsichtigen Ratschlägen seines Stabschefs» Sir Archibald Murray und werde sich einer Offensive nur dann anschliessen, wenn die Franzosen die Verteidigung der unteren Seine zwischen den Engländern und der Küste garantierten. Die beiden Generäle überholten ganze Wagenkolonnen, die auf der Flucht aus Paris dem Süden zustrebten, und erreichten das britische Hauptquartier um drei Uhr. Wachtposten in Kilts präsentierten schneidig ihre Gewehre; drinnen hörte man Soldaten eifrig maschineschreiben; aber weder der Feldmarschall noch seine höheren Offiziere waren aufzufinden, und der Stab schien «bestürzt» über diese Situation. Nach länge-



rer Suche wurde Murray aufgespürt. Sir John French sei unterwegs auf Truppeninspektion, sagte er, und er habe keine Ahnung, wann man ihn zurückerwarten könne.

Gallieni versuchte seinen Angriffsplan zu erklären und dabei begreiflich zu machen, warum die Teilnahme der Engländer «unentbehrlich» sei, spürte aber die ganze Zeit über Murrays «grosses Widerstreben, sich unsere Ansichten zu eigen zu machen». Murray wiederholte immer wieder, das Expeditionskorps habe von seinem Oberkommandierenden den offiziellen Befehl auszuruhen, sich zu reorganisieren und Verstärkungen abzuwarten, und er könne bis zu dessen Rückkehr gar nichts tun. Nachdem sie noch zwei weitere Stunden diskutiert hatten, ohne dass Sir John French aufgetaucht wäre, gelang es Gallieni, Murray zu überreden und in Umrissen den Angriffsplan und Vorschläge für ein gemeinsames Vorgehen zu notieren, da er noch immer «nicht recht zu verstehen schien». Ehe er wegging, liess er sich versprechen, dass Murray ihn benachrichtigen werde, sobald sein Chef wieder da sei.

Zur gleichen Zeit fand knapp sechzig Kilometer seineaufwärts in Bray eine andere englisch-französische Konferenz statt, bei der Sir John French ebenfalls nicht zugegen war. Franchet d'Esperey, dem an einer Verbesserung der von Lanrezac so strapazierten Beziehungen gelegen war, hatte für drei Uhr ein Treffen mit dem Feldmarschall in Bray vorbereitet. Er hatte für diese Gelegenheit das Band eines *Knight Commander* des Viktoriaordens angelegt. Als er nach Bray kam, wurde sein Wagen von einem französischen Wachtposten aufgehalten, der meldete, im Telegrafenamnt warte eine dringende Nachricht auf den General. Es handelte sich um Joffres Anfrage wegen der bevorstehenden Schlacht. Franchet d'Esperey las sie und wanderte dabei auf der Strasse auf und ab; die Ungeduld, mit der er die Engländer erwartete, wurde immer grösser. Nach einer Viertelstunde fuhr ein Rolls-Royce vor, in dem ein «riesiger Highlander» neben dem Chauffeur sass, aus dem Fond jedoch anstelle des rotbackigen kleinen Feldmarschalls «ein langer Teufel mit einem sehr hässlichen, aber klugen und ausdrucksvollen Gesicht» auftauchte. Es war Wilson in Begleitung des Chefs des englischen Nachrichtendienstes, Oberst Macdonogh. Sie waren unterwegs aufgehalten worden, weil der ritterliche Wilson einer Dame aus Paris, die auf der Strasse hängengeblieben war, Benzin für ihren Wagen und Karten für ihren Chauffeur verschafft hatte.

Man zog sich in ein Zimmer im zweiten Stockwerk des Rathauses zurück und postierte den Schotten als Wache davor. Macdonogh hob die schwere Tischdecke, um unter den Tisch zu spähen, öffnete eine Tür, die in ein anschliessendes Schlafzimmer führte, schaute unter das Bett, schlug auf die Steppdecke, machte den Schrank auf und klopfte die Wände mit der Faust ab. Dann entfaltete er als Antwort auf eine Frage Franchet d'Espereys über die Lage der britischen Armee eine Karte, auf der mit blauen Pfeilen die Stellungen des ihr gegenüberstehenden Feindes genau eingezeichnet waren, und gab eine meisterliche Analyse der Bewe-

gungen der deutschen Ersten und Zweiten Armee. Das alles machte grossen Eindruck auf Franchet d'Esperey.

«Sie sind unsere Verbündeten – ich werde nichts vor Ihnen geheimhalten», sagte er und las laut Joffres Vorschlag vor. «Ich werde antworten, dass meine Armee zum Angriff bereit ist, und» – hier fixierte er seine Besucher mit stählerne-m Blick – «ich hoffe, Sie werden uns nicht alles allein machen lassen. Es ist ganz wesentlich, dass Sie den Raum zwischen der Fünften und der Sechsten Armee ausfüllen.» Dann umriss er einen genauen Aktionsplan, den er sich in der kurzen Viertelstunde seit Empfang des Telegramms zurechtgelegt hatte. Dabei unterstellte er – ohne dass ihm das jemand gesagt hätte – dass Maunourys Armee nördlich der Marne am 6. September angriffe. Wilson sympathisierte mit diesem energischen französischen General wie einst mit Foch und stimmte bereitwillig zu. Man legte fest, wie die beiden Armeen aufgestellt werden sollten, welche Ausgangslinie jede bis zum Morgen des 6. September erreichen und welche Richtung der Angriff nehmen sollte. Wilson machte darauf aufmerksam, dass es schwierig sein werde, Sir John Frenchs und besonders auch Murrays Zustimmung zu erhalten, versprach jedoch, sein Bestes zu tun. Er kehrte nach Melun zurück, während Franchet d'Esperey einen Bericht ihres Übereinkommens an Joffre sandte.

In Bar-sur-Aube erhob sich Joffre aus dem Schatten seines Baumes. Ohne die Antworten Franchet d'Espereys und Fochs abzuwarten, hatte er seinen Entschluss gefasst. Er trat ins Operationsbüro und befahl eine Anweisung aufzusetzen, nach der «der von der Pariser Garnison beabsichtigte örtlich begrenzte Angriff auf alle übrigen alliierten Streitkräfte ausgedehnt» werden sollte. Der Angriff sollte am 7. September beginnen. Mit einem Schlag verstummten all die fieberhaften Debatten. Der Rückzug war abgeschlossen, der Augenblick der Kehrtwendung war gekommen. Alles ging an die Arbeit und bereitete die Einzelbefehle vor. Man hatte beschlossen, die Befehle erst im letztmöglichen Augenblick hinausgehen zu lassen, um das Risiko zu vermindern, dass etwas zum Feind durchsickere.

Es war nun sechs Uhr, und um halb sieben ging Joffre zum Essen hinein, bei dem zwei japanische Offiziere seine Gäste waren. Während er bei Tisch sass, wurde ihm leise mitgeteilt, dass Franchet d'Esperey die Engländer überredet habe, an einer Offensive teilzunehmen; wichtige Meldungen von der Fünften Armee waren eingegangen. Mahlzeiten waren heilig, und Höflichkeit Ausländern gegenüber nicht weniger, zumal die Verbündeten mit den Japanern damals mitten in hoffnungsvollen Verhandlungen wegen militärischer Hilfe in Europa standen. Joffre konnte also das Diner nicht unterbrechen, beging allerdings die Ungehörigkeit, es «ungebührlich zu beschleunigen». Als er Franchet d'Espereys forschende Antwort las, war ihm, als werde er ins Wasser gestossen und sei nun gezwungen zu schwimmen. Kaum weniger bestimmt als sein Befehl «Marschieren oder tot

umfassen» waren jetzt die Angaben Franchet d'Espereys über den genauen Zeitpunkt, den Ort und die Bedingungen, unter denen die drei Armeen – die Fünfte, die Sechste und die englische – zur Schlacht antreten sollten. Am 6. September konnte es losgehen; die britische Armee würde einen «Richtungswechsel durchführen» unter der Bedingung, dass ihre Linke von der Sechsten Armee gedeckt würde; die Sechste Armee musste eine bestimmte Linie längs des Ourcq zu einer bestimmten Zeit erreichen: «wenn nicht, werden die Engländer nicht marschieren»; die Fünfte würde ihren Rückzug am nächsten Tag bis südlich des Grand Morin fortsetzen und am Tag danach für einen Frontalangriff auf Klucks Armee bereitstehen, während die Engländer und Maunoury seine Flanke angriffen. «Kräftige Unterstützung» seitens der Armee Fochs gegen die deutsche Zweite Armee war eine notwendige Voraussetzung.

«Meine Armee ist am 6. September kampfbereit», schloss Franchet d'Esperey, «ist jedoch in keiner glänzenden Verfassung.» Das war sie allerdings nicht. Als Franchet d'Esperey später General Hache vom III. Korps mitteilte, dass der Angriff auf den nächsten Morgen festgesetzt sei, sah Hache aus, «als hätte ihm einer mit der Keule auf den Kopf geschlagen».

«Das ist Wahnsinn!» protestierte er. «Die Truppen sind erschöpft. Sie schlafen nicht und essen nicht – zwei Wochen haben sie nichts getan als marschiert und gekämpft! Wir brauchen Waffen, Munition, Ausrüstung. Alles ist in miserablen Zustand. Die Moral ist schlecht. Ich habe zwei Divisionsgeneräle ablösen müssen. Der Stab ist nichts wert und taugt zu nichts. Wenn wir Zeit hätten, uns hinter der Seine wieder aufzufrischen...»

Wie Gallieni glaubte auch d'Esperey, dass keine Wahl bleibe. Seine sofortige und kühne Reaktion erwies sich wie diejenige Gallienis als entscheidender Faktor – von seinem Vorgänger wäre derartiges wahrscheinlich nicht zu erwarten gewesen. Auch andere Kommandeure, auf die man sich nicht verlassen konnte, wurden entfernt. General Mas de Latrie wurde am gleichen Tag durch den Draufgänger General de Maud'huy ersetzt, der aus Castelnas Armee geholt wurde. In der Fünften Armee waren inzwischen ausser dem Armeeführer drei von fünf Korpskommandeuren, sieben von dreizehn Divisionären und eine entsprechende Anzahl von Brigadegenerälen ausgewechselt worden.

Ermutigt durch die «intelligente Kühnheit» der Antwort d'Espereys hiess Joffre den Operationsstab, die Befehle für die Schlacht dessen Ortsangaben anzupassen, behielt jedoch den 7. September als Termin bei. Von Foch erhielt er ebenfalls eine positive Antwort; dieser erklärte sich schlichtweg als «bereit zum Angriff».

Als Henry Wilson im britischen Hauptquartier eintraf, sah er sich dort vor bestürzende Fakten gestellt. Ohne die Rückkehr Sir John Frenchs abzuwarten, hatte Murray Befehl gegeben, den Rückzug weitere fünfzehn bis zwanzig Kilometer in südwestlicher Richtung fortzusetzen, mit Abmarsch noch am gleichen Abend – «es ist einfach zum Weinen». Wilson fand auch Murrays Niederschrift des Gallie-

nischen Planes. Er schickte sofort ein Telegramm nach Paris: «Marschall noch nicht zurück» und meldete den vorgesehenen Rückzug. Es scheint, dass er d'Esperey nicht davon in Kenntnis gesetzt hat, vielleicht in der Hoffnung, Sir John French werde den Befehl rückgängig machen.

Bei seiner Rückkehr kam Sir John in ein aufgeregtes Durcheinander von Plänen und Vorschlägen. Da war ein schon vor den Ereignissen dieses Tages geschriebener Brief von Joffre, der eine englische Aktion an der Seine vorschlug; da war der Plan, den Gallieni Murray unterbreitet hatte; da war Wilsons Abkommen mit Franchet d'Esperey, und da war schliesslich Murray selbst, der so nachdrücklich den Rückzug suggerierte. Sir John geriet in Verwirrung über dieses allseitige Drängen zur Aktivität; er war nicht fähig zu entscheiden, welcher Vorschlag unterstützt, welcher abgelehnt zu werden verdiente, und half sich, indem er überhaupt nichts unternahm. Er liess Murrays Befehle bestehen und teilte Huguet zur Weitergabe an alle französischen Bittsteller mit, dass er es infolge der andauernden Veränderungen vorziehe, «die Lage erst noch einmal zu überprüfen, bevor er sich zum Angriff entschliesse».

Etwa um die gleiche Zeit kehrte Gallieni von Melun nach Paris zurück. Er fand dort das Telegramm von Wilson vor und eines von Joffre, das um 12.20 Uhr mittags abgegangen war, mit der Bestätigung des bereits telefonisch durchgegebenen Beschlusses, dass Maunoury nun doch erst am 7. September südlich der Marne angreifen solle. Das war nichts Neues, aber es scheint zusammen mit der Botschaft Wilsons eine entscheidende Wirkung auf Gallieni ausgeübt zu haben. Die Zeit verstrich, und Kluck war auf dem Vormarsch. Gallieni sah seinen Augenblick dahinschwenden und entschloss sich, Druck dahinter zu setzen. Diesmal rief er selbst das GQG an. Joffre wollte sich entziehen und schickte Belin ans Telefon, aber Gallieni bestand auf einem persönlichen Gespräch mit dem Generalissimus. Laut Bericht des Adjutanten Joffres sagte Gallieni, die Sechste Armee habe «Vorkerungen für einen Angriff nördlich der Marne getroffen, und es erscheine ihm unmöglich, die allgemeine Richtung abzuändern, auf die die Armee bereits festgelegt sei; er bestehe darauf, dass der Angriff ohne Änderung von Ort und Zeit wie angegeben durchgeführt werde».

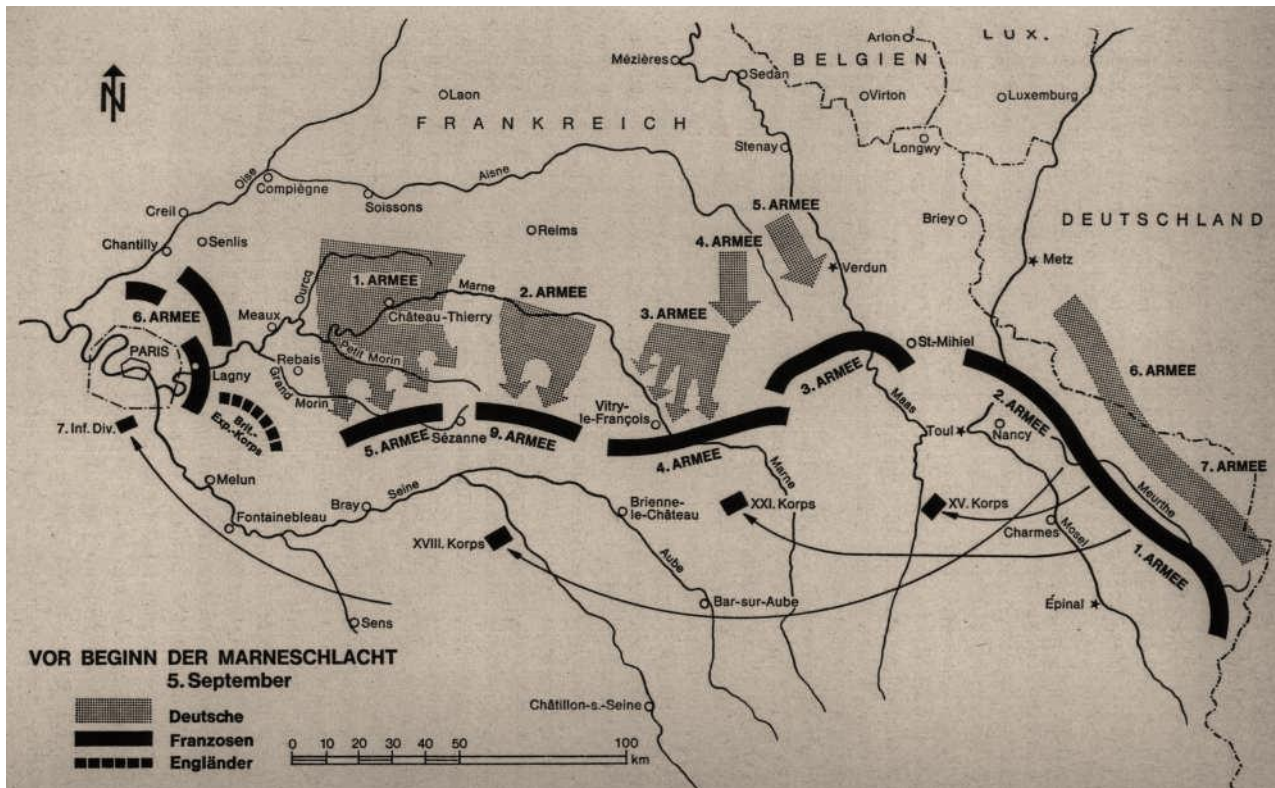
Vielleicht verspürte Joffre, als er so unmittelbar von seinem früheren Vorgesetzten angesprochen wurde, wieder die moralische Autorität, die eine Herrschernatur wie Gallieni ausübte. Er hat sich möglicherweise auch, wie er später behauptete, gezwungen gesehen, die allgemeine Offensive – wenn auch «wider seinen Willen» – um einen Tag vorzuverlegen, weil er fürchtete, dass Maunourys Truppenbewegungen, die Gallieni so beschleunigt hatte, dem Feind das ganze französische Manöver enthüllen könnten. Sowohl Foch wie auch Franchet d'Esperey hatten ihn ihrer Kampfbereitschaft versichert, und er glaubte, der letztere habe durch seine magisch wirkende Energie von den Engländern eine ähnliche

Zusage erlangt. Dass es aber einen Rückschlag gegeben hatte, wusste er nicht. Jedenfalls erteilte er seine Genehmigung zu einem Angriff der Sechsten Armee nördlich der Marne oder wandte doch nichts mehr dagegen ein und erklärte sich damit einverstanden, dass die allgemeine Aktion am 6. September beginnen sollte, «wie Gallieni es wünschte». Gallieni bestätigte Maunoury, der sich bereits in Bewegung setzte, unverzüglich – es war 20.30 Uhr – seinen Marschbefehl. Beim GQG revidierte der Stab die Angriffspositionen, um sie dem vorverlegten Termin anzupassen. Um zehn Uhr abends, zwei Stunden nachdem Moltke den Befehl unterzeichnet hatte, der den deutschen rechten Flügel zum Stehen brachte, unterschrieb Joffre den Generalbefehl Nr. 6.

«Die Zeit ist gekommen», begann er im vollen Bewusstsein des historischen Augenblicks, «aus der exponierten Stellung der Ersten deutschen Armee Nutzen zu ziehen und alle Anstrengungen des äussersten linken Flügels der Alliierten gegen diese Armee zu konzentrieren». Für die Sechste, Fünfte und die englische Armee wurden die von Franchet d'Esperey festgelegten Bewegungen vorgeschrieben. Getrennte Befehle gingen an die Dritte und Vierte Armee und hiessen sie, sich der Offensive anzuschliessen.

Die Nacht war noch nicht zu Ende. Kaum war der Befehl unterzeichnet, als Huguets Mitteilung eintraf, dass Sir John sich weigere, irgendeinen Plan für eine gemeinsame Aktion anzuerkennen, und die Lage zu «überprüfen» wünsche. Joffre war wie vor den Kopf geschlagen. Die bedeutsame Entscheidung war nun gefallen; die Befehle waren unterwegs; in sechsunddreissig Stunden würde die Schlacht beginnen, die Frankreich retten sollte. Der Verbündete, dessen Kriegseintritt, wie Foch einmal gesagt hatte, um eines einzigen toten britischen Soldaten willen geplant worden war und dem nun durch die Tücke des Schicksals ein lebenswichtiger Abschnitt der Front zugefallen war, liess die Franzosen wiederum im Stich. Da das Chiffrieren und Versenden der Befehle eine gewisse Zeit erforderte, rechnete man nicht damit, dass diese die Armeen vor dem nächsten Morgen erreichen würden. Joffre fiel kein anderes Mittel der Überredung ein, als eine eigene Abschrift des Befehls Nr. 6 durch einen Kurier in das britische Hauptquartier zu senden. Als der Offizier um drei Uhr morgens ankam, hatten die drei englischen Korps den von Murray am Nachmittag befohlenen nächtlichen Rückzugsmarsch bereits angetreten.

Auch der Feind war in der Morgendämmerung des 5. September schon allzu früh unterwegs. Kluck, der in dem Bestreben vorwärtsdrängte, die französische Flanke aufzurollen, hatte seine Armee schon in Marsch gesetzt, ehe ihn Moltkes Befehl zur Kehrtwendung gegen die Gefahr von der Flanke her um sieben Uhr morgens als Funkspruch erreichte. Vier Korps, über fünfzig Kilometer auseinandergesogen, marschierten in Richtung auf den Grand Morin. Kluck liess sie nicht haltmachen. Entweder glaubte er der Warnung nicht, dass sich französische Truppen vor seiner Flanke sammelten, oder er schlug sie in den Wind. Da er annahm,



dass die deutschen Armeen «allseitig in siegreichem Vorgehen» seien – die Deutschen hatten die Gewohnheit, ihren eigenen Communiqués Glauben zu schenken – kam ihm gar nicht der Gedanke, dass der Feind noch Kräfte frei haben könne, um seine Flanke zu bedrohen. Auch er hatte nun angefangen, Anzeichen dafür zu registrieren, dass der französische Rückzug vielleicht doch nicht ganz in Auflösung vor sich ging, und hielt es für um so notwendiger, dem Feind nicht etwa durch Nachlassen des Druckes Zeit zu geben, stehenzubleiben und «Bewegungsfreiheit, wohl auch Angriffslust wiederzuerlangen». Kluck missachtete also Moltkes Anweisung und ging mit seiner Armee vor, wobei er sein eigenes Hauptquartier um vierzig Kilometer nach Rebais zwischen den beiden Morins vorverlegte. Am Abend erreichten Truppen der deutschen Ersten Armee eine Linie, die nur noch fünfzehn bis gut zwanzig Kilometer vom britischen Expeditionskorps und der Armee Franchet d'Espereys entfernt war. Die Vorposten standen nicht viel mehr als fünf Kilometer voneinander entfernt. Es sollte ihr letzter Vormarschtag sein.

Am Abend erschien ein Bevollmächtigter der Obersten Heeresleitung in Klucks Hauptquartier. Moltke, der sowohl mit den Funkverbindungen wie auch mit Klucks Temperament schlechte Erfahrungen gemacht hatte, sandte seinen Chef des Nachrichtendienstes, Oberst Hentsch, der die 280 Kilometer von Luxemburg angefahren kam, um persönlich die Gründe für den neuen Befehl darzulegen und sicherzustellen, dass er auch ausgeführt wurde. Zu ihrem «Erstaunen» erfuhren Kluck und sein Stab, dass Rupprechts Armeen sich in einer aussichtslosen Schlacht vor der französischen Festungslinie verfangen hatten und sich in derselben Lage befanden wie der Kronprinz vor Verdun. Oberst Hentsch sprach ausführlich von dem Beweismaterial über französische Truppenbewegungen, das die OHL anzunehmen zwingt, der Feind habe «stärkere Kräfte» nach Westen verlegt, um die deutsche Flanke zu bedrohen. Dies seien die Umstände, die der Obersten Heeresleitung die unangenehme Pflicht auferlegten, den Rückzug zu befehlen. Die Erste Armee müsse bis nördlich der Marne zurückgehen. Es war ein geringer Trost, dass Oberst Hentsch erklärte, «die Bewegung könne in aller Ruhe durchgeführt werden; besondere Eile sei nicht erforderlich».

Eine aufregende Bestätigung kam vom IV. Reservekorps, das als Flankenschutz nördlich der Marne zurückgelassen worden war. Es meldete Gefechtsberührung mit feindlichen Verbänden in der Stärke von mindestens zweieinhalb Divisionen mit Unterstützung durch Artillerie. Es handelte sich dabei natürlich um einen Teil der Armee Maunourys, die sich auf den Ourcq zu bewegte. Obwohl der französische Angriff «erfolgreich abgeschlagen» worden war, hatte der Kommandeur des IV. Reservekorps den Rückzug bei Eintritt der Dunkelheit angeordnet.

Kluck gab nach. Man musste nun die zusätzliche Strecke, die er seine Armee in den letzten zwei Tagen seit dem Überschreiten der Marne vorwärtsgetrieben

hatte, wieder zurückmarschieren. Befehle wurden ausgefertigt, nach denen am nächsten Morgen, dem 6. September, das Zurückziehen von zwei Korps beginnen sollte, die anderen würden später nachfolgen. Nach dem Marsch, den Kluck von Brüssel bis auf die Höhe von Paris durchgeführt hatte, war das ein bitterer Augenblick. Wäre er, wie befohlen, aufgestaffelt hinter Bülow geblieben, ja hätte er auch nur seine Armee an jenem Morgen um sieben Uhr angehalten, so hätte er der Bedrohung seiner Flanke mit seiner vollständigen Armee entgegensehen können. Nach General Kuhl, Klucks Stabschef, hatten «weder die Oberste Heeresleitung noch der Stab der Ersten Armee die entfernteste Ahnung, dass eine direkte Offensive der gesamten französischen Armee unmittelbar bevorstand... Nicht ein Anzeichen, kein Wort von Gefangenen, kein Zeitungsartikel gab einen Hinweis.» Wenn Kluck nicht wusste, was ihm bevorstand, so musste er doch eines wissen: das Abbrechen der Verfolgung und das Zurückziehen der Truppen jetzt, wo der deutsche Zeitplan nur noch vier Tage vorsah, konnte kein Vorspiel zum Sieg sein.

Der 5. September schien ein noch dunklerer Tag für die Alliierten zu sein. Nichts als Niederlagen hatten ihre Vertreter aufzuweisen, als sie in London an jenem Morgen zur Unterzeichnung des Paktes zusammentraten, der sie alle verpflichtete, «im Verlauf des gegenwärtigen Krieges keinen Separatfrieden zu schliessen».

In Paris fragte Maunoury Gallieni: «Falls wir geschlagen werden sollten, ist unsere Rückzugslinie...?» Mit umwölktem Blick antwortete Gallieni: «Nirgends.» Als Vorbereitung für eine etwaige Katastrophe gab er Geheimbefehle für jeden Distriktskommandeur des Festungsgebietes Paris heraus; sie sollten alle Einrichtungen ihres Bezirkes melden, die zerstört werden müssten, ehe sie in die Hände des Feindes fielen. Selbst Brücken im Herzen der Stadt wie der Pont Neuf und der Pont Alexandre sollten gesprengt werden. Zu General Hirschauer sagte er, wenn der Feind durchbrechen sollte, müsse er «einen leeren Raum» vor sich haben.

Beim GQG lief eine Meldung Castelnau ein, die Unheil anzudrohen schien, noch ehe die Offensive beginnen konnte. Der Druck war so stark, dass er fürchtete, er könne gezwungen werden, Nancy zu räumen. Joffre befahl ihm, weitere vierundzwanzig Stunden auszuhalten, ehe er eine Entscheidung treffe, war aber damit einverstanden, dass Castelnau, wenn es dann doch unvermeidlich erscheine, die zweite Verteidigungslinie bezöge, die er in seinem Brief vorschlug.

Joffre hatte mit dem Herausziehen eines Korps aus der Dritten Armee und zweier Korps aus der Moselfront ein schweres Risiko auf sich genommen, um dieses Mal die zahlenmässige Überlegenheit zu sichern, die ihm für die Eröffnungsoffensive gefehlt hatte. Die Verstärkungen befanden sich noch nicht an ihrem Platz in der Front. Als es soweit war, dass der Regierung der Entschluss zum Kampf mitgeteilt werden musste, fügte Joffre für den Fall eines Fehlschlags sorg-



lich ein Alibi für sich selbst ein. Sein Telegramm an den Präsidenten und den Premier lautete: «Nachdem Gallieni vorzeitig angegriffen hat, habe ich den Befehl gegeben, den Rückzug zu beenden, und nehme nun meinerseits die Offensive wieder auf.» Später, zu einer Zeit, wo Joffre systematisch Gallienis Rolle an der Marne zu bagatellisieren und sogar gewisse Dinge aus den Berichten zu tilgen versuchte, grub Briand dieses Telegramm wieder aus und zeigte es Gallieni. «Dieses ‚vorzeitig‘ ist Goldes wert», meinte er.

Am Morgen des 5. September wurde für Joffre die Ungewissheit über die Absichten der Engländer «ganz und gar zur Qual». Er bat Millerand telegrafisch, den Einfluss der Regierung geltend zu machen. Die bevorstehende Schlacht «kann entscheidende Ergebnisse, im Fall einer Niederlage aber auch die schwersten Folgen für das Land haben... Ich zähle darauf, dass Sie die Aufmerksamkeit des Feldmarschalls auf die entscheidende Wichtigkeit einer Offensive ohne *arrière-pensée* lenken. Könnte ich der englischen Armee befehlen wie der französischen in der gleichen Lage, so würde ich unverzüglich zum Angriff übergehen.»

Um drei Uhr an jenem Morgen erhielt Henry Wilson den Befehl Nr. 6 von Huguot, der jedoch Hauptmann de Galbert, dem Kurier, nicht erlaubte, einen von den britischen höheren Offizieren zu sehen. Immer wenn es in dieser Zeit zu Meinungsverschiedenheiten kam, spielte Huguot mit einer seltsamen und böartigen Beharrlichkeit eine zentrale Rolle. Hauptmann de Galbert war der Ansicht, dass die Lage jemanden von höherem Rang erfordere, und kehrte sogleich ins GQG zurück. Um sieben Uhr früh brachte Wilson den Befehl Sir John French und überredete ihn im Verlauf des Vormittags zur Kooperation. Inzwischen kam de Galbert um halb zehn Uhr wieder im Hauptquartier an und brachte zwar keinen endgültigen Bescheid, meinte aber, die Engländer ständen einer Offensive nur «lauwarm» gegenüber. Der Bürgermeister von Melun hatte ihm gesagt, dass Sir John Frenchs Gepäck nach Fontainebleau zurückbefördert werde.

Joffre wollte die englische Armee «um jeden Preis» in der Schlachtlinie haben – selbst um den Preis einer Autofahrt von 185 Kilometern nach Melun. Er liess sich also telefonisch ankündigen und machte sich mit seinem Adjutanten und zwei Offizieren seines Stabes auf den Weg. Trotz verstopfter Strassen und der unvermeidlichen Essenspause brachte ihn sein Blitzfahrer bis zwei Uhr nachmittags zu dem Schloss, in dem Sir John French Quartier bezogen hatte.

An einem Tisch stehend, erwartete ihn der Feldmarschall und hatte Murray, Wilson, Huguot und mehrere andere Mitglieder seines Stabes neben sich, Huguot «wie üblich mit einem Gesicht, als hätte er gerade seinen letzten Freund verloren». Joffre trat auf ihn zu und hatte ausnahmsweise einmal sofort gewonnenes Spiel. Statt seine üblichen lakonischen Sprüche von sich zu geben, sprach er mit leidenschaftlicher Beredsamkeit und unterstrich seine Worte mit Gesten, als woll-

te er «sein Herz auf den Tisch legen». Er erklärte, der «kritische Augenblick» sei nun gekommen; er selbst habe seine Befehle erteilt, und die französische Armee werde, komme was wolle, bis zur letzten Kompanie in die Schlacht geworfen werden, die Frankreich retten solle. «Das Leben des ganzen französischen Volkes, der Boden Frankreichs, die Zukunft Europas» hingen von dieser Offensive ab. «Ich kann nicht glauben, dass die britische Armee sich weigert, in dieser äussersten Notlage ihre Aufgabe zu erfüllen... die Geschichte würde hart über ihr Fehlen urteilen.»

Joffre liess seine Faust auf den Tisch niederfallen: «*Monsieur le Maréchal*, die Ehre Englands steht auf dem Spiel!»

Bei diesen Worten stieg Sir John, der mit «leidenschaftlicher Aufmerksamkeit» zugehört hatte, plötzlich die Röte ins Gesicht. Schweigen legte sich über alle Anwesenden. Langsam stiegen Tränen in die Augen des britischen Oberkommandierenden und rollten ihm die Wangen herab. Er wollte etwas auf Französisch sagen und gab es wieder auf. «Verdammt, ich kann nicht darüber reden. Sagen Sie ihm, dass wir alles tun werden, was uns möglich ist.»

Joffre sah Wilson fragend an, und dieser übersetzte: «Der Feldmarschall sagt ‚ja‘.» Die Übersetzung war fast nicht mehr nötig, denn die Tränen und der Ton hatten schon deutlich genug gesprochen. Murray warf eilends ein, dass die britischen Truppen jetzt über fünfzehn Kilometer weiter hinten ständen, als der Befehl für sie vorsehe, und dass sie erst um neun Uhr statt, wie Joffre wolle, um sechs Uhr morgens losschlagen könnten. Es war die Stimme der Vorsicht, die sich da noch immer Gehör verschaffen wollte. Joffre zuckte mit den Achseln. «Das kann man nicht ändern. Ich habe das Wort des Feldmarschalls, das genügt.» Dann wurde der Tee serviert.

Die Verlegung des GQG nach Châtillon-sur-Seine, die vor der Offensive geplant war, hatte man in Joffres Abwesenheit durchgeführt. Am Abend kam er dorthin zurück, etwa um die Zeit, als Oberst Hentsch von Kluck über die ernste Lage unterrichtete. Joffre betrat das Zimmer des Operationsstabs und bestätigte die schon getroffene Entscheidung, indem er zu den versammelten Offizieren sagte: «Meine Herren, wir kämpfen an der Marne.»

Er unterschrieb den Befehl, der vor den Truppen verlesen werden sollte, wenn am nächsten Morgen die Hörner erklangen. Für gewöhnlich neigt die französische Sprache zu grossen Worten, besonders bei öffentlichen Bekanntmachungen, doch hier blieb sie nüchtern und schwunglos: «Jetzt, da die Schlacht beginnt, von der die Sicherheit des Landes abhängt, muss sich jeder daran erinnern, dass nun keine Zeit mehr ist, rückwärts zu blicken. Es gilt, den Feind mit aller Kraft anzugreifen und zurückzuwerfen. Wenn eine Einheit keine Möglichkeit sieht vorzugehen, muss sie ihre Stellung um jeden Preis behaupten und eher dabei den Tod finden

als zurückweichen. Für ein Versagen gibt es unter den gegenwärtigen Umständen keine Entschuldigung.»

Das war alles; die Zeit des Glanzes war vorüber, es hiess nicht mehr «Vorwärts» oder dem Ruhm entgegen. Die ersten dreissig Kriegstage im Jahre 1914 liessen ahnen, dass die Zukunft wenig Ruhm bereithielt.

## Hernach

Die Schlacht an der Marne endete, wie die ganze Welt weiss, mit dem deutschen Rückzug. Zwischen Ourcq und Grand Morin liessen sich die Deutschen in den vier Tagen, die von ihrem Zeitplan noch übriggeblieben waren, den Zuschlag eines «entscheidenden Sieges» entgehen, und damit war der Krieg für sie nicht mehr zu gewinnen. Für Frankreich, für die Alliierten und auf weite Sicht für die ganze Welt lag die Tragödie der Marneschlacht darin, dass sie sich nicht zu dem Sieg entwickelte, der sie hätte werden können.

Maunourys Angriff auf die deutsche Flanke und von Klucks Schwenkung, mit der er ihm begegnen wollte, rissen eine Lücke zwischen der deutschen Ersten und der Zweiten Armee auf. Der Ausgang der Schlacht hing davon ab, ob es den Deutschen gelänge, die zwei Flügel – Maunoury und Foch – zu vernichten, ehe Franchet d'Esperey und die Engländer sich diese Lücke zunutze machen und die deutsche Mitte durchstossen konnten. Maunoury erhielt, nachdem Kluck ihn nahezu geschlagen hatte, Verstärkung durch das IV. Korps, von dem Gallieni 6'000 Mann direkt vom Ausladebahnhof in Paris in Taxis an die Front beförderte, und konnte sich so behaupten. Foch, der in den Sümpfen von St. Gond durch Hausen und einen Teil der Bülow'schen Armee hart bedrängt wurde, gab in einem kritischen Augenblick, als sein rechter Flügel zurückgedrängt wurde und der linke nachgab, seinen berühmten Befehl: «Angreifen, was immer geschehen mag! Die Deutschen sind am Rande ihrer Kräfte... Der Sieg ist auf der Seite, die länger aushält als die andere!» Franchet d'Esperey warf Bülow's rechten Flügel zurück, die Engländer drangen zu langsam und zu zögernd in die Lücke ein, Oberst Hentsch hatte seinen historischen Auftritt und riet zum Rückzug, und die deutschen Armeen konnten noch so rechtzeitig zurückgehen, dass ein Durchbruch vermieden wurde.

So nahe waren die Deutschen dem Sieg gewesen, so dicht an der Katastrophe die Franzosen, und mit so viel Staunen und Bestürzung hatte die Welt in den vorangegangenen Tagen zugesehen, wie die Deutschen erbarmungslos vorstürmten und die Alliierten zurückwichen – beide mit dem Ziel Paris – dass die Schlacht, die die grosse Wende brachte, später unter der Bezeichnung «das Wunder an der Marne» berühmt wurde. Henri Bergson, der einst für Frankreich der *mystique* des «Willens» Ausdruck verliehen hatte, erkannte in ihr die Wiederkehr eines alten

Wunders: «Jeanne d'Arc hat die Schlacht an der Marne gewonnen», lautete sein Urteil. Auch der Feind spürte es, als er plötzlich wie vor einer über Nacht aus dem Boden gewachsenen Mauer stand. «Der französische *élan*, der auf dem Punkt stand zu erlöschen, wird mächtig aufflammen», schrieb Moltke während der Schlacht sorgenvoll an seine Frau. Kluck sagte später, der Hauptgrund für das deutsche Versagen an der Marne, «der Grund, der bedeutsamer ist als alle anderen», sei «die ausserordentliche und einzigartige Fähigkeit des französischen Soldaten, sich rasch zu erholen. Dass Männer sich töten lassen, wo sie stehen, ist eine wohlbekannte Tatsache – damit wird in jedem Schlachtenplan gerechnet. Doch dass Männer, die zehn Tage lang zurückgegangen sind, auf der Erde geschlafen haben und halbtot sind vor Müdigkeit, noch in der Lage sein würden, ihre Gewehre aufzunehmen und anzugreifen, wenn das Signal erklingt – damit haben wir niemals gerechnet. Diese Möglichkeit stand in unseren Kriegsschulen nicht auf dem Studienplan.»

Was in der Marneschlacht den Ausgang bestimmte, war jedoch – trotz Bergson – nicht ein Wunder, sondern das Zusammenwirken der vielerlei Bedingungen, Irrtümer und Lehren des ersten Kriegsmonats; und die Fehler des deutschen Oberkommandos trugen – trotz Kluck – ebensoviel zu diesem Ausgang bei wie der Schneid der französischen Soldaten. Hätten die Deutschen die zwei Korps nicht abgezogen und nach Russland geschickt, so hätte eines davon auf Bülow's rechter Seite stehen und vielleicht die Lücke zwischen ihm und Kluck ausfüllen können; das andere hätte vielleicht Hausen unterstützt und ihm das notwendige Übergewicht über Foch gegeben. Dass Russland so loyal gewesen war, die Offensive anzutreten, ohne hinlänglich dafür gerüstet zu sein, war für den Abzug dieser Korps ausschlaggebend gewesen. Oberst Dupont, der Chef des französischen Nachrichtendienstes, erkannte das an, indem er sagte: «Lasst unseren Verbündeten die Ehre zuteil werden, die ihnen gebührt, denn ihre Niederlage war ein Baustein für unseren Sieg.»

Noch viele andere «Wenn» lagen auf der Hand. Wenn die Deutschen nicht zuviel Kräfte durch den Versuch einer doppelten Umfassung mit Hilfe des linken Flügels gebunden hätten, wenn der rechte Flügel nicht die Verbindung mit seiner Versorgung verloren hätte und die Truppen infolgedessen nicht so ausgepumpt gewesen wären, wenn Kluck in gleicher Höhe mit Bülow geblieben wäre, wenn er selbst noch am letzten Tage über die Marne zurück- statt zum Grand Morin vorwärtsmarschiert wäre, hätten die Würfel an der Marne vielleicht anders fallen und der Sechswochenplan seine Erfüllung in einem Sieg über Frankreich finden können – vielleicht, das heisst, wenn man das erste und entscheidende «Wenn» unberücksichtigt lässt: wenn nämlich der Sechswochenplan selbst nicht auf dem Marsch durch Belgien aufgebaut gewesen wäre. Ganz abgesehen von der Wirkung, die der daraus folgende Kriegseintritt Englands auf den Gesamtverlauf des

Krieges hatte, und dem Einfluss, den dieser Durchmarsch schliesslich und endlich auf die Weltmeinung ausübte, verringerte Belgien als zusätzlicher Feind die Anzahl der deutschen Divisionen, die die Marne erreichten, und führte der Front der Alliierten fünf britische Divisionen zu.

An der Marne gewannen die Verbündeten die zahlenmässige Überlegenheit, die sie in der Schlacht an den Grenzen nirgends hatten aufbringen können. Das war zum Teil eine Folge der fehlenden deutschen Divisionen, den Ausschlag aber gaben die französischen Divisionen, die von der Dritten Armee und den standhaft kämpfenden Armeen Castelnous und Dubails weggeholt wurden. Diese beiden hielten für die Dauer des Rückzuges das Tor Frankreichs nach Osten verschlossen, während alle anderen Armeen zurückwichen. Achtzehn Tage lang kämpften sie fast ununterbrochen, bis sich Moltke endlich zu spät des Fehlschlags bewusst wurde und am 8. September den Angriff auf die französische Festungslinie abblies. Hätten die französische Erste und Zweite Armee an irgendeinem Punkte nachgegeben, wären sie unter Rupprechts letztem Ansturm am 3. September schwach geworden, dann hätten die Deutschen ihr Cannae gewonnen, und die Franzosen hätten keine Chance mehr gehabt für eine Gegenoffensive an der Marne, an der Seine oder sonstwo. Wenn es ein Wunder an der Marne gegeben hat, so wurde es jedenfalls an der Mosel vorbereitet.

Ohne Joffre hätte es keine Front der Verbündeten gegeben, die den Deutschen den Weg verlegte. Seine unerschütterliche Zuversicht während der tragischen und furchtbaren zwölf Rückzugstage bewahrte die französische Armee vor einem Zerfall in eine amorphe Masse ohne jeden Zusammenhalt. Ein glänzenderer, beweglicherer Geist mit eigenen Ideen hätte vielleicht am Anfang grundlegende Irrtümer vermieden, aber nach der Katastrophe bot Joffre genau das, was Frankreich einzig und allein brauchte. Man kann sich kaum vorstellen, wer anders die französischen Armeen nach ihrem Rückzug psychisch und physisch so weit gebracht hätte, dass sie wieder zum Kampf antraten. Als jedoch der Augenblick der Kehrtwendung da war, hätte Joffre allein nicht ausgereicht. Vielleicht wäre es zu spät gewesen, an der Seine haltzumachen, wie er es vorgesehen hatte. Da war es Gallieni, der die günstige Gelegenheit erkannte und mit der kraftvollen Unterstützung Franchet d'Espereys den früheren Beginn der Gegenoffensive provozierte. Lanrezac, der erledigte Mann, dem ein Anteil an der Marneschlacht nicht vergönnt wurde, war immerhin derjenige, der die Wendung zum Besseren möglich machte, indem er Frankreich vor der ursprünglich beabsichtigten Torheit des Planes 17 behütete. Welche Ironie des Schicksals, dass sowohl seine Entscheidung bei Charleroi wie auch seine Ablösung durch Franchet d'Esperey für die Gegenoffensive notwendige Voraussetzungen waren! Und doch war es Joffre, der Mann, den nichts erschrecken konnte, der die Armeen für die Schlacht auf die Beine stellte. «Wenn

wir ihn im Jahre 1914 nicht gehabt hätten», sagte Foch, der schliesslich sein Nachfolger wurde, «dann weiss ich nicht, was aus uns geworden wäre.»

Der Welt ist die Marneschlacht seither durch die Taxis in Erinnerung geblieben. Hundert standen bereits im Dienst des Militärgouverneurs von Paris. General Clergerie rechnete aus, dass er mit weiteren fünfhundert, deren jedes fünf Soldaten beförderte und die Hundertkilometerfahrt zum Ourcq zweimal machte, sechstausend Mann an die hartbedrängte Front werfen könne. Um ein Uhr mittags wurde der Befehl gegeben und die Abfahrtszeit auf sechs Uhr abends festgelegt. Die Polizei gab die Nachricht an die Taxis auf den Strassen weiter. Voller Begeisterung setzten die Chauffeure ihre Fahrgäste heraus, denen sie stolz erklärten, sie müssten jetzt «in die Schlacht ziehen». Bei der Rückkehr in die Garagen, wo sie tanken mussten, wurde ihnen der Sammelplatz angegeben, wo sie sich zum festgesetzten Zeitpunkt alle sechshundert in tadelloser Ordnung aufstellten. Gallieni, der zur Inspektion gebeten worden war, zeigte gegen alle Gewohnheit seine Freude. «*Eh bien, voilà au moins qui n'est pas banal!*» (Nun, das ist wenigstens einmal was Besonderes!) rief er aus. Mit Soldaten besetzt und von Lastwagen, Omnibussen und Fahrzeugen aller Art gefolgt, fuhren die Taxis bei Einbruch der Dämmerung los – der letzte ritterliche Auszug im Jahre 1914, der letzte Kreuzzug der alten Welt.

Auf den unvollständigen Sieg an der Marne folgte der deutsche Rückzug an die Aisne, der Sturm an die Küste mit dem Ziel, die Kanalhäfen zu besetzen, der Fall Antwerpens und die Schlacht von Ypern, in der die Offiziere und Mannschaften des Expeditionskorps keinen Fussbreit wichen, buchstäblich kämpften, bis sie fielen, und die Deutschen in Flandern zum Stehen brachten. Nicht Mons oder die Marne, sondern Ypern war das Denkmal britischer Tapferkeit und gleichzeitig auch das Grab von vier Fünfteln des ursprünglichen Expeditionskorps. Danach kam mit dem herannahenden Winter das langsame tödliche Erstarren im Grabenkrieg. Von der Schweiz bis an den Kanal zogen sich wie eine brandige Wunde durch französisches und belgisches Gebiet die Gräben, die den Stellungs- und Zermürbungskrieg einleiteten, jenen brutalen, schlammerfüllten, mörderischen Wahnsinn der «Westfront», der nun noch vier Jahre währen sollte.

Der Schlieffenplan hatte als Ganzes versagt, war aber doch insofern erfolgreich gewesen, dass er die Deutschen in den Besitz ganz Belgiens und Nordfrankreichs bis hinunter zur Aisne gebracht hatte. «*Messieurs les Allemands sont toujours à Noyon*», hämmerte Clemenceaus Zeitung Monat für Monat, Jahr um Jahr ihren Lesern ein. Dass sie dort standen, tief im Innern Frankreichs, dafür waren die Fehler des Planes 17 verantwortlich. Er hatte es dem Feind erlaubt, so weit vorzudringen, dass er nicht mehr vertrieben werden konnte, nachdem die Franzosen an der Marne ihre Kräfte wiedergewonnen hatten. Er hatte den Durchbruch ermöglicht, der gerade noch eingedämmt und später nur gebannt werden konnte um

den Preis eines furchtbaren Aderlasses an französischer Volkskraft, der den Krieg 1914 bis 1918 zum Vater des Krieges von 1940 machen sollte. Es war ein Fehler, der sich nie wiedergutmachen liess. Das Versagen des Planes 17 war genauso schicksalhaft wie das Versagen des Schlieffenplanes, und beide zusammen führten zur Erstarrung der Westfront. Diese Front, die fünftausend, ja manchmal fünfzigtausend Menschenleben an einem Tag frass, die Munition, Energie, Geld, Gehirne und ausgebildete Soldaten schluckte, erschöpfte die Hilfsquellen der Alliierten und brachte Bemühungen an anderer Stelle – zum Beispiel in den Dardanellen – zum Scheitern, die sonst vielleicht den Krieg verkürzt hätten. Dieser durch die Fehlschläge des ersten Monats verhängte Stillstand bestimmte den weiteren Verlauf des Krieges und schliesslich auch die Friedensbedingungen, er prägte die Zeit zwischen den Kriegen und legte die Bedingungen für die zweite Runde fest.

Die Menschheit konnte einen so ungeheuren und qualvollen Krieg nicht durchhalten ohne Hoffnung – die Hoffnung, dass eben sein Unmass eine Wiederholung unmöglich mache und dass der Grund für eine bessere Ordnung in der Welt gelegt wäre, wenn man ihn nur erst irgendwie bis zu einer Lösung durchgekämpft hätte. Wie Paris als Fata Morgana die Soldaten Klucks auf den Beinen hielt, so leuchtete die Vision einer besseren Welt hinter den von Granaten zerplügten Wüsten und laublosen Stümpfen auf, die einst grüne Felder und rauschende Pappeln gewesen waren. Nichts Geringeres konnte den entsetzlichen Angriffen Würde oder Sinn geben, in denen Tausende und Hunderttausende fielen um den Preis des Gewinnes von zehn Metern Boden oder eines schlammigen Grabens. Wenn in jedem Herbst die Leute wieder sagten, es könne nicht mehr über den Winter dauern, und jeden Frühling wieder kein Ende abzusehen war, dann konnten die Soldaten und die Nationen nur deshalb immer wieder weiterkämpfen, weil sie hofften, dass aus alledem der Menschheit doch etwas Gutes erwachsen müsse.

Als der Krieg dann sein Ende gefunden hatte, waren die Ergebnisse vielfältig und verschieden. Eines aber dominierte und überschattete alles: die Desillusionierung. «Für diese Generation waren alle grossen Worte ausgestrichen», hiess das schlechte Resümee, in dem D. H. Lawrence aussprach, was seine Zeitgenossen empfanden. Wenn einer von ihnen sich wie Emile Verhaeren voll tiefen Schmerzes an «den Menschen, der ich früher war» erinnerte, so nur, weil er wusste, dass alles Grosse, was die Zeit vor 1914 gesagt und geglaubt hatte, niemals wiederkehren könne.

Nach der Marneschlacht wuchs der Krieg und breitete sich aus, bis er die Völker beider Hemisphären in seinen Strudel gezogen hatte und zu einem Weltkonflikt geworden war, den kein Friedensvertrag mehr lösen konnte. Die Schlacht an der Marne war eine der entscheidenden Schlachten der Weltgeschichte, nicht weil sie letztlich den Krieg zuungunsten der Deutschen und zugunsten der Alliierten entschied, sondern weil sie den Ausschlag gab, dass der Krieg andauerte. Die Zeit



erlaube keinen Blick zurück, sagte Joffre den Soldaten am Vorabend. Und danach auch keinen Schritt zurück. Die Völker hatten sich in einer Falle gefangen, in der Falle der unentschiedenen Schlachten des ersten Kriegsmonats, aus der es damals und später kein Entkommen mehr gab.

# Anhang

## Literaturverzeichnis

Das folgende Verzeichnis umfasst nur die in den Anmerkungen zitierten Werke. Es beschränkt sich auf Primärquellen, bezieht jedoch Biographien und Spezialstudien wie etwa Ritters Schlieffenplan ein, soweit sie Primärmaterial enthalten. Sekundärliteratur ist nur in geringem Umfang und getrennt aufgeführt. Sofern englische oder französische Übersetzungen der einzelnen Titel vorliegen, sind diese angegeben.

Eine umfassende Bibliographie des behandelten Gegenstands würde für sich allein ein Buch beanspruchen. Es gibt keinen Zeitraum in der Geschichte, über den eine solche Fülle von zeitgenössischen Dokumenten vorliegt. Es ist gerade, als hätten die Teilnehmer am Ersten Weltkrieg gewusst, dass sich in ihm ganz wie in der Französischen Revolution eine geschichtliche Stunde manifestierte, die an Bedeutung einem Erdbeben nichts nachgab, und als hätte dieses Bewusstsein auf jedem Einzelnen von ihnen schwer gelastet. Als der Krieg dann vorüber war, zeigte sich, dass trotz aller Tapferkeit, trotz Tüchtigkeit und Opfermut, die sich darin bewährt hatten, nichts übrigblieb als Zusammenbruch und tragische Ernüchterung. Er hatte keine bessere Welt entstehen lassen. So fühlten sich die Männer, die als Politiker oder Militärs in hohen Stellungen an ihm teilgenommen hatten, getrieben, ihre Entscheidungen und ihr Verhalten zu kommentieren. Andere wiederum, die – infolge Verschulden oder als Sündenböcke – aus führenden Posten entfernt worden waren, schrieben ihre ganz persönlichen Rechtfertigungen. Zu dieser Gruppe gehörten die meisten Kommandeure des Monats August. Es war unausweichlich, dass das Erscheinen dieser Bücher, in denen zwangsläufig Verantwortung oder Schuld einem anderen aufgebürdet wurde, weitere Rechenschaftsberichte hervorrief. Persönliche Feindschaften wurden der Öffentlichkeit unterbreitet, öffentliche Kontroversen aufgebläht. Manche, die sonst geschwiegen hätten, fühlten sich nun zu Publikationen angestachelt: Sir Horace Smith-Dorrien etwa durch Sir John French. Eine üppige Buchproduktion setzte ein. Ganze Schulen entstanden, wie die von Gallieni und Joffre, und brachten geradezu Bibliotheken von Auseinandersetzungen zwischen ihren Parteigängern hervor.

Durch diesen Wald von Sonderplädoyers sucht sich der Historiker tastend seinen Weg, versucht die Wahrheit in vergangenen Ereignissen zu fassen und herauszufinden, «wie es wirklich war». Er entdeckt, dass die Wahrheit subjektiv und kein Ganzes ist, dass sie sich aus kleinen Stücken zusammensetzt, die verschiedene Menschen gesehen, erlebt und berichtet haben. Sie ist wie ein Muster, das man durch ein Kaleidoskop sieht: sobald der Zylinder geschüttelt wird, bilden die zahllosen farbigen Teilchen ein neues Bild. Und doch sind es dieselben Teilchen, die eben noch einen ganz anderen Anblick boten. Hier liegt das Problem aller Aufzeichnungen von Menschen, die bei vergangenen Ereignissen mitagierte haben. Das berühmte Ziel, zu schildern, «wie es wirklich war», bleibt uns für immer unerreichbar.

So möchte ich auch hier noch bemerken, dass ich die Geschehnisse in Österreich-Ungarn und Serbien, an der russisch-österreichischen und an der serbisch-österreichischen Front bewusst ausser Acht gelassen habe. Das an sich schon unerschöpfliche Problem «Balkanländer» unterscheidet sich naturgemäss vom übrigen Krieg. Überdies hatten die Operationen an der österreichischen Front während der ersten dreissig Tage ausschliesslich vorbereitenden Charakter und erreichten bis zur Schlacht bei Lemberg gegen die Russen und an der Drina gegen die Serben keinerlei Höhepunkte, die sich auf den Krieg als Ganzes ausgewirkt hätten. Diese beiden Schlachten aber fanden zwischen dem 8. und 17. September statt, also ausserhalb der von mir gewählten zeitlichen Begrenzung. Dazu schien mir auch ohne Berücksichtigung dieser Geschehnisse die Einheit durchaus gewahrt und zugleich noch die Gefahr ermüdender Längen gebannt.

## Offizielle Regierungsveröffentlichungen

CARNEGIE ENDOWMENT FOR INTERNATIONAL PEACE, *Diplomatie Documents Relating to the Outbreak of the European War*, 2 Bde., ed. James Brown Scott, New York, Oxford 1916. Enthält die offiziellen Veröffentlichungen der jeweiligen Ministerien des Äusseren, wie sie nach Ausbruch des Krieges dann und wann erschienen, nachdem das rasch zusammengestellte und höchst selektive *Deutsche Weissbuch* am 4. August 1914 herausgegeben worden war. Aufgenommen sind das *Österreichisch-Ungarische Rot-*, das *Belgische Grau-*, das *Französische Gelb-*, das *Deutsche Weiss-*, das *Britische Blau-* (I und II), das *Italienische Grün-*, das *Russische Orange-* (I und II) und das *Serbische Blaubuch*.

FRANKREICH, Assemblée Nationale, Chambre des Députés, Session de 1919. *Procès-Verbaux de la Commission d'Enquête sur le rôle et la situation de la métallurgie en France: défense du Bassin de Briey*, 1ère et 2ème parties.

FRANKREICH, *Rapport de la Commission d'Enquête* par M. Fernand Engerand, député, 1ère partie: «Concentration de la métallurgie française sur la frontière de l'Est.» 2ème partie: «La perte de Briey.»

Diese Sitzungen (in den Anmerkungen mit «Briey» bezeichnet), bei denen die führenden Offiziere des französischen Generalstabs neben den Feldkommandeuren als Zeugen aufgerufen wurden, stellten die Hauptquelle für eine Untersuchung der französischen Militärpolitik im August 1914 dar. Sie wurden ins Leben gerufen durch den Verlust des Eisenerzbeckens von Briey, der verhängnisvoll wurde, als der Krieg immer länger dauerte. Gewisse dunkle Machenschaften in der Munitionsindustrie mit ihren französisch-deutschen Schachtelaufsichtsräten veranlassten einen Abgeordneten, Fernand Engerand, eine eingehende Untersuchung der Vorgänge um den Verlust von Briey in die Wege zu leiten: dies wiederum führte zwangsläufig zu einer Untersuchung der französischen Strategie bei Kriegsbeginn. Als der Krieg zu Ende war, gelang es Engerand, die Ernennung eines Untersuchungsausschusses durchzusetzen, in dem er selbst zum *rapporteur* bestellt wurde. «Wie unsere Nachforschungen mit all ihren illustren Zeugen an den Tag brachte», schreibt er in seinem Bericht, wurde die Wahrheit über Ursprung und Scheitern des Planes 17 ganz offensichtlich von der Regierung und der Abgeordnetenkammer «hartnäckig im Dunkeln» gehalten, doch «wir haben versucht, die verworrenen und verborgenen Fäden jenes Monats August im Jahre 1914, der vielleicht tragischsten Episode in der ganzen Geschichte Frankreichs, zu entwirren».

- FRANKREICH, Ministère de la Guerre; Etat-major de l'Armée, Service Historique: *Les Armées Françaises dans la Grande guerre*, I, Bd. 1 und 2 und *Annexes*, Paris, Imprimerie Nationale 1922-1925 (AFin den Anmerkungen). Der erste Band dieser offiziellen Kriegsgeschichte beginnt mit den Kriegsplänen vor 1914 und der Affäre Michel von 1911 und reicht bis zu den Grenzschlachten. Der zweite Band enthält den Rückzug bis zum Vorabend der Marneschlacht. Der eigentliche Wert liegt in den beiden Anhangbänden, die die Befehle und den Schriftverkehr zwischen den GQG und den Armeen enthalten. Hier findet sich das lebendigste und unmittelbarste Quellenmaterial überhaupt.
- DEUTSCHLAND, Auswärtiges Amt, *Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch*, gesammelt von Karl Kautsky im Auftrag des Auswärtigen Amtes, hrsg. v. Karl Kautsky, Max Montgelas, Walter Schücking, 4 Bde., Berlin 1919. (Kautsky in den Anmerkungen.) Als Ergänzung des ursprünglichen Deutschen Weissbuches von der Weimarer Regierung zusammengestellt und veröffentlicht.
- DEUTSCHLAND, Generalstab, *Kriegsbrauch im Landkriege*, als *The German War Book* übersetzt von J. H. Morgan, London 1915.
- DEUTSCHLAND, Marine-Archiv, *Der Krieg zur See IV, 1, Der Krieg in den türkischen Gewässern', Die Mittelmeer-Division*, Berlin 1928.
- DEUTSCHLAND, Reichsarchiv, *Der Weltkrieg 1914-18*, Bd. 1: *Die Militärischen Operationen zu Lande; Die Grenzschlachten im Westen*, Bd. 3: *Von der Sambre bis zur Marne*, Berlin 1924.
- GROSSBRITANNIEN, Committee of Imperial Defence, Historical Section, CORBETT SIR JULIAN, *Naval Operations: History of the Great War Based on Official Documents*, I, New York 1920. („Corbett“ in den Anmerkungen.)
- GROSSBRITANNIEN, EDMONS, BRIGADIER-GENERAL, JAMES E., *Military Operations: France and Belgium*, 1914, Bd. I und Kartenband, 3. Aufl. London 1933. (Edmonds in den Anmerkungen.) Diese ausgezeichnete gelehrte Arbeit ist besonders deshalb wertvoll, weil sie ausgewählte deutsche und französische Quellen heranzieht und für bestimmte Zeitpunkte die tatsächliche Lage der Gegner und der Verbündeten des englischen Expeditionskorps sowie die wechselseitigen Meinungen darüber darlegt.
- GROSSBRITANNIEN, FAYLE, c. ERNEST, *Seaborne Trade*, I, London 1920.
- GROSSBRITANNIEN, Foreign Office: *British Documents on the Origins of the War, 1898-1914*, 11 Bde., hrsg. von G.P. Gooch und H.W. V. Temperley, London 1927-38. (BD in den Anmerkungen.)
- VEREINIGTE STAATEN: Department of State. *Papers Relating to the Foreign Relations of the U. S. Supplements*, World War, 1914, Washington G. P. O., 1928.

## Inoffizielle Quellen

### Über Belgien

- BASSOMPIERRE, BARON ALFRED DE, *The Night of August 2-3, 1914, at the Belgian Foreign Office*, Übersetzung ins Englische, London 1916.
- BEYENS, BARON, *Deux Années à Berlin*, 1912-14, 2 Bde., Paris 1931.
- CAMMAERTS, EMILIE, *Albert of Belgium*, Übersetzung ins Englische, New York 1935.
- CARTON DE WIART, HENRY (belgischer Justizminister 1914), *Souvenirs politiques*, Brüssel 1948.

- COBB, IRWIN S., *Paths of Glory – Impressions of War Written at and near the Front*, New York 1914.
- DAVIS, RICHARD HARDING, *With the Allies*, New York 1914.
- DEMBLON, CELESTIN (Abgeordneter von Lüttich), *La Guerre à Liège: Pages d'un témoin*, Paris, Lib. Anglo-Française, 1915.
- D'YDEWALLE, CHARLES, *Albert and the Belgians*, Übersetzung ins Englische, New York 1935.
- ESSEN, LEON VAN DER, *The Invasion and the War in Belgium from Liège to the Yser*, Übersetzung ins Englische, London 1917.
- GALET, GENERAL EMILIE JOSEPH, *Albert, King of the Belgians, in the Great War*, Übersetzung ins Englische, Boston 1931. Dieser Bericht des persönlichen militärischen Beraters und späteren Stabschefs König Alberts ist zuverlässig, gründlich, detailliert und unentbehrlich.
- GIBSON, HUGH (Erster Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft), *A Journal from Our Legation in Belgium*, New York 1917.
- KLOBUKOWSKY, A. (Französischer Gesandter in Brüssel), «Souvenirs de Belgique», in: *Revue de Paris*, Sept.-Okt. 1927.
- KLOBUKOWSKY, A., «La Résistance belge à l'invasion allemande», in: *Revue d'histoire de la Guerre*, Juli 1932.
- MALCOLM, JAN (Hrsg.), *Scraps of Paper: German Proclamations in Belgium and France*, New York 1916.
- MILLARD, OSCAR E., *Burgomaster Max*, London 1936.
- POWELL, E. ALEXANDER (Korrespondent der *New York World*, 1914 der belgischen Armee zugeteilt), *Fighting in Flanders*, New York 1914.
- SCHRYVER, COL. A. DE, *La Bataille de Liège*, Lüttich 1922.
- SUTHERLAND, MILLICENT, DUCHESS OF (Führerin eines freiwilligen Schwestern-Sanitärkorps für Belgien im August 1914), *Six Weeks at the War*, Chicago 1915.
- VERHAEREN, EMILE, *La Belgique sanglante*, Paris, Nouvelle Revue Française 1915.
- WHITLOCK, BRAND, *Belgium: A Personal Narrative*, I, New York 1910. Es erwies sich als ein Glücksfall für die Geschichtsschreibung, dass Präsident Wilson diesen Juristen und ehemaligen Journalisten, der sich durch vier Amtsperioden als unabhängiger Bürgermeister von Toledo einen Namen gemacht hatte, zum Gesandten in Belgien ernannte. Whitlock, der fortschrittliche, offenherzige und mutige Politiker, war auch ein ausgezeichnete(r) Schriftsteller. Neben dem Bericht Hugh Gibsons, der, obwohl Diplomat von Beruf, eine unverhüllte Darstellung gab, bedeutet sein Buch die beachtenswerte Schilderung eines verhängnisvollen Monats in der Geschichte eines Volkes.

## Über England und das englische Expeditionskorps

- ADDISON, CHRISTOPHER (Parlamentssekretär beim Unterrichtsministerium), *Four and a Half Years: A Personal Diary from June 1914 to January 1919*, London 1934.
- ANGELL, NORMAN, *The Great Illusion: A Study of the Relation of Military Power to National Advantage*, 4. Aufl. New York 1913.
- ARMY QUARTERLY, London. (*AQ* in den Anmerkungen.) Die in dieser Zeitschrift enthaltenen Besprechungen ausländischer Bücher über den Krieg, die in den 20er Jahren erschienen, stellen die umfassendste und aufschlussreichste Information englischer Sprache über die Literatur zum Ersten Weltkrieg dar.

- ARTHUR, SIR GEORGE, *Life of Lord Kitchener*, III, New York 1920.
- ARTHUR, *George V.*, New York 1930.
- ASQUITH, EARL OF OXFORD AND, *Memories and Reflections*, 2 Bde., London 1928.
- ASTON, MAJOR-GENERAL SIR GEORGE, *Biography of the Late Marshal Foch*, London 1930.
- BACON, ADMIRAL SIR REGINALD, *Life of Lord Fisher*, London 1929.
- BEAVERBROOK, LORD, *Politicians and the War 1914-16*, New York 1928.
- BERTIE, LORD, *Diary of Lord Bertie of Thame*, I, London 1924.
- BIRKENHEAD, VISCOUNT, *Points of View*, I, London 1922.
- BLAKE, ROBERT (Hrsg.), *Haig: Private Papers 1914-18*, London 1952.
- BRIDGES, LIEUT.-GENERAL SIR TOM (Offizier in der 2. Kavalleriebrigade des englischen Expeditionskorps und ehemaliger Militärattaché in Brüssel), *Alarms and Excursions*, London 1938.
- CALLWELL, MAJOR-GENERAL SIR CHARLES E. (wurde im August 1914 Director of Operations and Intelligence im Kriegsministerium, als Wilson und Macdonogh nach Frankreich gingen), *Experiences of a Dug-Out, 1914-18*, London 1920.
- CALLWELL, MAJOR-GENERAL SIR CHARLES E., *Field Marshal Sir Henry Wilson: His Life and Diaries*, I, New York 1927. Alle Zitate im Text aus Wilsons Tagebüchern sind diesem Buch entnommen. (Wilson in den Anmerkungen.)
- CHAMBERLAIN, SIR AUSTEN, *Down the Years*, London 1935.
- CHARTERIS, BRIGADIER-GENERAL JOHN, *At GHQ*, London 1931.
- CHILDS, MAJOR-GENERAL SIR WYNDHAM, *Episodes and Reflections*, London 1930.
- CHURCHILL, SIR WINSTON, *The World Crisis*, I, 1911-1914, New York 1928. Dies ist unter den englischen Quellen das einzige hochwertige Buch, dessen Verfasser bei Ausbruch des Krieges eine Schlüsselstellung innehatte. Näheres in den Anmerkungen zu Kapitel 10. Alle Hinweise auf Churchill in den Anmerkungen beziehen sich, soweit nicht anders angegeben, auf dieses Buch.
- CHURCHILL, SIR WINSTON, *The Aftermath*, Bd. IV von *The World Crisis*, New York 1929.
- CHURCHILL, SIR WINSTON, *Great Contemporaries*, New York 1937.
- CORBETT-SMITH, MAJOR A. (Artillerieoffizier im Korps Smith-Dorriens), *The Retreat from Mons*, London 1917.
- CUST, SIR LIONEL, *King Edward and His Court: Some Reminiscences*, London 1930.
- CUSTANCE, ADMIRAL SIR REGINALD, *A Study of War*, London 1924.
- DUGDALE, BLANCHE E. c., *Arthur James Balfour*, 2 Bde., New York 1937.
- ESHER, REGINALD, VISCOUNT, *The Influence of King Edward and Other Essays*, London 1915.
- ESHER, REGINALD, VISCOUNT, *The Tragedy of Lord Kitchener*, New York 1921.
- ESHER, REGINALD, VISCOUNT, *Journals and Letters*, Bd. 3, 1910-15, London 1938.
- FISHER, ADMIRAL OF THE FLEET, LORD, *Memories*, London 1919.
- FISHER, ADMIRAL OF THE FLEET, LORD, *Fear God and Dread Nought: Correspondence of Admiral of the Fleet Lord Fisher of Kilverstone*, 3 Bde., hrsg. v. Arthur J. Marder, London 1952-56-59.
- FRENCH, FIELD MARSHAL VISCOUNT, OF YPRES, 1914, Boston 1919. Animosität und willkürliche Auslassungen in Sir John Frenchs Darstellung machen es unmöglich, diesen Bericht als verlässliche Quelle heranzuziehen, es sei denn für den Charakter des Autors.
- GARDINER, A. G., *The War Lords*, London 1915.
- GREY, visvount, OF FALLODON, *Twenty-Five Years*, 2 Bde., London 1925.

- HALDANE, RICHARD BURDON, VISCOUNT, *An Autobiography*, New York 1929.  
 Soweit nicht anders angegeben, beziehen sich alle Erwähnungen auf dieses Buch.
- HALDANE, RICHARD BURDON, VISCOUNT, *Before the War*, New York 1920.
- HAMILTON, CAPTAIN ERNEST W. (Hauptmann bei den Iler Husaren in der Kavallerie-division Allenbÿs), *The First Seven Divisions*, New York 1916.
- HURD, SIR ARCHIBALD, *The German Fleet*, London 1915.
- HURD, SIR ARCHIBALD, *The British Fleet in the Great War*, London 1919.
- JELlicOE, ADMIRAL VISCOUNT, *The Grand Fleet 1914-16*, New York 1919.
- KENWORTHY, J. M. (Lord Strabolgi), *Soldiers, Statesmen and Others*, London 1933.
- LEE, SIR SIDNEY, *King Edward VII*, 2 Bde., New York 1925-27.
- LLOYD GEORGE, DAVID, *War Memoirs*, I, Boston 1933.
- MACREADY, GENERAL SIR NEVIL, *Annals of an Active Life*, I, London o. J.
- MACDONAGH, MICHAEL, *In London During the Great War: Diary of a Journalist*, London 1935.
- MAGNUS, SIR PHILIP, *Kitchener*, New York 1959.
- MAURICE, MAJOR-GENERAL SIR FREDERICK (Offizier beim Stab der 3. Division im August 1914), *Forty Days in 1914*, New York 1919.
- MCKENNA, STEPHEN, *While I Remember*, New York 1921.
- MILNE, ADMIRAL SIR ARCHIBALD BERKELEY, *The Flight of the Goeben and the Breslau*, London 1921.
- MORLEY, JOHN, VISCOUNT, *Memorandum on Resignation*, New York 1928.
- NEWTON, THOMAS, LORD, *Lord Lansdowne*, London 1929.
- NICOLSON, HAROLD, *King George the Fifth*, London 1952.
- NICOLSON, HAROLD, *Portrait of a Diplomatist: Being the Life of Sir Arthur Nicolson, First Lord Carnock*, Boston 1930.
- PEEL, MRS. C. S., *How We Lived Then, 1914-18*, London 1929.
- REPPINGTON, LT., COL. CHARLES A. COURT, *The First World War 1914-18*, I, Boston 1920.
- ROBERTSON, FIELD MARSHAL SIR WILLIAM, *From Private to Field Marshal*, Boston 1921.
- ROBERTSON, FIELD MARSHAL SIR WILLIAM, *Soldiers and Statesmen 1914-18*, I, New York 1926.
- SHAW, GEORGE BERNARD, *What I Really Wrote About the War*, New York 1932.
- SMITH-DORRIEN, GENERAL SIR HORACE, *Memories of 48 Years' Service*, London 1925.
- SPEARS, BRIG.-GEN. EDWARD L., *Liaison 1914: A Narrative of the Great Retreat*, New York 1931. Ein geistreiches, farbiges und glänzend geschriebenes Kriegserinnerungsbuch, das mit seinen faszinierenden Detailschilderungen die bei weitem interessanteste englisch geschriebene Darstellung des Eröffnungsfeldzuges in Frankreich. Wo der Autor bestimmte vorgefasste Meinungen hat, erlaubt er sich gewisse Freiheiten in der Wiedergabe der Tatsachen. S. Anmerkungen zu den Kapiteln 15 und 22.
- STEED, WICKHAM H. (Auslandsredakteur der Times), *Through Thirty Years*, New York 1929.
- TREVELYAN, GEORGE MACAULAY, *Grey of Fallodon*, Boston 1937.
- WILSON, GENERAL SIR HENRY, S. Callwell.



## Über Frankreich

- ADAM, H. PEARL, *Paris Sees it Through: A Diary, 1914-18*, London 1919.
- ALLARD, PAUL, *Les Généraux Limogés pendant la guerre*, Paris 1933.
- BIENAIME, ADMIRAL AMADEE, *La Guerre navale: fautes et responsabilités*, Paris 1920.
- BRUUN, GEOFFREY, *Clemenceau*, Cambridge 1943.
- CHARBONNEAU, COL. JEAN, *La Bataille des frontières*, Paris 1932.
- CHEVALIER, JACQUES, *Entretiens avec Bergson*, Paris 1959.
- CLERGERIE, GENERAL (Stabschef bei GMP), *Le Rôle du Gouvernement Militaire de Paris du 1er au 12 Septembre 1914*, Paris 1920.
- CORDAY, MICHEL, *The Paris Front*, Übersetzung ins Englische, New York 1934.
- DEMAZES, GENERAL, *Joffre, la victoire du caractère*, Paris 1955.
- DUBAIL, GENERAL AUGUSTIN, *Quatre années de commandement 1914-18, Journal de Campagne*, Bd. 1, *1ère armée*, Paris 1920.
- DUPONT, GENERAL CHARLES (Chef des Deuxième Bureau im Jahre 1914), *Le Haut Commandement allemand en 1914: du point de vue allemand*, Paris 1922.
- ENGERAND, FERNAND (Abgeordneter v. Calvados, Rapporteur des Untersuchungsausschusses v. Briey), *La Bataille de la frontière, Août, 1914: Briey*, Paris 1920.
- ENGERAND, FERNAND, *Le Secret de la frontière, 1815-1871-1914; Charleroi*, Paris 1918. Sofern nicht anders angegeben, beziehen sich alle Hinweise in den Anmerkungen auf dieses Buch.
- ENGERAND, FERNAND, *Lanrezac*, Paris 1926.
- FOCH, MARSHAL FERDINAND, *Memoirs*, Übersetzung ins Engli., New York 1931.
- GALLIENI, GENERAL, *Mémoires: défense de Paris, 25 Août-11 Septembre 1914*, Paris 1920.
- GALLIENI, GÉNÉRAL, *Les Carnets de Gallieni*, hrsg. v. Gaetan Gallieni und P.-B. Gheusi, Paris 1932.
- GALLIENI, GÉNÉRAL, *Gallieni Parle*, hrsg. v. Marius-Ary et Leblond, Paris 1920. Gallieni starb im Jahre 1916, ehe die überarbeitete Fassung seiner Erinnerungen abgeschlossen war. Sie wurden durch die «Aufzeichnungen», die sein Sohn und ein ehemaliger Adjutant herausgaben, sowie durch die von seinen früheren Sekretären herausgegebenen «Gespräche» ergänzt.
- GAULLE, GENERAL CHARLES DE, *La France et son armée*, Paris 1938.
- GIBBONS, HERBERT ADAMS, *Paris Reborn*, New York 1915.
- GIRAUD, VICTOR, *Le Général de Castelnau*, Paris 1921.
- GRASSET, COLONEL A., *La Bataille des deux Morins: Franchet d'Esperey à la Marne, 6-9Septembre 1914*, Paris 1934.
- GROUARD, LT.-CQL. AUGUSTE, *La Guerre éventuelle: France et Allemagne*, Paris 1913.
- GROUARD, LT.-COL. AUGUSTE, *La Conduite de la guerre jusqu'à la bataille de la Marne*, Paris 1922.
- GUARD, WILLIAM J., *The Soul of Paris – Two Months in 1914 by an American Newspaperman*, New York 1914.
- HANOTAUX, GABRIEL, *Histoire illustrée de la guerre de 1914*, Y1 Bde., Paris 1916. Besonders nützlich wegen der Exzerpte aus Kriegstagebüchern französischer und gefangener deutscher Offiziere.
- HIRSCHAUER, GÉNÉRAL, UND KLÉIN, GÉNÉRAL (Chef und stellvertretender Chef der Pioniere der Militärregierung von Paris im Jahre 1914), *Paris en état de défense*, Paris 1927.

- HUDDLESTON, SISLEY, *Poincaré. A Biographical Portrait*, Boston 1924.
- HUGUET, GENERAL A., *Britain and the War: a French Indictment*, London 1928. Die Bitterkeit, die den Wert der Darstellung Huguets beeinträchtigt, kommt schon im Titel deutlich zum Ausdruck.
- ISAAC, JULES, *Joffre et Lanrezac*, Paris 1922.
- ISAAC, JULES, «L'Utilisation des réserves en 1914» in: *Revue d'Histoire de la Guerre*, 1924 pp. 316-337.
- JOFFRE, MARSHAL JOSEPH j.-c., *Memoirs*, I, Übersetzung ins Engi, von Col. T. Bentley Mott, New York 1932. Dieses Buch, das keine persönlichen Erinnerungen bringt, sondern sich ganz und gar auf die Kriegführung beschränkt, berichtet so vollständig und gründlich, wie es kein anderer prominenter Kommandeur getan hat – nur hat es Joffre nicht selbst geschrieben. Im Vergleich mit den für ihn charakteristischen unklaren Aussagen in den Briey-Sitzungen ist dieser Bericht klar, genau, ins Einzelne gehend, ausführlich und verständlich. Allem Anschein nach ist er von einem ergebenen Stab geschrieben, der die offiziellen Unterlagen benutzte und vielleicht allzusehr bestrebt war, den Kommandeur als Quelle und Ursprung aller Entscheidungen hinzustellen. Auf jeder Seite lässt man ihn Erklärungen machen wie etwa: «Die Konzeption, die ich in Oberst Ponts Memorandum niederlegen liess» (228). Trotzdem stellt das Buch mit seinen Kartenbeilagen und in seiner hervorragenden Übersetzung eine wesentliche Quelle dar, sofern man sie an anderen Darstellungen kritisch prüft.
- LANGLE DE CARY, GENERAL DE, *Souvenirs de commandement 1914-16*, Paris 1935.
- LANREZAC, GENERAL CHARLES, *Le Plan de campagne français et le premier mois de la guerre*, Paris 1920.
- LIBERMANN, HENRI, *Ce qu'a vu un officier de chasseurs à pied. Ardennes belges-Marne-St. Gond, 2 Août-28 Septembre 1914*, Paris 1916.
- MARCELLIN, LEOPOLD, *Politique et politiciens pendant la guerre*, I, Paris 1923.
- MAYER, LT.-COL. EMILE, *Nos chefs de 1914*, Paris 1930.
- MESSIMY, GENERAL ADOLPHE, *Mes Souvenirs*, Paris 1937. Dieses Buch Messimys hat einen besonderen Vorzug: es enthält genausoviel Informationen wie Galets Buch über Belgien, ist aber im Gegensatz zu dessen zurückhaltender Knappheit wortreich, sprudelnd und ohne jede Zurückhaltung geschrieben. Als Arbeit eines Mannes, der während zweier entscheidender Epochen Kriegsminister war – im Juli 1911 und im August 1914 – stellt es genau wie Galet, Churchill und die Kautsky-Dokumente eine wichtige Quelle dar, die viel Material enthält, das nirgends sonst veröffentlicht ist.
- MOTT, COL., T. BENTLEY, *Myron T. Herrick, Friend of France*, New York 1929. (Hauptsächlich Auszüge aus Tagebuch und Briefen.)
- MULLER, COMMANDANT VIRGILE (Adjutant Joffres), *Joffre et la Marne*, Paris 1931.
- PALAT, GENERAL BARTHELEMY, *La Grande Guerre sur le front occidental*, Bde. I-IV, Paris 1920-27.
- PALEOLOGUE, MAURICE, *Un Grand Tournant de la politique mondiale 1904-06*, Paris 1934.
- PALEOLOGUE, MAURICE, «Un Prélude à l'invasion de Belgique» in: *Revue des Deux Mondes*, Oct. 1932.
- PERCIN, GÉNÉRAL ALEXANDRE (Mitglied des Obersten Kriegsrates 1911 und Gouverneur von Lille im Jahre 1914), *1914, Les erreurs du haut commandement*, Paris 1920.
- PIERREFEU, JEAN DE (Berufsjournalist, der als Offizier dem GOQ beigegeben war,

- um die Communiqués für die Veröffentlichung vorzubereiten), *GOQ Secteur I*, Paris Edition française illustrée, 1920.
- PIERREFEU, JEAN DE, *Plutarque a menti*, Paris 1923.
- POINCARÉ, RAYMOND, *Memoirs*, 4 Bde., Übersetzung ins Englische von Sir George Arthur, New York 1926-29. Poincaré war, wenn nicht dem Namen nach, so doch tatsächlich Zentralfigur im gleichen Masse, wie Joffre militärisch im Brennpunkt stand. Sein Bericht ist ein unschätzbare Wegweiser und Kommentar für den Krieg, die französische Politik, die Weltpolitik und den Konflikt der Zivil Verwaltung mit dem GQG. Die englische Ausgabe ist gekürzt und verweist verwirrenderweise in datierten Tagebucheinträgen auf Ereignisse, die zu diesem Termin noch gar nicht stattgefunden haben.
- TANANT, GÉNÉRAL (Operationschef in der französischen Dritten Armee), *La Troisième Armée dans la bataille*, Paris 1923.
- VIVIANI, RENÉ, *As We See It*, Übersetzung ins Englische, New York 1923.
- WHARTON, EDITH (wohnte im August 1914 in Paris), *Fighting France*, New York 1915.

## Über Deutschland

- BAUER, MAX (Chef der Artillerieabteilung bei der OHL), *Dergrosse Krieg in Feld und Heimat*, Tübingen 1921.
- BERNHARDI, FRIEDRICH VON, *Deutschland und der nächste Krieg*, Berlin 1912.
- BETHMANN HOLLWEG, THEODOR VON, *Beobachtungen zum Weltkrieg*, 1919.
- BLOEM, WALTER (Reservehauptmann der Brandenburgischen Grenadiere im III. Korps der Armee von Kluck), *Vormarsch*, Leipzig 1916.
- BLÜCHER, EVELYN, FÜRSTIN, *An English Wife in Berlin*, London 1920.
- BÜLOW, BERNHARD FÜRST VON, *Denkwürdigkeiten*, Bd. I-IV, Berlin 1930-31.
- BÜLOW, KARL w. p. VON, *Mein Bericht zur Marneschlacht*, Berlin 1919.
- CLAUSEWITZ, KARL VON, *Vom Kriege*, Bonn 1952.
- CONRAD VON HÖTZENDORFF, FRANZ GRAF, *Aus meiner Dienstzeit*, 5 Bde., Wien/ Leipzig/München 1906-18.
- ECKARDTSTEIN, HERMANN FREIHERR VON, *Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten*, 2 Bde., Leipzig 1920.
- ERZBERGER, MATTHIAS, *Erlebnisse im Weltkrieg*, Stuttgart/Berlin 1920.
- FOERSTER, WOLFGANG, *Graf Schlieffen und der Weltkrieg*, Berlin 1925.
- FRANÇOIS, HERMANN VON, *Marneschlacht und Tannenberg*, Berlin 1920.
- FREYTAG-LORINGHOVEN, HUGO FREIHERR VON, *Menschen und Dinge, wie ich sie in meinem Leben sah*, Berlin 1923.
- GERHARD, JAMES w., *My Four Years in Germany*, New York 1917.
- GRELLING, RICHARD, *J'accuse*, Lausanne 1915.
- HALLAYS, ANDRE, *L'Opinion allemande pendant la guerre 1914-18*, Paris 1919.
- HANSSEN, HANS PETER (schleswig-holsteinischer Reichstagsabgeordneter), *Diary of a Dying Empire*, aus dem Dänischen ins Englische übersetzt von O. O. Winter, 1955.
- HAUSEN, MAX FREIHERR VON, *Erinnerungen an den Marnefeldzug 1914*, Leipzig 1920.
- HAUSSMANN, KONRAD, *Schlaglichter*, Frankfurt 1924.
- HINDENBURG, GENERALFELDMARSCHALL PAUL VON, *Aus meinem Leben*, Leipzig 1920.

- HOFFMANN, MAX, *Tannenberg, wie es wirklich war*, Berlin 1926.
- HOFFMANN, MAX, *Der Krieg der versäumten Gelegenheiten*, München 1928.
- HOFFMANN, MAX, *Die Aufzeichnungen des Generalmajors Max Hoffmann*, hrsg. v. Karl Friedrich Nowak, 2 Bde., Berlin 1929.
- KLUCK, ALEXANDER VON, *Der Marsch auf Paris und die Marneschlacht*, Berlin 1920.
- KOPP, GEORG (gehörte zur Besatzung der Goeben), *Das Teufelsschiff und seine kleine Schwester*, Leipzig 1930.
- KRAFFT VON DELLMENSINGEN, KONRAD (Stabschef der Armee des Kronprinzen Rupprecht), *Die Führung des Kronprinzen Rupprecht von Bayern auf dem linken Deutschen Heeresflügel bis zur Schlacht in Lothringen im August 1914*, Berlin 1925 (Wissen und Wehr, Sonderheft).
- KÜHL, HERMANN VON (Stabschef der Armee von Klucks), *Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges*, Berlin 1920.
- LICHNOWSKY, KARL MAX FÜRST, *Die Schuld der deutschen Regierung am Kriege*, 1919.
- LUDENDORFF, ERICH, *Meine Kriegserinnerungen 1914-18*, Berlin 1919.
- LUDWIG, EMIL, *Wilhelm der Zweite*, Berlin 1925.
- MOLTKE, HELMUTH VON, *Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877-1916*, Stuttgart 1922.
- MUEHLON, WILHELM (Direktor bei Krupp), *Die Verheerung Europas*, Zürich 1918.
- REICHEL, JOACHIM VON, GEN. KURENBERG, *War alles falsch?* 1951.
- RITTER, GERHARD, *Der Schlieffenplan* (hier sind viele Aufzeichnungen Schlieffens erstmalig veröffentlicht), München 1956.
- RÜPPRECHT, KRONPRINZ VON BAYERN, *Mein Kriegstagebuch*, München 1929.
- SANTAYANA, GEORGE, *Egotism in German Philosophy*, 2. Aufl., New York 1940.
- SCHINDLER, R., OBERLEUTNANT A.D., *Eine 42-cm-Mörser-Batterie im Weltkrieg*, Breslau 1934. Der Verfasser diente als Artillerieoffizier in Lüttich und danach bei den 42ern. Sein Buch ist der einzige Bericht erster Hand über den Einsatz der Belagerungsgeschütze.
- SCHLIEFFEN, ALFRED GRAF VON, *Cannae*, Berlin 1925.
- SCHOEN, FREIHERR VON, *Erlebtes* (Beiträge zur politischen Geschichte der neuesten Zeit), Stuttgart/Berlin 1921.
- SOUCHON, WILHELM, «Der Durchbruch S.M. Schiffe ‚Goeben‘ und ‚Breslau‘ von Messina nach den Dardanellen» in: *Auf See unbesiegt*, Hrsg. Eberhard von Mantey, München 1921.
- STÜRCKH, JOSEF GRAF VON (österreichischer Vertreter bei der OHL), *Im deutschen Grossen Hauptquartier*, Leipzig 1921.
- TAPPEN, GERHARD (Chef der Operationsabteilung in der OHL), *Bis zur Marne 1914*, Berlin 1920.
- TIRPITZ, ALFRED VON, *Erinnerungen*, Leipzig 1919.
- TOPHAM, ANNE (Erzieherin der Tochter Wilhelms II.), *Memories of the Kaiser's Court*, New York 1914. Wiedergabe unschätzbare Einblicke aus der Feder einer Aussenstehenden.
- WETTERLÉ, ABBÉ E. (Reichstagsabgeordneter aus Elsass-Lothringen), *Behind the Scenes in the Reichstag*, Übersetzung ins Englische, New York 1918.
- WILE, FREDERIC WILLIAM, *Men around the Kaiser*, Philadelphia 1913.
- WILE, FREDERIC WILLIAM, *The Assault: Germany Before – and England After – the Outbreak*, Indianapolis 1916.

- WILHELM, KRONPRINZ VON PREUSSEN, *Meine Erinnerungen aus Deutschlands Hel- denkampf*, Berlin 1923.
- WILHELM, KRONPRINZ VON PREUSSEN, *Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm von Preussen*, Stuttgart/Berlin 1922.
- WILHELM II, KAISER VON DEUTSCHLAND, *Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878-1918*, Leipzig/Berlin 1922. Leider war der Verfasser in seinen späteren Lebensjahren sehr zurückhaltend geworden; für die zentrale Rolle, die der Kaiser zu seiner Zeit spielte, ist dieses Bändchen schmal und enttäuschend.
- WILHELM II, KAISER VON DEUTSCHLAND, *Letters from the Kaiser to the Czar*, hrsg. v. Isaac Don Levine, New York 1920.
- WOLFF, THEODOR (Herausgeber des Berliner Tageblattes), *Der Krieg des Pontius Pi- latus*, Zürich 1934.
- ZEDLITZ-TRÜTZSCHLER, ROBERT GRAF VON, *Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof*, Stuttgart 1923. Eine besonders aufschlussreiche Studie über den Kaiser, verfasst von seinem unglücklichen Hofmarschall.

## Über Russland

- AGOURTINE, LÉON, *Le Général Soukhomlinov*, Clichy 1951.
- BUCHANAN, SIR GEORGE, *My Mission to Russia*, Boston 1923.
- ALEXANDRA, EMPRESS OF RUSSIA, *Letters of the Tsaritsa to the Tsar 1914-16*, hrsg. und eingel. von Sir Bernard Pares, London 1923.
- BOTKIN, GLEB (Sohn des Arztes des Zaren), *The Real Romanovs*, New York 1931.
- BRUSILOV, GENERAL A. A., *A Soldier's Notebook*. Übersetzung ins Englische, London 1930.
- DANILOV, GENERAL YOURI, *La Russie dans la guerre mondiale*, Übersetzung ins Fran- zösische von A. Kaznakov, Paris 1927.
- DANILOV, GENERAL YOURI, *Le Premier Généralissime des armées russes: le grand- duc Nicolas*, Übersetzung ins Französische, Paris 1932.
- DOBROROLSKY, GENERAL SERGE (Chef der Mobilmachungsabteilung im Kriegsmini- sterium 1914), «La Mobilisation de l'armée russe en 1914» in: *Revue d'Histoire de la Guerre* 1923, pp53-69 und 144-165.
- GILLIARD, PIERRE (Privatlehrer der Kinder des Zaren), *Thirteen Years at the Russian Court*, Übersetzung ins Englische, New York 1922.
- GOLOVIN, LIEUT.-GENERAL NICHOLAS N., *The Russian Army in the World War*, Übersetzung ins Englische, New Haven 1931.
- GOLOVIN, LIEUT.-GENERAL NICHOLAS N., *The Russian Campaign of 1914*, ins Eng- lische übersetzt von Hauptmann Muntz, A. G. S. Command and General Staff School Press, Fort Leavenworth, Kansas 1933. Diese beiden Veröffentlichungen stellen – die erste hinsichtlich der Organisation, die zweite hinsichtlich der militäri- schen Operationen – hervorragende Quellen zu den russischen Kriegsanstrengungen der ersten Monate dar.
- GOURKO, GENERAL VASILII (BASIL) (Kommandeur einer Kavalleriedivision in der Ar- mee Rennenkamps), *War and Revolution in Russia 1914-17*, Übersetzung ins Eng- lische, New York 1919.
- GOURKO, VLADIMIR *Features and Figures of the Past: Government and Opinion in the Reign of Nicholas II*, Übersetzung ins Englische, Stanford University Press 1939.
- KLIouEV, GENERAL, et al., «La Bataille de Tannenberg d'après de nouvelles études

- russes» in: *Revue d'Histoire de la Guerre*, 1924, pp. 240-45. (Stützt sich auf Artikel in *Voenny Sbornik*, Belgrad, von General Kliouev und anderen.)
- IRONSIDE, MAJOR-GENERAL SIR EDMUND, *Tannenberg: The First Thirty Days in East Prussia*, Edinburgh 1925.
- KNOX, MAJOR-GENERAL SIR ALFRED, *With the Russian Army*, London 1921.
- KOKOVTSOV, COUNT V. N. (Premierminister 1911-14), *Out of My Past*, Übersetzung ins Englische, Stanford Univ. Press 1935.
- NIKOLAIEFF, COL. A. M., *Russian Plan of Campaign in the World War, 1914*, Übersetzung ins Englische, *Infantry Journal* September-October 1932.
- PALÉOLOGUE, MAURICE, *An Ambassador's Memoirs*, Übersetzung ins Englische von F. A. Holt, Bd. 1, London 1923.
- RADZIWILL, PRINCESS CATHERINE, *Nicholas II, Last of the Czars*, London 1931.
- RADZIWILL, PRINCESS CATHERINE, *Sovereigns and Statesmen of Europe*, New York 1916.
- RODZIANKO, M. v. (Präsident d. Duma), *Memoirs: Reign of Rasputin*, Übersetzung ins Englische, London 1927.
- SASONOW, SERGEJ D., *Sechs schwere Jahre*, Berlin 1927.
- SUCHOMLINOW, WLADIMIR, *Erinnerungen*, Berlin 1924.
- WITTE, COUNT SERGIUS, *Memoirs*, Übersetzung ins Englische, New York 1921. Obwohl Wittes offizielle Karriere bereits im Jahre 1906 endete, sind seine Erinnerungen aufschlussreicher und verlässlicher als alle die vielen anderen Aufzeichnungen, die der Sturz der zaristischen Regierung im Gefolge hatte.
- WRANGEL, BARON NICHOLAS, *Memoirs 1847-1920*. Übersetzung ins Englische, Philadelphia 1927.

## Über die Türkei

- DJEMAL, PASHA, *Memoirs of a Turkish Statesman 1913-1919*. Übersetzung ins Englische, New York 1922.
- EMIN, AHMED, *Turkey in the World War*, New Haven, Yale 1930.
- KANNENGIESSER, PASCHA HANS (Mitglied der deutschen Militärmission in der Türkei 1914), *Gallipoli*, Berlin 1927.
- MORGENTHAU, HENRY, *Ambassador Morgenthau's Story*, New York 1918.
- NOGALES, GENERAL RAFAEL DE, *Four Years Beneath the Crescent*, New York 1926.

## Sekundärliteratur

- BENSON, E. F. , *The Kaiser and English Relations*, London 1936.
- BUCHAN, JOHN, *A History of the Great War*, Bd. I, London 1922.
- CRAIG, GORDON A. , *The Politics of the Prussian Army 1640-1945*, New York 1926.
- CRUTTWELL, C. R. M. , *A History of the Great War 1914-18*, Oxford 1936.
- DE WEERD, H. A., *Great Soldiers of Two World Wars*, New York 1941.
- EARLE, EDWARD MEADE, Hrsg., et al., *Makers of Modern Strategy*, Princeton 1943.
- EARLE, EDWARD MEADE, *Modern France*, Princeton 1951.
- FLORINSKY, MICHAEL T. , *The End of the Russian Empire*, New Haven, Yale 1931.
- FROTHINGHAM, CAPT. THOMAS G., *The Naval History of the World War, Bd. I, Offensive Operations 1914-15*, Cambridge 1925.

- GOERLITZ, WALTER, *Der deutsche Generalstab*, Frankfurt 1950.
- HALÉVY, ELIE, *A History of the English People, Epilogue*, Bd. II, 1905-1915, London 1934.
- MAUROIS, ANDRÉ, *Edwardian Era*, Übersetzung ins Englische, New York 1933.
- McENTEE, COL. GIRARD L., *Military History of the World War*, New York 1937.
- MONTEIL, VINCENT, *Les Officiers*, Paris 1958.
- NEAME, LT.-COL. PHILIP, *German Strategy in the Great War* (Vorlesungen vor dem Staff College, Camberley), London 1923.
- PONSONBY, ARTHUR, *Falsehood in Wartime*, New York 1928.
- RENOUVIN, PIERRE, *The Forms of War Government in France*, New Haven, Yale 1927.
- ROSINSKI, HERBERT, *The German Army*, London 1939.

## Kartenverzeichnis

Westfront, Aufmarsch der Heere .....	190/191
Die Kämpfe an den Grenzen .....	254
Ostfront, Russischer Aufmarschplan .....	283
Die Schlacht bei Gumbinnen.....	297
Die Schlacht bei Tannenberg.....	317
Der Rückzug der Alliierten .....	388/389
Von Klucks Schwenkung .....	421
Vor Beginn der Marneschlacht.....	451



## Anmerkungen

### 1 Ein Begräbnis

Berichte über das Begräbnis finden sich ausser in der Tagespresse und in zeitgenössischen Aufzeichnungen in *The Queen*, *The Sphere* und *The Graphic* zum 21. Mai 1910; «The Meeting of Nine Kings» von William Bayard Hale in *World's Work* vom Juli 1910; «An Impression of the King's Funeral» von Mary King Waddington in *Scribner's* vom Oktober 1910; Theodore Roosevelt an David Grey am 5. Oktober 1911, *Letters*, Hrsg. E. E. Morison (Harvard U.-P., 1951-54), VII, 409-13.

7 «Tiefen, ja strengen Ernstes»: *The Times*, 21. Mai 1910.

8 «Ich bin stolz...»: an Bülow, s. Ludwig, S. 390.

9 «Er ist ein Satan!»: Zedlitz-Trützschler, S. 153. Die deutsche Presse unterstellte auch, dass Eduard mit seiner Reise einzig und allein den Zweck verfolgte, ein Bündnis gegen Deutschland zustande zu bringen. Vgl. Lascelles an Grey am 19. April 1907, BD, VI, 15.

10 «Ein sehr netter Junge»: Roosevelt an Trevelyan am 1. Oktober 1911, *Letters*, VII, S. 397.

11 «Meine Zeit wird kommen»: Lee, I, S. 477f.

12 Ferdinand von Bulgarien als Ärgernis: Roosevelt an Grey, a. a. O., S. 409f.  
Seine byzantinischen Insignien: Sasonow, S. 230.

13 Prinz Danilo und seine Freundin: Cust, S. III, S. 249.

14 «Sie haben ein schönes Land»: s. Maurois, S. 44.

15 Eduards Besuch in Paris und die Berichte der belgischen und deutschen Gesandten: Lee, II, S. 241 f

16 «Nicht einmal eine Maus... »: Lee, II, S. 11.

17 Der aalglatte Bülow: s. Maurois, S. 177.

12 Holstein bagatellisiert Warnungen: s. Eckardstein, II, S. 425.

12 Eckardstein hört zufällig: a. a. O., S. 377.

12 Den deutschen Kaiser zieht es nach Paris: Paléologue, *Un Prélude*, S. 494f.

12 Der Kaiser beklagt sich bei Roosevelt: Roosevelt an Trevelyan, *Letters*, VII, S.396.

12 Gespräch mit dem König von Italien: Bülow, II, S. 319; Benson, S. 248.

13 Bernhardi, Beachtung «deutschen Wesens»: Bernhardi, S. 85.

13 «Hunnen unter König Etzel»: Bülow, I, S. 359.

13 «Rechtmässiger Drang» nach Expansion: Hans Delbrück, Professor für Geschichte an der Universität Berlin, Deutschlands führender Militärhistoriker, s. Wile, *Men around the Kaiser*, S. 119ff.

13 «Gänzliche Einkreisung» Deutschlands: *Neue Freie Presse*, 15. April 1907, s. Lee, II, S. 542.

- 13 Clemenceau über Deutschlands Machtgier: s. Bruun, S. 116.
- 13 Clemenceau zu Eduard: Goschen an Grey am 29. August 1908, BD, VI, 100; Steed, I, S. 287.
- 14 Der Zar ein gemeiner Mörder: Lee, II, S. 587.
- 14 «Ein Engländer ist ein zhid»: Witte, S. 189.
- 14 Eduards Walzer mit der Zarin: Fisher, *Memories*, S. 234.
- 14 Der Zar nur fähig, «Zwiebeln zu bauen»: Der deutsche Kaiser äusserte diese Meinung Lord Lansdowne gegenüber beim Begräbnis der Königin Viktoria, s. Newton, S. 199.
- 14 «Garçon mal élevé»: Benson, S. 45.
- 15 «Nicky, ich sage Dir...»: 25. Oktober 1895, *Letters from the Kaiser to the Czar*, S.23.
- 15 «Mehr Ansprachen und mehr Paraden»: Botkin, S. 103.
- 15 Ein Detail, das Seiner Majestät «entfallen» war: s. Ludwig, S. 240.
- 16 «Lügen. Er will Krieg.»: s. Maurois, S. 256.
- 16 Der Kaiser wird krank: Kronprinz Wilhelm, *Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm von Preussen*, S. 92.
- 16 Eshers Vorlesungen über «*Die grosse Illusion*»: «Modern War and Peace» und «La guerre et la paix»: s. Esher, *Essays*, S. 211 ff. und 229ff.
- 16 Deutschlands «Aufgeschlossenheit» Angells Thesen gegenüber: a.a.O., S. 224; Esher überreicht dem Kaiser Exemplare von «*Die grosse Illusion*», a. a. O., S. 55.
- 17 Bernhardi 1871 als erster in Paris: Hindenburg, S. 43. Die Zitate aus Bernhardis Buch stammen aus den Kapiteln I, II, IV, V, IX und X.
- 18/19 König Eduards Tod: Die Zitate aus Iswolski und *Le Figaro* sowie die Einzelheiten über Trauerbezeugungen in Paris, Tokio und Berlin stammen aus *The Times* vom 8. Mai 1910.
- 18 Ankunft des deutschen Kaisers am Viktoria-Bahnhof: *The Times*, 20. Mai 1910.
- 19 Tiefer Eindruck der Aufbahrung auf den Kaiser: Wilhelm II, *Ereignisse und Gestalten*, S. 109.
- 19 Der Vorschlag an Pichon: Arthur, *George V*, S. 125.
- 19 «Die anderen Herrscher sind soviel stiller»: Trevelyan, S. 172.
- 19 Der Kaiser leugnet den Vorschlag an Pichon: *Ereignisse und Gestalten*, S. 110.
- 19 «Liebenswürdig und friedlich»: *The Times*, 21. Mai 1910.
- 20 Bericht Conan Doyles: ebd.
- 21 Aversion Alexandras gegen den Kaiser: Arthur, *George V*, S. 126. Brief an George: Nicolson, *George V*, S. 40.
- 22 «So ist noch nie eine Epoche...»: Esher, *Journals*, III, S. 4.

## 2 Der rechte Flügelmann streift den Kanal

- 25 «Die Herzgrube Frankreichs»: Bülow, II, S. 76.
- 26 «Als Hindernis ohne jede Bedeutung»: Görlitz, S. 172.
- 27 «Ganz Deutschland...»: Ritter, S. 186.
- 26 Der Schlieffenplan: s. Ritter, a.a.O.; Schlieffen, *Cannae*, Kuhl, *Generalstab*, Förster, *Graf Schlieffen*.
- 27 Besser eine Provinz opfern: s. Ritter, S. 186.
- 28 Grundlagen der Strategie unverändert: Schlieffen, *Cannae*, S. 3f.
- 29 von der Goltz: s. Wile, *Men Around the Kaiser*, S. 222.

- 30 «Verzweifelte Täuschung»: Santayana, S. 69.
- 31 Der ältere Moltke prophezeite einen langen Krieg: Förster, S. 9.
- 32 Der jüngere Moltke: «Es wird ein Volkskrieg...»: *Erinnerungen*, S. 308.
- 33 «Die belgische Neutralität...»: W. von Hahnke zum Schlieffenplan, s. Ritter, S.199.
- 34 «Einnahme der feindlichen Hauptstadt»: Clausewitz, S. 557.
- 31 «Derjenige, der den Krieg stärker wünschte»: General PERCIN in einem Artikel in *Ere Nouvelle* vom Januar 1925, s. Ponsonby, S. 55 f.
- 31 Bülow's Gespräch mit Schlieffen: Bülow, II, S. 78.
- 31 Leopold II. ein «durch und durch schlechter Mensch»: Roosevelt an Trevelyan am 1. Oktober 1911, *Letters*, VII, S. 369.
- 32 Der Vorschlag des deutschen Kaisers an Leopold II. und Leopolds Antwort: Bülow, II, S. 75; Cammaerts, S. 108f.
- 32 Zwei Millionen Pfund Sterling: Johann Viktor Bredt, *Die belgische Neutralität und der Schlieffensche Feldzugsplan*, Berlin 1929.
- 32 «... die Franzosen dafür hätten zahlen müssen»: Dupont, S. 23.
- 32 «Truppen entlang des Weges»: Der Diplomat war Richard von Kühlmann, damals Botschaftsrat in London, später (1917) Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. S. Cammaerts, S. 134.
- 33 «Sämtliche Festungen, Eisenbahnen und Truppen»: Ritter, S. 189.
- 33 Lille als vorzügliches Objekt für ein Bombardement: ebd.
- 33 «Lassen Sie den rechten Flügelmann...» s. Rosinsky, S. 137.
- 33 Schlieffen rechnete mit dem Kriegseintritt Englands: s. Zusatzmemorandum Schlieffens vom Februar 1906, Ritter, S. 175 ff.
- 33 Reserve an die Front: Isaac, *Reserves*, S. 335; Förster, S. 41.
- 34 «Macht mir nur den rechten Flügel stark»: Förster, S. 41.
- 35 «Den Feind im eigenen Land zu stellen»: Moltke, *Erinnerungen*.
- 36 «Militärisch durchaus berechtigt»: Tappen, S. 3.
- 34 Alle Redereien ausser Acht lassen: Cambon (französischer Gesandter in Berlin) zu Aussenminister Pichon am 6. Mai 1913, *Französisches Gelbbuch* Nr. 3.
- 37 Berichte deutscher Agenten über Russland: Tirpitz, S. 227.
- 35 Moltke an Conrad v. Hötzendorf: «Jedes Zuwarten»: Conrad, III, S. 670.
- 35 «Wir sind bereit»: Eckardstein, *Lebenserinnerungen* III, *Die Isolierung Deutschlands*, Leipzig 1921, S. 184.

### 3 Der Schatten von Sedan

Offizielle Quellen für den Plan 17 und dessen Vorläufer sind *AF*, 1, 1, Kap. 1-2 und Joffre, S. 45-112. Der Wortlaut der allgemeinen Richtlinien und der Aufmarschbefehle für die einzelnen Armeen findet sich unter Nr. 8 im Anhang zu *AF*, I, 1. Die massgeblichen Kritiker des Planes sind Engerand, General Grouard und General PERCIN; letzterem hatte man die Evakuierung Lilles im August 1914 zur Last gelegt, er hatte also persönliche Gründe.

- 36 Unterredung zwischen Lebas und Castelnau: Briey, Sitzung vom 23. Mai, Aussage von M. Vendame, dem Liller Abgeordneten, der Lebas begleitete; Sitzung vom 4. Juli, Aussage von General Lebas.
- 36 Truppendichte pro Meter beim Angriff: Oberst Grandmaison hatte pro Armeekorps 6 bis 8 km errechnet; s. Engerand, S. 431.

- 37 Protest des Elsass: Alexandre Zevaes, *Histoire de la Troisième République*, Paris 1926, S. 41.
- 37 Gambetta, «N'en parlez jamais»: Huddleston, S. 36.
- 37 Victor Hugo: s. Zevaes, a.a.O., S. 41.
- 38 Geheime Spähtrupps blicken auf Kolmar hinab: Monteil, S. 38.
- 38 42 Minister in 43 Jahren: s. Craig in Earle's *Modern Strategy*, S. 276.
- 39 «Oh, les braves gens!» Pierre de la Gorce, *Histoire du Second Empire*. VII, S.343.
- 39 Foch und die Lehre von der Offensive: Für die Zitate und die Episode mit Clemenceau s. «Du Picq and Foch» von Stefan T. Possony und Etienne Manteux, Kap. 9 in Earle's *Modern Strategy*.
- 41 Grandmaisons Vorlesungen: Lanrezac, S. 138, Anm. 1; Messimy, S.72; John Bowditch, «The Concept of Elan Vital» in Earle's *Modern France*, S. 39-43.
- 41 Fallières: s. Joffre, S. 30.
- 41 Felddienstordnung von 1913: Sie wurde von einem Ausschuss aufgesetzt, in dem General Pau den Vorsitz führte und dem auch Hely d'Oissel, später Stabschef der Fünften Armee, und Berthelot, später stellvertretender Stabschef beim GQG unter Joffre, angehörten. Sie wurde am 28. Oktober 1913 als von Poincaré unterzeichneter Erlass veröffentlicht. Wortlaut s. Engerand, S. 445 ff.
- 42 Wilhelm I. an Eugenie: s. Engerand, S. 592.
- 42 General Michels Plan vom Jahre 1911: *AF*, I, 1, S. 13f. Der Wortlaut seines Berichtes findet sich im Anhang dieses Bandes, Nr. 3, S. 7ff. Erörterung einer Verwendung von Reservetruppen an der Front s. Anhang Nr. 4, S. 12ff., Sitzungsberichte des Obersten Kriegsrates vom 19. Juli 1911.
- 43 «Les réserves, c'est zéro!»: Spears, S. 218.
- 44 «Keine Familienväter an die Front»: Ausspruch des deutschen Kaisers, s. Joffre, S.61.
- 44 Michels Vorschlag und die Reaktion des Obersten Kriegsrates: Briey, 13., 23. und 30. Mai, Aussagen Michels, PERCINs und Messimys; Messimy, *Souvenirs*, S.76ff.; *AF*, I, 1, S.13f.
- 44 «Comme une insanité»: PERCIN, S. 206.
- 44 Aussöhnung zwischen Armee und Nation: Messimy, S. 15; unfähige Generäle: ebd., S. 93; «Michel ein Zauderer»: ebd., S. 75.
- 45 «Chic exquis»: Im Jahre 1870 entstand folgendes, durch die Turkoregimenter unter General Bourbaki inspiriertes Marschlied:  
 «Le chic exquis  
 Dont les coeurs sont conquis  
 Ils de doivent à qui?  
 A Charles Bourbaki.»  
 s. de Gaulle, S. 162.
- 45 «General Michel ist verrückt»: Briey, 13. Mai, Aussage General Michels.
- 45 Erklärungen zum pantalon rouge durch *Echo de Paris* und Etienne: s. Messimy, S. 118ff.
- 46 «Question de bouton»: PERCIN, S. 208.
- 46 Joffre ein kühler und methodischer Arbeiter: Messimy, S. 77.
- 47 «Nehmen Sie es an, eher ami»: Briey, 23. Mai, Aussage PERCINs.
- 47 Joffre hätte Foch vorgezogen: Joffre, S. 12.
- 47 Sturm bei der Linken, Missfallen des Präsidenten und Premiers: Messimy, S. 78.
- 47 «Mich abhängen»: Briey, 23. Mai, Aussage PERCINs.

- 48 Joffres Gespräch mit Alexandre: Demazes, S. 65.
- 48 Die Grenze «wie eine Narbe»: Foch, *Memoirs*, LXII.
- 48 Der «Weg nach Berlin» über Mainz: s. Grouard, S. 5, Anm. 2.
- 49 «A posteriori und opportunistisch»: Joffre, S. 69.
- 49 «Narrheit»: Joffre, S. 12.
- 49 Verrat des Schlieffenplans durch einen deutschen Offizier im Jahre 1904: Paléologue, *Un Prélude*, S. 486ff.
- 50 General Pendezac: ebd., S. 514.
- 50 Verletzung der belgischen Grenze unwahrscheinlich: Joffre, S. 63.
- 50 Castelnau und Joffre über die wahrscheinliche Route der deutschen Offensive: Giraud, S. 25ff.
- 50 Castelnau «unmöglich», Joffre «derselben Ansicht»: Joffre, S. 64.
- 51 Kenntnis des Deuxième Bureau von der Verwendung der Reserve in Deutschland: «Es war bekannt, dass der deutsche Mobilisierungsplan einen «Einsatz von Reserveeinheiten als aktive Truppenteile» vorsah», s. *AF*, I, S. 39. Kritik Moltkes: s. Isaac *Reserves*, S. 335. Isaac stellt auch fest, dass eine im Mai 1914 vorgenommene französische Analyse des deutschen Mobilisierungsplans aus diesem Jahr die Funktion der Reserve als identisch mit der der aktiven Einheiten erwies. Das wird von Joffre in seiner Erörterung dieser Frage bestätigt, S. 145ff. Major Melottes Bericht stammt aus Calet, S. 22. Von Joffre (S. 61) stammt die Überzeugung, die Deutschen würden Reserveeinheiten nur hinter der Front verwenden.
- 51 «Ich habe zwei Sterne...»: Briey, 23. Mai, Aussage Vendames.

#### 4 «Ein einziger britischer Soldat. ...»

- 52 «Wie jedermann...»: Péguy, *Cahiers de la quinzaine*, 22. Oktober 1905, wieder abgedruckt in *Notre Patrie*, Paris 1915, S. 117f.
- 53 Kriegsspiel des Generalstabs 1915: Robertson, *Private to Field Marshal*, S. 140. *Soldiers and Statesmen*, I, S. 24.
- 53 Huguot-Repington-Memorandum: Repington, S. 6ff.
- 54 «Im Sinne Hegels»: Haldane, S. 198.
- 54 Grey und Haldane in der Krise von 1906: Grey, I, S. 72ff.; Haldane, S. 203f.; *Before the War*, S. 186; BD III, S. 212.
- 54 Campbell-Bannermann isst in Calais: Maurois, S. 129.
- 54 Campbell-Bannermann über «eine ehrenvolle Verständigung»: Grey, I, S. 85.
- 54 Haldane genehmigt Gespräche: Grey, I, S. 76.
- 54 «Zuständigkeitsgründe»: Campbell-Bannermann bei Repington, S. 10.
- 54 Pläne Griersons und Robertsons: John E. Tyler, *The British Army and the Continent, 1904-14*, London 1938, S. 46.
- 55 Esher für Eingreifen in Belgien: Esher, *Journals*, I, S. 375 f.
- 55 Fisher, Landung an der Ostseeküste: *Letters*, III, S. 47; Gedanken zur Strategie: Bacon, II, S. 182f.
- 55 Wilson im Hydepark: Wilson, S. 51; Französischkenntnisse: ebd., S. 2.
- 56 Wilsons Kommentar «sehr interessant»: s. *AQ*, Juli 1929, S. 287.
- 56 Wilsons Besuch bei Foch: Wilson, S. 78.
- 56 «Draussen hab ich einen französischen General»: ebd., S. 79f.
- 56 «Fürchterliches Geschwätz»: Aston, *Foch*, S. 129.
- 57 Wilsons «Allez-Operationen»: Wilson, S. 79.

- 57 «Ein einziger britischer Soldat»: ebd., S. 78.
- 57 «Wichtige Frage»: Huguet, S. 21.
- 57 Foch und Wilson einer Meinung: Liddel Hart, *Foch*, S. 51: In einem Brief an den englischen Militärattaché Oberst Fairholme sprach Foch seine Überzeugung aus, dass die Hauptfront sich von Epinal bis Namur erstrecken werde, BD, VI, Nr. 460.
- 58 Wilsons Tagebucheinträge: Wilson, S. 97f.
- 58 Übereinkommen zwischen Wilson und Dubail: *AF*, I, 1, S.17L; BD, VII, Nr. 640.
- 58 «Zweites Operationsfeld... hauptsächlich Operationsfeld»: Huguet, S. 8.
- 59 Wilsons Gespräch mit Grey und Haldane: Wilson, S. 99.
- 59 Geheimsitzung des Verteidigungsausschusses im August 1911: Wilson, S.99ff.; Churchill, S. 55ff.; Haldane, S. 226.
- 60 «Überwältigende Überlegenheit»: Fisher, Brief vom 28. April 1912, *Letters*, II, S. 456.
- 60 «Seinen Kopf forderte»: Wilson, S. 106.
- 60 «Natürliche und inoffizielle Folge»: Haldane, *Before the War*, S. 183.
- 60 «Ganz gewiss eine Verpflichtung...»: Esher, *Journals*, III, S. 61.
- 60 Haldanes Reise nach Berlin: S. 254ff.; *Before the War*, S. 72ff.
- 61 Flottenabkommen mit Frankreich: Churchill, S. 115f.
- 61 Greys Schreiben an Cambon: Grey, I, S. 97f.
- 61 «Das Kabinett... in die Brüche gegangen»: Wilson, S. 113.
- 61 Wilson über Joffre und Castelnau: ebd., S. 105; Wilson legt ein Stück Landkarte nieder: ebd., S. 105.
- 62 Joffre rechnet mit sechs britischen Divisionen: Joffre, S. 50. Haldane gibt die Gesamtzahl mit 160'000: *Before the War*, S. 189.
- 62 Britische Militärgespräche mit Belgien: BD, III, Nr. 217ff.; Bridges (damaliger Militärattaché in Brüssel), S. 62f.
- 62 Esher warnt Huguet: Huguet, S. 18; Joffre, S. 54. Cambons Bedingung: Dupont, S.25.
- 63 Geheime Ausarbeitung von Plan W: Wilson, S. 149.

## 5 Die russische Dampfwalze

- 64 Die deutsche Furcht vor den Slawen: Als ein deutsches Regiment 1914 erfuhr, dass es nach Westen und nicht an die Ostfront gebracht werde, «da hat's einen grossen Jubel gegeben... Russland – schon der Name weckte unbestimmtes Grausen»: Bloem, S. 64. Die gleiche Vorstellung veranlasste einen deutschen Militärarzt, sich bei der Herzogin von Sutherland (S. 49) darüber zu beklagen, dass England so infam sei, dem Bündnis gegen Deutschland beizutreten «und uns diesen teuflischen Russen zu überlassen».
- 64 Zahlenangaben zur russischen Armee: Diese und weitere Zahlenangaben über Mannschaften und Kriegsmaterial in diesem Kapitel stammen, soweit nicht anders angegeben, aus Golovins *Army*.
- 64 Grey über Russlands Stärke: Grey an Sir F. Bertie, 1.Mai 1914, BD, X, Teil 2, Nr. 541.
- 65 Französisch-russische Stabsgespräche und Tatsachen zur russischen Mobilmachung: Messimy, S. 179ff.; Kokovtsov, S. 370ff.; Joffre, S. 55ff.; Golovin, *Campaign*, Kapitel III, S. 45ff.

- 65 Zar, das «Ziel muss Berlin sein»: Joffre, S. 23.
- 66 Grandmaison in Russland viel gelesen: Golovin, *Campaign*, S. 61.
- 66 Jilinskys Versprechungen 1912-13; Agourtine, S. 25.
- 66 Ian Hamiltons Berichte: General Sir Ian Hamilton, *A Staff Officer's Scrap Book*, London 1907, II, S. 381.
- 67 «Nicht einen einzigen Tennisplatz»: Knox, XXVII.
- 67 «Dieses verrückte Regime, dieser Dschungel...»: Witte, S. 270, 247.
- 67 Mangelnde Bildung bei Nikolaus II.: Am 28. April 1890, wenige Tage vor seinem 22. Geburtstag, schrieb Nikolaus in sein Tagebuch: «Heute habe ich endgültig und ein für allemal meine Ausbildung abgeschlossen»; s. Radziwill, *Nikolaus II*, S. 210.
- 67 Kokowzows Unterredung mit dem Zaren: Kokovtsov, S. 456.
- 68 Stolypins Ermordung durch Geheimpolizei: Wrangel, S. 208.
- 68 «In jenen Tagen hatte jedermann eine schwache»: Witte, S. 319.
- 69 «Englands Todesröcheln»: Paléologue, *Intimate Journal of the Dreyfus Case*, New York 1957, S. 180.
- 69 «Wie ich dieses Wort verabscheue»: Witte, S. 190.
- 69 Der britische Diplomat ist Sir Arthur Nicolson, englischer Botschafter in Russland von 1906-1910: Nicolson, *Diplomatist*, S. 180.
- 69 «Es war sehr schwer, ihn zur Arbeit zu zwingen»: Sasonow, S. 348.
- 69 Suchomlinow, «böartige Neuerungen»: Golovin, *Campaign*, S. 31, 34.
- 69 «Misstrauen auf den ersten Blick»: Paléologue, S. 83; Poincaré (III, S. 163) hatte denselben Eindruck.
- 70 Suchomlinows Frau, seine Ausgaben und seine Verbindungen: Agourtine, S. 18ff.; Vladimir Gourko, S. 552f.; Knox, S. 222; Sir Bernard Pares, *A History of Russia*, New York 1953, S. 472ff.
- 71 Suchomlinows Prozess: Agourtine, S. 56ff.
- 71 «Verheerende» Auswirkung: Agourtine, S. 59.
- 71 Widmung des deutschen Kaisers an Suchomlinow: In der englischen Ausgabe des Buches von Emil Ludwig (London 1926) befindet sich ein Faksimile der handschriftlichen Widmung (S. 508).
- 72 Suchomlinow verantwortlich für Munitionsknappheit: Knox in seinem Nachruf für Suchomlinow in *Slavonic Review*, 1926, Band 5, S. 148; auch Golovin, *Army*, S. 12, 32, 43.
- 72 Suchomlinow hasst den Grossfürsten: Danilov, S. 150; Golovin, *Campaign*, S. 35.
- 72 Der Grossfürst der einzige «Mann» in der kaiserlichen Familie: Pares, Einleitung zu *Letters of Tsarita*, XXL
- 73 «Ich habe absolut kein Vertrauen zu N.»: *Letters to Tsar*, 16. Juni 1915, S. 97.
- 73 Fochs Einfluss auf den Grossfürsten: Esher, *Tragedy*, S. 19.
- 73 Bemerkungen des Fürsten Kotzebue: Danilov, S. 43.
- 73 Die «montenegrinischen Nachtigallen»: Paléologue, S. 22f.
- 73 Russlands zwei Feldzugspläne: Ironside, S. 31 ff.
- 74 Marsch auf Berlin: Nach Danilow, dem stellvertretenden Stabschef (S. 130) war das in der «ersten Phase» des Krieges die grundlegende Vorstellung und das Hauptziel des russischen Oberkommandos.
- 74 Junker schießen Füchse: Ellen M. Pain, *My Impressions of East Prussia*, London 1915.
- 74 Kaiser schießt russischen Elch: Topham, S.254; Kapitel XIII, «Rominten», bringt eine glänzende Darstellung der kaiserlichen Gewohnheiten.

- 75 Deutschland hofft auf neutrales Japan: Hoffmann, *Krieg der versäumten Gelegenheiten*, S. 5.
- 75 Hoffmanns Gewohnheiten: K.E Nowak, Einleitung zu Hoffmanns «Aufzeichnungen», S. 10, S. 18.
- 76 «Sie sind ein Gelber»: s. den von de Weerd (S. 71) wiedergegebenen Bericht des amerikanischen Korrespondenten Frederick Palmer.
- 76 Russischer Hauptmann verkauft Kriegspläne: Hoffmann, *Krieg der versäumten Gelegenheiten*, S. 13.
- 76 «Mit allen Kräften»: Hoffmann, *Aufzeichnungen*, II, S. 237.

## Kriegsausbruch

- 79 «Irgendeine ganz lächerliche Angelegenheit»: Albert Ballin erinnerte sich an diese Bemerkung und wiederholte sie Churchill (S. 207) Juli 1914, als er vom deutschen Kaiser nach London geschickt wurde, um die Engländer zur Neutralität zu bestimmen.
- 79 «Schimmernde Wehr»: Rede des Kaisers im Wiener Rathaus am 21. September 1910; s. Stanley Shaw, *William of Germany*, New York, Macmillan, 1913, S. 329.
- 79 «Deutsche Bündnispflichten»: Bethmann Hollweg an von Tschirschky (den deutschen Gesandten in Wien), Kautsky, Nr. 15; der deutsche Kaiser an Kaiser Franz Joseph: Kautsky, Nr. 26.
- 79 Jeder Kriegsgrund fällt fort: Randbemerkung des deutschen Kaisers auf Abschrift des österreichischen Ultimatus an Serbien, Kautsky, Nr. 217.
- 79 «...hierüber eine bestimmte Erklärung abzugeben»: Bethmann Hollweg an Pourtalès, Kautsky, Nr. 490.

## 6 Der 1. August in Berlin

Das zentrale Ereignis dieses Kapitels, General Moltkes «verstörendes» Erlebnis mit dem Kaiser in der Nacht des 1. August, ist aus Moltkes *Erinnerungen*, S. 19ff., entnommen. Hieraus stammen auch alle diesbezüglichen Zitate von Aussprüchen des Kaisers oder Moltkes. Eine Übersetzung ins Englische erschien am 20. Januar 1923 in *Living Age*.

- 81 Telegramm an den deutschen Botschafter: Kautsky, Nr. 542.
- 81 Bethmann und Jagow um 17.30 Uhr: Der amerikanische Korrespondent Frederic William Wile sah die beiden Minister aus dem Auswärtigen Amt kommen, als er selbst auf dem Weg dorthin war; *Assault*, S. 82.
- 81 «Ich hasse die Slawen»: zu Josef Graf von Stürgkh: Stürgkh, S. 232.
- 81 Berichte von Pourtalès und Eggeling: Kautsky, Nr. 474, Nr. 521. Eggeling war bis zuletzt überzeugt, Russland könne wegen der Schwäche seiner Artillerie und seines Nachschubs nicht kämpfen, S. Kuhl, S. 75.
- 82 Katerstimmung: Kautsky, Nr. 474.
- 82 Ein Journalist in der Menge: Wile, *Assault*, S. 81 f. Auch der belgische Botschafter beschreibt diese Szene: Beyens, II, S. 266.
- 82 «Wenn nun die eisernen Würfel rollen»: Kautsky, Nr. 553.
- 82 Winkende Offiziere: Wolff, S. 362.
- 82 Niedergetrampelte vermeintliche Spione: Hanssen, S. 22f.
- 82 Rollendes Material für ein Armeekorps: S. 100, April 1928, S. 96ff.



- 84 Moltke auf dem Sofa: Fisher, *Memories*, S. 230.
- 84 Randbemerkungen des Kaisers: Kautsky, Nr. 368, Nr. 596.
- 84 «Edward VII. ist nach seinem Tode...» Diese Randbemerkung findet sich auf dem am 30. Juli um sieben Uhr morgens eingegangenen Bericht Pourtalès', in dem mitgeteilt wird, dass die russische Mobilmachung nicht rückgängig gemacht werden könne, Kautsky, Nr. 401.
- 85 Elsässische Autonomie: Über diesen Vorschlag eines ungenannten «engen Mitarbeiters» Bethmanns berichtet Radziwill, *Sovereigns*, S. 70, eine nicht allzu verlässliche Quelle.
- 85 Deutsches Ultimatum an Frankreich: Schoen, S. 176ff.; Messimy, S. 149.
- 85 Dechiffrierung durch die Franzosen: Poincaré, III, S. 251.
- 86 «Moltke will wissen...»: Wolff, S. 362.
- 86 Lichnowskys Telegramm: Kautsky, Nr. 562.
- 86 Diner in Berlin: wurde von Sir E. Goschen, dem britischen Botschafter, zu Ehren von Generalmajor Wilson gegeben: Wilson, S. 94.
- 86 Greys Vorschlag...: Lichn., S.73f.; Grey an Goschen: *British Blue Book*, Nr. 123; Grey, II, Appendix F, «The Suggestions of Aug. 1, 1914».
- 87 Der «traurige Julius»: Stürgh, S. 24.
- 87 Moltkes Charakter und Gewohnheiten: Freytag-Loringhoven, S. 135ff.; Bauer, S. 33; Goerlitz, S. 194; General Sir Edmund Ironside, «Two Chiefs of General Staff» in: *Nineteenth Century and After*, Februar 1926; Wile, *NYT*, 6. Oktober 1914, S. 2, 6. «Ich beurteile mich selber sehr kritisch»: *Erinnerungen*, S.307; «...unter den Schutz
- 88 Japans zu stellen»: s. Ironside, a. a. O., S. 229; «ganz brutal»: *Erinnerungen*, S. 240ff.; «zweimal das grosse Los»: ebd.
- 89 «Baut Eisenbahnen»: Neame, S. 2. Verwendung der Eisenbahn durch den älteren Moltke: Rosinski, S. 129.
- 89 Die besten Köpfe endeten im Irrenhaus: *AQ*, April 1928, S. 96.
- 89 General von Staab: Sein Buch *Aufmarsch nach zwei Fronten* wurde analysiert von Kommandant Koeltz, «La Concentration allemande et l'incident du premier Août 1914» in *Revue d'Histoire de la Guerre*, 1926, 117-130.
- 89 Erzbergers Zeugnis: Erzbergers *Erlebnisse*, s. *AQ*, April 1922, S. 80.
- 90 Telegramm nach England: Kautsky, Nr. 578, Nr. 579; nach Paris: Nr. 587; an König Georg: Nr. 575.
- 91 Lichnowskys zweites Telegramm: Kautsky, Nr. 603; König Georgs Antwort: «There must be some mistake»: Kautsky, Nr. 612.
- 91 Einmarsch in Troisvierges: Eyschen, luxemburgischer Staatsminister, an Jagow, Kautsky, Nr. 602; Buch, deutscher Gesandter in Luxemburg, an das Auswärtige Amt, Nr. 619; Bethmann Hollweg an die Regierung von Luxemburg, Nr. 640.
- 92 Pourtalès' Unterredung mit Sasonow: Sasonow, S.213; Paléologue, S. 48; Bericht Pourtalès'; Kautsky, Nr. 588.
- 92 Tirpitz zur Kriegserklärung: Tirpitz, S. 240. Die Szene wird auch von Bülow geschildert (III, S. 167), dem Albert Ballin, der anwesend war, Bericht erstattet hatte. Bethmann ging im Zimmer auf und ab, während Geheimrat Kriege, ein gewissenhafter Jurist im Auswärtigen Amt, die einschlägige Literatur nach einem Modellfall durchforschte. «Bethmann... richtete von Zeit zu Zeit an Krieg die ungeduldige Frage: ‚Ist die Kriegserklärung an Russland noch nicht fertig? Ich muss meine Kriegserklärung an Russland sofort haben!‘ Ballin erlaubte sich die Frage: ‚Exzellenz, warum haben

- Sie denn eine so eno-o-orme Eile, Russland den Krieg zu erklären?‘, und Bethmann antwortete: ‚Sonst kriege ich die Sozialdemokraten nicht mit.‘»
- 93 «Russland die Schuld... zuzuschieben»: Bethmann an Tschirschky mit dem Vermerk ‚Dringend‘, Kautsky, Nr. 441.

## 7 Der 1. August in Paris und London

- 94 Deutschland muss der Angreifer sein: Joffre, S. 133.
- 94 Zurücknahme um zehn Kilometer: Befehl des Kriegsministeriums, s. *AF*, I, 1, Annexes, Nr. 22, 25, 26 und 27.
- 94 Viviani «von der Furcht gequält»: Viviani, S. 194f.
- 95 «Die Zusammenarbeit... zu sichern»: *AF*, Annex, Nr. 25.
- 95 Joffre setzt der Regierung zu: Joffre, S. 123ff.; Messimy, S. 139ff.
- 95 «Schrecklich nervöser Spannung»: Viviani, S. 195.
- 95 «Dauerzustand»: Messimy, S. 183. Auch Bertie, S. 5, erwähnt die Nerven des Premiers.
- 95 Dr. Gauthier «vergass»: Messimy, S. 156.
- 95 Poincarés Jugenderinnerungen: Poincaré, III, S. 1.
- 96 «Vive la France»: Messimy, S. 138.
- 96 «Ohne einen Schuss abzugeben»: ebd., S. 140.
- 96 «Une forme hypocrite»: Messimy, S. 144.
- 96 England «lau»: Poincaré, II, S. 242. «Für Grossbritannien ohne Interesse»: ebd., S. 264.
- 97 Carnet B: Messimy, S. 147f.; de Gaulle, S. 237; Renouvin, S. 13, S. 27f.
- 98 Iswolski «sehr unglücklich»: Poincaré, II, S. 272.
- 98 Bedingungen des französisch-russischen Bündnisses: Wortlaut s. *Livre Jaune, l'Alliance Franco-Russe*, Ministerium des Auswärtigen, Paris 1918, S. 92; ferner bei Joffre, S. 102. Von 1892 bis 1914 war das Bündnis Gegenstand ständiger Erörterungen zwischen den Bündnispartnern, insbesondere hinsichtlich der genauen Auslegung der *casus foederis*, und mit der Zeit lagerten sich ganze Schichten von *aides-mémoires* darüber. Die englischen Übersetzungen geben das französische Wort «attaquer», das Frankreichs Verpflichtung bezeichnete, Deutschland zu bekämpfen, teils mit «angreifen», teils mit «Widerstand leisten» oder «kämpfen» wieder (attack, oppose, fight). Poincarés Auslegung s. II, S. 289.
- 98 «Du calme... du calme»: Messimy, S. 183f.
- 98 Eindringliches Bitten Joffres: ebd., S. 149.
- 99 Gespräch Schoen-Viviani: Poincaré, II, S. 265; Schoens Bericht über Vivianis Antwort: Kautsky, Nr. 571.
- 99 Zehn-Kilometer-Rückzug bestätigt, Wortlaut s. *AF*, Annex Nr. 26.
- 99 Fochs Korps «Nase an Nase»: Joffre, S. 129, Anm. 3.
- 99 General Ebener will Mobilmachungsbefehl holen: Joffre, S. 128; Messimy, S. 150.
- 99/100 Vorgänge in Paris nach der Mobilmachung: Adam, S. 20; Gibbons, S. 73; Guard, S. 9; Wharton, S. 14.
- 100 «... die Musiker alle Ungarn...»: Wharton, S. 10.
- 100 «Herzweh...»: Bertie, I, S. 6f.
- 100 Unterredung Cambon-Grey: Poincaré, II, S. 264.
- 100 Grey zum Rücktritt bereit: «Diese ganze Woche habe ich mir Gedanken über die

- Möglichkeit gemacht, dass wir uns im entscheidenden Moment nicht entschlies-  
sen würden, Frankreich zu unterstützen. In diesem Falle müsste ich zurücktreten»:  
Grey, II, S. 312.
- 100 Grey als «Eiszapfen»: Lichnowsky an Jagow, 13. April 1913, s. Halévy, S. 627.
- 102 «Wenn Deutschland den Kontinent beherrsche»: Grey, I, S. 299.
- 103 Lord Morley über Spaltung im Kabinett: Morley, S. 4f., S. 10.
- 103 Versammlung liberaler Parlamentsmitglieder: Addison, S. 32.
- 103 *Punchverse*: von Owen Seaman, *Punch*, 5. August, S. 122.
- 103 Lloyd George: «schwerste Meinungsverschiedenheit»: s. Halévy, S. 547.
- 103 Deutsche Waffen an Ulster: ebd., S. 548.
- 104 Churchill und die Flotte: Corbett, S.25ff.; Churchill, S. 230ff. Das folgende Ma-  
terial über Churchills Rolle in der kritischen Phase und bei der Mobilmachung der  
Flotte stammt aus Kapitel IX, «The Crisis», und Kapitel X, «Mobilization of the  
Navy», seines Buches.
- 105 «Geniale» Erfindung: L. J. Maxse, «Retrospect and Reminiscence» in *National  
Review*, Band LXXI, S. 746.
- 105 «Grossartiger Condottiere» und «die Friedenskarte»: Morley, S. 24.
- 106 «Sollen wir aktiv werden»: Asquith, II, S. 7.
- 106 Grey in der Kabinettsitzung vom 31. Juli: Morley, S. 2.
- 106 «Es ging wie ein Seufzen durchs Kabinett»: ebd., S. 3.
- 106 Bankiers «entsetzt»: Morley, S. 5; Lloyd George, S. 61.
- 106 Toryführer: Chamberlain, S. 94ff.; Wilson, S. 154.
- 107 Cambon «et l'honneur»: Chamberlain, S. 101.
- 107 Greys Telegramme, die belgische Neutralität betreffend, und die französische  
Antwort: *British Blue Book*, Nr. 114, 124, 125.
- 107 Lloyd George: «kleine Grenzverletzung»: Beaverbrook, S. 15f.
- 108 Grey an Cambon: «eigene Entscheidung»: Nicolson, *Diplomatist*, S. 304.
- 108 «Ils vont nous lâcher»: ebd., S. 304f.
- 108 Churchills Diner: Beaverbrook, S. 22f.

## 8 Ultimatum an Brüssel

- 110 Instruktionen an Below-Saleske: Jagow an Below, 29. Juli und 2. August, mit dem  
Vermerk «Dringend! Geheim!», Kautsky, Nr. 375 und 648.
- 110 «Unglücksrabe»: Whitlock, S. 3.
- 110 Bassompierres Unterredung mit Below: Bassompierre, S. 15f.
- 111 «Das Dach ihres Nachbarn»: ebd., S. 15f.
- 112 Königin übersetzt Appell an den deutschen Kaiser: Cammaerts, S. 405; Wortlaut  
des Briefs: Galet, S. 31.
- 112 Übergabe des Ultimatums: Bassompierre, S. 17; die folgende Schilderung und der  
Bericht über die Erörterung des Ultimatums durch die Regierung stammen, soweit  
nicht anders angegeben, aus Bassompierre.
- 112 Below auf dem Heimweg: Gibson, S. 9f.
- 113 Davignons Optimismus und van der Elsts gute Meinung von Deutschland:  
Klobukowski, S. 34 f.
- 113 Moltkes Originalfassung: Kautsky, Nr. 376, Anm. 1.
- 113 Wortlaut des Ultimatums: *Belgisches Grau-Buch*, Nr. 20.
- 115 «Versiegelter Umschlag»: Cammaerts, S. 39.

- 115 «Als wolle er etwas aufbauen»: ebd., S. 67.  
 116 Galets Lehre, Karriere und Temperament: D'Ydewalle, S. 94.  
 116 Der Kaiser beruhigt van der Eist: Cammaerts, S. 108f., S. 115.  
 117 «... dass man uns übersah»: Galet, S. 8.  
 118 König Alberts Besuch in Berlin 1913: Beyens, II, S.38ff.; Jules Cambon an Pichon, 22. November 1913, *Französisches Gelb-Buch*, Nr. 6; Poincaré, II, S.86; Galet, S. 23.  
 119 Moltke und Melotte: Beyens, II, S. 47ff.  
 120 Galets Memorandum: Galet, S. 23.  
 120 Staatsrat am 2. August: Carton de Wiart, S. 207ff.; Galet, S. 46ff.  
 120 «Wenn Deutschland siegreich ist...»: s. Poincaré, II, S. 281.  
 121 Deutsche Furcht vor...: s. Anm. über Moltke und Jagow zu Kap. 9.  
 121 Belows Unterredung mit van der Eist: *Belgisches Grau-Buch*, Nr. 21; Cammaerts, S. 13.  
 122 Der König am Fenster: Carton de Wiart, S. 210.  
 122 Konferenz bei Bethmann Hollweg: Tirpitz, S. 242ff.  
 122 Die Berliner schauen ängstlich zum Himmel: Hanssen, S. 14. Intelligenter Deutscher waren diesen Berichten gegenüber skeptisch. Konrad Haussmann (S. 1) stellte fest, dass die Angaben ungenau und zu allgemein waren, und fand sie «nicht überzeugend».  
 123 De Gaiffier übergibt die Antwortnote Belgiens: Bassompierre, S. 31, 37; Wortlaut der Antwort: *Belgisches G rau-Buch*, Nr. 22.  
 123 Antwort des deutschen Kaisers an König Albert: Galet, S. 58f.  
 123 «Wofür hält er mich eigentlich»: Cammaerts, S. 19.

## 9 «Wieder zu Hause, ehe das Laub fällt»

- 124 Grey im Kabinett am 2. August: Grey, II, S. 12.  
 124 «Vaterlandsliebe»: Bericht des britischen Konsuls in Dünkirchen, BD, XI, S. 508.  
 124 «War Book»: Corbett, S. 20f.  
 125 Greys Versprechen an Cambon: Grey, II, Appendix D, S. 301.  
 125 Gespräch Cambon-Grey: Grey an Bertie, BD, XI, S. 487.  
 125 Cambons «sehr geheimes» Telegramm: Poincaré, II, S. 278.  
 125 Kriegführung mit «halber Kraft»: Aufsatz von Cambon in *Revue de France*, 1. Juli 1921.  
 125 Auflösung des Kabinetts: Morley, S. 4, 17; Asquith, II, S. 8.  
 125 Churchill eilt zu Balfour: Dugdale, II, S. 78.  
 126 Haldane und Grey erhalten ein Telegramm aus Belgien und ersuchen Asquith um Mobilmachung: Haldane, S. 294f.  
 127 Die Konservativen drängen auf Unterstützung Frankreichs und Russlands: Dugdale, II, S. 79f.; Chamberlain, S. 99f.  
 127 Russland, ein unbeliebter Verbündeter: Morley, S. 6.  
 127 Lichnowskys letzte Unterredung mit Grey: Grey, II, S. 13.  
 127 Unterhaus erwartet Grey: MacDonagh, S. 3; *Punch*, 12. August, S. 153.  
 128 «Bleich, hager und abgespannt»: Feldmarschall Lord Grenfell, *Memoirs*, London 1925, S. 204.  
 129 Lord Derbys Bemerkung: Grenfell, a. a. O., S. 204.

- 129/130 Greys Rede: voller Wortlaut s. Grey, II, Appendix D.
- 130 Ramsay MacDonald, Keir Hardie und skeptische Liberale: NYT, 4. August.
- 130 «Was geschieht jetzt?»: Churchill, S. 235.
- 130 «Wenn sie es ablehnen, wird es Krieg geben»: Poincaré, IV, S. 519 (franz. Ausgabe).
- 131 «Ihr werdet wieder zu Hause sein, ehe noch das Laub von den Bäumen fällt»: Blücher, S. 137.
- 131 Deutscher Chronist: ebd., S. 12, 16.
- 131 Frühstück in Paris am Tag von Sedan: Graf Häselser, s. Greiling, S. 20.
- 131 Russische Hoffnungen auf baldigen Sieg: Vladimir Gourko, S. 542; Botkin, S.112.
- 131 Englischer Offizier über Kriegsdauer befragt: Bridges, S. 74.
- 131 «Wassilij Fedorowitsch»: Vladimir Gourko, S. 542.
- 131 Deutscher Nitratvorrat: Erzberger, S. 15.
- 132 Joffre prophezeit langen Krieg: Joffre, S. 53.
- 132 Kitcheners Vorhersage: Birkenhead, S. 22.
- 132 «Wenn mir nur einer vorhergesagt hätte...»: s. Bernhard Huldermann, *Albert Ballin*, London 1922, S. 212.
- 132 Prinz Heinrich und König Georg: König Georg an Grey, 8. Dezember 1912, BD, X, 2. Teil, Nr. 452. Am 26. Juli 1914 sagte König Georg zu Prinz Heinrich, der in England war: «Ich hoffe, wir werden neutral bleiben... Wenn aber Deutschland Russland den Krieg erklärt und Frankreich sich Russland anschliesst, dann fürchte ich, werden wir mit hineingezogen.» S. Nicolson, *George V*, S.245L
- 132 Der deutsche Kaiser «überzeugt», England werde neutral bleiben: Freytag-Loringhoven, s. *AQ*, April 1924, S. 153.
- 133 Korpsbrüder: Wile, S. 212.
- 133 «Je mehr Engländer, desto besser»: Kuhl, S. 99.
- 133 Moltkes Memorandum von 1913: Ritter, S. 80. Sogar im Jahre 1906 rechnete Schlieffen damit, dass ein feindliches England eine Expeditionstruppe von 100'000 Mann nach Belgien bringen werde, ebd., S. 71f., Anm. 50, S. 175.
- 133 Wir hatten «nicht den geringsten Zweifel»: Kuhl, s. *AQ*, April 1922, S. 166.
- 133 «England wahrscheinlich feindlich...»: S.Frothingham, S.60. Wie das Heer, rechnete auch die Flotte mit England als Feind: «Nach den Vorgängen der letzten Jahre war ein Zweifel darüber kaum möglich, dass England eine militärische Schwächung Frankreichs durch uns niemals zulassen würde.» Tirpitz, S. 221.
- 133 Kronprinz: die «kriegerische Lösung»: *Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf*, S. 5.
- 134 «Der Segen der Waffen»: s. Hallays, S. 27.
- 134 Deprimierte Reichstagsabgeordnete: Hanssen, S. 13, 19.
- 134 Herrick ruft Viviani an: Poincaré, II, S. 284.
- 134 Schoen überbringt die Kriegserklärung: ebd., S. 285ff.
- 135 «In ganz Europa gehen die Lichter aus»: Grey, II, S. 20.
- 135 Belows Note, «notfalls...»: Bassompierre, S. 37.
- 135 Whitlocks Besuch bei Below: Whitlock, S. 64; Gibson, S. 24.
- 135 Der Tag des «grössten Unglücks»: Czernin, *In the World War*, New York 1920, S. 16.
- 135 «Wir Deutschen die erste grosse Schlacht... verloren»: Kronprinz, *Erinnerungen*, S. 172.

- 137 Ein Trick vermutet: Galet, S. 51; Joffre, S. 135.
- 137 Messimys Befehl: Messimy, S. 289.
- 137 König Alberts Appell an Garantiemächte: Galet, S. 63.  
Moltke hofft auf «Verständigung»: Moltke an Jagow, Kautsky, Nr. 788.
- 137 Jagows Unterredung mit Beyens: Beyens, II, S. 269ff.
- 137 «Band der Liebe und des Hasses»: Millard, S. 35.
- 138 Tränen des österreichischen Botschafters: Bassompierre, S. 41.
- 138 König Albert vor dem Parlament: Galet, S.62; Gibson, S. 13ff.; Whitlock, S.60.
- 138 Begeisterte Massen: Bassompierre, S. 40.; Millard, S. 35 ff.
- 139 Ausländische Freiwillige in Paris: Gibson, S. 27.
- 139 Reden Vivianis und Poincarés: *Französisches Gelb-Buch*, Nr. 158; Poincaré, II, S. 296f.
- 139 Joffre «vollständig ruhig»: Poincaré, ebd.
- 140 Vorgänge in Berlin: Hanssen, S. 25.
- 140 Porträt Kaiser Wilhelms I: Wetterlé, S. 29.
- 140 Bethmann und Erzberger vor den Abgeordneten: Haussmann, S. 2ff.
- 140 Ansprache des Kaisers im Weissen Saal: ebd., S. 8; Hanssen, S. 25; Wortlaut der Rede in: *Kriegskalender und Kriegsdepeschen*, Nach den amtlichen Berichten. Beilage zu *«Der Krieg 1914 in Wort und Bild»*, Berlin o. J., s. Ralph H. Lutz, *Fall of the German Empire, Documents 1914-18*, Stanford, 1932, 1. Band.
- 140 Das «Hoch!» der Sozialdemokraten: Haussmann, S. 8.
- 141 Versprechungen Jagows und von Heeringens: Erzberger S. 197.
- 141 Bethmanns Rede: NYT, 5. August, S. 2, 6; voller Wortlaut: *Kriegskalender*, S. 18ff.; Lutz, a.a.O.
- 142 Britisches Ultimatum: *British Blue Book*, Nr. 153, 159.
- 142 Unterredung Goschen-Bethmann: Bethmann, S.179f., Anm.; Goschen an Grey: *British Blue Book*, Nr. 160.
- 143 Steinwürfe auf die britische Botschaft: Gerard, S. 137; Beyens, I, S. 273.
- 143 «Zu denken, dass George und Nicky...»: s. Blücher, S. 14.
- 143 Behandlung «in der Art Portugals»: Tirpitz, S. 202.
- 143 «Wenig beliebt»: Kronprinz, *Erinnerungen*, S. 130.
- 143 Klagen von Abgeordneten: Haussmann, S. 8, 12f.; Hanssen, S. 32.
- 143 Gerüchte über Japan: Hanssen, S. 14.
- 144 «Siam steht auf unserer Seite»: Blücher, S. 6.
- 145 Cambon besucht Grey: Poincaré, II, S. 293.
- 145 Wilson war wütend: Wilson, S. 147, 156; Chamberlain, S. 103f.
- 145 Balfours Schreiben an Haldane: Dugdale, II, S. 81.
- 145 Asquith verliert das Ultimatum vor dem Unterhaus: *Punch*, 12. August 1914, S. 154; MacDonagh, S. 78. Der *Punch*-Korrespondent war anwesend und berichtet, die Erklärung Asquiths sei «mit innigem, leidenschaftlich geäußertem Beifall» aufgenommen worden. Der *Times*-Korrespondent (MacDonagh) war gleichfalls anwesend und berichtet von einer Aufnahme «in völligem Schweigen». Das beleuchtet eine der Gefahren, mit denen der Geschichtsschreiber zu tun hat.
- 147 Das Kabinett wartet bis Mitternacht: Lloyd George, S. 69ff.
- 147 Moltke: «für das nächste Jahrhundert»: Conrad, IV, S. 194.

## 10 «Goeben... ein Feind auf der Flucht»

Quellen für das Verhalten und die Vorgänge an Bord der Goeben und Breslau sind, soweit nicht anders angegeben, Souchon, Kopp und *Krieg zur See*, die offizielle deutsche Geschichte des Seekriegs. Auf englischer Seite sind die entsprechenden Quellen die offizielle Geschichte, Corbett, S. 56-73 (mit zwei hervorragenden Karten), Milne und Churchill, S. 236-43 und 265-75. Corbetts Bericht erschien zuerst, dann schrieb Milne den seinen, um Corbett zu widersprechen, der ihm seiner Meinung nach Unrecht getan hatte. Churchill schliesslich zielte auf eine Darstellung, die einerseits die Flottenkommandeure nicht allzudeutlich beschuldigen, andererseits aber doch die Admiralität als über jeden Tadel erhaben hinstellen sollte – und das alles mit dem Anspruch einer historisch einwandfreien Darstellung ohne Verteidigungstendenz. Diesen komplizierten Seiltanz bewältigte er dadurch, dass er die Schuld am Entweichen der Goeben auf schicksalhafte Zufälle schob, auf «die schrecklichen Wenns», wie er es ausdrückt. Es handelt sich hier um einen Bericht, den man mit Vorsicht lesen muss, ohne ihm doch die Bewunderung versagen zu können.

- 151 Funkspruch der Admiralität an Souchon: *Krieg zur See*, S. 5. Tirpitz stellte sich vor, dass Souchon der türkischen Regierung «zur Leitung der türkischen Flotte» zur Verfügung stehen sollte. Tirpitz an Jagow, Kautsky, Nr. 775.
- 152 Enver, Fürsprecher eines Bündnisses mit Deutschland: Emin, S. 68f.; Nogales, S. 26; Morgenthau, S. 30ff.
- 152 Talaat: sein Appetit und seine Ansichten: Steed, I, S. 377; Morgenthau, S. 20ff.; Nogales, S. 26ff.
- 152 Churchill über die Türkei: *Aftermath*, S. 374.
- 153 Churchills Absagebrief an die Türkei: Churchill, S. 524.
- 153 Instruktionen des deutschen Kaisers: Sie waren in Randbemerkungen auf Telegrammen von Wangenheim, dem deutschen Botschafter in Konstantinopel, niedergelegt. Kautsky, Nr. 141, 149. Der Kaiser befand sich damals – Mitte Juli – auf seiner Jacht, und seine Marginalien wurden dem Auswärtigen Amt als Anweisungen weitergegeben.
- 153 Türkisch-deutsche Bündnisverhandlungen: Emin, S.66f; Djemal, S.107ff.; Briefwechsel zwischen Wangenheim und Jagow: Kautsky, Nr. 45, 71, 117, 141, 144, 183, 285. Der von Bethmann Hollweg unterzeichnete Vertragsentwurf findet sich bei Kautsky unter Nr. 320, der endgültige Wortlaut unter Nr. 733; weitere Erörterungen der Durchführungsbedingungen s. Nr. 398, 411, 508, 517, 726, 836.
- 154 Beschlagnahme türkischer Kriegsschiffe durch die Engländer: Churchill, *Aftermath*, S.377L; Djemal, S.96, 104, 116; Grey, II, 165f.; Greys «aufrichtiges» Bedauern: *British Blue Book*, II, Nr. 1, 2, 3, 4.
- 154 Kosten der türkischen Kriegsschiffe: Allen, Whitehead und Chadwik, *The Great War*, Philadelphia 1916, II, S. 374.
- 155 Nachträgliche Überlegungen der türkischen Staatsmänner: Am 3. August berichtete Wangenheim, Enver sei bereit, «sofort... den Krieg zu erklären», doch die anderen Minister seien dagegen, Kautsky, Nr. 795.
- 156 «In die Suppe zu spucken»: Souchon, S. 18.
- 157 «Wieviel Kessel sind ausgefallen?»: Souchon gibt das Gespräch wörtlich wieder, S.20.
- 157 Telegramm des britischen Konsuls: BD, XI, S. 480.

- 157/158 Churchills Anweisungen an Milne vom 31. Juli: Churchill, S. 237f.
- 158 Nicht gedacht als «Verbot»: ebd., S. 272.
- 158 «Verrat an der Flotte»: Fisher, *Letters*, II, S. 451, 22. April 1912.
- 159 Fishers Wut: ebd.; «Einflüssen des Hofes nachgegeben»: S. 458; «gänzlich unbrauchbar», S.458; «ungeeignet», S.451; «hinterhältiger Gauner», S.360; «Schlange», S. 418; «Herr Schäbig», S. 447.
- 159 Churchills Befehl vom 2. August: Churchill, S. 239; dritter Befehl an Milne, ebd.
- 160 Gauthier fordert Messimy: Poincaré, II, S. 279f.
- 161 Befehle an Lapeyrère und dessen nachfolgendes Verhalten: Capt. Voitoux, «L'Evasion du Goeben et Breslau» in *Revue Politique et Parlementaire*, März und Mai 1919. Die Rolle, die die Franzosen beim Entkommen der Goeben gespielt hatten, wurde genau wie in England Anlass zu den grössten Peinlichkeiten für die Regierung. 1916 wurde ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss unter Admiral Amadé Bienaimé eingesetzt. Sein Bericht liess Admiral Lapeyrère schuldig erscheinen, doch dieser verweigerte eine Rechtfertigung. Der Bericht wurde nicht veröffentlicht, aber Admiral Bienaimé analysierte ihn in seinem Buch, das den Eindruck erweckt, als sollte Admiral Lapeyrère zum Sündenbock für eine allgemeine Unzufriedenheit mit der Flotte gemacht werden. Das vom Untersuchungsausschuss gesammelte Material wurde 1919 beim Marineministerium hinterlegt.
- 161 Die sehnlich erwartete Feuereröffnung verbreitet «Tod und Verderben»: Souchon, S. 23.
- 161 Goeben setzt russische Flagge, «Irreführung... gelungen»: Kopp, S. 25.
- 162 Milne meldet Position an die Admiralität: Churchill, S. 239.
- 162 «Sehr gut. Bleiben Sie Ihnen auf den Fersen»: ebd.
- 162 Churchill «äussert dringende Mitteilung» an Asquith: ebd., S. 240.
- 163 «Winston in voller Kriegsbemalung»: Asquith, II, S. 21.
- 163 Heizer sterben: Souchon, S. 23f.
- 163 «Tantalusqualen»: Churchill, S. 242.
- 164 Befehl, die italienische Neutralität zu respektieren: ebd., S. 241.
- 165 Zwei Telegramme von Tirpitz: *Krieg zur See*, S. 13f.; Souchon, S. 27. Von den türkischen Verzögerungen, die den Widerruf verursachten, berichtet Wangenheim, Kautsky, Nr. 852, 854.
- 165 «Gegen den Willen der Türken»: Souchon, S. 28.
- 165 Extrablätter in Sizilien: Souchon, S. 26.
- 166 «Verhindern, dass die Österreicher herauskämen»: Corbett, S. 62.
- 167 Troubridge, «der bestaussehende Seeoffizier» und «glaubte an die Navigationskunst»: Kenworthy, S. 32.
- 167 Gloucester erhält Befehl, «allmählich abzufallen»: Milne, S. 104.
- 169 Irrtum eines Beamten der britischen Admiralität hinsichtlich Österreichs: Churchill, S. 275.
- 170 «Militärisch unumgänglich notwendig»: *Krieg zur See*, S. 20.
- 170 «Einlaufen. Festung zur Kapitulation auffordern»: ebd.
- 170 «Wangenheim «erregt und interessiert»: Morgenthau, S. 70f.
- 171 Envers Unterredung mit Oberstleutnant von Kress: Kannengiesser, S. 21.
- 171 «Mehr Blutvergiessen, mehr Elend»: Churchill, S. 271.
- 172 Befehl der Admiralität, die Dardanellen zu blockieren: Corbett, S. 73.
- 172 Asquith: «darauf bestehen»: Asquith, II, S. 26.



- 172 «Verkauf» der Goeben: Djemal, S. 119f.; Morgenthau S.76ff. Der «Verkauf» und die durch das Eintreffen der deutschen Kriegsschiffe erregte Begeisterung hat ihren Niederschlag in den Berichten der verschiedenen Botschafter in Konstantinopel an ihre Regierungen gefunden; s. besonders Giers an das russische, Sir Louis Mallet an das englische Aussenministerium: *Russisches Orange-Buch*, II, und *British Blue Book*, II.
- 172 Sasonow: «selbst wenn wir siegreich sind»: Paléologue, S. 84f.
- 173 «Höchst kriegerisch gestimmt» und «leidenschaftlich antitürkisch»: Asquith, II, S. 26, 28.
- 173 Gallienis Erklärung: *Gallieni parle*, S. 78.
- 173 Kitchener: «den ersten Streich zu führen»: ebd., S. 26.
- 173 Souchons Angriff im Schwarzen Meer: Emin, S. 75f.; Giers an das Auswärtige Amt, *Russisches Orange-Buch*, II, Nr. 98; Roberts an Grey, *British Blue Book*, II, Nr. 178; Memorandum von Sir Louis Mallet, 20. November, ebd.
- 174 Troubridge: «unterlassen... zu verfolgen»: Artikel über Troubridge im *Diet, of National Biography*, London. Da das Unterhaus laut Verfassung das Recht hatte, Entscheidungen des Kriegsgerichtes nachzuprüfen, machte das Parlamentsmitglied Kapitän Bellairs mehrmals den Versuch, von der Admiralität die Freigabe des Gerichtsprotokolls zu erreichen, jedoch ohne Erfolg. Da man zu einem Freispruch gekommen war, erklärte Bellairs, er sehe keinen Grund, warum die Admiralität die Unterlagen geheimhalte, ausser wenn sie etwa verhindern wolle, dass die Öffentlichkeit erfahre, wie mangelhaft die Anordnungen wären, die bei Kriegsausbruch getroffen worden seien: *Parliamentary Debates*, 15. April 1919, 5. Serie, Band 114, S. 2863-71.
- 174 «Ihre Lordschaften... billigten»: Artikel über Milne, *Diet, of National Biography*.

## 11 Lüttich und Elsass

Sofern nicht anders angegeben, sind die Quellen für die Operationen der belgischen Armee in diesem Kapitel hauptsächlich Galet, van der Essen und Cammaerts; für die des deutschen Heeres Ludendorffs Kapitel «Lüttich» und das Reichsarchiv, *Weltkrieg*, Bd. I, S. 108-120. Hier sind merkwürdigerweise zwölf Seiten dem Infanterieangriff gewidmet und nur eine der Leistung der Belagerungsgeschütze. Für Montage, Transport und Operationen der Geschütze s. hauptsächlich Schindler, für die Operationen der elsässischen Armee Dubail und AF, I, 1. Kapitel 4 und 5, S. 90-154.

- 175 Erhebung im Elsass anregen: Joffre, S. 136; Engerand, *Bataille*, S. 193.
- 176 «So werde ich durch Belgien marschieren»: s. J.M. Kennedy, *The Campaign Round Liège*, London 1915.
- 176 «Zorn träumender Schafe»: so hatte sich Baron von Stein dem Tugendbund gegenüber ausgedrückt, s. Buchan, S. 129.
- 178 Moltke am 39. Tag: Im Briefwechsel mit Conrad von Hötzendorff sagte Moltke 1909 zunächst, er hoffe, Frankreich zwischen dem «36. bis 40. Mobilisierungstag» geschlagen zu haben, (Conrad von Hötzendorff, I, S. 370) und in der Lage zu sein, Österreich mit Truppen zu Hilfe zu kommen. Später glaubte er, Frankreich in drei Wochen schlagen zu können, wenn es die Offensive ergreife, und in vier Wochen, wenn es hinter seinen Grenzen bleibe; ebd., S. 374. Fünf Jahre später sagte Moltke

- später sagte Moltke am 12. Mai 1914 zu Conrad, der ihn in Karlsbad besuchte: »Wir hoffen, in sechs Wochen nach Beginn der Operationen mit Frankreich fertig zu sein oder wenigstens so weit, daß wir unsere Hauptkräfte gegen Osten verschieben können«: ebd., III, S. 673. Bei dieser Gelegenheit gab er den Termin für eine Entscheidung im Westen genauer mit dem »39. oder 40. Tag nach der Mobilmachung« an; Karl Friedrich Nowak, *Les Dessous de la défaite*, Paris 1925, S. 53.
- 178 Belagerungsgeschütze: Außer Schindler, der vor allem den Transport und den Einsatz der Geschütze schildert, wurden für die technischen Daten herangezogen: Army War College, *Study on Development of Large Calibre Mobile Artillery in the European War*, Washington, GPO, 1916, S. 8; *U. S. Field Artillery Journal*, Oktober 1914, S. 591, und Januar 1915, S. 35; »Austria's Famous »Skoda« Mortars« in *Scientific American*, 3. Juli 1915.
- 179 Einer »der größten Soldaten«: Ludendorff, S. 19.
- 179 »An die Neutralität Belgiens glaubte niemand«: ebd., S. 20.
- 181 »... bis zum Ende zu halten«: Galet, S. 56.
- 182 Flechet, Bürgermeister von Warsage: Hanotaux, III, S. 84.
- 182 Deutsche Proklamationen: van der Essen, S. 52.
- 183 »Pralinésoldaten«: Schryver, s. *AQ*, Oktober 1922, S. 157.
- 184 Proklamationen der belgischen Regierung: Gibson, S. 31; Cobb, S. 90.
- 184 Erschießung belgischer Geistlicher: Bülow, III, S. 143. K. U. von Bülow fiel am gleichen Tag. Es ging das Gerücht, er habe Selbstmord begangen, doch eine von Fürst von Bülow durchgeführte Untersuchung ergab, daß er von einem Franc-tireur erschossen wurde.
- 184 Sechs Geiseln von Warsage erschossen: Hanotaux, III, S. 125.
- 184 Battice »ausgebrannt«: Bloem, S. 79.
- 185 »Unser Vorgehen in Belgien ist gewiß brutal«: Conrad v. Hötzendorff, IV, S. 193.
- 185 Bericht eines belgischen Offiziers: s. *Times History of the War*, I, S. 336.
- 186 »Den Gouverneur... willfährig zu machen«: Ludendorff, S. 28.
- 187 Lemans zur Übergabe aufgefordert: Schryver, S. 103.
- 187 Zeppelinangriff: *Weltkrieg*, I, S. 115.
- 187 Lemans soll entführt werden: van der Essen, S. 62.
- 187 »... machten sie ohne Schonung nieder«: Martin H. Donohue in NYT, 10. August.
- 188 »Wilde Pläne«: Cammaerts, S. 147.
- 188 Blumen für den deutschen Soldaten: Bloem, S. 108.
- 188 Joffres Weigerung, Truppen nach Belgien zu schicken: Poincaré, III, S. 7.
- 189 Joffres Schreiben an König Albert und die Antwort des Königs: Galet, S. 83f.
- 189 Belgien »verteidigt... Unabhängigkeit Europas«: M. Deschanel, s. *Times*, 7. August. Die moralische Wirkung des belgischen Widerstandes war so groß, daß selbst der irische Nationalistenführer John Redmond erklärte, es gebe kein Opfer, das er nicht für Belgien bringen würde: *Times History of the War*, I, S. 357.
- 192 »Hurra, in Lüttich«: Bülow, S. 7.
- 193 Erst Vorwürfe, dann Küsse des deutschen Kaisers: Moltke, *Erinnerungen*, S. 24.
- 193 Kaiser »mutlos«: Gerard, S. 198, 206.
- 193 Deutsche Note vom 9. August: Gibson, S. 44.

- 194 «Man hat uns dazu gezwungen»: Cammaerts, S. 20.
- 194 Berthelots Mission und die Antwort des Königs: Galet, S. 93ff.
- 195 Dubail: Engerand, S. 456f.
- 195 Lanrezac, ein «wahrer Löwe»: Spears, S. 345; von Joffre ausgewählt: Joffre, S. 12, 236.
- 196 Lanrezac legt Bedenken schriftlich dar: *AF*, I, 1, Annex 19, S. 59f.; Lanrezac, S. 54ff.; Engerand, S.412ff.
- 196 Joffre antwortet nicht: Joffre, S. 130f.
- 196 Joffres Antwort an Ruffey: Briey, 15. April 1919, Aussage Ruffeys.
- 197 «Das mag Ihr Plan sein»: ebd., ferner Dubail, S. 12 und Lanrezac, S. 60f.
- 197 Chauffeur Georges Bouillot: NYT, 20. September, IV, 3.
- 197 Joffres Gewohnheiten und charakteristische Züge: Mayer, S.40; PIERREFEU, *GQG*, S. 96ff.
- 198 «Il m'a fait toujours mousser»: *Gallieni parle*, S. 69.
- 199 Bonneaus Befürchtungen: Dubail, S. 14-20.
- 200 Einzug in Altkirch und Parade in Mülhausen: Hanotaux, III, S. 179, 185ff.
- 201 «Fehlerhafte Durchführung»: s. Mayer, S.35; Joffre, S. 152, 156.
- 201 Störche verlassen das Elsass: Poincaré, III, S. 51.
- 201/202 «Verschwiegene und anonyme» Kriegführung, Joffres Befehl an die Generale, strategische Massnahmen nicht zu diskutieren: Gallieni, *Mémoires*, S. 172; Corday, S. 138; Poincaré, III, S. 92. Messimy gibt auf S. 243-52 eine ergreifende Schilderung der Qualen, die die Regierung aussteht, weil sie fürchtet, vom GQG nicht über die Ereignisse an der Front informiert zu werden; dazu berichtet er von ihren unablässigen Bemühungen, Joffres trotziges Schweigen zu brechen. Obwohl Messimy mit dem Mut der Verzweiflung seinem Verbindungsoffizier beim GQG mitteilte, diese «unerträgliche und lächerliche Lage» könne nicht andauern, und André Tardieu zu seinem Stellvertreter beim GQG ernannte, hielt Joffre in aller Ruhe an seiner «systematischen Missachtung» der Regierung fest und brachte es fertig, Tardieu zu seinen Ansichten zu bekehren.
- 202 «So wird nun Geschichte geschrieben»: Gallieni, *Carmets*, S. 33, Anm. 1.
- 202 Gallieni macht sich Sorgen: ebd., S. 32, Anm. 2.
- 202 Französische Kavallerie geht vor: Maurice, S. 30; Spears, S. 100. Die Methoden der französischen Kavallerie wurden von englischen Kavalleristen schärfstens verurteilt. «Sie stiegen nie ab», sagt Major Bridges, S. 81.
- 203 Ian Hamilton, Hoffmann und Moltkes «verrückte Methode»: s. de Weerd, S.72.
- 203 Fourniers Meldung u. Entlassung: Poincaré, III, S. 19; Engerand, S. 422.
- 204 Lanrezacs Sorge «verfrüht»: Joffre, S. 159.
- 204 Hauptquartier bestreitet bedrohliche Lage: Joffre, S. 141, 147f., 150.
- 204 Oberst Adelberts Mission: Galet, S. 96.
- 205 Man sah sich in Berlin; deutscher Rückzug «endgültig»: ebd., S. 100.
- 205 Belagerungsgeschütze werden eingesetzt: Schindler, S.83ff.; Muehlon, S. 41; Esen, S. 77ff.; Sutherland, der sich in Namur befand, als dieselben Geschütze zehn Tage später dort eingesetzt wurden, S. 34, 83.
- 206 Demblon schildert, wie ein Geschütz durch die Stadt transportiert wird: Demblon, S. 110f.
- 206 Gefangennahme General Lemans: Hanotaux, III, S. 254.
- 207 «Der Tod wollte mich nicht haben»: Cammaerts, S. 151.

## 12 Das englische Expeditionskorps landet

Soweit nicht anders angegeben, werden die Ereignisse nach Edmonds geschildert. Wo Sir Henry Wilson und Haig zitiert sind, wurden die Tagebuchausgaben bei Callwell bzw. Blake benutzt.

- 208 »Das Hirn eines Kanarienvogels«: Philip Gibbs, *Now It Can Be Told*.  
208 »Frocks« und »boneheads«: Childs, S. 134.  
209 Kitcheners Spott: s. F. Maurice, *Life of General Rawlinson*, S. 95.  
209 »Wir müssen darauf vorbereitet sein«: s. Magnus, S. 284; zu Kitcheners Standpunkt s. auch Esher, *Tragedy*, S. 31, 38f.  
210 Herzog von Wellington: s. Hurd, *British Fleet*, S. 20.  
210 »Wie die Rebhühner«: s. Magnus, S. 279.  
210 »... gewaltig geschnitten«: Esher, *Journals*, III, S. 58.  
211 »Die öffentliche Meinung zu beruhigen«: Arthur, S. 13.  
211 »Es ist niemals... vernünftige Überlegung«: Grey, II, S. 69.  
212 Krieg mit Deutschland sicher: Wilson, S. 112.  
212 »Praktischer Sinn für kleinere taktische Aufgaben«: Artikel über French, *Dict. of National Biography*.  
213 »French ist ein Prachtkerl«: s. Trevelyan, S. 198.  
213 »Ich glaube nicht, daß er besonders klug ist«: Georg V. an den Herzog von Connaught, 23. Mai 1915, s. Nicolson, *George V.*, S. 266.  
213 »Das merkurische Temperament«: s. Cruttwell, S. 23.  
213 »Das Herz eines schwärmerischen Kindes«: Esher, *Tragedy*, S. 43. Kriegsrat am 5. August: Churchill, S. 248–55; Haldane, S. 296; Wilson, S. 158f.; Blake, 68f.; Esher, *Tragedy*, S. 24.  
215 »Ebenso großer Feind Englands wie Moltke«: s. Magnus, S. 302.  
216 Offiziersdegen frisch geschliffen: *Memoirs of Field Marshal Montgomery of Alamein*, New York 1958, S. 30.  
216 »Die bestausgebildete... Armee«: Edmonds, S. 11.  
216 Ein Offizier meinte, Kluck müsse diesen Lärm hören: Childs, S. 115.  
216 Französischer Augenzeuge in Rouen: s. Poincaré, III, S. 31.  
216 Gewitter und Sonnenuntergang: Childs, S. 117.  
217 Haig zu einem Kameraden: Charteris, S. 11.  
217 Besuch beim Geheimdienst: Callwell, *Dug-Out*, S. 17.  
217 Kriegsrat am 12. August: Huguet, S. 41f.; Wilson, S. 162f.; Arthur, *Kitchener*, S. 22.  
218 Kitcheners Instruktionen: Edmonds, Appendix, S. 8.  
219 »Versuchungen« in Gestalt von »Frauen und Wein«: Wortlaut s. Spears, Appendix, XIII.  
219 Begrüßungen durch die Franzosen: Corbett-Smith, S. 32.  
220 »Regen von Rosen«: Bridges, S. 75.

## 13 Sambre und Maas

Spears gibt in seinen Kapiteln IV–VIII die lebendigste und brauchbarste Schilderung der Sambre-Maas-Front, sofern man sich nur von seiner feindlichen Einstellung Lanrezac gegenüber und seinen sonstigen Vorurteilen freihält und sich aus der Lektüre Lanrezacs, Engerands und weiterer französischer Berichte das nötige Gegengewicht

- verschafft. Alle angeführten französischen Befehle stammen aus den *Annexes* zu AF, I, 1.
- 221 «Gott sei Dank haben wir keine!»: s. Monteil, S. 34; über Artillerie auch Dubail, S. 44; Messimy, S. 86f.
- 222 «Sack»-Strategie Rupprechts: Rupprecht, S. 11 f., 15.
- 222 Weisse Rosen für König Karl: NYT, Nachruf für Rupprecht, 9. August 1955.
- 222 «Barbaren»: Dubail, S. 39.
- 223 Lanrezacs Befürchtungen und seine Bemühungen, die Fünfte Armee nach links zu verlegen: Lanrezac, S. 67ff.
- 224 «Vielleicht sogar zwei Millionen»: PERCIN, S. 105.
- 224 «Was, schon wieder!»: Lanrezac, S. 73.
- 224 «Nicht Sie tragen die Verantwortung»: PIERREFEU, *Plutarque*, S. 69.
- 225 «Wir haben den Eindruck...»: Lanrezac, S. 78.
- 225 «Tod im Herzen»: ebd.
- 225 Lanrezacs Schreiben an Joffre zum Bericht des Geheimdienstes: ebd., S.79; Annex Nr. 283; Joffre, S. 159.
- 225 Gallieni geht nach Vitry: Joffre, S. 158; Messimy, «Comment j'ai nommé Gallieni» in *Revue de Paris*, 15. September 1921, S. 247-61.
- 226 Joffre erklärt sich mit «einleitenden Massnahmen» einverstanden: Annex Nr. 270.
- 226 Sonderanweisung Nr. 10: Annex Nr. 307.
- 227 Komplizierter Truppenaustausch: Joffre, S. 164; Engerand, S. 523f.
- 227 Lanrezac glaubt sich von den Engländern hintergangen: Spears, S. 89.
- 228 «Moderner Alexander»: Schlieffen, *Cannae*, s. Earle, *Modern Strategy*, S. 194.
- 229 Leitungen durchschnitten: Bauer, S. 47; Kuhl, s. *AQ*, Januar 1921, S. 346.
- 229 Von Stein taktlos: Stürgh, S. 24.
- 229 Tappens verletzend Art: Bauer, S. 34.
- 229 Moltke verbietet Sekt: ebd., S. 46.
- 230 OHL verlegt Gewicht auf linken Flügel: Tappen, S. 13.
- 230/231 Argumente Rupprechts und Kraffts, die für einen Angriff sprechen: Rupprecht, S. 13-21; Krafft (S. 16ff.) schildert auch die Vorgänge im Hauptquartier der Sechsten Armee, die Besuche Zöllners und Dommes', die Gespräche mit ihnen und der OHL.
- 233 Begeisterter Empfang Sir John Frenchs, Poincarés Eindruck: Guard, S. 23; Poincaré, III, S. 51.
- 233 «Abwartende Haltung»: French, S. 39.
- 234 «Einteilen, wann er kämpfte»: Poincaré, II, S. 225.
- 234 Clausewitz, «der unternehmendste»: s. Poincaré, III, S. 169.
- 234 Sir Johns Besuch bei Joffre: Joffre, S. 161; French, S. 34f.
- 234 «Au fond sind sie nicht gesellschaftsfähig»: s. Magnus, S. 302.
- 234 Sir John: «Grosser Eindruck»: Bericht an Kitchener vom 17. August, French, S.39f.
- 235 «Endlich sind Sie da»: Hugué, S. 51.
- 235 Begegnung zwischen Sir John French und Lanrezac und das Gespräch über Huy: Ausser den Schilderungen der beiden Chefs, die von geringem Interesse sind, gibt es vier Augenzeugenberichte über dieses Treffen; Wilsons bei Callwell, S. 164; Spears, S. 72-82; Hugué, S. 51 und eine Rede, die Hauptmann Fagalde, Nachrichtenoffizier aus Lanrezacs Stab, nach dem Krieg vor dem Forum Club in London gehalten hat, s. *AQ*, April 1925, S. 35.

- 235 Missverständnis hinsichtlich der Kavallerie und des Termins; Lanrezacs Bericht an Joffre: Spears, S. 80f.; Annex Nr. 430.
- 236 «Bitte, erfüllen Sie mir meinen Wunsch»: French, S. 40.
- 237 Frenchs Abneigung gegen Smith-Dorrien: Bridges, S. 80.
- 237 «Eines der unglücklichsten Bücher»: J. W. Fortescue, *Quarterly Review*, Oktober 1919, S. 363.
- 237 König Alberts Gespräch mit de Broqueville: Galet, S. 103, 116ff.
- 237 Deutsche Truppen westlich der Maas nur zur Sicherung: Galet, S. 106.
- 237 «Ungläubiges Erschrecken»: Galet, S. 122.
- 238 Der Ausbruch Adelberts: Klobukowski, *Résistance belge*, D'Yde walle, S. 109; Galet, S. 122.
- 238 Sonderanweisung Nr. 13: Annex Nr. 430.
- 239 «In die Sambre zu werfen»: Spears, S. 92.
- 239 Berthelot an Messimy, «dann um so besser»: Briey, 28. März, Aussage Messimys.
- 240 Major Duruy: Spears, S. 87f., 94.
- 240 «Stets rechtzeitig ausgewichen»: Kluck, S. 30.
- 240 Meldungen der Kluckschen Kavalleriepatrouillen: Kluck, S. 17.
- 240 Kluck sehr ärgerlich: Kluck, S. 20; Bülow, S. 16.
- 241 Dichte der deutschen Armeen: Edmonds, S. 44.
- 241 Kluck kritisiert Bülows Befehle: Kluck, S. 27ff.
- 241 «Harte, unerlässliche Vergeltungsmassnahmen»: ebd., S. 23f.
- 242 Exekution in Aarschot: Whitlock, S. 209; Dinant: Gibson, S.326ff.; Verfahrensweise: Gibson, S.151.
- 242 Zitate aus Hausen: Hausen, S. 108, 123f., 129, 137ff.
- 242 Deutsche Proklamationen: s. Whitlock, S. 70f., 162.
- 243 «Nur langsam Abhilfe»: Kluck, S. 24.
- 244 Deutscher Einzug in Brüssel: Gibson, S. 115; Whitlock, S. 113, 124ff., 138.
- 245 «Grimmige Freude»: Blücher, S. 20.
- 245 General Paus Abzug: *La France héroïque et ses alliés*, Paris 1916, 1, S. 44.
- 245 Joffre in Thann: E. Hinzelen, *Notre Joffre*, Paris 1919, S. 39.
- 246 Berthelot: «... kein Grund zur Aufregung»: Annex Nr. 587.
- 246 «Ich verstehe Ihre Ungeduld»: Annex Nr. 589.
- 246 «Wir haben Grund... mit Zuversicht entgegenzusehen»: Annex Nr. 585.

## **14 Zusammenbruch: Lothringen, Ardennen, Charleroi, Mons**

- 247 «Es ist grossartig und schrecklich zu denken»: Wilson, S. 165.
- 247 Dienstvorschriften und «...peinlich trainierte Turnübungen»: s. Fliecx, *Les Quatre Batailles de la France*, Paris 1958, S. 12f.
- 248 Der leidenschaftlichste Kritiker des Planes 17: Engerand, S. 473.
- 248 Dubails «Widerstreben»: Dubail, S. 57. Kämpfe von Morhange-Saarburg: *AF*, 1, S. 176-265 passim.
- 248 Hingemähte Gefallene und Gott zeigt «den Königen ihre Grenzen»: Engerand, S.473.
- 249 «Wir müssen angreifen»: s. Edmonds, S. 507.
- 249 «Weitermachen, meine Herren»: Giraud, S. 535.
- 249 «Ich kam am 21. nach Nancy»: Aston, *Foch*, S. 115.

- 249 OHL vom Wunschbild Cannae verlockt: Tappen, S. 15.
- 250 Fall 3 und Kraffts Anruf bei Tappen: Rupperecht, S. 37, Anm.; Krafft, S. 48.
- 250 Joffres Befehl zum Angriff in den Ardennen: Annex Nr. 592, 593. Schlacht in den Ardennen: *AF*, 1, 1, S. 351-432 passim.
- 251 «Artillerieunterstützung abzuwarten»: Annex Nr. 352.
- 252 Ardennen vorteilhaft bei mangelnder schwerer Artillerie: Joffre, S. 66.
- 252 Joffres Memoiren: Messimy (S. 88) meint, sie seien von «einem Team loyaler und Joffre ergebener Offiziere» geschrieben.
- 252 «Eines Geistes, der nicht über dem Durchschnitt lag»: Wile, *Men Around the Kaiser*, S. 69.
- 252 «Platz an der Sonne»: Greiling, S. 46.
- 252 «Theoretische Grundlagen»: Kronprinz, *Heldenkampf*, S. 3.
- 253 «Wilde Jagd nach dem Pour le mérite»: s. Goerlitz, S. 221.
- 253 «Ernste, oft beklommene» Gesichter: Kronprinz, *Heldenkampf*, S. 12.
- 253 «Poète du canon» und «zuviel Phantasie»: Engerand, S. 483, 488f.
- 253 «Tout ça c'est du sport»: s. Monteil, S. 34.
- 255 Stabsoffizier zu «pessimistisch»: Engerand, S. 491.
- 255 «Aber wer überrascht wurde, waren wir»: Langle, S. 137.
- 255 Ruffeys Bericht bleibt unbeachtet: Briey, 15. April, Aussage Ruffeys.
- 255 «Die Augen verbinden»: A. Grasset, *Un combat de rencontre, Neufchâteau*, 22. *août 1914*, s. *AQ*, Januar 1924, S. 390.
- 256 «Das Schlachtfeld bot hinterher einen unbeschreiblichen Eindruck»: s. Engerand, S. 499, 504.
- 256 Tagebuch des französischen Sergeanten: s. W. W. Grey, *With the French Eastern Army*, London 1915, S. 49.
- 256 Tagebuch des deutschen Offiziers: Charbonneau, S. 54.
- 256 «In Wundern an Tapferkeit»: Kronprinz, *Heldenkampf*, S. 26.
- 257 Ruffey verliert drei Divisionen: Joffre, S. 166; Briey, 15. April, Aussage Ruffeys.
- 257 «Ihr im Hauptquartier...»: Briey, ebd.
- 257 Langles «Qualen»: Langle, S. 137. «Ernste Schlappe bei Tintigny»: Annex Nr. 1098.
- 258 «Vorteil dieser Überlegenheit»: Annex Nr. 1044.
- 258 Deutschland hätte nicht kämpfen können ohne das Eisenerz von Briey: Ein Memorandum, das Dr. Reichert von der Gesellschaft Eisen und Stahl im Dezember 1917 dem deutschen Oberkommando vorlegte, stellt den Antrag auf Annektierung von Briey mit der Begründung, dass ohne das Eisenerz dieser Gegend «die Fortsetzung des Krieges unmöglich gewesen wäre. Wenn wir Briey nicht gehabt hätten, wären wir schon längst geschlagen». *Wirtschaftszeitung der Zentralmächte*, 17. Dezember 1917, s. Engerand, S. 486. Vollständig erörtert wird diese Frage in Engerands *Rapport* über Briey, *première partie*.
- 258 «Ich werde keine Anstrengung scheuen»: s. Isaac, *Joffre at Lanrezac*, S. 87.
- 259 «Zu tun, was er Dir sagt»: s. *AQ*, April 1923, S. 37.
- 259 Telegramm von Papa Wilhelm: Kronprinz, *Heldenkampf*, S. 36.
- 259 «Blendendweissen Waffenrock»: Sven Hedin, s. Gardiner, S. 223.
- 259 Dem Eisernen Kreuz nur durch Selbstmord zu entgehen: Stürghk, S. 101.
- 259 Angriffsbefehl für Lanrezac, French soll «teilnehmen»: Annex Nr. 695. Schlacht von Charleroi: *AF*, 1, 1, S. 433-480 passim.
- 261 Kitcheners Telegramm vom 19. August: Arthur, S. 29.

- 261 «Möglicherweise ohne jede Unterstützung in eine Schlacht gehen»: Spears, S. 127. «Ich überlasse es vollständig Ihnen...»: Annex Nr. 705.
- 262 Keine Gräben oder Stacheldraht: Spears, S. 105; Engerand, S. 530f.
- 262 «Mit klingenden Hörnern»: Spears, S. 132.
- 262 «Ein langes, singendes Heulen»: Sutherland, S. 36ff.
- 262 «Eine Kapelle ist unerlässlich»: Spears, S. 128.
- 262 «Ich denke, ich übersehe die Lage genau»: Arthur, S. 30.
- 263 «Die Informationen... scheinen etwas übertrieben zu sein»: Spears, S. 137, Anm.
- 263 Kavalleriescharmützel: Bridges, S. 77.
- 264 Befehle an Smith-Dorrien: Edmonds im Vorwort zur englischen Ausgabe von Bloem, S. VIII.
- 264 «Anzufallen und zu zersprengen»: Kluck, S. 30.
- 265 Kluck protestiert, Bülow gibt nicht nach: Kluck, S. 34, 37f.
- 265 «Landungen grösseren Umfangs noch nicht erfolgt»: Bülow, S. 21.
- 265 Bülows und Hausens Klagen: Bülow, S. 22; Hausen, S. 117ff., 150f.
- 266 General Boë: Spears, S. 144.
- 266 III. Korps hat «schreckliche Verluste»: Annex Nr. 894.
- 266 2, 25 Schuss pro Minute: Lanrezac, S. 135.
- 266 X. Korps «zum Rückzug gezwungen», «schwer gelitten»: Annex Nr. 876.
- 266 Lanrezacs Bitte an Sir John French und dessen Antwort: Spears, S. 149f.; Edmonds, S. 92, Anm. 2.
- 267 «Il plut des marmites»: Engerand, S. 537.
- 267 «Den schlimmsten Befürchtungen ausgeliefert» und alle anderen Zitate auf diesen Seiten: Lanrezac, S. 181, 183f., 196. General Spears stellt fest (S. 173), dass der Rückzug der Vierten Armee «nicht der Grund» für Lanrezacs Entschluss gewesen sein könne, denn Lanrezac habe erst am nächsten Morgen davon erfahren – ein glatter Widerspruch also zu Lanrezacs Behauptung, ihm sei der Rückzug der Vierten Armee «bestätigt worden», bevor er sich entschlossen habe. Spears, der nach Lanrezacs Tod schreibt, betont (S. 173, Anm.): «Es gibt nicht den geringsten Anhaltspunkt für eine solche Mitteilung.» Im Hinblick auf die Tatsache, dass, wie Messimy bei den Verhandlungen über Briey bezeugte, die Archive 45'000 bis 50'000 Akten zu je 500 bis 1'000 Schriftstücken, das heisst also etwa 25 bis 30 Millionen Papiere, enthielten, lässt sich Spears Behauptung kaum beweisen. Sein Urteil beruht weniger auf Beweismaterial als auf dem Empfinden, dass Lanrezac durch seinen Rückzug «die Engländer im Stich liess» (S. 176).
- 270 «Im Glauben, er sei auf der rechten Flanke bedroht»: Lanrezac, S. 185; Pierre-feu, *Plutarque*, S. 74.
- 271 «Infolge des Rückzugs der Fünften Armee»: Edmonds, S. 68, 72. Zur Schlacht von Mons s. auch Maurice, S. 58-76.
- 271 Smith-Dorriens Befehle hinsichtlich der Brücken: Edmonds, S. 72, Anm. 1.
- 271 Die «vollkommensten Zielscheiben»: Smith-Dorrien, S. 386.
- 272 «Hartnäckiger Widerstand»: Edmonds, S. 77.
- 272 Brückensprengungen: Hamilton, S. 28; Edmonds, S. 86.
- 273 «Sie sind jetzt meine einzige Stütze» usw.: Bloem, S. 143f.
- 273 Wilsons «sorgfältige Berechnungen»; er «überzeugte» Sir John: Wilson, S. 165.
- 273 Telegramm von Joffre: French, S. 64; Wilson, S. 167.
- 274 Schwierigkeiten, Sars-la-Bruyère zu finden: Smith-Dorrien, S. 388; 1959 stellte dies die Autorin selbst fest.



- 275 Wilson schiebt die Schuld auf die fehlenden Divisionen: Wilson, S. 167.  
 275 «Verteidigung von Le Havre: «Arthur», S. 36.  
 276 «Und über alledem lag ein Geruch»: s. Mark Sullivan, *Our Times*, V, S. 26.  
 277 Joffre schiebt die Schuld auf «schwere Fehler seitens der Kommandeure»: alle Zitate der nächsten drei Abschnitte aus Joffre, S. 178, 181, 183ff., 187.  
 278 Verblüffende Entdeckung des Deuxième Bureau über feindliche Reservekorps: Joffre, S. 187.  
 278 Joffres Aussage nach dem Krieg: Briey, 4. Juli, Aussage Joffres.  
 278 Anonymer Sprecher der britischen Armee: Herausgeber von *Army Quarterly*, April 1925, S. 35.  
 278 Fall von Namur... «ein entscheidender Nachteil»: NYT aus London, 26. August, S. 1, 3.  
 279 «Wir müssen uns innerlich... einstellen»: Poincaré, III, S. 88.

## 15 Die Kosaken kommen!»

- Die Hauptquellen für die militärischen Operationen in diesem Kapitel sind Golovin (alle angeführten Stellen stammen aus seinem Buch «*Campaign of 1914*»), Gourko, der bei Rennenkamps Armee, und Knox, der bei Samsonows Armee stand, Hoffmann und François, die bei der Achten Armee waren, Danilov und Bauer, die sich im russischen bzw. deutschen Hauptquartier befanden, und schliesslich Ironside, der Material von beiden Seiten sammelte. (Hoffmanns beide Bücher erscheinen in den Anmerkungen unter den Abkürzungen «*Tannenberg*» und «*Krieg*».)
- 280 «Wilhelm nach St. Helena»: Paléologue, S. 65.  
 280 Zar: «Unser eigentliches Ziel»: Golovin, S. 89.  
 280 «Ich flehe Eure Majestät an»: Paléologue, S. 61.  
 281 Botschaft des Grossfürsten an Joffre: Joffre, S. 140.  
 281 Die Tränen des Grossfürsten: darüber berichtet General Poliwanow, Kriegsminister von 1915-16, s. Florinsky, *Russia*, New York 1958, II, S. 1320.  
 281 Tränen Messimys und Churchills: Poincaré, III, S. 3, und Wilson, S. 163.  
 282 Russische Mobilisierungsbefehle: Ironside, S. 39-50.  
 284 General Reinbot: Gardiner, S. 132.  
 284 «Meine Herren, gestohlen wird nicht»: ebd., S. 133.  
 284 «... in der Geschichte noch nicht dagewesen»: s. Florinsky, *End of the Empire*, S.38.  
 285 Gerüchte in Frankfurt über 30'000 Flüchtlinge aus Ostpreussen: Bloem, S. 31.  
 287 Die Fehler der Kriegsspiele unverändert beibehalten: Golovin, S. 38f.  
 287 Unverschlüsselte Funkmeldungen: Danilov, S.203; Hoffmann, *Tannenberg*, S.29.  
 287 Typischer Pferdegeruch: Julius West, *Soldiers of the Tsar*, London 1915, S. 8.  
 288 Zwei deutsche Divisionen gleich drei russischen: McEntee, S. 90.  
 288 Granaten «25 pro Geschütz»: Golovin, *Army*, S. 144.  
 288 «Die Kosaken kommen»: Gourko, S. 33.  
 288 «Psychologische Gefahr»: Hoffmann, *Krieg*, S. 22.  
 288 «Den Kaiser... zu unterhalten verstand»: Kabisch, *Streitfragen des Weltkrieges*, s. *AQ*, Juli 1925, S. 414.  
 289 «Japan will diesen Krieg dazu benutzen...»: s. Stephen King-Hall, *Western Civilization and the Far East*, London 1924, S. 160.

- 290 Prittwitz befiehlt, François protestiert: François, S. 156ff.; Hoffmann, *Krieg*, S.17.
- 290 Szene auf dem Kirchturm: François, S. 170ff.
- 292 Deutscher Mathematiklehrer: François, S. 276.
- 294 Moltkes letzte Worte zu Prittwitz: François, *Tannenberg, das Canaë des Weltkrieges*, s. *AQ*, Januar 1927, S. 411 ff.
- 294 François soll sich auf die Weichsel zurückziehen: François, S. 190.
- 295 «Jetzt können Sie sich ausziehen»: Knox, S. 88.
- 295 «Ausserdem hängt sich nun das Gewicht...»: Clausewitz, S. 206.
- 296 «Er verlor die Nerven»: Hoffmann, *Krieg*, S. 28.
- 296 Prittwitz und Hoffmann diskutieren Rückzug zur Weichsel: Hoffmann, *Tannenberg*, S. 14.
- 296 Prittwitz ruft die OHL an: Aus Prittwitz' Aufzeichnungen, die nach seinem Tod gefunden und im *Militär-Wochenblatt* v. 22. April und 7. Mai 1921 veröffentlicht wurden, s. *AQ*, Oktober 1921, S. 88-92.
- 296 Moltke entsetzt: Bauer, S. 45.
- 298 Hoffmann schlägt Manöver vor, um der Bedrohung zu begegnen: Hoffmann, *Krieg*, S. 29.
- 299 «Sie folgte zunächst überhaupt nicht»: Hoffmann, *Tannenberg*, S. 18.
- 299 «Unmöglich – zu waghalsig»: Kabisch, s. *AQ*, Juli 1925, S. 416.
- 300 Ludendorffs Ernennung: Ludendorff, S. 32ff.
- 301 Hindenburgs Ernennung: Hindenburg, S. 75; John Wheeler-Bennett, *Wooden Titan*, New York 1936, S. 14ff.; Ludwig, *Hindenburg*, Philadelphia 1935, S. 83.
- 302 Gärtner Friedrichs des Grossen: Hindenburg, S. 7.
- 302 Treffen Hindenburgs mit Ludendorff: Ludendorff, S. 36; Hindenburg, S. 75ff.
- 302 «Marschall Was-sagst-du»: Henri Carré, *The Real Master of Germany*, s. NYT, 19. Mai 1918.
- 302 «Mit sehr betretenem Gesicht»: Hoffmann, *Tannenberg*, S. 19.
- 303 «Offensive gegen Berlin», von Frankreich «mit Beharrlichkeit vertreten»: Paléologue, s. 102.
- 304 Der «einfache und freundliche Mann»: Knox, S. 60.
- 304 Zu wenig Pferde: Golovin, S. 183.
- 305 Jilinsky befiehlt, Samsonow protestiert: Ironside, S. 126ff.
- 305 Der «kleine, graue Mann»: Knox, S. 62.
- 305 Martos isst die Mahlzeit des Hausherrn: Martos, s. Golovin, S. 188.
- 305 Weitere Befehle Jilinskys an Samsonow: Ironside, S. 134f.
- 306 VI. Korps hat keinen Schlüssel zur Dechiffrierung der Funksprüche vom XIII. Korps: Golovin, S. 171.
- 306 Scholtz «ernst, jedoch zuversichtlich»: Hoffmann, *Tannenberg*, S. 26. Aufgefanger Befehl Samsonows: ebd., S. 29; Ludendorff, S. 38.

## 16 Tannenberg

- 308 François weigert sich, ohne Artillerie anzugreifen: Hoffmann, S. 35ff. (Alle Zitate aus Hoffmann in diesem Kapitel stammen aus seinem Buch «*Tannenberg, wie es wirklich war.*») »
- 308 «Wenn es befohlen wird»: François, S. 202.
- 308 Zwei abgefangene russische Funkmeldungen: Ludendorff, S.38; Hoffmann,

- S.29ff. Grünert fragte immer wieder besorgt: s. Nowak, Einleitung zu Hoffmann, *Aufzeichnungen*, I, S. 18f. Hoffmanns Kenntnis vom Streit Rennenkampf-Sams-  
onow: Hoffmann, S. 74f.
- 309 Übergabe im fahrenden Auto: Hoffmann, S. 31.
- 310 Ludendorff verliert die Nerven: Ludendorff, S. 38; Hoffmann, S. 44; Hindenburg, S. 87.
- 310 Anruf von der OHL: Hoffmann, S. 76. Gründe der OHL: Tappen, S. 18f. Präsident des ostpreussischen Provinzialrates: Ludwig, S. 417. Direktor von Krupp: Muehlon, X. Kaiser erschüttert: François, S.51. Moltkes Memorandum von 1913: Ritter, S. 71.
- 310 Abzug dreier Korps aus Belgien: Bülow, S. 30; Hanssen, S. 179.
- 312 «... in das Herz Deutschlands vorzustossen»: Ironside, S. 133.
- 312 «Ich weiss nicht, wie die Männer das noch länger aushalten sollen»: ebd., S. 130.
- 312 Jilinskys Befehl, «dem... zurückweichenden Feind entgegenzutreten»: ebd., S. 134.
- 312 «Dort einen Feind zu sehen, wo keiner ist»: Golovin, S. 205. Poddavki: ebd., S.217.
- 313 Samsonows Befehle an das VI. Korps: Ironside, S. 155ff.
- 313 «Um Gottes willen»: Agourtine, S. 34.
- 313 Sasonow spricht die pessimistischen Anschauungen der Armeeführer aus: Paléologue, S. 104.
- 313/314 Beschreibung des Stavka: Danilow, S. 44ff.
- 314 Aufzeichnungen eines Stabsoffiziers bei Rennenkampf: Ironside, S. 198.
- 315 «Möglicherweise auf die Weichsel zurückziehen»: ebd., S. 200.
- 315 Blagoweschtschensky «verlor den Kopf»: ebd., S. 157.
- 316 Samsonow und Potowsky sehen den Rückzug: Knox, S.68f. «Furchtbar erschöpft»: Ironside, S. 176.
- 316 Samsonows Befehle an General Artomonow: ebd., S. 164.
- 316 Schlacht von Usdau: Ludendorff, S. 40ff.; Hoffmann, S. 51 ff.
- 318 François' Korps geschlagen: Ludendorff, S. 41.
- 318 Jilinskys Befehl, mit dem «linken Flügel so weit wie möglich vorzugehen»: Ironside, S. 207.
- 319 Ludendorff bittet François um «den grösstmöglichen Dienst»: Hoffmann, S. 66.
- 319 Ludendorff «nicht voll befriedigt»: Ludendorff, S. 40.
- 319 Stabsoffizier findet «eine wenig freundliche Aufnahme»: Hoffmann, S. 71.
- 320 «Mit sich ins Grab genommen»: Golovin, S. 254.
- 320 Samsonows Abschied von Knox: Knox, S. 73f.
- 321 «Sie allein werden uns retten»: Martos, s. Golovin, S. 263.
- 321 Martos' und Kliujews Korps am Verhungern: Kliouev, S. 245; Knox, S. 80.
- 321 Martos' Gefangennahme und Zusammentreffen mit Ludendorff und Hindenburg: Martos, s. Golovin, S. 294, 327.
- 322 «Der Zar hat mir vertraut», Samsonows Tod: Potowsky, s. Golovin, S. 301; Knox, S. 82, 88.
- 323 Gefangene und Beute: François, S. 240.
- 324 General von Morgen in Neidenburg: François, S. 238.
- 324 «Ich werde ihre Schreie... hören»: Blücher, S. 37.
- 324 Sümpfe, eine Mythe: Ludendorff, S.44; François (S.245f.) nennt es «Legende».
- 324 Einer «der grössten Siege»: Hoffmann, *Aufzeichnungen*, I, S. 53. «Tannenberg»

- als Name der Schlacht: Hoffmann, S.73; Ludendorff, S.44, «Nervenbelastung»: ebd.
- 325 «Wir hatten... einen Verbündeten»: Hoffmann, *Aufzeichnungen*, I, S.53. Auch Tappen stellt fest, dass die genauen Kenntnisse der russischen Bewegungen auf Grund der abgefangenen Funksprüche die Entscheidungen des deutschen Kommandos in Ostpreussen «stark erleichterten».
- 325 «Hier hat der Feldmarschall... geschlafen»: s. de Weerd, S. 80. Hoffmann blieb den ganzen Krieg über an der Ostfront, wo er schliesslich Ludendorff als Stabschef ablöste und auf deutscher Seite die Verhandlungen von Brest-Litowsk führte. Er ist Vorbild für General Wilhelm Clauss, die Hauptfigur in Arnold Zweigs Roman «*The Crowning of a King*», New York 1938.
- 325 Schicksal Rennenkampfs und Jilinskys: Gourko, S. 83; Golovin, S. 386.
- 326 «Überzeugung... dass der Krieg verloren» sei: Golovin, *Army*, S. 24.
- 326 Minister dringen auf Frieden mit Deutschland: Richard Charques, *The Twilight of Imperial Russia*, New York 1959, S. 216.
- 326 «Wir sind glücklich... solche Opfer gebracht zu haben»: Knox, S. 90; Paléologue, S. 106.

## 17 Der Brand von Löwen

- 327/330 Die Zitate auf diesen Seiten sind aus: Verhaeren, *Dédicacé*; Cobb, S. 176f.; Bethmann Hollweg, S. 105; Shaw, S. 37; Bridges, S. 73; Bergson (s. Chevalier), S. 24; McKenna, S. 158; Clausewitz, S. 4. H. G. Wells wird zitiert nach NYT, 5. August, S. 3:1. «Ich geh jetzt gegen die verdammten Belgier in den Krieg»: nach Peel, S. 21.
- 330 Von Bülow unterzeichnete Plakate: Faksimile in Gibson, S. 324.
- 331 Massaker in Andenne, Seilles, Tamines: Abgesehen von den belgischen Quellen findet sich der vollständigste Bericht aus erster Hand über diese Ereignisse in dem Buch des amerikanischen Ministers Whitlock: Kapitel XXX: «Dinant»; XXXI: «Namur, Andenne and Elsewhere»; XXXII: «Tamines», und XXXIII: «Man hat geschossen». Die etwaige Gesamtzahl der im August erschossenen Zivilisten s. *Encyc. Brit.*, 14. Ausg., Artikel «Belgium».
- 331 Namur-zehn Geiseln aus jeder Strasse: Sutherland, S. 45.
- 331 Bloem zu den Geiseln: S. 89.
- 331 Visé: NYT aus Maastricht, 25. August, S. 2:2, Whitlock, S. 198.
- 332 Hausen über Dinant: S. 167ff. 612 Tote: Gibson, S. 329. Beschreibung Dinants nach der Zerstörung: Cobb, S. 409f.
- 332/333 Zitate auf diesen Seiten aus: Wetterlé, S. 231; Kluck, S. 23; Ludendorff, S. 24; Kronprinz, *Heldenkampf*, S. 41, 49; Blücher, S. 16, 26.
- 333 «So sind die Franzosen»: Cobb, S. 269.
- 335 Reiterloses Pferd verursacht Panik: Whitlock, S. 152.
- 335 Lüttwitz: «In Löwen ist eine schreckliche Sache passiert»: ebd.
- 335 Richard Harding Davis: s. Mark Sullivan, *Our Times*, V, S. 29. Arno Dosch in *World's Work*, Oktober und November 1914.
- 336 Gibson in Löwen: S. 154-172.
- 336 Monseigneur de Becker: Whitlock, S. 160.
- 337 *Rotterdam Courant* und andere Zeitungszitate: NYT, 30. August.
- 337 Communiqué des deutschen Auswärtigen Amtes: ebd., 31. August.

- 337 Meinung König Alberts: Poincaré, III, S. 166.
- 337 Belgien, «Hauptanliegen»: Wile, *Assault*, S. 115. Belgien ausschlaggebend zur Meinungsbildung: Sullivan, a. a. O.
- 338 Erzbergers Feststellung: S. 8.
- 338 Telegramm des Kaisers: NYT, 11. September.
- 338 Manifest der 93 Intellektuellen: Wortlaut in *Literary Digest*, 24. Oktober 1914.
- 338 Bethmanns Antwort auf Wilsons Angebot: NYT, 18. September, S.1:4.
- 339 «Keine Überzeugungen, sondern nur Gelüste»: Wetterlé, S. 144.
- 339 Bethmann zu Erzbergers Ideen: Bülow, III, S. 210.
- 339 Erzbergers Memorandum: Erzberger sandte es unter anderem auch an Grossadmiral von Tirpitz, der es nach dem Krieg in seinem Buch «*Politische Dokumente*», Hamburg 1926, III, S. 68-73, veröffentlichte. S. auch Karl Epstein, *Mathias Erzberger*, Princeton 1959, Kap. 5.
- 340 «Das grösste menschliche Ereignis nach der Französischen Revolution»: Frank H. Simonds in «1914 – the End of an Era», *New Republic*, 2. Januar 1915.

## 18 Das weite Meer, Blockade und der grosse Neutrale

Quellen, die nur für dieses Kapitel benutzt wurden:

- Baker, Ray Stannard, *Woodrow Wilson, Life and Letters*, Band V, New York 1935.
- Constett, Rear-Admiral Montagu, *The Triumph of the Unarmed Forces, 1914-18*, London 1923.
- Guichard, Louis, *The Naval Blockade, 1914-18*, Übers., New York 1930.
- House, Edward M., *Theintimate Papers*, ed. Charles Seymour, Band I, Boston 1926.
- Page, Walter Hines, *Life and Letters*, Band I, ed. Burton J. Hendrick, London 1923.
- Parmelee, Maurice, *Blockade and Sea Power*, New York 1924.
- Puleston, Captain William, (US-Flotte), *High Command in the World War*, New York 1934.
- Salter, J. A., *Allied Shipping Control*, Oxford 1921.
- Siney, Marion C., *The Allied Blockade of Germany, 1914-16*, Univ. of Michigan Press 1957.
- Spring-Rice, Sir Cecil, *Letters and Friendships*, ed. Stephen Gwynn, Boston 1929.
- 341 «Luxusflotte»: Churchill, S. 103.
- 341 Invasion «undurchführbar»: Fisher, *Letters*, II, S. 504. Erklärung des «Invasion Committee» im Verteidigungsausschuss 1912: Churchill, S. 158.
- 341 «Unterbrechung unseres Handels»: s. Custance, S. 104. Handel und Tonnageangaben: Fayle, S. 6, 15.
- 341 «Grundprinzip eines Kampfes zur See»: Fisher, *Memories*, S. 197.
- 342 «Deutschlands Zukunft auf dem Wasser»: Kurenberg, S. 135.
- 342 Schlagworte der Flottenvereine: Wile, *Men Around the Kaiser*, S. 145 f.
- 343 «Äusserste seelische Spannung» und folgendes: Churchill, S. 267.
- 343 Jellicoe öffnet mit «Geheim» gekennzeichnetes Telegramm: *DNB*, Jellicoe.
- 343 Jellicoe, «kommender Nelson»: Fisher, *Letters*, II, S. 416; III, S. 33.
- 343 «Ständig unter dem Druck stärkster Befürchtungen»: Jellicoe, S. 92. In den Kapiteln IV und V, «Declaration of War» und «Submarine and Mine Menace in the North Sea», ist diese Furcht auf jeder Seite zu spüren.
- 343 «Infiziertes Gebiet»: Corbett, S. 79.
- 344 Konnte auch «ein Seehund gewesen sein»: ebd., S. 67.

- 344 «Entschieden überlegen»: Churchill, S. 261.
- 344 «Stärkster Anreiz, etwas zu unternehmen»: ebd., S. 276.
- 344 «Das aussergewöhnliche Schweigen...»: ebd., S. 278.
- 345 «Auch mir gegenüber als Geheimnis behandelt»: Tirpitz, S. 307.
- 345 *The Golden Age* auf des Kaisers Nachttisch: Peter Green, *Kenneth Grahame*, New York 1959, S. 291.
- 345 Kaiser liest Mahans Buch: Kurenberg, S. 132.
- 346 Angst bringt England «zur Verständigung» und folg.: s. Ludwig, S. 386.
- 346 Flottengesetz von 1900: Hurd, *German Fleet*, S. 183f.
- 346 Des Kaisers «Lieblinge»: Bülow, I, S. 111.
- 346 Tirpitz' hohe Stimme: Wetterlé, S. 218. Müllers Charakteristik: Ludwig, S.425L
- 347 Ingenohls Operationen «unter dem Gesichtspunkt der Defensive»: Tirpitz, S.309.
- 347 «Ich brauche keinen Oberkommandierenden»: Ludwig, S. 426.
- 347 «Vorläufig defensives Verhalten»: Ludwig, S. 425.
- 348 Tirpitz, ein einziger Befehlshaber für die Flotte, seine Gründe für aufgegebenen Rücktrittsgedanken... «das macht hier meine Lage so schrecklich»: Tirpitz, S.327, 328, 395.
- 349 «Die Passage über den Atlantik ist sicher»: Corbett, S. 54.
- 349 Konferenz in London, Mahans Deklaration: Halévy, S. 223; Puleston, S. 130; Siney, S. 11; Salter, S. 98f.
- 350 USA fordern Erklärung und britische Antwort: Sekretär Bryan an Botschafter Page, *U. S. For. Rel.*, S. 215-16, 218ff.
- 351 Verteidigungsausschuss fordert strenge Anwendung der nicht unterbrochenen Beförderung: Siney, S. 12.
- 351 Erlass vom 2p. August: ebd., S. 12ff., Parmelee, S. 37; Guichard, S. 17.
- 351 Spring-Rice zitiert: *U. S. For. Rel.*, 1914, S. 234.
- 352 «Alle möglichen Bagatellen»: Asquith, II, S. 33.
- 352 «Lassen Sie mich mit der Wirtschaft in Ruhe»: s. L. Farago, ed. *Axis Grand Strategy*, New York 1942, S. 499.
- 353 «Das Maximum an Blockade»: Grey, II, S. 103.
- 353 Amerika steht bereit «zu helfen»; «dauernder Ruhm»: Baker, S. 2f.
- 354 «De facto» neutral und weitere Zitate in diesem Abschnitt: ebd., S. 18, 24f., 73.
- 354 US Handelsangaben: Arthur S. Link, *American Epoch*, New York 1955, S. 177. Heimliche Handelsbeziehungen: Consett, passim, und Zahlenangaben in der *Encyc. Brit.*, 14. Ausg., Artikel «Blockade».
- 355 «Eine Regierung kann neutral sein»: Page, S. 361.
- 355 Wilson an Grey: Baker, S. 55f.
- 355/356 «Schärfste Missbilligung»: ebd., S. 62. «Tiefes Mitgefühl für das zerstörte Löwen»: House, S. 293. Wilson erklärt in vollem...: Spring-Rice, S. 223.
- 356 «Dieses Vergehen gegen die Menschlichkeit»: *Lansing Papers*, I, S. 29f.
- 356 «Ich fürchte, es wird sich irgend etwas auf See ereignen»: Baker, S. 74.
- 357 «Mit dem ganzen Ungestüm des ersten Kampfes»: Tirpitz, S. 309. «Peinliche Situationen»: Churchill, S. 331 ff.
- 357 Befehle des Kaisers nach der Schlacht: Tirpitz, S. 310. Weitere Zitate Tirpitz': Tirpitz, S. 312f.

## 19 Rückzug

- 359 Generalorder Nr. 2: *AF*, I, 2, S. 21; Joffre, S. 189f.
- 361 «Nacht voll Angst und Schrecken»: Libermann, S. 37-50.
- 361 «Wir haben Blombay verlassen» und andere Einzelheiten des französischen Rückzugs stammen aus Soldatentagebüchern: s. Hanotaux, V, S.221L; VII, S. 212, 268; VIII, S. 76ff.
- 363 «Funktionen eines Korporals, nicht die eines Kommandeurs»: Tanant.
- 363 «Fast traurig, dass es ohne Kampf weiterging»: Hanotaux, VIII, S. 76.
- 364 Minister in «Bestürzung» und «Panikstimmung»: Poincaré, III, S. 92; Messimy, S. 364. Die Ereignisse und Diskussionen in Paris während des 25. und 27. August und alle direkten Zitate stammen, wenn nicht anders angegeben, aus folgenden Quellen: Poincaré, III, S. 89f., 118; Gallieni, *Mémoires*, S. 20f., ergänzt durch seine *Carnets*, S. 17ff., 39ff., Hirschauer, S.59ff. und besonders durch Messimys, wenn auch verwirrend angelegte, *Souvenirs*, Teil III, Kap. 4, «Nomination de Gallieni comme Gouverneur Militaire de Paris», S. 206-228; ferner Kap. 5, «Le Gouvernement et le QQG», S. 229-265, und den letzten Teil von Kap. 7, «Le Ministère de la Guerre en Août 1914», nämlich die Abschnitte «La panique parlementaire», «La journée du 25 Août» und «La journée du 26 Août», S. 364-375.
- 366 «Soldaten heranzog»: Hanotaux, IX, S. 41; le tourisme: Monteil, S. 37.
- 368 «Sie sind der Meister»: s. Renouvin, S. 83.
- 371 Joffre entdeckt «die Drohung einer Einmischung der Regierung»: Joffre, S. 193.
- 373 «Mit allen Wassern gewaschen» und folgendes: s. Edmonds, S. 115.
- 373 Robertsons Versorgungsdepots und die deutsche Reaktion darauf: Spears, S.221.
- 373 Lanrezacs «überstürzter» Rückzug und Bericht an Kitchener: French, S. 84; Arthur, S. 38.
- 374 Zwischenfall in Landrecies: Maurice, S. 101 f.; Hamilton, S. 52f. «Ohne die geringste Warnung»: Edmonds, S. 134.
- 374 «Hilfe schicken», «sehr kritische Lage»: Edmonds, S. 135.
- 374 Murrays Zusammenbruch: Childs, S. 124; MacReady, S. 206; Wilson, S. 169.
- 374 French schuldet Haig 2'000 Pfund: Blake, S. 37.
- 375 Allenbys Warnung und Entschluss, in Le Cateau zu kämpfen: Smith-Dorrien, S. 400f.
- 376 Wilson telefoniert mit Smith-Dorrien: ebd., S. 405; Wilson, S. 168f.
- 376 Kluck befiehlt Verfolgung des «geschlagenen Feindes»: s. Edmonds, S. 169f.
- 376 «Starke französische Feindkräfte»: ebd., S. 211.
- 376 «Tapfere Haltung» der Reservisten: Smith-Dorrien, S. 409.
- 377 Schlacht von Le Cateau: Edmonds' Bericht, der 60 Seiten (S. 152-211 = 3 Kapitel) umfasst, bringt alle wichtigen Informationen, ist aber zu detailliert, um einen wirklich klaren Eindruck zu vermitteln. Besser zu lesen sind die Berichte von Smith-Dorrien, S. 400-410, Hamilton, S. 59 bis 79, und Maurice, S. 113f. Verluste: Edmonds, S. 238.
- 377 «Lord French und sein Stab verloren den Kopf»: J.W. Fortescue, *Quarterly Review*, Oktober 1919, S. 356.
- 378 Haig bietet Hilfe an: Edmonds, S. 291, Anm. 2.
- 378 Huguets Telegramm: Joffre, S. 197.

- 378 Sir John French im Nachthemd: Smith-Dorrien, S. 411.
- 378 «Der linke Flügel gerettet»: ebd., S. 412.
- 379 Sitzung in St.-Quentin: Joffre, S. 195ff.; Lanrezac, S.209; Huguét, S.67; Spears, S. 233ff.
- 379 Bülow und Kluck berichten, Feind sei geschlagen: Bülow, S. 29.
- 380 Communiqué der OHL: s. Edmonds, S. 204.
- 380 Bronzemedaille: Eine von diesen Medaillen, die von einem französischen Infanterieoffizier in dem erbeuteten Gepäck eines deutschen Stabsoffiziers an der Marne gefunden wurde, befindet sich jetzt dank der Freundlichkeit eines Neffen des Finders im Besitz der Autorin.
- 380 Reibungen zwischen den deutschen Kommandeuren: Bülow, S. 32, 35; Kluck, S.59f., 47.
- 380 Hausens Quartiere und Klagen: Hausen, S. 149, 163 f., 169, 173.
- 381 Klucks Truppen schlafen unmittelbar an der Strasse: Briey, 28. März, Aussage Messimys.
- 381 Telegramm des Kaisers: Kluck, S. 69f.
- 381 «Den Jahrestag von Sedan in Paris feiern»: s. Maurice, S. 126f.
- 381 Klucks Schwenkung: Kluck, S. 70.
- 381 «Siegesgefühl»: Kronprinz, *Heldenkampf*, S. 60. Anweisung der OHL vom 28. August: s. Edmonds, S. 235.
- 382 Überlegungen der OHL und «Beendigung des Krieges»: Tappen, S. 10.
- 383 Schlacht an der Mortagne: Giraud, S. 538; AF, I, 2, S. 305ff.
- 384 General Maud'huy: Hanotaux, VI, S. 247.
- 384 «Mut und Ausdauer»: Joffre, S. 203.
- 384 de Langles Schlacht an der Maas: de Langle, S. 20f., 139; AF, I, 2, S. 184-201.
- 384 Zusammensetzung der Armee Fochs: Foch, S. 41-47.
- 385 «Ich habe die Köpfe von drei Generälen»: PERCIN, S. 131.
- 385 Joffre gesteht schlaflose Nächte: Mayer, S. 194.
- 385 61. und 62. Reservedivision verschollen: Joffre, S. 209, 212; Spears, S.270 Anm.
- 385 Huguets Bericht, Expeditionskorps sei «geschlagen»: Joffre, S. 203f.
- 386 «Nahezu wahnsinnig»: Spears, S. 256.
- 386 Schneider und Alexandre: Lanrezac, S. 218f.; Spears, S. 256f.
- 386 Lanrezac nennt Joffre einen «Pionier»: Mayer, S. 176.
- 387 «Meine Besorgnis war so gross»: Lanrezac, S. 282.
- 387 Joffres Wutanfall in Marie: Lanrezac, S. 225f.; Joffre, S. 207.
- 387 Befehl an Pétain vor Verdun: s. PIERREFEU, 666, 132.
- 387 Befehl, Munition wegzuworfen: Wortlaut, Edmonds, Appendix 17; Wilsons Version: Spears, S. 254; Gough zerreisst den Befehl: Charteris, S. 21; Smith-Dorrien gibt Gegenbefehl: Smith-Dorrien, S. 416f.; «deprimierende Wirkung»: ebd.
- 390 Blechpfeife und Trommel: Bridges, S. 87f.
- 391 Sir John French über den Kaiser: Arthur, S. 37, 43. Über Kitcheners Weigerung: ebd., S. 39.
- 391 Operation in Ostende: Corbett, S. 99f.; Churchill, S. 334f. Asquith berichtet in seinem Tagebuch unter dem 26. August (II, S.28f.) von einem Gespräch mit Kitcheners, Churchill und Grey über die «Idee Hankeys» (Sir Maurice Hankey, Sekretär des Verteidigungsausschusses), 3'000 Marinesoldaten nach Ostende zu schicken. Diese 3'000 Mann, meinte er, würden «die Belgier aufmuntern und die



Deutschen erschrecken, da sie ein derartiges Kontingent sicherlich für einen Vortrupp stärkerer Kräfte halten würden». Churchill war «Feuer und Flamme» für diesen Plan, der die Antwort auf die schockierende Nachricht von der Niederlage der Alliierten bei Mons darstellte. Er erhielt diese Nachricht am 24. August durch Kitchener, der um sieben Uhr morgens «bleich und entstellt» in sein Schlafzimmer kam, «als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen». «Schlechte Nachrichten», sagte Kitchener mit heiserer Stimme und gab Churchill Sir John Frenchs Telegramm, das über die Katastrophe berichtete und mit dem düsteren Vorschlag schloss, Le Havre zu verteidigen. Die Operation «Ostende» sollte einen Teil der Kluckschen Kräfte an die Küste abziehen, was aber nur teilweise gelang. Wohl trug die Nervosität, die diese Drohung zusammen mit den Gerüchten über russische Landungen bewirkt hatte, dazu bei, dass die Deutschen sich an der Marne zum Rückzug entschlossen.

391 «An das Meer, an das Meer»: MacReady, S. 206.

## 20 Die Front heisst Paris

392 Schafherden auf der Place de la Concorde: Guard, S. 17.

392 Gallienis Pläne für eine Verteidigung von Paris: *Carnets*, S. 46; *Gallieni parle*, S. 36-42; Hirschauer, S. 59-63, 93f., 101, 129. «Byzantinische» Debatte: ebd., S.176.

393 Paris in der militärischen Zone: *AF*, I, 2, S. 585.

393 Gallienis 15 Minuten langer Verteidigungsrat: Hirschauer, S. 98f.

394 Verteidigungsarbeiten, Brücken, Barrikaden, Taxis usw.: Gallieni, *Mémoires*, S. 33 ff., und *Gallieni parle*, S. 52; Hirschauer, passim.

394 Dreyfus beim Artilleriestab: Paléologue, *Intimate Journal of the Dreyfus Case*, S.309.

394 «Nomeny ist also... zerstört»: s. Poincaré, III, S. 108.

395 Haigs Angebot an Lanrezac und Frenchs Weigerung: Lanrezac, S.229ff.; Spears, S. 264ff. «Schrecklich und unverzeihlich»: ebd., S. 266. «C'est une félonie»: s. L. Lyon, *The Pomp of Power*, New York 1922, S. 37, Anm. 22.

396 Joffre überwacht Lanrezac in Laon: Joffre, S. 212; Lanrezac, S. 239. Schlacht von St.-Quentin und Guise: *AG*, I, S. 67-81.

396 Joffre fürchtet, Sir John werde «... verschwinden»: Joffre, S. 213. Unterredung in Compiègne: ebd., S. 214; Edmonds, S. 241.

397 «Endgültiger und anhaltender Rückzug»: Edmonds, S. 241. Maurice's Aussage: Maurice, S. 129; Hamiltons Aussage: Hamilton, S.82f.; MacReadys Aussage: MacReady, S. 105.

398 «Weitere zehn Tage»: Edmonds, S. 245, Joffre, S. 217.

398 Wilson trifft Joffre in Reims: Huguet, S. 75; Wilson, S. 172.

398/399 Schlacht von St.-Quentin: Bericht des französischen Sergeanten: André Vienot, s. Hanotaux, VIII, S.111f. Bülow «mit voller Zuversicht»: Bülow, S.40; abgefangene französische Befehle: McEntee, S.65; Lanrezac zeigt «grösste Beweglichkeit und Umsicht»: Spears, S. 276; «Die Deutschen liefen davon»: ebd., S.279; Unterredung Lanrezac-Belin: Lanrezac, S.241; Spears, S.281L

400 Es gibt «keine Hoffnung mehr»: Joffre, S. 217.

400 Die tragischste Phase «in der Geschichte Frankreichs»: Engerand, Briey, *Rap-*

- port. «Das Urteil beflügeln»: Clausewitz, *Vom Kriege*, S.860. «Wunderbare Ruhe»: Foch, S. 42. Joffre zu Alexandre: Demazes, S. 65.
- 401 Vorbereitungen zur Räumung Vitrys: Joffre, S. 217; «zerschlagene Hoffnungen»: Müller, S. 27.
- 401 Gemischter Eindruck Bülow: s. Edmonds, S. 251, Anm. 4; Kühl, s. *AQ*, April 1927, S. 157.
- 402 Joffre will Paris nicht verteidigen: Nach einem Vortrag, der 1927 von Demazes, einem Mitglied von Joffres Stab und seinem Biographen, an der Sorbonne gehalten wurde, s. Messimy, S. 264.
- 402 Tournon: Poincaré, III, S. Ulf.
- 403 Diskussionen im Kabinett über das Verlassen von Paris, Besuch von Oberst Penelon, Joffres Rat, sein Telefongespräch mit Gallieni, Gallienis Gespräch mit Poincaré, Millerand und Doumergue, Gallienis Rat für das Kabinett: Poincaré, III, S. 115-122; Joffre, S. 122; Gallieni, *Mémoires*, S. 37ff.; *Carnets*, S. 48f.
- 404 Ausbruch Guesdes: Unterredung mit Briand, *Revue de Paris*, 1. Oktober 1930, s. *Carnets*, S. 128, Anm. 1.
- 404 Drohung der Entlassung Joffres: ebd., Briand schreibt: «...de lui fendre l'oreille».
- 404 Minister einer «klaren Entscheidung unfähig»: Gallieni, *Carnets*, S. 49.
- 405 Einflüge der Rumpel-Taube: Poincaré, III, S. 120; Gallieni, *Mémoires*, S. 40, und *Carnets*, S. 50; Gibbons, S. 159. Wortlaut der deutschen Proklamation: *AF*, I, 2, Annex Nr. 1634.
- 405 Deutsche Meldung über Tannenberg und Bericht über 32 Truppenzüge: Joffre, S.222.
- 406 «Sie haben cran bewiesen»: Hanotaux, VII, S. 250.
- 406 de Langle «völlig beherrscht», Ruffey nervös: Joffre, S. 216, 221. Aussage Tanants: Tanant, S. 22. Ruffeys Unterredung mit Joffre: Engerand, *Bataille*, XV.
- 407 «Nachricht von Amiens»: *The History of the Times*, New York 1952, IV, Teil 1, S. 222ff. «Befreiung der Welt»: Corbett-Smith, S. 237. «Patriotische Zurückhaltung»: Asquith im Parlament am 31. August, s. *Times*, 1. September, S. 10.
- 408 Gerücht über russische Truppen: D. C. Somervell, *Reign of George V*, London 1935, S. 106, 117f., und R. H. Gretton, *A Modern History of the English People, 1880-1922*, New York 1930, S.924f., bringen viele der damals umlaufenden Gerüchte. Weitere Hinweise bei MacDonagh, S. 24, Gardiner, S. 99, Carton de Wiart, S. 226. Die Gerüchte verbreiten sich durch heimkehrende Amerikaner: NYT, 4. September (Titelseite), 5. und 6. September. Sir Stuart Coats' Brief: NYT, 20. September, II, S. 6:3.
- 410 Operationsbefehl für das Expeditionskorps: Edmonds, Appendix, S. 20.
- 410 Sir John Frenchs Brief an Kitchener: Arthur, S. 46f.
- 411 Kitcheners Bestürzung u. Telegr. an French: ebd., S. 50; Edmonds, S. 249.
- 411 Kabinett «beunruhigt»: Asquith, II, S. 30. «So weit wie wöglich den Plänen zustimmen»: Arthur, S. 51f. Sir Robertsons Brief an Lord Stamfordham, 23. Juni 1915, s. Nicolson, *George V*, S. 266. Das war zu einer Zeit, als Sir John French Material sammelte und an Northcliff weitergab, um Kitchener für die Munitionsknappheit verantwortlich zu machen. König Georg fuhr nach Frankreich, um mit den Armeekommandeuren zu sprechen, und stellte fest, dass diese, wie er Lord Stamfordham am 25. Oktober 1915 schrieb, das Vertrauen zu Sir John «vollkommen verloren» hatten; sie bestätigten ihm, es herrsche «allgemein die Meinung, dass Sir John gehen müsse»: ebd., S. 267.

- 411 Kitchener verliert Vertrauen zu Sir John: Magnus, S. 292; s. auch Birkenhead, S.29.
- 412 Joffre berichtet Poincaré, er habe Hoffnung, und ersucht Sir John «ernstlich», sich nicht weiter abzusetzen; Poincaré macht seinen Einfluss geltend; Sir John: «Ich lehnte ab»: Joffre, S. 223; Poincaré, III, S. 121 f.; Edmonds, S. 249; French, S. 97.
- 412 Sir Johns Antwort an Kitchener: Arthur, S. 52ff. «Entstellung der Tatsachen»: Asquith, s. *Living Age*, 12. Juli 1919, S. 67.
- 413 Kitchener hält sich für ermächtigt, French Befehle zu erteilen: Blake, S. 34.
- 413 Unterredung in Downing Street, Grey wird geweckt: Arthur, S. 54; Asquith, II, S.30.
- 413 «Gereizt und ungestüm»: Huguet, S. 84.
- 413 Kitcheners Uniform reizt French: French, S. 101. Kitchener trägt gewöhnlich Uniform: Esher, *Tragedy*, S. 66; Magnus, S. 281 f.
- 413 «Sterne zur Khakiuniform...»; «In der Badewanne...»: Sir Frederick Ponsonby, *Recollections of Three Reigns*, New York 1952, S. 443f.
- 413 Zusammentreffen in der Botschaft: Huguet, S. 84; French, S. 101 f.
- 414 Kitcheners Telegramm an die Regierung, Abschrift für Sir John: Edmonds, S. 264.

## 21 Von Klucks Schwenkung

- 415 A. Fabre beschreibt von Kluck: Hanotaux, VIII, S. 158.
- 415 Klucks Gründe für eine Schwenkung nach Südost: Kluck, S. 75 ff.
- 416 Moltkes Sorgen: Bauer, S. 53.
- 416 Schlieffen: «Ein Sieg auf dem Schlachtfeld...»: s. Hanotaux, VII, S. 197.
- 416 «Schon kommt eine gewisse Hurrastimmung auf»: Moltke, *Erinnerungen*, S.382.
- 416 Gerüchte in Luxemburg über Landungen in Ostende und über 80'000 Russen: Tappen, S.22.
- 417 Sorge um Lücken im rechten Flügel: Tappen, S. 21 f.
- 417 Bauer bei Rupprecht: Bauer, S. 53f.; Rupprecht, S. 77ff.
- 418 Klucks Einschätzung der feindlichen Kräfte: Kluck, S. 89; abgefangener Brief: Edmonds, S. 244.
- 419 Bülow's Bitte: Kluck, S.76; Befehl vom 31.August: «Wir müssen... Gewaltmärsche verlangen»: Bloem, S. 198; Moltke billigt die Schwenkung: Kluck, S. 76, Hausen, S. 160.
- 420 Die Kavallerie «ständig in Ortschaften»: Kronprinz, *Heldenkampf*, S. 62.
- 420 «Dauernd erstrebte Einschaltung von Ruhetagen»; die Engländer entkamen «rechtzeitig»: Kluck, S. 81 ff.
- 420 «Unsere Männer sind ganz erschöpft»: s. Maurice, S. 150f. Maurice fügt hinzu (S. 152), dass nach der Marneschlacht, als sich die Deutschen auf die Aisne zurückzogen, eine ganze Reihe von Offizieren gefangengenommen wurden, «die zu betrunken waren, um sich noch zu bewegen».
- 422 Bürgermeister und sechs Bürger von Senlis erschossen: ebd.; Gallieni, *Mémoires*, S. 120. Die Namen auf dem Gedenkstein wurden von der Autorin an Ort und Stelle abgeschrieben.
- 422 Hausen mit dem Quartier zufrieden: Hausen, S. 173.

- 422 Moltkes Generalorder vom 2. September: Kluck, S. 85f.
- 423 Kluck befiehlt Vormarsch über die Marne: Kluck, S. 91.
- 423 Hauptmann Lepics Bericht: *AF*, I, 2, Annex Nr. 1772.
- 423 Sechste Armee soll «Paris decken»: ebd., Annex Nr. 1783; Joffre, S. 225.
- 423 «... ne veut pas marcher»: Gallieni, *Mémoires*, S. 52.
- 423 Oberst Pont: «Es scheint nicht länger möglich zu sein»: Joffre, S. 218f.
- 424 Erörterung eines neuen Planes mit Belin und Berthelot: ebd., S. 230ff.
- 424 Generalbefehl Nr. 4: *AF*, I, 2, Annex Nr. 1792.
- 425 «Die Schlacht von Brienne-le-Château»: Messimy, S. 379.
- 425 Joffres Gespräch mit Millerand: Paris zu verlassen «dringlich und wesentlich»: Poincaré, III, S. 126; Joffre, S. 232.
- 425 Gallienis Gespräch mit Joffre: Gallieni, *Carnets*, S. 53.
- 426 Maunoury wird Gallieni, Paris wird Joffre unterstellt: Da diese Ereignisse in einer Zeit grosser Spannung stattfanden und man sich später im Streit um die Marnelorebeeren bemühte, im Dunkeln zu lassen, wer unter wessen Befehl stand, ist diese Frage noch immer nicht ganz geklärt. Die einschlägigen Quellen sind Joffre, S. 226, 234f., 239ff.; Gallieni, *Mémoires*, S. 43 und *Carnets*, S. 53; Joffres Forderung, dass Paris seinem Kommando unterstellt wird: Annex Nr. 1785; der Befehl, der Maunoury Gallieni unterstellt: Annex Nr. 1806; Millerands Befehl, der Joffres Forderung erfüllt: Annex Nr. 1958.
- 426 Zusammensetzung der Armee von Paris: *AF*, I, 2, S. 772ff. Die 55. und 56. Reserivedivision, die nun für die Hauptstadt kämpfen sollten, waren am 25. August aus der Lorraine abgezogen worden und veranlassten dadurch General Ruffey, dessen Flanke sie bei der Gegenoffensive im Becken von Briey stützten, die Aktion abzubrechen. Briey wurde so, wie General Ruffey nach dem Krieg sagte, zum «Lösegeld für Paris». Charles Péguy fiel am 7. September als Reserveoffizier der 55. Division.
- 426 Gallieni bei Ebener und Maunoury: *Mémoires*, S. 42, 48f.
- 427 Millerand berichtet die «herzzerbrechenden» Tatsachen; Regierung entscheidet sich, Paris zu verlassen: Poincaré, III, S. 125 ff.
- 427 Gallieni und der Polizeipräsident: *Mémoires*, S. 51 f.; «gern auf die Anwesenheit der Minister verzichtete»: *Gallieni parle*, S.38; «Vorbereitungen für eine Schlacht»: *Mémoires*, S. 57.
- 427 Hauptmann Fagaldes Fund: Spears, S.331L; sein Bericht: *AF*, I, 2, Annex Nr. 1848.
- 428 Joffre drängt auf Verlegung der Regierung: Poincaré, III, S. 131.
- 428 «Der verhasste Augenblick war gekommen»: ebd., S. 134.
- 428 Herricks Besuch und seine Absichten: ebd., S. 131; Mott, S. 155ff., 160ff.; *Carnets*, S. 61.
- 429 Gallienis Abschied von Millerand: *Mémoires*, S. 59 ff.; *Gallieni parle*, S. 49.
- 429 Erklärungen der Regierung und Gallienis: Hanotaux, IX, S. 39; *Carnets*, S. 55.
- 430 Spott und Parodie auf die Marseillaise: Marcellin, S. 4f.
- 430 «Tage der Angst»: Hirschauer, S. 142.
- 431 Desertationen und Exekutionen bei der Fünften Armee: Lanrezac, S. 254f.
- 431 «Ich hätte nie gedacht...»: s. Edmonds, S. 283. «Die Deutschen sind übereilig»: Huguet, S. 70.
- 431 Joffres Geheiminstruktionen vom 2. September: *AF*, I, 2, S. 829 und Annexes Nr. 1967 und 1993. Verstärkungen von der Ersten und Zweiten Armee: Annex Nr. 1975.

- 432 «Nicht auf dem Boden der Wirklichkeit»: *Mémoires*, S. 79; *Gallieni parle*, S. 50.  
 432 Umzug ins Lycée Victor-Duruy: *Mémoires*, S. 60f.  
 432 Leutnant Watteaus Bericht: PIERREFEU, *Plutarque*, S. 102f.  
 433 «Sie bieten uns ihre Flanke»: Hirschauer, S. 180.

## 22 «Meine Herren, wir kämpfen an der Marne»

- 434 Gallieni beschliesst, sofort anzugreifen: *Mémoires*, S. 95f.; Clergerie, S. 6f.  
 434 Eine «jener langen Konferenzen»: Clergerie, S. 127.  
 434 Sechste Armee von «mässigem Wert», «Ruhe und Entschlossenheit» der Bevölkerung: *Mémoires*, S. 75f.  
 435 «Vierzig Kilometer»: s. Hanotaux, VIII, S. 222; Deutsche werden im Schlaf gefangengenommen: Briey, 28. März, Aussage Messimys; «morgen oder übermorgen»: s. Maurice, S. 152.  
 435 «Der General fürchtet nichts von Paris her»: ebd., S. 153.  
 436 Klucks widersetzliche Nachricht an die OHL am 4. September: Kluck, S. 90.  
 436 Bülow wütend über «Vorwärtsstaffelung»: Bülow, S. 50.  
 436 «Die Männer fallen in die Gräben»: s. Hanotaux, VIII, S. 223; «Fünf Tage kein warmes Essen»: ebd., S. 276; «Wir marschieren in der Gluthitze»: ebd., S. 279.  
 436 «Entscheidend geschlagen» und «in voller Auflösung»: Kuhl, S.25; Kluck, S.89f.  
 436 Joffre plant Offensive «in ein paar Tagen»: Annex Nr. 2152.  
 437 «Der Wind der Niederlage wehte»: Muller, S. 80.  
 437 «Lanrezacs physische und moralische Depression...»: Joffre, S. 236f.  
 437 «Eine Kirche, ausserhalb deren kein Heil»: Grouard, S. 114. Hausens Bestätigung nach dem Krieg in *Revue Militaire Suisse*, 11. November 1919, s. Engerand, *Bataille*, XXL  
 438 Entlassungen in den ersten fünf Kriegswochen: Allard, S. 15.  
 438 Unterredung mit Franchet d'Esperey: Grasset, S. 44; Joffre, S. 237.  
 438 Unterredung mit Lanrezac in Sézanne: Lanrezac, S. 276f.; Joffre, S. 237f.; Muller, S. 104f.; Spears, S. 377f. In seinem lebendigen Bericht sagt Spears, die Unterredung habe im Freien stattgefunden, während sie «im Hof auf und ab gingen und ich mit lebhaftem Interesse zusah». Obwohl dieses günstige Arrangement Spears erlaubte, als Augenzeuge zu schreiben, dürfte es doch kaum den Tatsachen entsprechen, da Joffre sich wohl nie entschlossen hätte, eine so unangenehme Operation, wie sie ihm bisher im Krieg noch nicht begegnet war, vor Augenzeugen durchzuführen. Joffre tat es auch wirklich nicht. Er sagt ausdrücklich: «Lanrezac war in seinem Büro. Ich ging hinein und blieb dort mit ihm allein.»  
 439 Franchet d'Esperey: Grasset, passim; Spears, S. 398.  
 439 «Marschieren oder tot Umfallen»: Grasset, S. 45.  
 440 Krisenstimmung am 4. September: *Gallieni parle*, S. 53; Blücher, S. 23; Angst in Brüssel: Gibson, S. 191.  
 440 Kaiser: «Wir haben heute den 35. Mobilmachungstag»: Helfferich, *Der Weltkrieg*, II, Berlin 1919, S. 17.  
 440 «Die Franzosen haben uns einen Waffenstillstand angeboten»: s. Hanotaux, VIII, S. 279.  
 440 General von Kuhls Zweifel: Kuhl, S. 25.

- 440 «Überfall in siegreichem Vormarsch»: Kronprinz, *Heldenkampf*, S. 66.
- 441 Moltke zu Helfferich: Helfferich, *Der Weltkrieg*, S. 17f.
- 441 OHL erhält Meldung über französ. Truppentransporte: Tappen, S. 23.
- 441 «Einen Vorstoss des Gegners aus Paris»: ebd.
- 442 Moltkes Befehl vom 4. September: Wortlaut s. Edmonds, S. 290f.
- 442 Falkenhayn: «Sicher ist nur...»: Falkenhayns Lebensbeschreibung von Zwehl, s. *AQ*, April 1926, S. 148.
- 442 Gallienis Befehl an Maunoury vom 4. September: *Mémoires*, S. 112.
- 442 «Sofortige und energische» Entscheidung: ebd., S. 107.
- 443 Gallieni berichtet Poincaré über die «günstige Gelegenheit»: Die Tatsache dieses Anrufs enthüllt Poincaré nach dem Krieg in einem Interview mit *Le Matin* am 6. September 1920.
- 443 «Die eigentliche Schlacht an der Marne ist am Telefon ausgefochten worden»: *Gallieni parle*, S. 53.
- 443 Joffres Abneigung gegen das Telefon: Muller; «Ich habe immer ungern das Telefon benützt»: Joffre, S. 250.
- 443 Clergeries Gespräch mit Pont: *Mémoires*, S. 119; Joffre, S. 245.
- 444 Erörterung im CQG: Muller, S. 85f.; Joffre, S. 243f.; Mayer, S. 41.
- 445 Joffre im Schatten einer Trauerweide: Muller, S. 87.
- 445 Gallieni im britischen Hauptquartier: *Mémoires*, S. 121 ff.; *Gallieni parle*, S. 55; Clergerie, S. 16.
- 445/446 Joffres Anfragen bei Franchet d'Esperey und Foch: ebd., S. 91L; *AF*, I, 2, Annex Nr. 2327.
- 446 Franchet d'Espereys Treffen mit Wilson: Grasset, S.51ff.; Spears, S.400f.; Wilson, S. 174.
- 447 Zwei Japaner zum Essen bei Joffre: Joffre, S. 249.
- 447 Franchet d'Espereys Antwort: Wortlaut s. Edmonds, S. 279.
- 448 General Haches Protest: Grasset, S. 74.
- 448 «Intelligente Kühnheit», Fochs Antwort: Joffre, S. 250.
- 448 Murrays Befehle – «es ist zum Weinen»: Wilson, S. 174.
- 449 «Marschall noch nicht zurück»: Gallieni, *Mémoires*, S. 128.
- 449 French zieht es vor, «die Lage erst noch einmal zu überprüfen»: Joffre, S. 252.
- 449 Gallienis Gespräch mit Joffre: *Mémoires*, S. 130; Joffre stimmt «wider seinen Willen» zu, wie «Gallieni es wünscht»: Joffre, S. 251.
- 450 Generalbefehl Nr. 6: *AF*, I, 2, Annex Nr. 2332.
- 450 Joffre erhält Huguets Mitteilung: Joffre, S. 252.
- 452 «Allseitig in siegreichem Vorgehen»: Kluck, S. 96. «Bewegungsfreiheit... wiederzuerlangen»: ebd.
- 452 Oberst Hentsch in Klucks Hauptquartier: Kluck, S. 97. Meldung vom IV. Reservekorps: ebd. Kuhl: «Weder die Oberste Heeresleitung noch der Stab...»: s. Edmond, S. 292, Anm. 2.
- 453 Gallieni antwortet: «Nirgends»: *Gallieni parle*, S. 57, Anm. 1. Seine Zerstörungsvorbereitungen: *AF*, I, 2, Annex Nr.2494; «...einen leeren Raum»: Hirschauer, S. 228.
- 454 «Nachdem Gallieni vorzeitig angegriffen hat...»: *Gallieni parle*, S. 64; «Goldes wert»: *Carnets*, S. 78, Anm. 3. (Der Autorin scheint es unnötig, alle Lorbeeren für die Marneschlacht entweder Gallieni zuzuteilen, wie es zum Beispiel bei Liddell-Hart in *Reputations Ten Years After* auf Kosten Joffres geschieht, den er zum Narren stempelt, oder Joffre zuzuschreiben, wie General Spears verfährt, der da-

- für Gallieni zum Lügner macht. Wie Poincaré vor langer Zeit sagte: der Ruhm reicht für beide.)
- 454 Ungewissheit wird «ganz und gar zur Qual»: Joffre, S. 252. Telegramm an Mille-  
rand: *AF*, 1, 2, Annex Nr. 2468.
- 454 Wilson bringt Sir John French den Generalbefehl Nr. 6: Wilson, S. 174. Huguet,  
de Galbert und Engländer «lauwarm»: Joffre, S. 253; Bürgermeister von Melun:  
Hirschauer, S. 179.
- 454 «Um jeden Preis»: Joffre, S. 252.
- 454/455 Treffen in Melun: Joffre, S.254; Muller, S. 106; Wilson, S. 174; Spears, S.  
415 ff. Der Satz «sein Herz auf den Tisch legen» stammt von Muller, ebenso die  
Beschreibung Huguets, die im Original lautet: «qui semble, à son habitude, porter  
le diable en terre». (Dieser Ausdruck war den meisten französischen Freunden,  
die ich befragte, nicht vertraut. Man übersetzte ihn mir als: Huguet habe satanisch  
ausgesehen, gelangweilt oder düster. Ich übernahm die letzte Version, da sie mit  
der grössten Sicherheit vorgetragen schien.)
- Spears greift in seiner lebendigen und dramatischen Schilderung des Treffens  
schon wieder zu einem Kunstgriff. Da der Leser nicht den Eindruck erhalten soll,  
als hätten die Engländer nicht kämpfen wollen, behauptet er, Joffre habe die Fahrt  
nach Melun gemacht – eine sechs- bis siebenstündige Wagenfahrt unmittelbar vor  
der entscheidenden Schlacht – um Sir John French für seine Unterstützung zu  
«danken». Unerklärlicherweise zitiert Spears dann folgenden Ausspruch Joffres,  
und zwar «so dringlich vorgebracht, dass niemand widerstehen konnte: ‚Monsieur  
le Maréchal, c’est la France qui vous supplie› Das klingt nicht gerade, als liesse  
es sich mit dem Danksagen vereinbaren.
- 455 «Meine Herren, wir kämpfen an der Marne»: Poincaré, III, S. 136.
- 455 Befehl für den 6. September: *AF*, 1, 2, Annex Nr. 2641.

## Hernach

- 457 Fochs Befehl: Aston, *Foch*, S. 124.
- 458 «Jeanne d’Arc hat die Schlacht an der Marne gewonnen»: Bergson sagte dies bei  
mehreren Gelegenheiten; Chevalier, S. 25, 135, 191, 249.
- 458 Moltke an seine Frau: *Erinnerungen*, S. 385.
- 458 Klucks Erklärung: Interview mit einem schwedischen Journalisten, 1918;  
s. Hanotaux, IX, S. 103.
- 458 Oberst Dupont anerkennt den russischen Anteil: Danilov, *Grand Duke*, S. 57;  
Dupont, S. 2.
- 459 Zahlenmässige Überlegenheit: Die fünf deutschen Armeen, die an der Marne-  
schlacht teilnahmen, umfassten etwa 900’000 Mann, die sich auf 44 Infanterie-  
und 7 Kavalleriedivisionen verteilten. Die Alliierten hatten in sechs Armeen etwa  
1’082’000 Mann, aufgeteilt in 56 Infanterie- und 9 Kavalleriedivisionen: *AF*, I, 3,  
S.17ff.
- 459 «Wenn wir ihn im Jahre 1914 nicht gehabt hätten»: Aston, *Foch*, S. 125.
- 460 Die Taxis: Clergerie, S. 134-145; *Gallieni parle*, S. 56.
- 461 «Für diese Generation waren alle grossen Worte ausgestrichen»: D.H. Lawrence  
in *Lady Chatterley*.

## Namen- und Sachregister

- Aarschot 342 f.  
Abdul Hamid II. 151  
Adelbert, Oberst 204 f., 237 f., 251, 274  
Adria 155, 157, 159 f., 165-167  
Agadir 46, 84, 88, 96, 210  
Aisne 272, 360, 382, 396, 402, 422, 460  
Albert, König von Belgien 8 f., 32, 111 f., 115-120, 122 f., 124, 137f., 187-189, 192, 194, 203 f., 207, 211, 222, 228, 237 f., 240, 274, 337  
Alexander III., Zar 14, 67  
Alexandra, Königin 8, 20  
Alexandre, Oberst, Adjutant Joffres 48, 385 f., 401  
Alfons XIII., König von Spanien 8  
Algeciras 84  
Alix, Nichte Eduards VII. (Zarin Alexandra Fedorowna) 10, 14 f., 69, 71, 73, 284  
Allenby, General Edmund 270, 375  
Allenstein 286, 312 f., 315, 320 f., 323  
Altkirch 200  
Altschiller, österreichischer Agent 70  
Alvensleben, Gräfin 119  
d'Amade, General 246, 372, 376, 401  
Amiens 212, 214f., 218 f., 233, 359, 371 f., 391, 396, 401, 407-409, 437  
Anastasia, Gemahlin des Grossfürsten Nikolai 73  
Andenne 330f.  
Angell, Norman 16 f., 130  
Angerapp 75, 292-294, 314  
Antwerpen 42, 50, 55, 60, 118, 180, 187-189, 194, 204, 212, 214, 218, 237 f., 240, 264 f., 274, 335, 356, 378, 382, 391, 409, 416, 460  
Aosta, Herzog von 9  
Ardennen 31, 34, 49, 54, 57, 91, 176, 195 f., 203, 213, 223-227, 238, 246 f., 250-253, 255, 257 f., 260, 265, 268, 273, 277, 384, 406, 426  
Ardennes 242  
Ariadne, leichter Kreuzer 357  
Arras 437  
Artomonow, General 313, 316, 322  
Asquith, Herbert Henry 59 f., 102, 104f., 108, 125 f., 128, 130f., 143-145, 162 f., 172, 208, 218, 352, 407 f., 410-413, 454  
attaque brusquée 43, 255  
Aube 424, 432  
Axon, Dr. 356  
Baden, Grossherzog von 9  
Bakunin, Michail 69  
Balfour, Arthur James 53, 125 f., 145, 350  
Baranowitschi 284, 303, 313  
Barchon, Fort 185  
Bar-sur-Aube 401, 444, 447  
Bassompierre, Baron de 110-112, 114f.  
Bastogne 91  
Battenberg, Prinz Louis von 104, 163  
Battice 184  
Baudouin, Neffe König Leopolds von Belgien 115  
Bauer, Oberst 229, 417  
Bazeilles 362  
Beauchamp, Lord 127  
Beaverbrook, Lord 108  
Becker, Monseigneur de 336  
Bécourt, Hauptmann 384  
Beifort 37, 49, 57, 201, 250, 339, 405  
Belgische Armee 31-33, 113, 117 f., 120 f., 123, 127, 129, 135, 138, 180-183, 185, 187-189, 192-194, 204 f., 226 f., 237 f., 240-242, 251, 260, 264, 268, 335  
Belgische Neutralität 25 f., 28 f., 31 f., 53, 62f., 90, 100, 103, 107, 110-114, 117, 119 f., 126, 134 f., 137, 141 f., 177, 179 f., 212, 219, 338, 442  
Belgischer Vertrag von 1839 26, 130, 132, 142  
Belin, General 224-226, 371, 400, 424, 449  
Below, General Otto von 293f., 298-300, 303, 306f., 309, 313, 315, 319-321  
Below-Saleske, Claus von 110-112, 114, 121, 123, 135  
Bergson, Henry 39, 329, 457 f.



Berlin 12, 20, 32, 39, 48, 55, 60, 65, 67, 71, 73 f., 81 f., 84, 86, 91, 96, 104, 110, 118, 120, 122, 131, 137, 140, 142, 147, 153, 192 f., 205, 228, 245, 280, 296, 302f., 311, 334, 336, 346, 405, 411, 440

Berliner Tageblatt 86, 143

Bernhardi, Friedrich von 13, 16-18

Berthelot, General Henry-Mathias 224-226, 234, 239, 246, 398, 424, 444

Berthelot, Philippe 194

Bertie, Sir Francis 100, 413

Bethmann Hollweg, Theobald von 60, 81 f., 84-86, 90, 93, 113, 118, 122, 133, 140-142, 145, 153, 328, 338 f., 347 f.

Beyens, Baron 118 f., 137

Birkenhead, Lord 108, 407, 411

Bismarck, Fürst Otto von 11, 14, 26, 31, 37f., 79, 87, 140, 345

Björkö, Vertrag von 15

Black Prince, englischer Kreuzer 166f.

Blagoweschtschensky, General 311, 315

Blockade 344-346, 348-351, 353, 355-358

Bloem, Walter 313, 334

Blücher, Fürst 86, 425

Blücher, Fürstin 301, 334, 440

Boë, General 266

Bogadir, Kohlenschiff 169

Bonneau, General 199-201, 371

Bosporus 151, 165

Bouillet, Georges 197

Boulangier, General Georges 43

Boulogne 58, 62, 240, 275, 339, 431

Boxeraufstand 13, 110, 285

Bray 446

Brécard, Oberst 189

Breslau, leichter Kreuzer 151, 155-157, 160-163, 165, 168-174, 344

Brialmont, Henri 176 f.

Briand, Aristide 95, 369f., 454

Bridges, Major Sir Tom 329f., 390

Brienne-le-Château 425

Briey 245, 252 f., 258, 339, 371

Britisches Expeditionskorps 33, 57-59, 133, 144 f., 189, 208 f., 213-216, 218-220, 227, 233 f., 236, 259, 264, 274, 278, 281, 341 f., 344, 347, 359, 372f., 375, 377 f., 385, 387, 390 f., 395, 397 f., 400, 407-410, 414, 418, 420, 431, 434, 446, 452, 460

Britling 408

Brooke, Rupert 327 f.

Broqueville, Comte de 111, 113-115, 120-122, 138, 237

Brüssel 25, 28, 31, 34, 50, 91, 110, 113, 116, 123 f., 135, 137f., 180, 182, 188, 193f., 203-205, 216, 237-240, 242-245, 262 f., 265, 334-336, 352, 381-383, 416, 423, 440, 453

Bülow, Fürst Bernhard von 11 f., 15, 29, 31f., 85

Bülow, General Karl von 176, 228, 235, 237, 239-242, 259-261, 265-268, 270, 272, 300f., 311, 330f., 346f., 379-382, 395, 399-401, 412, 415-420, 422, 435-437, 445, 453, 457 f.

Bülow, Generalmajor Karl Ulrich von 184

Burenkrieg 16, 45, 54, 72, 102, 212f., 217, 411

Burns, John 107, 125, 130

Caillaux 95

Calais 58, 240, 259, 264, 339

Callwell, General 217

Cambon, Jules 119, 130

Cambon, Paul 12, 61, 63, 96, 100, 106-108, 125, 145

Cambrai 379, 407, 437

Campbell-Bannerman, Sir Henry 54, 59, 106

Cannae, Schlacht bei 28 f., 56, 249, 382, 384

Carnet B 97

Castelnau, General Noël de 36, 47f., 50f., 57, 62, 195 f., 221, 223, 227, 245, 247-250, 257, 359, 372, 383, 394 f., 448

Cernay 201

Chamberlain, Joseph Hf.

Charleroi 50, 54, 180, 203, 223, 239, 247, 259-261, 265-268, 270, 275-278, 331 f., 352, 360, 364, 400, 437, 459

Château-Salins 221, 223

Château-Thierry 382, 440

Chatham, leichter Kreuzer 159f.

China 13, 110, 289

Churchill, Winston 59 f., 102, 104 f., 107 f., 115, 125 f., 130, 152-154, 157-160, 162 f., 167 f., 171, 173, 208, 210, 214, 218, 281, 341, 343 f., 346, 348, 357, 413

Clarke, Sir George 52f.

Clausewitz, Karl von 17, 25, 28-31, 35, 40f., 104, 106, 130, 209, 234, 286, 295, 330, 349, 400

Clemenceau, Georges 13, 40, 95, 97, 369, 460

Clergerie, General 433 f., 443 f., 460

Clezentaine 384

Cobb, Irwin 328

Coburg, Grossherzog von 9

Compiègne 50, 396 f., 410, 414f., 419f., 423, 431

Conduite de la Guerre (Foch) 40

Connaught, Herzog von 7

Courant, Rotterdam 337  
 cran, le 42., 56, 200f., 258, 277, 406  
 Creil445  
 Crewe, Lord 108  
 Cromer, Lord 209  
 Curragh-Meuterei 103, 209, 213  
 Czernin, Graf 135

Daily Chronicle, London 337, 352  
 Daily Mail, London 202  
 Daily Telegraph, London 16  
 Danilo, Kronprinz von Montenegro 9  
 Danilow, General 281, 313 f.  
 Dardanellen 152, 164f., 168-173, 461  
 Darwin, Charles 17  
 Davignon, Jules 111-113, 121-123  
 Davis, Richard Harding 335 f.  
 Defence, Kreuzer 166f.  
 Deklaration von London 349-351  
 Delbrück, Hans 38 f.  
 Delcassé, Théophile 369 f.  
 Demblon, Célestin 206  
 Derby, Lord 129  
 Deutsche Revue 56  
 Deutsch-österreichisches Bündnis 26, 79  
 Deutsch-türkischer Bündnisvertrag 151-154  
 Deuxième Bureau 49, 51, 197, 217, 277 f.,  
 432  
 Dicke Bertha 192  
 Dinant 196, 224, 226, 228, 239, 242, 268,  
 332 f.  
 Djemal Pascha 154  
 Dommes, Major 231 f.  
 Dosch, Amo 335  
 Douglas, Sir Charles 214  
 Doumergue, Gaston 369, 370, 403 f.  
 Dover 58, 105, 214, 409, 413  
 Doyle, Conan 20  
 Dreibund 8, 92, 139, 157  
 Drei-Kaiser-Bund 15, 68  
 Dresden, Kreuzer 344  
 Dreyfuss, Alfred 394  
 Dreyfuss-Affaire 37, 44 f., 47  
 Dubail, General 45 f., 57 f., 65, 195, 197,  
 199, 201, 221-223, 245, 247 f., 359, 370,  
 383, 394, 444, 459  
 Dublin, Kreuzer 163f., 166  
 Dünkirchen 240, 264, 339  
 Duke of Edinburgh, Kreuzer 166 t  
 Dupont, Oberst 458  
 Duruy, Major 240, 262, 268

Ebener, General 99, 365 f., 385, 426  
 Echo de Paris 45

Eckardstein, Baron 12, 35  
 Eduard VII. 7-16, 18-21, 84, 158, 212f., 347  
 Eggeling, Hauptmann von 81  
 élan vital 39, 197, 204, 221, 233, 246, 258,  
 279, 363, 429, 458  
 Elisabeth, Königin von Belgien 112, 115, 137  
 f., 222, 356  
 Elsass 12, 34, 38, 49, 85, 124, 175, 195, 199,  
 201 f., 221, 231, 245, 339, 364, 371  
 Elsass-Lothringen 27, 37, 73, 340, 346  
 Eslt, Baron van der 112-114, 116, 121  
 Emden, Kreuzer 344, 349  
 Emmich, General Otto von 110, 135, 176, 180,  
 182 f., 185-187, 192, 195, 206f.  
 Ena, Königin von Spanien 10  
 Engerland, Fernand 400  
 Englisch-französische Entente 11 f., 54, 56,  
 106, 125, 145  
 Englisch-französisches Flottenabkommen  
 60f., 104, 108f., 124f., 129  
 Englisch-französische Gespräche 54, 60, 106,  
 129, 446  
 Englisch-französische Spannungen 235 f., 275,  
 395, 410 f., 450  
 Englisch-französische Vorkriegspläne 53,  
 56-58, 60, 62, 106, 208, 215  
 Englisch-japanisches Bündnis 14, 18, 75, 447  
 Englisch-russische Flottengespräche 35, 64f.  
 Englisch-russische Verständigung 14, 68  
 Enver Bey 151-153, 155, 165, 171  
 Épernay 382  
 Épinal 37, 249 f., 382 f., 424  
 Erzberger, Matthias 89, 140, 337-339, 347  
 Esher, Lord 16, 21, 52f., 55, 60, 62, 106,  
 210, 212 f., 391  
 Esher-Ausschuss 52, 54, 72  
 Etienne, ehemaliger Kriegsminister 46  
 Eugenie, Kaiserin 42, 368  
 d'Evègne, Fort 186  
 Eyschen, Staatsminister von Luxemburg 91  
 Eysden 332

Fabre, Albert 415  
 Fagalde, Hauptmann 427 f., 432  
 Falkenhayn, General Erich von 118, 442  
 Fall 3, Alternativplan der OHL 250  
 Fallières, Armand 41  
 Feldmann, Leutnant 91, 108  
 Ferdinand I., König von Bulgarien 8  
 Fichte, Johann Gottlieb 29  
 Figaro, Paris 18, 96  
 Fisher, Admiral Sir John 20, 52, 55, 59f., 158  
 f., 209, 341-343, 345, 391

Flandern 28, 31, 36, 39, 42, 49, 194, 460  
 Fleron, Fort 186  
 Flottenprogramm von 1900 10, 346  
 Foch, General Ferdinand 39-42, 48, 56f., 62,  
 73, 99, 197 f., 223, 248 f., 253, 255, 383 f.,  
 386, 401, 405 f., 438, 444 f., 447 f., 450,  
 457 f., 460  
 Foch, Leutnant Germain 384  
 Fournier, General 203 f.  
 Franchet d'Esperey, General Louis 267 f., 399,  
 438 f., 445-450, 452, 457, 459  
 François, General Hermann von 289-294, 298-  
 300, 303, 305, 308-310, 312, 316, 318-320,  
 322, 324, 435  
 Frankenau 306  
 Franktireure 184, 241, 248, 333, 382  
 Franz Ferdinand, Erzherzog von Österreich 9,  
 79  
 Franz Joseph, Kaiser 9, 31  
 Französisch-russisches Bündnis 14, 26, 65, 68,  
 98f., 129, 280  
 Französisch-russischer Vertrag 139  
 French, Sir John 16, 54, 59, 62, 103, 208f.,  
 212-219, 233-237, 245, 251, 259, 261-264,  
 266, 270f., 273, 275, 372-374, 377-379,  
 385, 387, 390f., 395-398, 400, 409-414,  
 418, 430f., 437 f., 445-450, 454f.  
 Friedrich II. von Preussen 27, 32, 131  
 Friedrich, König von Dänemark 8  
 Frögenau 319 furor Gallieni 39  
 furor Teutonicus 119  
 Fushimi, Prinz 9  
  
 Gaiffier, Baron de 112, 115, 123  
 Galbert, Hauptmann de 454  
 Galet, General Emile 116, 118, 120, 180  
 Gallieni, General Joseph-Simon 45-47, 173,  
 195, 198, 202, 225 f., 228, 253, 365-367,  
 369-371, 392-394, 401-404, 425-427, 429f.,  
 432-434, 440, 442-446, 448-450, 453f.,  
 457, 459f.  
 Gallipoli 174, 214  
 Gambetta, Léon 37  
 Gaston-Charlin 9  
 Gaulle, Leutnant Charles de 226  
 Gauthier, Dr. 95, 160 f.  
 Gemmenich 135  
 General, deutsches Schiff 160, 170  
 Gent 180  
 Georg V. von England 7f., 18-20, 90, 103, 124,  
 132, 143, 213, 216f., 413  
 Georg, König von Griechenland 8  
 Gerard, James Watson 193  
 Gette 180, 188, 237 f., 240, 242  
 Gibson, Hugh 216, 336, 440  
 Gilberti, Hauptmann 399  
 Girodon, Oberst 432 f.  
 Givet 113, 196, 224, 226, 267, 269, 382  
 Gladstone, William E. 26, 102, 127-129, 152 f.  
 Gloucester, leichter Kreuzer 164-170  
 Gneisenau, Kreuzer 344  
 Goeben, Kreuzer 151, 155-174, 219, 227, 344  
 Goldap 294  
 Goschen, Sir Edward 142f.  
 Gough, General 103, 390  
 Grahames, Kenneth 345  
 Grand Fleet, Kreuzer 342-344  
 GQG (Grand Quartier Général) 197-199, 201,  
 204 f., 225-228, 234-236, 239, 246, 251 f.,  
 255, 257 f., 260, 263 f., 267-270, 277, 359,  
 364 f., 367, 374 f., 377-379, 386 f., 393,  
 395, 398, 400-404, 412, 423 f., 427 f., 430  
 f., 436-438, 443f., 449f., 453-455  
 Grand Couronné 221, 231, 248f. 360, 383f.  
 Grandmaison, Oberst 41 f., 66  
 Grey, Sir Edward 19, 54, 59, 61, 64, 84, 86f.,  
 91, 100, 102-104, 106-110, 112f., 124-130,  
 133-135, 137, 142, 145, 154, 162 f., 208,  
 211, 213, 349, 352 f., 355, 413  
 Grierson, General Sir James 53-55, 57, 209,  
 214, 236, 264  
 Grouard, Oberst 51  
 Grünert, Generalmajor 296, 298, 300, 302, 309  
 Guerre éventuelle, La (Grouard) 51  
 Guesde, Jules 403 f.  
 Guise 50, 385, 396, 399-402, 410, 412, 415,  
 419, 431, 437  
 Gumbinnen 289-295, 298 f., 308, 312 f.  
 Gurko, General 285 f.  
 Gutschkow, Kriegsminister 326  
  
 Haager Konvention 161, 243  
 Haakon, König von Norwegen 8  
 Hache, General 448  
 Haelen 204, 275  
 Haig, Generalleutnant Sir Douglas 209, 213 f.,  
 216 f., 235, 270, 274, 374-378, 390, 395,  
 400, 410  
 Haldane, Lord Richard 54, 56f., 59-61, 102f.,  
 106, 108, 126f., 131 f., 145, 208, 214, 346  
 Hamilton, General Sir Ian 66, 203, 214, 247  
 Hannapel, Oberst 248  
 Harcourt, Lewis 107

Hardie, Keir 130  
 Harnack 338  
 Hauptmann, Gerhart 337 f.  
 Hausen, General Max Klemens von 176, 239, 242, 260f., 265, 267f., 301, 332 f., 361, 380-382, 399, 417, 420, 422, 436-438, 457  
 Haussmann, Conrad 141  
 Heeringen, General Josias von 141, 180, 222  
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 29, 39, 54  
 Heinrich, Prinz von Preussen 9, 132  
 Heinrich, Prinzgemahl der Königin von Holland 9  
 Helfferich, Minister 441  
 Helgoland 55, 342, 344, 409  
 Hely d'Oissel, General 204, 224, 235, 266, 439  
 Hennion, Polizeipräfekt 427  
 Hensch, Oberst 452, 455, 457  
 Herrick, Myron 134, 428 f.  
 Hessen, Grossherzog von 9  
 Highlander, Gordon 377  
 Hindenburg, Paul von Beneckendorff und 300-303, 305 f., 308-310, 316, 319, 322, 324f.  
 Hirschauer, General 364 f., 369, 371, 393, 431, 434, 453  
 Hirson 49, 62, 195  
 Hochberg, Graf 131  
 Hoffmann, Oberst Max75 f., 203, 288-290, 295 f., 298-300, 302 f., 307-310, 316, 324f.  
 Holstein, Friedrich von 11 f.  
 Hornby, Rittmeister 263  
 Hötzendorff, Franz Conrad von 35, 88, 147, 178 f., 185  
 House, Oberst Edward 356  
 Hugo, Victor 37  
 Huguot, Oberst 53 f., 57 f., 62, 215, 217, 233, 235, 378 f., 385, 431, 445, 449 f., 454  
 Humperdinck, Engelbert 338  
 Huy 203 f., 226, 228, 235, 237  
  
 L'Illustration 198 f.  
 Indefatigable, Kreuzer 155, 159 f., 162-164, 168, 170  
 Indomitable, Kreuzer 155, 159f., 162-164, 168, 170  
 Inflexible, Milnes Flaggschiff 155 f., 158 f., 164, 168, 170  
 Ingenoh'l, Admiral Friedrich von 347  
 Insterburg 75, 286, 289, 294, 303  
 Irwin, Will 276  
  
 Iswolsky, russischer Aussenminister 14, 18, 97-99  
 Italien 92, 139, 143, 155, 157, 160, 164, 174, 349  
  
 Jagow, Gottlieb von 81, 84, 86, 90, 113, 133, 137, 141  
 Januschkewitsch, General 281, 313  
 Japan 10, 18, 75, 88, 143 f., 177, 289, 382  
 Jaurès, Jean 50, 97, 225  
 Jawus, – Goeben – unter türkischer Flagge 172  
 Jellicoe, Admiral John 145, 158f., 343 f.  
 Jemappes 272  
 Jilinsky, General 65 f., 281, 286 f., 291, 303-306, 312-315, 318, 320, 323, 325 f.  
 Joffre, General Joseph Jacques-Césaire 45-50, 57, 61 f., 65, 95-99, 131 f., 139, 180, 188f., 194-202, 204, 211-213, 224-227, 234, 237-240, 243, 245 f., 248, 250-252, 255, 257-261, 269 f., 273, 276-278, 281, 303, 359 f., 363-369, 372, 378 f., 385-387, 390, 393-398, 400-406, 410-413, 423-426, 428, 430-432, 434, 436-440, 442-450, 453-455, 459 f., 462  
 Jungtürken, Revolution der 151  
 Jussuf, Prinz 9  
  
 Kaiser-Wilhelm-Kanal, Verbreiterung des 35 - Kapellen – in der französischen Armee 48, 204, 390, 424  
 Karl, Prinz, Bruder des Königs von Schweden 9  
 Karlsruhe, Kreuzer 344  
 Kelly, Kapitän Howard 164, 166, 168  
 Kelly, John 1631  
 Kersten, Generalmajor 302  
 Kielmansegg, Major Graf 380  
 Kitchener von Khartum, Lord 20, 126, 131f., 145, 173, 180, 208-215, 217-219, 233 f., 236 f., 243, 261-264, 275, 3731, 385, 391, 397, 409-414, 430  
 Kleisf., Major von 331  
 Kliujew, General 313, 315, 321 f.  
 Kluck, General Alexander von 118, 176, 193, 206, 216, 219, 228, 237, 239-244, 259f., 264f., 268, 270-273, 275, 301, 331, 333-335, 359, 365, 372-374, 376 f., 379-382, 387, 391, 399-401, 414-420, 422 f., 426, 428, 431-436, 438, 440-445, 448-450, 452 f., 455, 457 f., 461  
 Knox, Major 316, 320  
 Kokowzow, russischer Ministerpräsident 67  
 Kolmar 38, 195, 202

- Köln, leichter Kreuzer 357  
Kondratowitsch, General 313  
Königsberg 74 f., 286, 288, 294, 298, 302 f., 305, 314f.  
Königsberg, Kreuzer 349  
Konstantinopel 14, 68, 151-153, 156, 159, 161 f., 165, 168-170, 172-174, 369  
Konterbande 349-352, 354, 356  
Kotzebue, Fürst 73  
Krafft von Delmensingen, General 231 f., 350  
Kress, Oberstleutnant von 171  
Krimkrieg 14, 64, 153, 218, 274  
Kropotkin, Prinz 69  
Kruppwerke 114, 177-179  
Kuhl, General von 133, 440, 453  
Kuropatkin, General Alexei 282
- Laguiche, General Marquis de 326 Landrecies 374 f.  
Langle de Cary, General Fernand de 227, 238, 246, 253, 255, 257 f., 268 f., 273, 360, 362, 384, 395, 401, 406, 444  
Lanrezac, General Charles 180, 195 f., 198, 203 f., 208, 223-229, 233-240, 245, 259-262, 264-271, 274f., 278, 362, 372f., 379, 384-387, 395-401, 410, 412, 415, 418, 425, 431, 435-439, 441, 446, 459  
Lansing, Robert 352, 356  
Laon 386, 396, 400, 437  
Lapeyrière, Admiral Boué de 161 f.  
Lawrence, D.H. 461  
Lebas, General 36, 51  
Leman, General Gérard 180f., 187, 192, 206f.  
Le Cateau 219, 236, 270f., 373-379, 407  
Le Havre 58, 62, 216, 240, 275, 342, 391, 431  
Lemberg 325  
Leopold I. von Belgien 111  
Leopold II. von Belgien 31f., 115 t  
Leopold III. von Belgien 138, 176  
Lepic, Hauptmann 423  
Libre Beige, illegale Zeitung 184  
Lichnowsky, Fürst Karl Marx 86 f., 91, 107, 122, 127f., 130, 144  
Lille 33, 36 f., 51, 279, 372, 437  
Limogés, suspendierte Offiziere 201, 277  
Lloyd George, David 59, 103, 105-107, 125, 127 f., 147, 212  
Löbau 316, 318  
Loncin, Fort 187, 206 f.  
London 18, 58, 86, 91, 100, 126, 132, 169, 192, 278, 355, 398, 408 f., 411, 453  
Longwy 252f., 256-259, 333, 339
- Lothringen 12, 34, 38, 42, 50, 57, 131, 195, 221-223, 229-231, 245, 247-252, 257, 277, 359, 371, 382-384, 394, 406, 426, 441, 444  
Löwen 180, 187 f., 203 f., 237 f., 333-338, 356, 437  
Ludendorff, General Erich 179, 186f., 192 f., 199 f., 207, 299-303, 305 f., 308-310, 313, 316, 318-320, 322, 324 f., 333, 400  
Lüttich 28, 34, 50, 110, 135, 137, 147, 1751, 180-189, 192-195, 200, 202-207, 211, 215-217, 219, 224, 228, 231, 235, 237, 239, 249, 262, 279, 299f., 310, 324, 330-332, 334, 367, 383, 392, 419  
Lüttwitz, General von 335 f.  
Luxemburg 34, 42, 49, 87, 90, 92, 94, 108, 110, 123, 139, 182, 256, 416, 435, 440, 452
- Maas 28, 34, 44, 50, 53, 57, 59, 135, 175 f., 180, 182f., 188, 196, 198, 202-204, 211, 218, 223, 225 f., 228 f., 231, 235, 237-239, 247, 249, 252, 257, 259-261, 267-269, 278, 330, 332, 360, 362, 384, 395, 406  
Macdonogh, Oberst 446 f.  
Mackensen, August von 293 f., 298-300, 303, 306f., 309, 313, 315, 319f.  
MacMahon, General 368  
Macready, General-Adjutant beim Expeditionskorps 397 f.  
Mahan, Admiral Alfred Thayer 104, 345-347, 349  
Mainz, leichter Kreuzer 357  
Malines 237, 335  
Malplaquet 111, 263  
Malta 155, 159, 164, 166, 168f., 172  
Malvy, französischer Innenminister 97  
Mangin, General 268, 275  
Manuel II., König von Portugal 8  
Marchand, Major 187  
Marguerite, General Jean-Auguste 39  
Maria Fedorowna, Kaiserinwitwe von Russland 9, 21  
Marie, Königin von Rumänien 10  
Marie von Hohenzollern-Sigmaringen, Prinzessin 112  
Marianne 272  
Marie 385, 387, 397  
Marne 40, 52, 197 f., 326, 360, 382, 400 f., 409, 420, 423-425, 427, 431 f., 434-436, 438, 440 f., 443 f., 447, 449 f., 452, 454 f., 457-461  
Marokkokrise 16, 44, 55  
Mars-la-Tour 62  
Martos, General 305 f., 313, 315, 321 f.

Marwitz, General Georg von der 176, 182, 205  
 Mas de Latrie, General 436, 439, 448  
 Masurische Seen 74, 76, 286, 302, 325  
 Mathilde, Prinzessin 381  
 Matschagowsky, Generalmajor 321  
 Maubeuge 37, 58, 62, 195, 203 f., 212, 218 f.,  
 227, 265, 380, 382, 437  
 Maud, Königin von Norwegen 10  
 Maud'huy, General 383 f., 448  
 Maunoury, General Michel-Joseph 257, 371 f.,  
 395-397, 401 f., 415, 418, 425-427, 434,  
 442f., 445, 447-450, 452 f., 457  
 Maurice, Oberstleutnant Frederick 397  
 Max, Prinz, Herzog von Sachsen 380-382  
 McDonald, Ramsay 14, 130  
 McKenna, Reginald 59  
 McKenna, Stephen 330  
 Mecklenburg-Schwerin, Grossherzog von 9  
 Mecklenburg-Strelitz, Grossherzog von 9  
 Melotte, Major 51, 119f.  
 Melun 394, 445, 447, 449, 454  
 Mesopotamien, Feldzug in 174  
 Messimy, Adolphe 44-46, 95-98, 108, 137,  
 160f., 188, 198, 221, 225 f., 229, 239, 246,  
 258, 276, 281, 364-371, 375, 425 f.  
 Messina 157, 159-166, 170  
 Mettet 264-267  
 Metz 12, 29, 34, 36 f., 49, 62, 195, 230, 248,  
 383, 394  
 Metz-Thionville 49, 253  
 Mézières 437  
 Michael, russischer Grossfürst 9  
 Michel, General 42-46, 49, 58, 60, 364-366,  
 370  
 Midilli, – Breslau – unter türkischer Flagge  
 172  
 Millerand, Etienne-Alexandre 369 f., 402-404,  
 413, 425-429, 454  
 Milne, Admiral Sir Archibald Berkeley 157-  
 160, 162-164, 166-170, 172, 174, 212  
 Moltke, Feldmarschall Helmuth von 30, 37,  
 50, 84, 87, 89, 140  
 Moltke, General Helmuth von 30, 34f., 51, 56,  
 76, 81, 86-91, 94, 107 f., 113, 118-120, 122,  
 131-133, 137, 147, 178-180, 185, 193, 197,  
 203, 215, 229-231, 250, 288, 294, 296, 298-  
 301, 311, 324, 352, 382, 400, 416f., 419,  
 422, 440-442, 450, 452, 458 f.  
 Moltke, Kreuzer 157  
 Mons 180, 216, 2191, 247, 259f., 262, 265 f.,  
 268, 270, 275 f., 352, 363, 373, 377, 391,  
 407 f.  
 Montmédy 253  
 Montowo 308, 318  
 Moore, Arthur 407  
 Morgen, General 203 f., 294, 298, 303, 310,  
 324  
 Morgenthau, Henry 170  
 Morhange 221, 223, 247-250, 256, 277  
 Morley, Lord 102 f., 105, 107, 125, 130  
 Mortagne 383  
 Mosel 199, 230, 249f., 360, 382, 394, 417 f.,  
 431, 441f., 453, 459  
 Mülhausen 195, 199-201, 215, 245  
 Müller, Admiral von 347  
 Muller, Hauptmann 444  
 Münster, Fürst von 86  
 Münster, Graf 380  
 Münsterberg, Hugo 355  
 Murray, Sir Archibald 209, 217, 219, 233, 273,  
 372, 374, 379, 397, 413, 445-450, 454f.  
 Myasudew, Oberst 70 f.  
 Namur 34, 42, 50, 54, 57, 113, 176, 180, 188,  
 196, 204, 223 f., 228, 235, 237, 239f., 251,  
 259-262, 268 f., 278, 300, 303, 311, 330 f.,  
 367, 379, 391f., 420  
 Nancy 48, 195, 197, 221, 280, 248 f., 257, 383,  
 394, 417, 424, 441, 453  
 Napoleon 1.13, 27, 32, 64, 106, 111, 425  
 Napoleon III. 10  
 Nation in Waffen, Die (von der Goltz) 29, 43  
 Neidenburg 305 f., 315, 320, 322f.  
 Neufchâteau 196, 203, 227, 253, 255 f.  
 Nicolson, Sir Arthur 108  
 Nietzsche, Friedrich 13, 29  
 Nikita, König von Montenegro 73  
 Nikolai, Grossfürst 62, 68, 72 f., 280-282, 284,  
 288, 314, 325  
 Nikolaus II., Zar 10, 13-15, 65, 67-69, 71, 73,  
 97 f., 107, 213, 280f., 284, 288, 322, 326,  
 340, 370  
 Nimy 271f.  
 Nomency 248 f., 394  
 Northcliffe, Lord 215  
 Noyon 50, 374, 377 f., 419, 460  
 offensive à outrance 41, 66, 117, 223, 247,  
 303, 397, 429  
 OHL (Oberste Heeresleitung) 192, 229-232,  
 240f., 248-250, 257, 265, 267, 294, 296,  
 299-302, 310f., 330, 348, 373, 379-383,  
 401, 411, 416f., 419, 422, 435 f., 440t

Oise 28, 50, 375, 399, 401, 410, 414, 426, 428  
   Onhaye 268 f., 275  
 Oppersdorff, Graf 131  
 Orlau 306  
 Orléans, Königshaus der 9f.  
 Ostende 240, 264, 357, 391, 416  
 Ostpreussen 27, 34, 66, 74-76, 81, 222, 229,  
   277, 282, 285-291, 296, 300, 302, 311, 313,  
   318, 325, 435, 441  
 Page, Walter Hines 355  
 Pakt von London 338  
 Paléologue, Maurice 69, 73, 92, 276, 280, 282,  
   340  
 Palmerston, Lord 25 f., 127 pantalon rouge  
   258, 372  
 Panthersprung nach Agadir 44, 58, 61  
 Paris 8, 12, 25, 28, 34, 38 f., 46, 60, 91, 94, 97,  
   99f., 107, 118, 121, 125, 130, 158, 160,  
   184, 192, 197f., 202, 226, 233, 240f., 261,  
   282, 303, 331, 333 f., 352, 359 f., 364 f.,  
   367 f., 370f., 374, 380-383, 385, 387, 392-  
   394, 396-398, 401-407, 409-411, 413-415,  
   418-420, 422-432, 434f., 440-443, 445 f.,  
   449-451, 453, 4571, 461  
 Pau, General Paul Marie 45-47, 1391, 196,  
   201, 221, 245  
 Péguy, Charles 52  
 Pendezac, General 50  
 Penelon, Oberst 402, 428  
 Pétain, Marschall Henri Philippe 387, 438  
 Petersburg 69, 81, 92, 131, 276, 280f., 284,  
   303, 313, 340  
 Pichon, Stéphan 9, 19  
 Plan sechzehn 48  
 Plan siebzehn 48-51, 65, 189, 195f., 204, 223,  
   226, 239, 245, 248-251, 270, 273, 276, 278,  
   372, 397, 424, 459, 461  
 Plan W 62f.  
 Pless, Fürst von 86  
 Pohl, Admiral von 347 f.  
 Poincaré, Raymond 65, 94-99, 119, 134, 139,  
   160, 173, 188, 198, 202, 204, 225, 233f.,  
   236f., 279, 282, 364, 366, 368-370, 387,  
   393, 402f., 405, 412, 4271, 443, 454  
 Pola 155, 157, 164f.  
 Pont, Oberst 423, 443 Pontisse, Fort 205 f.  
 Potowsky, General 316, 322 f.  
 Pourtalès, Graf Friedrich von 81, 92  
 Principes de la Guerre, Les (Foch) 40  
 Prittwitz und Gaffron, Generalleutnant 288-  
   292, 294, 296, 299, 301 f., 310, 318, 400,  
   411  
 Punch 103; 329  
 Raffenel, General 256  
 Rasputin 69 f., 73, 326  
 Reims 396, 398, 401, 437, 440  
 Reinbot, General 284  
 Rennenkampf, General Pawel K. 285-287,  
   289-295, 2981, 303, 305-310, 312, 314-  
   316, 318-320, 323-325  
 Repington, Oberst Charles A`Court 53, 66  
 Reshadieh, türkisches Schlachtschiff 154  
 Reval 13-15, 213  
 Rhein 36, 39, 43 f., 48, 65, 133, 175, 194 f.,  
   200, 228  
 Ribot, Alexander 370, 403  
 Robb, Generalmajor 397  
 Roberts, Lord 20, 128, 210, 212, 214  
 Robertson, General Sir William 53f., 373, 411  
 Rocroi 362, 380  
 Röntgen, Wilhelm 338  
 Rolland, Romain 337  
 Rominten 70, 74, 286, 294  
 Rondoney, General 256  
 Roosevelt, Theodore 8f., 12 f., 44, 85, 115  
 Rossignol 256, 277  
 Rouen 58, 62, 216, 240  
 Ruffey, General 196, 238, 253, 255, 257, 262,  
   371, 395, 406  
 Rumänien, Kronprinz von 9  
 Rumpler-Taube 405  
 Rupprecht, Kronprinz von Bayern 9, 222,  
   230-232, 237, 240f., 245, 248-250, 256ff.,  
   259, 359 f., 371, 382f., 394, 417 f., 441,  
   452, 459  
 Russisch-japanischer Krieg 15, 64, 66f., 71-  
   73, 75, 79, 167, 203, 247, 281 f., 285 f.,  
   304, 309, 342  
 Ryckel, Oberst de 120f.  
 Saarburg 221, 223, 247, 249, 256  
 Sachsen, König von 9  
 Sachsen, Kronprinz von 380  
 Sachsen-Coburg, Herzog von 9  
 Sachsen-Coburg-Gotha, Herzog von 9  
 Sackstrategie 222, 230f.  
 Saint-Avoid 230 f.  
 Salisbury, Lord 153  
 Sambre 223, 225-228, 234, 236, 238-240,  
   245, 247, 251, 259-261, 265, 267-269, 271,  
   277, 360, 362-364  
 - Sambre et Meuse -, Kriegslied 200, 239,  
   399  
 Samsonow, General Alexander 286 f., 289-  
   292, 298, 303-316, 319-325, 405  
 Sarajewo 151f., 156  
 Sarraill, General Maurice 256, 406

Sarraut, General 406  
 Sasonow, Sergej 69, 92, 172, 313, 340  
 Scapa Flow 105, 342-344  
 Scharnhorst, Kriegsschiff 133, 344  
 Schlieffen, Graf Alfred von 25-35, 42, 55 f., 75 f., 87, 179, 188, 211, 222, 228-230, 252 f., 259, 279, 301, 349, 360, 382 f., 417, 442, 460t  
 Schlieffenplan 28 f., 33, 48 f., 75, 222, 228, 230, 310, 376, 415  
 Schneider, Major 386  
 Schoen, Baron Wilhelm Eduard 85, 97, 99, 134  
 Schönburg-Waldenburg, Fürst 380  
 Scholtz, General von 296, 298, 300, 305 f., 308 f., 316, 319  
 Schopenhauer, Arthur 39, 57  
 Schwarzes Meer 153, 155, 165, 170, 172, 174  
 Sedan 36 f., 39, 131, 140, 196, 257, 266, 268 f., 278, 301, 330, 360, 362 f., 366, 368, 376, 381f., 384, 424, 428, 440  
 Seely, Oberst John 103  
 Seine 275, 382, 392 f., 400f., 410f., 418, 424 f., 432, 434, 442, 445  
 Seline 402  
 Selliers de Moranville, General de 120, 180t  
 Sembat, Sozialist 403  
 Senlis 422, 428, 445  
 Serbien 79, 94, 104, 106, 113, 139f., 153, 202, 313  
 Serbien, Kronprinz von 9  
 Shaw, George Bernard 328, 330  
 Siam, Prinz von 9  
 - Sidi Brahim, La-, Kriegslied 383f.  
 Simon, Sir John 107, 127  
 Sirelius, General 322  
 Skodawerke 177 f., 205  
 Smith, E. E. (Lord Birkenhead) 407  
 Smith-Dorrien, General Sir Horace 236f., 264, 270f., 274, 373-378, 390  
 Snow, General 375 f., 390  
 Soignies 259, 262-265, 329  
 Soissons 333, 437  
 Soldau 305  
 Somme 372f., 385, 423  
 Sordet, General 188; 202 f., 234, 236, 266 f., 372, 376, 423  
 Souchon, Admiral Wilhelm 151, 156f., 160-166, 168-170, 173  
 Sozialismus in Deutschland 82  
 Spears, Leutnant 227, 235, 245, 273 f.  
 Spee, Admiral Graf von 133, 344, 349  
 Spring-Rice, Sir Cecil 351, 356  
 Staab, General von 89, 92  
 Stallupönen 290f.  
 Stein, General von 229, 231 f., 299-301, 382  
 St.-Quentin 34, 372-374, 377, 379, 385 f., 390, 395 f., 398-400, 402, 410, 419, 437  
 Stolypin, russischer Ministerpräsident 68  
 Strassburg 37, 200  
 Stumm, Wilhelm von 113, 135  
 Suchomlinow, Wladimir 69-72, 280f., 287 f., 313  
 Sudermann, Hermann 338  
 Sultan Osman, türkisches Schlachtschiff 154  
 Taft, William Howard 353  
 Talaat Bey 152, 173  
 Tamines 242, 262, 277, 331  
 Tanant, Oberst 406  
 Tannenberg 74, 295, 302, 306, 319, 324-326, 405, 407, 424  
 Tappen, Oberst 229, 231, 250, 310f., 382 f., 441  
 Taut, Oberst 363  
 Temps, Le, Paris 202  
 Thann 245  
 Theron, Major 399  
 Thion ville 34, 195, 253, 311  
 Times, The, London 7 f., 53, 66, 108, 159, 192, 194, 278, 407f.  
 Tintigny 256, 258  
 Tirpitz, Grossadmiral von 12, 60, 86, 92f., 118, 122, 133, 141, 143, 156, 161, 165, 345 f., 348, 357 t  
 Tirpitz, Wolf 357  
 Toul 37, 85, 195, 249f., 371, 382f., 417  
 Tournon 402  
 Treitschke, Heinrich von 13, 17, 29  
 Tribune, New York 336  
 Troisième Bureau 41, 197 f.  
 Troisvierges, Luxemburg 91, 108  
 Troughbridge, Admiral Sir Ernest 159, 166 f., 169, 174  
 Trouée de Charmes 249 f., 383 f.  
 Tschinowniki (Bürokratie) 68  
 Tsia-tao, Prinz 9  
 Tsushima 67, 342  
 Türkei 110, 143, 151-156, 159, 165, 168-174  
 U15 343  
 Ulflingen siehe Troisvierges Unterwasserkrieg 88, 351, 357 f.  
 Usdau 308, 316, 318  
 Valenciennes 37, 57, 437  
 Verdun 37, 42, 57, 85, 195, 253, 2571, 360, 371, 395 f., 418, 424-426, 452



Verhaeren, Emile 327  
 Viktoria, Kaiserin von Deutschland 252, 311  
 Viktoria, Königin von England 10f., Ill, 143  
 Villers-Cotterêts 420  
 Virton 253, 256 t  
 Visé 135, 183f., 331f.  
 Vitry-le-François 197, 224f., 234, 382, 401  
 Viviani, René 94-99, 134, 139, 145,  
 368-370, 393, 413  
 Vogesen 37 f., 60, 199 f., 230, 269, 372, 379  
  
 Wake, Major Sir Hereward 219  
 Waldeck-Pyrmont, Grossherzog von 9  
 Waldersee, General Graf von 84, 289, 296,  
 2981, 302  
 Wangenheim, Baron 155, 170-172  
 Warrior, Kreuzer 166f.  
 Warsage 182, 184  
 Waterloo 28, 111, 263, 274  
 Watteau, Leutnant 432  
 Weichsel 74, 285, 288, 294, 296, 299, 305 f.,  
 315, 318, 411  
 Wellington, Herzog von 25, 111, 210, 274  
 Wells, H.G. 329, 340  
 Westminster Gazette 215  
 Wetterlé Abbé 332  
 Weymouth, leichter Kreuzer 168  
 Whitlock, Brand 135, 138, 332, 335  
 Wien 25, 104, 296  
 Wiener Kongress 25  
 Wilhelm I., deutscher Kaiser 15, 39, 42, 140  
 Wilhelm II., deutscher Kaiser 7-9, 11-19,  
 29 f., 32, 37, 44, 52 f., 60, 68, 70f., 74, 79,  
 81f., 84, 87-91, 961, 102, 107, 112,  
 Wilhelm IL (Forts.)  
 116-119, 123, 131-134, 140, 143, 152f.,  
 156, 176, 178, 180, 182 f., 193, 229, 252,  
 259, 280, 300f., 311, 329, 333, 338, 342,  
 345-348, 357, 381, 391, 417, 429, 440 f.  
 Wilhelm, deutscher Kronprinz 16, 133, 135,  
 143, 252f., 256, 258 f., 281, 329, 333, 418,  
 420, 440, 452  
 Willenberg 322f.  
 Wilson, Präsident Woodrow 193, 338, 353-  
 356, 358  
 Wilson, Admiral Sir Arthur 59f.  
 Wilson, General Henry Hughes 55-63, 106,  
 147, 180, 208 f., 212, 2141, 217-219, 224,  
 233, 235, 247, 260, 263 f., 271, 273, 275,  
 277, 281, 372, 375, 379, 387, 391, 397 f.,  
 412f., 431, 446-449, 4541  
 Winterfeld, Major 119  
 Witte, General de 204f.  
 Witte, Graf Sergej 67f., 326  
 Wladimir Alexandrowitsch, Grossfürst 68 f.  
 Wood, Sir Evelyn 20  
 Wright, Hauptmann 272  
 Württemberg, Herzog von 9, 253, 258, 362,  
 382, 384, 417  
 Wussow, General von 186  
  
 Yuan Shi-kai, chinesischer Präsident 289  
 Ypern 460  
  
 Zabernaffäre 38  
 Zeppelin 187, 192, 356  
 Zimmermann, Arthur 86, 113  
 Zöllner, Major 231

**Die Autobiographie einer außergewöhnlichen Frau unserer Zeit**

**Sie machte Geschichte in einer von Männern dominierten Gesellschaft.**



**400 Seiten / Leinen**

**«Jehan Sadat ist eine reichbegabte Frau: Sie ist intelligent, couragiert und zutiefst menschlich. Ihr Leben lang – durch Triumphe und Tragödien – ließ sie andere Menschen an diesen Gaben teilhaben.»**

**Henry Kissinger**